Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

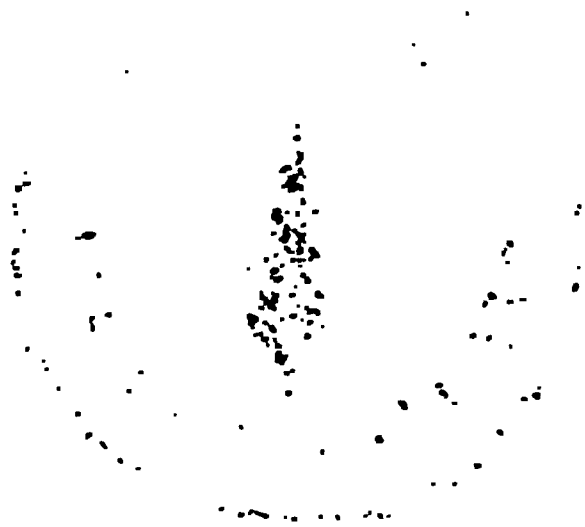
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.

R6577



Die letzten Adepten.

Roman

von

Julius Seidlitz.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Was würden unſere guten Wiener für ein verwundert Geſicht machen, wenn eines ſchönen Morgens plötzlich wieder das alte Wien, wie es vor achtzig Jahren geweſen, daſtünde. Wie würden ſie ganz ängſtlich manchen Durchgang, manche Gaſſe, vor allem aber die jetzigen großen, ſchönen, freien Plätze ſuchen. Und davon will ich noch gar nicht reden, daß die gegenwärtige Generation mit ganz ſchmerzvoll verzogenem Geſichte auf dem Pflaſter des alten Wiens daherhüpfen würde, als wenn ſie auf Nägel treten müßte, ja in manchen Gaſſen würde man ſich ſogar ſcheuen, knapp an den Häuſern zu gehen, denn hie und da ſcheinen die freilich ſchon altersſchwachen Erker wie ſchläfrig ſich herabzuneigen, und wer will dafür ſtehen, daß die morſchen Unterlagen nicht lebensmüde zuſammenbrechen. Deswegen lieber hübſch zur Wahrung und Sicherheit des koſtbaren Lebens in der Mitte der Straße gegangen, wenn auch hie und da ein Häuflein Miſt und Kehricht oder anderer Unrath liegt — ewig bleibt es ja nicht liegen, am Samſtage wird in der ganzen Stadt gefegt und wozu haben die bürgerlichen Schuhe denn die hohen Stöckel, als daß man durch das kleine Ungemach der Straße *trockenen Fußes wandere*!

Ja, das alte Wien — vor achtzig Jahren gerade begann mit der Straßenbeleuchtung, die kurz vorher wieder verbessert worden war, auch noch manch anderes Lichtlein aufgesteckt zu werden; lieber Gott, daß seit der Zeit hie und da eins und das andere bis auf den letzten Putzen ausgebrannt ist, — es geht schon nicht anders, all' Ding auf dieser Welt hat einmal ein Ende, und wenn's das beste wäre.

Zur Zeit, da unsere Geschichte beginnt, war zwar schon Vieles für die Verschönerung der inneren Stadt geschehen, aber auf dem Stephansplatze sah es gar nicht aus, wie man es heute sich vorstellen möchte.

Denn wer kann es sich auch denken, daß damals der wundervolle Dom noch nicht so frei nach allen Seiten wie heute stand und eine Reihe Häuser, zum großen Theile zwar niedrig und unansehnlich und meist zu Verkaufsgewölben benützt, das herrliche Gotteshaus wie ein großer Reif von allen Seiten umgab. Die Häuserreihe begrenzte einen freien Zwischenraum und dieser Platz, bis noch vor ganz kurzer Zeit im Munde des Volkes »Stephansfreidhof,« wegen des einst da bestandenen Kirchhofes genannt, war von den andern Nebengassen durch vier Thore abgesperrt.

Als ob die stillen Insassen, die einst da unten sechs Schuh tief begraben worden waren, keine Gemeinschaft haben wollten mit den Lebendigen rings herum!

In einem der erwähnten kleinen Häuser wohnte der Wächter des Stephansfreidhofes und in seiner Stube, deren kleine mit Eisen vergitterte Fenster auf den Freidhof hinausgingen, beginnt unsere Erzählung.

Ein Mann, nahe am Greisenalter, mit auffallend wenig Haaren, die unter einem kleinen schmutzigen Sammtkäppchen, das einst schwarz gewesen sein mochte, sich hervorstah-

len, ſaß zuſammengebeugt in einem Lehnſtuhle bei dem Tiſche und hatte den Kopf wie nachdenkend in die hohle Hand geſtützt. Auf den eingefallenen Zügen des Geſichtes lag es wie tiefe Erſchlaffung, die Augenlider verdeckten den Blick und nur die eine Hand, welche krampfhaft geballt auf dem Tiſche lag und manchmal wie unbewußt zuckte, verrieth die innerliche Aufregung, den Sturm der Gedanken in der Seele des ſonſt unbeweglich daſitzenden Mannes.

Die Flamme in der Blechlampe auf dem Tiſche mochte ſchon lange brennen, denn ſie begann wie erſterbend zu flackern — es war ſo ſtill in der Stube, daß man das Holz im großen braunen Kachelofen verlöſchend kniſtern hörte, nur manchmal ſchlug es wie ſtarkes Schneewehen an die Scheiben und von Zeit zu Zeit heulte ein Windſtoß im Rauchfang, als wäre es der ächzende Jammerton einer verlorenen Seele.

Endlich ſchnurrten die Gewichte an der hölzernen Uhr im Nebenzimmer, die Schläge des Hammers brachten aber nur einen heiſern Ton wie von einer zerſprungenen Glasglocke hervor — doch mußten ſie hell genug geweſen ſein, denn der Wächter fuhr gleich nach dem erſten raſch in ſeinem Lehnſtuhl auf.

Jetzt ſchlug er auch die Augen auf — ſie machten einen entſetzlichen Eindruck!

Man ſah nichts als zwei große ſchwarze glühende Augäpfel, welche den ganzen Raum auszufüllen ſchienen, ſo daß man nur in den Winkeln wie verſtohlen einen kleinen weißen Punct bemerkte. Dabei ſtarrten dieſe funkelnden Kohlen wie vergiftende Blicke unbeweglich auf einen Punct und erſchienen dadurch, daß der Mann erwartungsvoll die Augenlider *aufgeriſſen hatte, noch größer* und brennender.

Er ſchien den Schlägen der Uhr zu horchen und bewegte leiſe die Lippen, als ob er nachzählte.

»Zwölf Uhr!« ſagte er endlich vor ſich hin, »ſchon ſo ſpät und der Mann wollte doch früher kommen!«

Er hatte langſam wieder die Augen halb geſchloſſen und ſank wie mechaniſch in den Lehnſtuhl zurück, wo er abermals in ſein früheres Brüten verfiel. Die Lampe auf dem Tiſche, welche jetzt plötzlich mit leiſem Ziſchen verloſch, riß ihn aus ſeinen Träumereien, er ſtand haſtig auf und füllte neues Oel ein, ſo daß die Flamme bald wieder heller und friſcher als früher brannte.

Mit verſchränkten Armen blieb er dann vor dem Tiſche ſtehen und ſah mit einem unbeſchreibbaren Ausdruck von Spott in die Flamme, die gelbbraun hoch hinauf leckte.

»Das dumme Licht weiß, daß es heute noch etwas zu ſehen bekommt, und freut ſich darauf. Es iſt, als ob Leben in den gelben Zungen wäre und ſie ſprechen wollten. Hab's oft bemerkt, daß die Lichter bei den Todten ganz verſchieden leuchten, mag aber nichts davon weiter ſagen. Die Welt da draußen wird ja ohnehin jeden Tag klüger — jetzt nennt man's aufgeklärter — und wer würde mir da glauben, wenn der alte Martin — ſie halten mich ja ohnedem für verrückt!« rief er bitter aus — »ihnen von dem Unterſchiede der rothen und blauen, der gelben und weißen Flamme erzählte!«

In dieſem Augenblicke wurde an der Glocke gezogen — mit einem Sprunge war der Alte bei der Thüre der Stube und riß einen Schlüſſelbund, der an dem Thürpfoſten hing, herab. Ohne etwas umzunehmen, eilte er zum Hauſe hinaus und gegen das Meßnerthor hin, welches ſich an der Seite des heutigen Biſchofshofes gegen die Biſchofsgaſſe zu befand.

Die Thorflügel öffneten ſich und zwei Männer trugen einen Sarg herein, dem ſchwankenden Schrittes eine Frau folgte.

»Mach' raſch!« ſagte der eine Mann im Vorbeiſchreiten haſtig und leiſe zu Martin — dieſer beeilte ſich das Thor zu ſchließen und war gleich wieder an der Seite desjenigen Trägers, welcher ſoeben zu ihm geſprochen hatte.

Je näher der Sarg aber der Todtencapelle der Stephanskirche kam, deſto heftiger ſchien der Schmerz die hinter demſelben einherſchreitende Frau zu ergreifen, mit Mühe nur ſchleppte ſie ſich vorwärts und die beiden Träger, denen Martin wegweiſend voranging, hatten kaum den Leichnam in der Capelle niedergeſtellt, als ſie laut weinend neben dem Sarge niederſtürzte.

»Meines Lebens Troſt! meines Alters Stütze! Du einziges Band, das mich noch an dieſe Welt knüpfte!« rief ſie in herzzerreißendem Klageton und warf ſich auf den Sarg hin, ihn mit beiden Armen umfaſſend; »ich ſoll leben, wenn Du mir genommen biſt!«

Der andere Träger, welcher bisher noch nichts geſprochen hatte, beugte ſich wie theilnehmend zu ihr nieder und verſuchte es, ſie aufzuheben.

Sie ſchüttelte heftig den Kopf und klammerte ſich nur um ſo feſter an den Sarg.

»Denk' Sie doch chriſtlich, Frau Haimon,« ſprach der Mann, »und tröſte Sie ſich. Den Todten machen eure Thränen nicht lebendig. Ihr ſeyd immer fromm und gottesfürchtig geweſen, ergebt Euch in euer Geſchick.«

»Haſt Du Kinder!« ſagte die Frau ſich plötzlich aufrichtend, »*gewiß nicht — und am allerwenigſten einen einzigen Sohn und ſolch ein Kind!* — und ſo ſchnell, ſo raſch!«

fuhr ſie nach einigen Augenblicken fort, »der Tod hatte ja kaum Zeit genug, dieſes blühende Leben in ſo wenig Stunden zu vernichten!«

»Ich hab' Euch ſchon geſagt, Frau,« fiel ihr der erſte Träger mit ſtrengem Ton ins Wort; »euer Sohn hat den Keim der Krankheit von der Reiſe ſchon mitgebracht.«

»O dieſe unglückliche Reiſe! und warſt Du es nicht, der ihn dazu bewog?« fuhr die Frau mit einem Ausdrucke der Bitterkeit fort, in welche ſich ein Ton anklagenden Mißtrauens miſchte, »Du! der, weiß es Gott zu welchem Geſchäfte, mein armes Kind auserſehen hatte und zum Lohn goldene Berge verſprach. — Wo ſind jetzt die goldenen Berge? iſt vielleicht der kleine Hügel, der ſich bald über ihm erheben wird, ein ſolcher?«

Martin, welcher bis jetzt ſich mit dem Herrichten und Anzünden einer Lampe beſchäftigt hatte, die er nun zu Häupten des Sarges ſtellte, wandte bei dieſen Worten den Kopf und konnte bei dem Anblicke der Wehklagenden eine innere Bewegung nicht unterdrücken. Er ſtierte die Frau mit ſeinen großen dunkeln, unheimlichen Blicken geſpenſtig an.

»Ja, Frau,« ſagte er endlich langſam und mit einem unverkennbaren Ausdrucke von Mitgefühl, »ſo ein kleiner Hügel iſt in der That ein goldener Berg — wer darunter liegt, iſt aller Sorgen ledig.«

— — — Es entſtand einige Augenblicke eine lautloſe Stille, man hörte nichts als das Pfeifen des Windes um die Giebel des Rieſendomes, das ſtille Weinen der in Schmerz aufgelöſten Mutter und das raſche Reiben der Hände, womit der zweite Träger, bisher ein faſt ganz unbetheiligter Zuſeher der Scene, ſich die Kälte zu vertreiben ſuchte. Sein

Gefährte dagegen hatte dem Wächter einen Wink gegeben, und Beide verließen nun, unbemerkt von der am Sarge ihres Kindes Betenden, die Capelle.

Martin der Wächter winkte mit der Hand auf sein Haus, als wollte er den Fremden einladen, dorthin zu kommen, dieser aber blieb einige Schritte von der Capelle mitten im Schnee stehen.

»Wir haben nicht lange zu reden,« sagte er zum Alten, »die Hauptsache weißt Du, den Todtenzettel gebe ich Dir hier, nun ist es deine Sache, das Weitere bald abzufertigen. Mit dem geistlichen Herrn bei Euch hier habe ich schon gesprochen, er weiß es bereits, daß der Bursche an einer fremdartigen Krankheit, so eine Art Pest, gestorben ist und wird sich beeilen, bald aus der Nähe der gefährlichen Leiche zu kommen.«

Martin schlug bei diesen Worten den Deckel seiner Schnupftabaksdose laut klappend zu, und murmelte etwas zwischen den Zähnen, das der Andere wol nicht verstehen konnte, das ihn aber doch aufmerksam genug gemacht hatte, um den Alten über die Ursache seines plötzlichen Unmuthes zu fragen.

»Mir schießt manchmal so was Dummes durch den Kopf,« antwortete Martin mürrisch; wer aber in diesem Augenblicke sein Gesicht, auf welches ein gedämpfter matter Lichtstreif von der Lampe aus der Capelle her fiel, beobachtet hätte, würde an dem hastig wechselnden Spiele seiner Mienen, an den starrblickenden Augen und den fest aufeinander gedrückten Lippen leicht erkannt haben, daß in der Seele dieses Menschen wilde Gedanken durcheinander stürmten.

Dem Fremden aber, welcher wie ungeduldig horchend den Kopf wieder der Capelle zugewendet hatte, entging diese

Bewegung des Todtengräbers und als er nach einem Augenblicke den erneuten Wunsch ausdrückte, die Scene in der Capelle bald beendigt zu sehen, warf der Alte ganz gleichmüthig die Bemerkung hin: »Laßt noch das Weib ein paar Vater Unser beten, bei armen Leuten ist das das Meiste, was sie ihren Todten in die andere Welt mitgeben können!«

»Es hat aber Eile, die Leiche darf nicht lange hier bleiben,« sagte der andere ungeduldig; »diese Krankheit wirkt nach dem Tode noch gefährlich,« setzte er hinzu.

»Er mag Recht haben, Herr,« bemerkte Martin, indem er ganz langsam eine Prise nahm; »es gibt Todte, die im Grabe noch gefährlich sein können.«

»Wie meint Er das? — Er wird doch nicht?« — fuhr der Fremde hastig und unvorsichtig heraus.

In diesem Augenblicke tönte es wie ein unterdrückter Schrei von der Capelle her, hastig wendeten sich die beiden Männer dahin und sahen, als sie über die Schwelle traten, die unglückliche Mutter ringend mit dem zweiten Träger, welcher sie mit Gewalt von dem Sarge fortzudrängen versuchte. Der Fremde, welcher bisher mit Martin gesprochen hatte, eilte sogleich mit dem Rufe: »Sie ist wahnsinnig geworden!« seinem Gefährten zu Hilfe, das Weib aber riß sich mit übermenschlicher Kraft von beiden los und stürzte, als wollte sie bei ihm Hilfe suchen, auf Martin zu.

Dieser war langsam auf die andere Seite des Sarges hingeschritten. Die Flamme der Todtenlampe beleuchtete vom Boden herauf wie mit magischem Halbdunkel sein Antlitz, die großen Augen ruhten gespenstig auf dem unglückseligen Weibe, während die Züge des eingetrockneten Antlitzes einen *Ausdruck unaussprechlicher* Bitterkeit annahmen.

»*Helfe Er uns* die Wahnsinnige bändigen!« riefen

ihm die beiden Männer zu, als ſie das Weib auf ihn zueilen ſahen.

In dieſem Augenblicke ſtand die Flüchtende nur noch einen Schritt von ihm, gerade ſo, als ob ſie ſich in ſeine Arme werfen wollte — da blieb ſie plötzlich wie eingewurzelt im Boden ſtehen, ſtarrte athemlos in das von der flackernden Flamme des Todtenlichtes geiſterhaft beleuchtete Antlitz und ſank mit einem herzzerreißenden Schrei zu Boden.

Jetzt ſprangen die beiden fremden Männer raſch hinzu, hoben die Halbbewußtloſe von den kalten froſtigen Steinplatten auf und trugen ſie mehr, als ſie ſie führten, zur Capelle hinaus. Ihr leiſes Wimmern verhallte, je weiter ſich die beiden Männer über den ſchneebedeckten Platz mit ihr entfernten; jetzt waren ſie bei dem Thore, es war noch angelehnt von früher, als Martin ihnen aufgemacht hatte — eine Minute nachher und ſie befanden ſich auf der freien, öden, menſchenleeren Straße, wo ein Wagen ihrer zu harren ſchien.

II.

Martin hatte, wie feſtgebannt auf ſeinem Platze, das Ereigniß der letzten Minute angeſehen. Eine höhere Gewalt ſchien ihn gefeſſelt zu haben, daß er dem Weibe nicht Hilfe leiſtete, ſie nicht aus den Händen der beiden Männer befreite. Erſt der kalte Nachtwind, der die feinen Schneeflocken bis in die Capelle trug und die Platten des Fußbodens bis zum Sarge hin wie mit dichtem Reif bedeckte, brachte ihn nach und nach zu ſich.

„*Wenn ich nicht geträumt* habe,“ ſagte er dumpf zu

ſich ſelbſt und fuhr wie erinnernd ſich mit der Hand über die Stirn, »und wenn es nicht der böſe Feind war, der gekommen iſt, um mich einmal in meinen alten Tagen in Verſuchung zu führen, ſo kann es Niemand anders als die arme Anne ſelbſt geweſen ſein! Und ſie war es ja auch,« fuhr er nach einem augenblicklichen Nachdenken heftig auf, »warum ſonſt dieſer Schrei, warum dieſes Entſetzen, warum dieſes Schwinden aller Sinne, als ſie mich erblickte? — Achtzehn Jahre vorbei, und die Herzensaugen ſind noch nicht ſchwächer geworden und erkennen die alte Geſtalt doch wieder!«

Der alte Mann ſchlug die Hände vor das Geſicht und athmete ſchwer wie aus tiefer gedrückter Bruſt.

»Ruhig, alter Wurm!« murmelte er vor ſich hin und preßte die Hand auf das Herz; »was nagſt Du ſchon am lebendigen Leibe, kannſt Du nicht warten wie deine Vettern hier in der Erde, die erſt zum Schmaus kommen, wenn der Leichenbraten ein paar Tage da unten ausgekühlt iſt? Es dauert ja bei mir auch nicht mehr ſo lang, dann wird der Vorhang von meinem Leben zugezogen, und ich ſchlafe die ewig lange Nacht!«

»Et lux aeterna ei lucet!« klang es jetzt hinter ihm, und wie der alte Mann ſich überraſcht und erſchrocken umſah, woher dieſe Worte gekommen, blickte er in die ſanften Züge eines jungen Geiſtlichen, welcher unbemerkt von ihm in die Capelle getreten war.

»Hochwürden! — ſo ſpät!« ſtammelte Martin.

»Es iſt nie ſpät, wenn es ſich darum handelt, ſeine Pflicht zu erfüllen, ſo wie es nie zu ſpät iſt,« fügte der *Geiſtliche langſam* und feierlich hinzu, »auf dem Wege Gottes, *der jener des* Heiles und des Friedens iſt, zu wandeln.«

Martin ſtand ſprachlos vor dem jungen Prieſter und verdeckte ſein Geſicht mit beiden Händen. Die ernſtmilden, mahnenden Worte, die er ſo eben gehört, ſchienen ſich tief in ſein Inneres einzugraben, er neigte mehrmals das Haupt, als wollte er dies Alles bekräftigen, ließ die Hände langſam von ſeinem Antlitz herabſinken und ſchlug endlich wie büßend mit der einen Hand an die Bruſt.

Der Geiſtliche betrachtete ihn einige Augenblicke, ohne ein Wort zu ſprechen, und unterbrach dann das Stillſchweigen mit der Frage: »Weß iſt die Leiche, die man ſo ſpät noch gebracht hat, und warum ſo ſpät?«

Martin reichte ihm den Todtenſchein und ſetzte dann ſcheu hinzu: »Er ſoll an einer böſen Krankheit geſtorben ſein.«

Der Geiſtliche las den Todtenſchein und ſchüttelte wie in Zweifeln das Haupt.

»Böſe Krankheit!« ſagte er, »und glaubſt Du ſelbſt daran, Martin?«

Keine Antwort erfolgte. Der Geiſtliche wiederholte nochmals ſeine Frage, ohne auch jetzt eine Antwort zu erhalten, aber ſein Auge, das feſt auf dem Geſichte des Alten ruhte, bemerkte nur zu bald, daß dieſer ſeinem Blicke auszuweichen ſtrebte. Es lag eine Angſt in ſeinen Zügen, die er nicht bemeiſtern konnte, und umſonſt verſuchte er es, das Auge aufzuſchlagen und den ernſten ſtrafenden Blick des Geiſtlichen auszuhalten.

In dieſem Augenblicke wurde wieder an der Glocke des Thores gezogen. Der helle Ton drang durch die Stille der Nacht bis in die Capelle und beide Männer wurden aufmerkſam. *Der Geiſtliche bemerkte,* daß Martin heftig erſchrak, *und trat ihm, als er zum* Thore eilen wollte, entgegen.

»Du bleibst!« rief er. »Wer kann so spät noch kommen, wer will nach Mitternacht noch die heilige Ruhe der Kirche stören? — Wo ist dein Schlüssel zu diesem Thore? ich will selbst öffnen!«

Martin zögerte.

»Es war vielleicht ein Nachtschwärmer, der aus Muthwillen an der Glocke zog,« sagte er ausweichend.

»Selbst der Muthwille der Trunkenen scheut die heilige Nähe der Kirche,« antwortete voll Würde der Priester.

Jetzt wurde neuerdings und heftiger an der Glocke gezogen. Halb mechanisch nahm Martin die Schlüssel von einer kleinen Betbank der Capelle, wohin er sie gelegt hatte, und überreichte sie dem Geistlichen. Dieser eilte hastig aus der Capelle, und mit geisterbleichem Antlitz folgte Martin jedem seiner Schritte. Er horchte — jetzt hörte er nicht mehr das Knistern des Schnees unter den Fußtritten — jetzt schob sich der Riegel des schweren Schlosses zurück — das Thor knarrte in seinen Angeln — es schwindelte Martin, er wollte sich mit der einen Hand auf den Sarg aufstützen, und fuhr zurück, als wenn er auf glühendes Eisen gegriffen hätte.

Der Priester hatte indeß das Thor halb geöffnet und noch kein Wort gesprochen, als schon ein Mann in einen Mantel gehüllt hastig hereinstürzte, und ohne den Oeffnenden genau anzusehen, halblaut und angelegentlich fragte: »Nun, wie steht es?« In diesem Augenblicke erkannte er seinen Irrthum in der Person, mit welcher er sprach und wollte zurückspringen, der junge Priester hatte aber, als der Fremde kaum eingetreten war, auch schon den schweren Thorflügel *wieder zufallen* lassen.

»*Ihr kommt noch zurecht, Herr*,« sagte er, »der Todte ist *noch nicht eingesegnet*.«

Der Fremde ſchritt, ohne ein Wort zu ſprechen, neben dem Geiſtlichen bis in die Capelle. Ein raſches Wechſeln der Blicke mit Martin hatte ihm bald gezeigt, wer die eigentliche Urſache der Verzögerung, und ein zweiter Wink jenen zur Vorſicht ermahnt.

»Und wann glauben Sie wohl, ehrwürdiger Herr,« fragte der Fremde wieder, »wird das Begräbniß ſtattfinden können?«

»Nicht eher,« lautete die feſte Antwort, »als bis der Facultät die Anzeige dieſes merkwürdigen Krankheitsfalles gemacht worden iſt, und dieſe ſich dann ausgeſprochen hat, ob die Leiche nicht in die Anatomie geſchafft werden ſoll.«

»Das wird die Familie des Verſtorbenen niemals zugeben!« rief der Fremde eifrig aus. »In die Anatomie! Wie einen Hingerichteten! Wo doch die Familie eine ſo angeſehene iſt! Nein, ehrwürdiger Herr, das geſchieht nicht!«

Der Geiſtliche zuckte gleichmüthig mit den Achſeln, als wollte er dem Fremden bedeuten, daß alle Mühe und alles Zureden vergebens ſein würden. Dieſer ſchien aber ſelbſt etwas Aehnliches zu vermuthen und änderte nach einem Blicke des Einverſtändniſſes mit Martin ſein ganzes Benehmen. Statt nämlich, wie der Geiſtliche erwartet hatte, neuerdings auf ein möglichſt raſches Begräbniß zu dringen, ſprach er vielmehr den Wunſch aus, daß dieſer traurige Act doch lieber für den nächſten Tag verſchoben bleiben möge, indem auch die Mutter des Todten dieſelbe Bitte geäußert, von dem Arzte ihr aber abgeſchlagen worden ſei. Deswegen habe er auch, verſicherte er klug einlenkend, gleich bei dem Eintritte in den Stephansfreidhof, wo er meinte mit Martin zu ſprechen, *gefragt: »wie es ſtehe?«* und er ſchätze ſich jetzt glücklich, *in dem ehrwürdigen Herrn* einen Vertreter und Ver-

theidiger ſeines Wunſches zu finden, den er bei dem Alten allein nicht ſo leicht durchzuſetzen erwarten konnte.

Der Prieſter hörte ernſt und ruhig zu und antwortete mit keiner Sylbe. Ueber Martins Geſicht zog es wieder wie jener höhniſche Strahl von Bosheit, der manchmal wie ein Blitz in dieſen Zügen aufleuchtete, und dann die dämoniſchen Linien des ſtarren Antlitzes nur noch greller hervortreten ließ.

»Schließt mir wieder das Thor auf,« wandte ſich der Fremde jetzt zu Martin, »ich will nach Hauſe und der armen Mutter die Verſicherung bringen, daß der letzte Troſt, den Sarg ihres Kindes ſelbſt in die Gruft bringen zu ſehen, ihr für morgen vorbehalten iſt. — Ihnen perſönlich, ehrwürdiger Herr,« ſetzte er mit einer leichten Verbeugung gegen den Geiſtlichen hinzu, »bin ich ſehr dankbar, denn ich fühle es zu tief, daß nur Ihr frommes Dazwiſchenkommen die voreilige, von dem Arzte anbefohlene Beerdigung verhindert hat.«

Der junge Geiſtliche dankte mit einer leichten Kopfbewegung. In dem Augenblicke aber, als Martin ſeinen Platz verließ, um der Aufforderung des Fremden Genüge zu leiſten, ſtreckte er ihm befehlend den Arm entgegen und trat zwiſchen ihn und den Fremden.

»Du bleibſt hier,« ſagte er, und mit einer ruhigen Handbewegung auf den Ausgang der Capelle zeigend, ſprach er höflich zum Fremden: »Iſt es gefällig?«

Dieſer verbeugte ſich und ſchritt voran aus der Capelle.

»Verflucht!« murmelte er für ſich zwiſchen den Zähnen, als er über den Stephansfreidhof ging, »dieſer junge Geiſtliche hat den Teufel im Leibe. Merkt er etwas? Oder ahnt er nur das Mindeſte? — Und ich habe Martin nicht einmal von Allem unterrichtet!«

Mit einer leichten Verbeugung öffnete jetzt der Geistliche das Thor, und eine Minute darauf ſtand der Fremde auf der Straße, wo er ſich vorſichtig nach allen Seiten umſah.

Es war Todtenſtille rings herum. Die wenigen Oellampen, welche damals die Straßenbeleuchtung bildeten, waren jetzt ſo ſpät nach Mitternacht ſchon zum größten Theile ausgelöſcht, und nur an den Mündungen der verſchiedenen Gaſſen ſchwebte wie ein einſames Irrlicht die erlöſchende Flamme in einer Laterne an den Eckhäuſern.

Der Fremde wickelte ſich feſter in ſeinen Mantel und ging langſam gegen die Kärntnerſtraße zu. — »Mir bleibt jetzt nichts übrig,« ſprach er zu ſich ſelbſt, »als den Plan für mißlungen anzuſehen und Wien ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen. Bis Früh iſt Alles verrathen, bis Mittag die ganze Polizei hinter mir her, und ich habe nicht Luſt, dem gaffenden Volke auf dem hohen Markt ein unentgeltliches Schauſpiel zu verſchaffen.«

Er war während dieſes Selbſtgeſpräches bis zum Gaſthauſe zum wilden Mann gekommen, und zog heftig an der Hausglocke. Es dauerte nicht lange, ſo öffnete ein Hausknecht, eine große weiß und roth geſtreifte Schlafhaube auf dem Kopfe und einen ungariſchen Schafpelz über dem Hemde, das Thor, und hielt dem Eintretenden die nicht ſehr blanke Laterne, worin ein Stümpfchen Talglicht brannte, knapp vor das Geſicht. Sogleich ſenkte ſich aber wieder die Laterne, der Hausknecht hatte den Paſſagier erkannt und holte jetzt vom Tiſche, der unter der Treppe ſtand, einen ſchweren Meſſingleuchter, zündete die Wachskerze darauf an und übergab ihn dem Fremden.

»*Gehorſame gute Nacht*, Euer Gnaden!« ſagte er

noch ſchläfrig, als Jener ſchon raſch die Treppe hinaufſtieg, und während er ſich auf ſein Feldbett neben dem Thore hinwarf, dachte er noch darüber nach, wie glücklich doch die reichen Leute wären, da ſie ſelbſt bis nach zwei Uhr in der Nacht nur ihren Luſtbarkeiten nachgehen könnten.

— — — Der Fremde war kaum in ſeinem Zimmer angekommen, als er, ohne ſich zu entkleiden, ſich an den Schreibtiſch ſetzte und einen Brief zu ſchreiben begann.

Derſelbe lautete:

»Mademoiſelle!

»Wenn Sie dieſen Brief erhalten, ſo befinde ich mich ſchon in Hamburg, alſo außerhalb Oeſterreich, wo ich nach dem Mißlingen unſeres letzten Planes nicht einen Tag mehr verweilen darf, ohne Ihre Intereſſen und auch meine Sicherheit auf das Höchſte zu gefährden. Ihr Jugendfreund, an welchen Sie mich wieſen, und gegen den das unbedingteſte Vertrauen zu haben Sie mir anempfahlen, hat Ihre und meine Erwartungen nicht erfüllt. Er iſt ein Schwärmer jener gefährlichen Sorte, die auf der Welt nur lauter Engel ſehen wollen, und es nicht begreifen können, daß das ganze Räderwerk, welches die Menſchheit in den verſchiedenſten Beziehungen zu einander bringt, nur aus großen und kleinen Intriguen beſteht. Zudem iſt der Unglückliche auch noch überſpannt tugendhaft geworden und nannte abſcheulichen Betrug, was doch die Stufe ſeines glänzendſten Glückes hätte werden können. Leider hatte ich, Ihrem Auftrage gemäß, ihn von Allem unterrichtet, und denken Sie mein Entſetzen, als er jede Hilfeleiſtung entſchieden und energiſch abſchlug. An ſeine Schweſter mich zu wenden wagte ich ſchon gar nicht, denn dieſes Mädchen, auf welches Sie ebenfalls ſo viel bau-

ten, ist eine empfindsame Person geworden, und trägt, wenn ich nicht irre, eine unglückliche Liebe im Herzen. Sie haben keinen Begriff von dieser Langweiligkeit, Mademoiselle. Die Mutter, die Frömmigkeit selbst, hätte ohnehin von dem Geschäfte nichts wissen dürfen — und so bin ich das erstemal in meinem Leben ein vollkommen verunglückter chargé d'affaires. Glücklicherweise ist es mir noch gelungen den jungen Menschen auf so lange stumm zu machen, bis ich aus dem Bereiche der hiesigen Gerichte bin. Ich bin übrigens überzeugt, daß Sie deswegen weder den Muth verlieren, noch ihre Freundschaft gegen mich vermindern werden, denn ein Geist wie der Ihrige, dem so unerschöpfliche Hilfsquellen zu Gebote stehen, ist auch unermeßlich an Nachsicht und Verzeihung. Letztere wird mir, wie ich hoffe, um so eher zu Theil werden, wenn ich Ihnen melde, daß die bewußten beiden Porträts sammt der Einfassung glücklich in meine Hände gefallen sind. Ich erwarte in Hamburg unter der bekannten Adresse Ihre weiteren Aufträge.«

Der Brief wurde, ohne unterschrieben zu sein, zusammengefaltet, gesiegelt und mit der Adresse: Madame la comtesse Frêle versehen. Ueber diesen Brief kam aber erst ein neuer Umschlag und dessen Adresse lautete: Madame Anne Englumau à Bordeaux, Rue de Paris.

Der Fremde hielt den Brief, nachdem er ihn gesiegelt hatte, einige Augenblicke nachdenkend in der Hand.

„Sie braucht nicht mehr zu wissen!“ sagte er endlich und stand mit einer raschen Bewegung auf.

III.

Während der Fremde im »wilden Mann« eine schlaflose Nacht voll der quälendsten Sorgen zubrachte, war die Todtencapelle auf dem Stephansfreidhofe der Schauplatz einer tragischen Begebenheit geworden.

Der junge Priester hatte hinter dem Fremden das Thor geschlossen, und eilte jetzt, wie von bangen Ahnungen getrieben, wieder der Capelle zu.

Welch' ein Bild zeigte sich ihm, als er dorthin kam!

In einem Winkel der Capelle kniete Martin, sein Antlitz war todtenbleich, seine Züge verzerrt, die Haare schienen sich auf seinem Kopfe zu sträuben, und die Augen, in denen alle Schrecken der Angst starrten, waren wie hervorquellend auf den Sarg gerichtet.

Bei dem leichten Geräusch, welches das Eintreten des Priesters verursacht hatte, schien er wie aus einer Erstarrung zu erwachen, und mit einem heiseren unarticulirten Schrei wies er mit der ausgestreckten Hand auf den Sarg hin.

»Was ist geschehen?« fragte der Priester, bei diesem Anblicke selbst von Entsetzen ergriffen.

Martin schien aber die Frage nicht zu verstehen; bebend wendete er den Kopf der Wand zu und deutete rückwärts mit beiden Händen nach dem Sarge.

»Unglücklicher, was ist Dir?« rief der Priester, trat hastig zu dem Knienden und versuchte ihn aufzuheben. Dieser aber, dessen ganzes Wesen umgewandelt schien, schauerte bei

der Berührung zusammen, und kraftlos sank er mit dem ganzen Oberleibe an die Wand. Er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm, es war nur ein heiseres Gurgeln, das er fast besinnungslos hervorbrachte, und der Priester unterschied mit Mühe, daß er nur die Worte: ora pro nobis! wiederholte.

»Was ist geschehen? was ist Dir?« wiederholte der Geistliche dringend, und versuchte mit aller Kraft den noch immer Knienden vom Boden aufzuheben. Jede Anstrengung war aber vergebens, der schwere Körper des alten Mannes entsank immer wieder seinen Armen und knickte wie kraftlos zusammen. Ein leiser Schauer durchbebte den Helfenden, der das Räthsel dieses Augenblickes nicht fassen konnte, — es mußte während der wenigen Augenblicke, als er sich entfernt hatte, etwas Entsetzliches sich zugetragen haben, denn Martin war sonst nicht der Mann, der so leicht und bei Kleinigkeiten zusammenschauderte, und jetzt lag er da auf dem kalten Steinboden, den Kopf an die feuchte Mauer gelehnt, fast ohne Bewegung und das Leben nur durch die tiefen, schweren, hohlen Athemzüge andeutend. Der Priester ahnte wohl, daß mit diesem nächtlichen Begräbniß ein Geheimniß verhüllt werden sollte — aber der Todtenschein war, so weit er in derlei Dinge eingeweiht war, in Ordnung, und in der Pfarre war noch am Abend davon gesprochen worden, daß für die Nacht eine stille, einfache Leiche angesagt sei. Was aber war geschehen? Alle diese Gedanken zogen zwar mit Blitzesschnelle durch seine Seele, aber vor Allem galt es, den alten Martin wieder ins Leben zurückzurufen.

Mit raschem Schritte eilte er eben aus der Capelle, um Hilfe für den Unglücklichen zu holen, — da tönte ein dum-

pfer halblauter Ton an ſein Ohr; überraſcht und erſchrocken blieb er ſtehen und wendete haſtig den Kopf zurück.

»Er ruft! er ruft!« ſchrie in dieſem Augenblicke Martin, den derſelbe dumpfe Ton plötzlich wunderbar belebt und wie elaſtiſch vom Boden emporgeſchnellt hatte, und der jetzt ſein Ohr an den Sarg legte.

»Was ſagſt Du?« rief der Geiſtliche, dem bei Martins Ausruf Alles klar zu werden ſchien, und ſtürzte zum Sarge hin.

— — — Jetzt tönte wieder derſelbe hohle Ton, aber etwas lauter — er wiederholte ſich — es war ein deutliches Klopfen — gleich darauf ein unterdrückter Schrei — alles aus dem Sarge.

»Jeſus, Maria, Joſeph! Martin, ſpring um eine Hacke!« waren die einzigen Worte, welche der Geiſtliche inſtinctmäßig ausſtoßen konnte, während auch er ſein Ohr an den Sarg legte und deutlich ſchnell aufeinanderfolgende tiefe Athemzüge, wie aus einer keuchenden Bruſt vernahm.

»Wer Ihr auch ſeid,« rief er in den Sarg, »wenn Ihr bei Sinnen, ſo betet ein Vater unſer, die Hilfe iſt nahe.«

Erwartungsvoll horchte er auf eine Antwort und begann dem Eingeſchloſſenen das Gebet des Herrn mit lauter Stimme vorzubeten — und ſein Herz hob ſich freudig, als er deutlich jeden Satz, wenn auch wie von einer ſchwachen Stimme wiederholen hörte.

Das Gebet war noch nicht zu Ende, als Martin ſchon mit einer blanken Axt in die Capelle ſtürzte, und wie von einer dämoniſchen Gewalt getrieben, das ſcharfe Eiſen in die Fuge zwiſchen Sarg und Deckel einſetzte, daß bei dem erſten Ruck gleich das ganze Holzwerk knarrend ſtöhnte. Der rieſige

Menſch, aus deſſen Antlitz noch nicht die Spuren der Ohnmacht und des Entſetzens gewichen waren, arbeitete mit einer wie von Wahnſinn angeſtachelten Gewalt, — einige Augenblicke und der Deckel war von allen Seiten ſo hoch gelüftet, daß die beiden Männer ihn jetzt mit leichter Mühe zur Seite legen konnten.

In dem Augenblicke, als ſich das Innere des Sarges zeigte, fuhr Martin erbleichend einen Schritt zurück. Er ſtierte die darinnen liegende Geſtalt an und ſchien die Stimme des Geiſtlichen nicht zu hören, welche ihn dringend zur Beihilfe rief.

Denn im Sarge lag, in ein Todtenhemd gekleidet, eine Jünglingsgeſtalt mit geſchloſſenen Augen, die Züge des jugendlichen Antlitzes etwas verzerrt, und die Finger der einen Hand wie im ſtarken Krampf zuſammengebogen.

»Unſere Hilfe iſt zu ſpät gekommen,« rief der Geiſtliche wehklagend aus, als er ſich über die unbewegliche Geſtalt beugte und keine Spur des Lebens entdeckte, — »wir haben zu lange gezögert, und im letzten Augenblicke hat ihn vielleicht die Freude über die plötzliche Rettung getödtet.«

Martin, welcher ſich indeß von ſeinem Schrecken erholt zu haben ſchien, näherte ſich jetzt dem Sarge, wenn auch zögernd und beinahe wie von einer unerklärlichen Scheu zurückgehalten, und das nicht zu unterdrückende, ſchwer zu bemeiſternde Spiel ſeiner Geſichtszüge zeigte deutlich, welchen ſtarken Kampf er in ſeinem Innern zu ringen habe. Auf den wehklagenden Ruf des Prieſters ſuchte er ſich aber ſo weit zu beherrſchen, daß er ſich auch ganz nahe über die Leiche niederbeugte und den Jüngling im Sarge einige Augenblicke ſehr aufmerkſam beobachtete.

Mit einer eigenthümlichen Haſt hob er endlich den Kopf

und ſagte raſch zu dem Geiſtlichen: »Mit dem da hat es noch gute Wege — der lebt, ſeht ihn nur genau an und Ihr werdet Euch ſelbſt überzeugen.«

»Du glaubſt alſo, daß es nur eine Ohnmacht iſt?« fragte freudig erregt der Prieſter.

»So etwas dergleichen, — denn ich habe mein Lebtag noch nicht geſehen, daß ein vollkommen Todter, ſo ein zarter Würmerbiſſen, mit den Wimpern gezuckt hätte. Die Todten, die ich bisher geſehen, haben ſich alle nicht mehr gerührt.«

Der Geiſtliche ſchien die letzten Worte ganz zu überhören, mit ſo geſpannter Aufmerkſamkeit ſchaute er in das Antlitz der vermeintlichen Leiche, und winkte noch ungeduldig Martin, der wieder ſprechen wollte, als ob jeder Laut die Ruhe des Ohnmächtigen ſtören könnte.

»Ja, ja!« rief er jetzt ſelbſt aus, »Du haſt Recht, die Augenlider bewegen ſich, aber ganz leiſe, faſt unmerklich, es iſt, als wenn der Tod ſeine Beute feſthalten wollte, — geh, lauf nach einem Arzt, hier iſt raſche Hilfe nothwendig, wenn nicht Alles verloren ſein ſoll.«

Martin ſtand unbeweglich.

»Einen Arzt ſoll ich holen? Was der thun kann, das können wir für den Nothfall auch, — und ich meine, es iſt nicht gut, daß man allzuviel Leute von der Geſchichte wiſſen läßt, — es könnte böſes Blut machen; es heißt dann, man hat einen Menſchen lebendig begraben wollen, und die böſen Leute —«

Er hatte die letzten Worte nur mehr für ſich hingemurmelt, der Geiſtliche ſchien ſie überhört zu haben.

»Geh! geh!« drängte er jetzt den Alten; »doch nein,« ſagte er nach einem augenblicklichen Beſinnen, »es iſt beſſer, wir ſchaffen den Neuerwachten von hier fort, in eine warme

Stube, — faſſe den Menſchen, wir wollen ihn in deine Kammer tragen, es iſt das Nächſte, wo wir ein Bett finden.«

Martin ſchien im erſten Augenblick von dieſer Zumuthung betreten; es war ihm, als müßte er dagegen ſich ſträuben; aber der Geiſtliche hatte bereits den im Sarge Liegenden halb in ſeine Arme genommen und widerſtrebend fügte ſich Martin darein, den Ohnmächtigen bei den Füßen zu heben, und ſo trugen beide Männer mit ganz verſchiedenen Gefühlen den noch immer Lebloſen aus der Capelle bis in Martins Wohnung.

Die kalte Nachtluft und die eiſigen Schneeflocken, welche auf den nur mit einem Hemde bekleideten Körper fielen, mußten mehr als ärztliche Hilfe zu ſeiner Wiederbelebung beigetragen haben; denn kaum hatten die beiden Männer den Jüngling in das Bett gelegt, als er auch ſchon nach den erſten Minuten matt die Augen aufſchlug und einen tiefen Seufzer ausſtieß, als wollte er eine drückende Laſt von ſeiner Bruſt wälzen.

»Meine Mutter! Sophie! Hierher!« waren die erſten Worte, welche er noch halbbewußtlos ausrief, und dabei irrten ſeine Blicke wie geiſtesabweſend in dem kleinen, nur von der auf dem Tiſche ſtehenden Lampe beleuchteten Zimmer umher.

Der Geiſtliche ſtand neben dem Bette und hielt theilnahmvoll ſeine Hand. — »Wie befinden Sie ſich?« fragte er ſanft und beobachtete mit Intereſſe, wie nach und nach das Leben und Bewußtſein in die Züge des jungen Mannes zurückkehrten und er mit beinahe ängſtlicher Scheu um ſich blickte, als wolle er ſeine Gedanken und Erinnerungen ſammeln.

In dieſem Augenblicke zog ein Kniſtern wie von Feuer

und ein ſtarker Brandgeruch, welcher aus der Vorderſtube in die Kammer drang, die Aufmerkſamkeit des Geiſtlichen auf ſich. Der Rauch quoll immer ſtärker und drückender herein; voll Angſt rief der Prieſter, welcher ein Unglück ahnte, nach Martin, der ſeit dem Augenblicke, als ſie den Jüngling in das Bett gelegt hatten, verſchwunden war.

Aber ſein Ruf ſchien nicht gehört worden zu ſein, — immer dicker und ſchwärzer quoll der Rauch zur Kammer herein — der Kranke im Bette, welchen der Geiſtliche zu verlaſſen fürchtete, ſchloß wieder wie von neuer Ohnmacht befallen die Augen — jetzt ſprang der Prieſter voll Angſt zur Thüre hin und riß ſie haſtig auf. Neue erſtickende Rauchwolken wälzten ſich ihm entgegen, die Flamme des Lichtes, das auf dem Tiſche ſtand, erſchien durch den Rauch ganz gedrückt und blutroth; voll Angſt wiederholte er ſeinen Ruf nach Martin, und ein hölliſches höhniſches Lachen tönte ihm als Antwort zurück.

Mit einem raſchen Stoß zerſchmetterte der Geiſtliche ein Fenſter, — der Rauch fand einen Abzug, und jetzt erſt erblickte der Geiſtliche die Geſtalt des alten Mannes, zwar noch wie in ſchattenhaften Umriſſen, und ſah, wie dieſer vor dem großen Kachelofen ſtand und aus einer Kiſte neben ſich kleine Packete mit wilder Haſt in die Röhre ſchob, aus welcher der Rauch hervordrang.

»Jeſus! Maria! Martin, wir erſticken!« ſchrie der Prieſter und eilte zum Ofen hin, um den Alten, welcher fortwährend neue Päcke in die Röhre ſchob, von dieſem Platze wegzudrängen, dieſer aber warf ſich auf den Prieſter und drückte ihn mit Rieſenkraft auf die Bank neben dem Ofen nieder.

»*Nicht* einen Laut!« ſagte er mit heiſerer halberſtickter

Stimme, »der geringſte Ruf und es war euer letzter. — Nicht ein Wort mehr will ich hören — und laßt es Euch nicht einfallen, hier etwas geſehen zu haben!«

Der Prieſter verſuchte es, ſich aus den Händen des Raſenden zu entwinden, — es war ein vergebliches Bemühen, er fühlte ſich wie mit eiſernen Banden feſtgehalten; bei jeder Bewegung, die er zu machen verſuchte, drückte Martin ihn um ſo kräftiger zurück, — es ſchien, als ob der Widerſtand des Prieſters ihn nur zu neuer Anſtrengung immer aufforderte.

»Laß mich zu dem Kranken!« bat endlich der Geiſtliche, »er ſtirbt in dem Qualm, wenn ich nicht in der Kammer ein Fenſter öffne.«

»Und wer ſagt Euch denn, daß er nicht ſterben ſoll?« fragte Martin höhniſch.

»Ich ſag' es Dir!« rief es jetzt von der Kammer her mit heller, eigenthümlich tönender Stimme, und wie die Beiden in der Stube überraſcht hinblickten, ſahen ſie durch den Schleier des Rauches hindurch in der offenen Thüre an der Schwelle der Kammer den Jüngling im Todtenhemde ſtehen, den erhobenen linken Arm drohend gegen Martin ausgeſtreckt.

Mit einem Ausrufe der Wuth warf ſich Martin, ohne daß der Geiſtliche es hindern konnte, auf den Jüngling; in demſelben Augenblicke aber, wo er ihn beinahe berührte, ſtürzte er mit einem lauten Schmerzſchrei an der Schwelle der Kammer nieder.

Der Jüngling hatte das kurze Meſſer, das der Wüthende auf ihn gezückt hatte, dieſem blitzſchnell entwunden, und Martin war blindlings in ſeine eigene Waffe gefallen.

IV.

Am nächsten Morgen sprach man in der erzbischöflichen Residenz mit geheimnißvoller Miene von nichts anderem, als von der Flucht des Wächters und den räthselhaften Umständen, von welchen diese begleitet war. Ein alter Domherr war der erste, welcher diese Entdeckung machte, denn als er zeitlich früh in die Kirche ging, verwunderte er sich sehr, zu dieser Stunde noch kein Licht in Martins Stube zu sehen. Er ging näher und fand zu seinem Erstaunen die Thür des Häuschens offen, und aus der Stube quoll es ihm wie der Geruch von vielem verbrannten Papier entgegen. Er machte sogleich im Pfarramte die Anzeige, und als man nun näher untersuchte, traf man die ganze Kochröhre des Ofens voll Papierzunder, alle Habseligkeiten aber vollkommen unberührt, und bei näherer Besichtigung auf dem Fußboden nicht weit von der Schwelle der Schlafkammer mehrere Blutflecken. Martin mußte, nach dem Zustande des Bettes zu urtheilen, vor den Ereignissen dieser Nacht. welche sein Verschwinden zur Folge hatten, noch darin geschlafen haben.

Daß diese Ereignisse noch mit einer andern eben so wenig erklärten Begebenheit im Zusammenhange stehen mußten, ging daraus hervor, daß man in der Freidhofscapelle einen geöffneten Sarg gefunden hatte, dessen Leiche fehlte.

Dieser letztere Umstand trug nicht wenig dazu bei, die *abergläubigen* Seelen des unteren Personals im Pfarrhofe *mit tiefem* Entsetzen zu erfüllen, und Mancher erinnerte sich

jetzt deutlich, daß Martin schon seit längerer Zeit mehr als hinlängliche Ursache gegeben habe, seinen religiösen Lebenswandel mit Mißtrauen zu betrachten.

Ein alter Kirchendiener wollte sogar bemerkt haben, daß manchmal zur Nachtzeit in ganz verstohlener Weise mehrere Menschen auf dem Freidhofe erschienen seien; mehreremal hätte er Licht gesehen an jener Stelle, wo sich der Eingang zu den großen unterirdischen Grabgewölben, den Catacomben, befindet In einer Nacht endlich hätten sich Gestalten in der Capelle gezeigt und seien nach einander in jene Grabgewölbe hinabgestiegen.

Der Vorsaal bei Sr. Eminenz dem Cardinal Erzbischof von Wien, Grafen von Migazzi, war heute schon ungewöhnlich früh von zahlreichem Besuche gefüllt. Ein großer Theil der Anwesenden gehörte dem einflußreichen Orden der Gesellschaft Jesu an, und es mußte etwas sehr Wichtiges sein, um was es sich diesmal handelte, denn die ehrwürdigen Väter, standen im eifrigen Gespräche gruppenweise zusammen. Plötzlich ersuchte einer derselben, welcher bisher schweigend bei den andern gestanden hatte, den anwesenden Kammerherrn des Cardinals um die Erlaubniß, an dem im Saale stehenden Tische eine Schrift entwerfen zu dürfen.

Außerordentlich bereitwillig und mit unverkennbar hoher Achtung in Wort und Miene wurden Schreibmaterialien herbeigeschafft, uud sogleich drängten sich alle anwesenden Mitglieder der Gesellschaft Jesu an den Tisch, wo jener Geistliche bereits Platz genommen hatte, und in raschen Zügen, kaum nachdenkend, flüchtig auf dem Papiere zu schreiben begann. Seine Ordensbrüder sahen mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort, das er schrieb, man sah ihm über die Schulter auf's Papier und die widersprechendsten Stim-

mungen drückten ſich in den verſchiedenen Phyſiognomien aus. Aber je länger er ſchrieb, deſto ernſter wurden alle Blicke. Endlich ſtand er raſch auf, ſchob den Stuhl mit ſo auffallendem Geräuſch zurück, daß ſelbſt der Thürhüter im Saale ſich zu einem gewiſſermaßen mißbilligenden Räuſpern veranlaßt ſah, und fragte gemeſſen, aber mit jenem unverkennbaren Ausdrucke in der Miene, welcher den Mann der zu befehlen gewohnt iſt, kennzeichnet: ob Seine Eminenz noch immer nicht zu ſprechen ſei!

Der Kammerherr des Cardinals, welcher ſich geſchäftig unter die verſchiedenen Gruppen der im Saale Anweſenden gemiſcht, und bald da bald dort ein Wort mitgeſprochen hatte, trat jetzt mit ſüßer Freundlichkeit raſch hinzu und meinte, daß es Se. Eminenz gewiß unendlich bedaure, den hochwürdigen Herrn Provincial nicht ſogleich empfangen zu können, daß aber der Vorfall dieſer Nacht auf dem Stephansfreidhofe, über welchen ſoeben ein junger Dechant der Pfarre ausführlichen Bericht erſtatte, Seine Eminenz noch immer beſchäftige.

Eine leichte Wolke zog bei dieſen Worten über die Stirn des Provincials, doch neigte er dankend das Haupt und ließ ſich in einen Lehnſeſſel in der Fenſtervertiefung nieder.

Der Thürhüter ſah immer nach einigen Minuten durch das Schlüſſelloch in das Cabinet des Cardinals, und ſchüttelte dann, jedesmal den im Vorſaale Verſammelten bedeutſam zunickend, bedauernd die ſtarkgepuderte Perrücke.

Indeß hatte ſich der Saal immer mehr und mehr mit Menſchen gefüllt, Perſonen aus den verſchiedenſten Claſſen waren hier verſammelt, und nebſt den Trachten all der zahlreichen Orden, welche damals noch in Wien beſtanden, ſah man das geſtickte Kleid und fein friſirte Haar des Adeligen, den ſorgfältig gepflegten Zopf des Beamten, ſowie den ſchlich-

ten einfachen Rock des Bürgers in bunter Mischung. Auch einige Frauen befanden sich unter den Wartenden, aber man sah es ihnen auf den ersten Blick an, daß die schüchterne Bitte, welche auf ihren bleichen Lippen schwebte, nur mit großer Befangenheit vor dem hohen Kirchenfürsten werde ausgesprochen werden können.

Der Provincial schien in seinem Lehnstuhl in tiefes Nachdenken versunken und nur von Zeit zu Zeit schweifte sein Auge wie theilnahmlos unter der Menge der Gegenwärtigen umher, und doch — mit welchen aufmerksamen, wenn auch scheinbar flüchtigen Blicken musterte er die Anwesenden, als suche er, oder erwarte er noch Jemand.

In der That leuchtete es plötzlich, wenn auch nur ganz flüchtig heller in seinem Auge auf. Fast unbemerkt von allen anderen war ein ältlicher Mann in sehr bescheidener Tracht in den Saal getreten und hatte sich in den Winkel gleich neben der Thüre hingedrückt. Aus seinem halbverlegenen Umherblicken im Saale konnte man leicht bemerken, daß er hier noch ein Neuling; er schien ebenfalls Jemand zu suchen und seine eingefallenen Züge belebten sich merklich, als er den Provincial erblickte. Der starre Blick, welchen er auf den jetzt Gefundenen richtete, war so sprechend und schien auch von dem Pater so richtig verstanden worden zu sein, daß ein leichtes Nicken des Kopfes, welches jeder Andere für einen einfachen Gruß gehalten haben würde, zwischen den Beiden vollkommen zu genügen schien.

Gerade jetzt aber riß der Thürhüter die Flügelthür vom Cabinet des Cardinals auf.

Der junge Geistliche, welcher die vergangene Nacht in der Capelle auf dem Stephansfreidhofe gewesen war, schritt

mit gesenktem Haupte, ehrerbietig die versammelten Patres grüßend, durch den Vorsaal.

Der Thürhüter hatte gleichzeitig sich tief verneigend eine einladende Bewegung gegen den Pater Provincial gemacht, welcher nun durch die geöffnete Thür in das Cabinet des Cardinals trat.

Alle im Vorsaale Anwesenden schienen diesen Moment als den Anfang einer langen Pause bis zu ihrer eigenen Audienz zu betrachten. Das Gespräch wurde von jetzt an ungezwungener und in größeren Gruppen geführt, und zu derjenigen, welche sich am angelegentlichsten zu besprechen schien, war jetzt auch jener so bescheiden gekleidete Mann hingetreten, welcher bald nach seinem Eintritte mit dem Provincial die bedeutsamen Blicke gewechselt hatte.

»War der junge ehrwürdige Herr, welcher so eben von hier ging,« fragte er ganz bescheiden und mit süßlicher Stimme, »nicht der gelehrte Pater Mansperger aus dem ehrwürdigen Profeßhause auf dem Hof?«

»Ganz recht, Herr geheimer Kanzlist »Schreiber,« antwortete ihm ein alter freundlicher Priester aus dem Kreise, »es war Pater Mansperger, welcher aber nicht mehr in dem Profeßhause sich befindet, sondern durch die hohe Protection Seiner römisch-kaiserlichen Majestät jetzt als jüngster Dechant bei dem Stephansdome sich befindet.«

»Durch Seiner kaiserlichen Majestät Protection also?« sagte der Kanzlist lauernd, — »ja, ja, Protection! o! es ist eine gar schöne Sache um hohe Protection, — ein Kanzlist, wie unsereins, der seit 31 Jahren dient, weiß davon zu erzählen. — Aber, um wieder auf den ehrwürdigen Herrn zu kommen, seine Versetzung ist wohl seit seiner Reise nach Rom vor sich gegangen?«

»Allerdings — Seine Heiligkeit ſelbſt hat ihn mit einem Briefe an die kaiſerliche Majeſtät begnadigt!«

Der Kanzliſt ſchüttelte vor ſich hinlächelnd den Kopf und zuckte wie bedauernd mit den Schultern.

Es entſtand eine Pauſe im Geſpräche. Das Abbrechen der Unterhaltung bei dieſer einen Gruppe zog das Schweigen der andern Perſonen im Saale nach ſich. Der Thürhüter, welcher bereits an längere Unterredungen zwiſchen dem Cardinal und ſeinem Beſuche gewöhnt war, hatte ſich eben etwas näher zu der einen Gruppe geſtellt, ging aber plötzlich auf einen Augenblick wieder auf ſeinen Poſten zurück, um durch das Schlüſſelloch einen Blick zu werfen.

»Nun, Herr Andreas?« fragte einer der im Vorſaale wartenden Herren.

»Kein Gedanke, daß es ſobald aus ſein wird,« ſagte der Thürhüter mit jener Sicherheit, welche eine lange Uebung in ſeinem Amte und die genaue Bekanntſchaft mit allen Beſuchern Seiner Eminenz verrieth. — »Seine Eminenz haben ſich zum Camin geſetzt und Seine Hochwürden hat ebenfalls Platz genommen,« fügte er in einem Tone hinzu, der ausdrücken ſollte: »wenn die beiden Herren in ſolches Geſpräch vertieft ſind, kann man gar nicht ſagen, wann es abgebrochen wird.«

»Um wieder auf den ehrwürdigen Vater Mansperger zu kommen,« nahm der Kanzliſt, welcher nach und nach immer weiter ſich vorgeſchoben hatte, das Wort, »er ſoll ein feiner Kopf ſein, gelehrt in politicis und theologicis, — aber ſonſt auch, was man ſo einen — Schlaukopf nennt!«

»Herr Kanzliſt,« ſagte jetzt ziemlich laut einer der anweſenden jüngern Prieſter, »Er ſcheint den Pater nicht zu kennen, ſonſt würde Er wohl anders von ihm ſprechen.«

»Der Herr behüte und bewahre mich, daß ich Jemand wissentlich Unrecht thun sollte!« rief halblaut Herr Schreiber und schlug dabei reuig an seine Brust — »aber mir fällt bei der Erzählung der römischen Reise jenes ehrwürdigen Herrn eine Geschichte ein, welche sich vor mehreren Jahren kurz vor der Aufhebung seines Ordens in Frankreich in einem Kloster in Paris zugetragen haben soll.«

Der Kreis rückte neugierig näher an den Sprechenden, selbst der Thürhüter war sorglos genug, sich von seinem Posten zu entfernen und an die Horchenden anzuschließen, als der Kanzlist begann:

»Um die Zeit, als sich schon der gottvergessene Herzog von Choiseul mit dem Gedanken trug, es dem Judenminister Pombal in Portugal nachzumachen, und die um die hohe Bildung und Wissenschaft Frankreichs so hochverdienten Patres der Gesellschaft Jesu aufzuheben, kramte einmal in Abwesenheit des hochwürdigen Rectors der Bibliothecarius des Profeßhauses in Paris in dem Büchersaale, wobei auch die an den Wänden hängenden Gemälde seine Aufmerksamkeit fesselten. Vorzüglich eines derselben, auf welches eben das helle Sonnenlicht fiel, schien ihn gar sehr zu interessiren. Um es besser zu betrachten, entschloß er sich endlich, es von der Wand zu nehmen. Wie erstaunte er aber, als er hinter dem Bilde in dem Getäfel eine kleine Thür entdeckte und sich hinter dieser, nach vielen Versuchen, den geheimen Drücker zu finden, ein eisernes Behältniß öffnete, welches —«

»Wie Narren und Schwätzer behaupten, wichtige Schriften enthalten haben soll!« — sagte jetzt plötzlich in den Kreis der gespannten Zuhörer tretend, der Provincial und warf einen vernichtenden Blick auf den zitternden Kanzlisten.

Die Anwesenden machten erschrocken Platz, und wie sie

aufblickten und gegen die Thüre des Cabinets sahen, stand dort an der Schwelle der Cardinal selbst, den Finger der einen Hand warnend erhoben.

V.

Die Inwohner des großen Freihauses auf der Wieden hatten seit zwei Tagen so viel die Köpfe zusammen zu stecken, zu flüstern, mit den Achseln zu zucken, und einige sogar sich zu bekreuzen, daß dies nothwendig selbst die Aufmerksamkeit jener Parteien im Hause erregen mußte, welche sich sonst nicht im geringsten um das kümmerten, was um sie her vorging. Diesmal aber mußte die Sache gar wichtig und interessant sein, und die Frau Rosl war zu sehr um ihre sämmtlichen Parteien besorgt, um auch nur einer einzigen die neue wichtige und höchst interessante Geschichte entgehen zu lassen.

Frau Rosl, die Hausmeisterin bei dem vorderen Hauptthore des Freihauses, gegen den jetzigen Naschmarkt zu, war eine sehr wichtige Person für den größten Theil ihrer Miethsleute. Zwar schon seit achtundzwanzig Jahren in Wien, hatte sie dennoch nicht die süßen Laute ihrer Muttersprache aus der Gegend von Czaslau vergessen und bewahrte eine rührende Pietät für die vortrefflichen Erzeugnisse ihres Vaterlandes, unter welchen allen sie dem Biere den ersten Rang einräumte. Ihre Feindin, die Kastanienbraterin, welche den Stand am Eck des Freihauses gegen die Fahrstraße zu hatte, trieb indeß die Verleumdung so weit, zu behaupten, die etwas tiefe und männliche Stimme der Hausmeisterin stamme erst von der Zeit her, seit die Wiener Brauer ihr Erzeugniß so vortreff-

lich herzustellen vermöchten, während sie andererseits versicherte, die etwas starkrunde Gestalt der Hausmeisterin sei nicht natürlich, sondern eine künstliche Aufschichtung jenes Stoffes, zu dessen Verflüchtigung man sonst Seife anzuwenden gewohnt ist.

Seit zwei Tagen war aber selbst in den Gesinnungen dieser Frau gegen die Hausmeisterin eine merkwürdige Umwandlung vorgegangen. Sie hielt den Kopf heute mehr gegen das Hauptthor des Freihauses, als gegen ihr Kohlenbecken gerichtet, und wünschte sehnlichst den alten Groll auszugleichen und in den Kreis der Vertrauenspersonen der Hausmeisterin aufgenommen zu sein. Sie hatte von einer grauslichen Geschichte gehört, welche sich im Freihause zugetragen, und obgleich sie an die verschiedenen Dienstmädchen des Hauses manche Handvoll Kastanien zum Opfer gebracht hatte, das Rechte hatte sie doch noch nicht erfahren, denn das Rechte konnte — ihrer Ansicht nach — nur die Hausmeisterin wissen.

Endlich faßte sich die Frau Nani ein Herz. Sie übergab vorläufig die Bewachung ihres Waarenlagers einem kleinen zerlumpten Jungen, der neben ihrem Kohlenbecken auf der frostigen Erde hockte, und schärfte ihm unter der eindringlichsten Androhung einer erklecklichen Menge von Schopfbeutlern strengstens ein, weder selbst von den verbotenen Früchten aus der Pfanne zu naschen, noch anders als vier Stück um einen Dreier zu verkaufen.

»Ich brech' Dir's Genick, wenn ich wieder komm' und mir fehlt was!« war die herzliche und eindringliche Ermahnung, mit welcher sie ihren Stellvertreter verließ, um geraden Weges auf die Hausmeisterin loszusteuern, welche so eben mit einem offenbar sehr alten Beinkleide über dem Arm unter das Hausthor getreten war.

»Schön guten Morgen, Frau Nachbarin!« rief die neuigkeitsluſtige Kaſtanienbraterin ihr ſchon von weitem entgegen, ſo daß die Hausmeiſterin ganz überraſcht den Kopf wendete.

»Unſereins hat einen guten Morgen nothwendig,« antwortete ſie ganz verdrießlich; »aus der Haut ſpringen könnt' unſereins, mit was für Leut' unſereins zu thun hat.«

»Und die Frau Rosl iſt doch eine ſo galante Perſon,« bemerkte die Andere ſchmeichelnd, — »ich ſag's meiner Toni immer: an der Frau Rosl mußt' Dir ein Beiſpiel nehmen, das iſt eine Wirthin, wie ſie unſer Herrgott gern hat.«

»Und was hab' ich davon?« rief die Hausmeiſterin ganz aufgeregt, — »wer gibt mir was? Bettelvolk, nichts als Bettelvolk in ganze Haus; den ganzen Tag nichts als: Frau Rosl da und Frau Rosl da, und wenn die Woche herum iſt, nicht ein Siebenzehner verdient, aber dafür Aergerniß genug und immerfort mit dem Grundwachter zu thun gehabt!«

»Ah — mit dem Grundwachter! die Frau Rosl übertreibt; was hat der Grundwachter bei der Frau Rosl zu thun? die ganze Wienerſtadt kennt die Frau Rosl als eine reputirliche Perſon!«

»Mit mir? ja — ich möcht' den ſehen, der mir was anhaben will, — aber mit die Parteien im Haus; — Frau Nachbarin, überall in jedem Haus iſt Bagaſche, aber nirgends ſo viel wie in dem Haus.«

»O Je! die Frau Rosl übertreibt ſchon wieder! — Bagaſch in einem Hauſe, wo die Frau Rosl die Frau Hausmeiſterin iſt — das ſollt' noch aufkommen!«

»Was kann denn ich dafür? — bin ich die Herrſchaft? — ich *nehme die Leut' nicht in's* Haus, — ich bin nur die *Dienerin, ich bin die Hausmeiſterin*, und muß »Euer Gna-

den« sagen, wenn sie um zwölf in der Nacht nach Haus kommen und mir die Glocke abreißen. Dann geben sie für's Aufsperren einen Kreuzer!«

»Aber es wohnen ja vornehme Leute da? der Herr Baron und die gnädigen Herren, die Beamten.« —

»Wenn die Frau Nachbarin mir nur nicht von dem Herrn Baron was sagen möcht'!« rief Frau Rosl fast zornig aus; — »der Herr Baron! Wem meint die Frau, gehört der Hader, den ich da hängen habe?« fragte sie und zeigte, den Arm in die Höhe hebend, ein Paar Beinkleider, das leibhaftigste Symbol der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. Eine Fahne, die zehn Schlachten mitgemacht hat, kann nicht so zerschlissen aussehen, als es bei den sogenannten seidenen Beinkleidern des Herrn Baron der Fall war.

»Und wenn man die junge gnädige Baroneſſe auf der Gasse sieht, — mit dem Bedienten hinterher, da sollt' man ja meinen, Gott weiß was!« bemerkte Frau Nani, als sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatte.

»Bedienter! was Bedienter!« war die Antwort, welche die Hausmeisterin ganz giftig gab, — »das weiß ich besser, wenn die Frau Nachbarin so ein'n Bedienten für'n Sonntag in die Kirche zu gehen haben will, es wohnen genug Leut' hier im Haus, die für einen Sechser auf die Stund' den Bedienten abgeben.«

In diesem Augenblicke rauschte es von der Stiege bei dem Thorwege herab, wie wenn ein schwerer Seidenstoff hin und her geschlagen würde, — die Hausmeisterin gab der Nachbarin ein Zeichen, als wollte sie sagen: »da kommt sie gerade!« und wirklich hüpfte auch schon von der letzten Stufe eine junge Dame herab, deren weitbauschiges großgeblumtes Damastkleid jenes Geräusch hervorgebracht hatte.

Die Dame, welche kaum zwanzig Jahre alt ſchien, hatte eines jener alltäglichen runden halbvollen Geſichter, bei welchen die Jugendfriſche den Mangel an wahrer ausdrucksvoller und geiſtiger Schönheit erſetzen muß. Das blonde, ziemlich hoch friſirte Haar, welches ein an der rechten Seite des Kopfes aufſitzendes kleines Hütchen aus roſafarbener Seide keineswegs bedeckte, paßte zu den munteren klugen Augen, deren tiefblaue Sterne faſt herausfordernd in die Welt blickten. Ein hellgrüner Mantel, mit weißem Pelzwerk ausgeſchlagen, bedeckte die Schultern und den Oberleib, und vollendete mit dem großen Muff, ebenfalls von weißem Pelzwerk, das Ganze einer Toilette, welche damals nicht allein für modiſch, ſondern auch für ſehr elegant galt.

Ein etwas ſauerblickender Menſch von ungewöhnlicher Länge und eben ſo ungewöhnlicher Magerkeit, in der geſtickten Livrée eines Bedienten trug dem Fräulein das Gebetbuch nach.

Sie hatte kaum den Fuß unter den Thorweg geſetzt und die beiden Frauen dort erblickt, als ſie mit viel natürlichem Unmuth in Ton und Geberde das hübſche Köpfchen rückwärts warf und dem Bedienten zurief:

»Aber Balthaſar, die Sänfte iſt ja noch nicht da! Schau Er doch gleich, wo die Träger bleiben! Allons!«

Balthaſar ſah einen Augenblick wie ſtarr auf das Fräulein; endlich ſchien er ſie verſtanden zu haben und lief mit einer tiefen Verbeugung an ihr vorüber zum Thore hinaus.

Das Fräulein näherte ſich wieder der Treppe, als wollte ſie zurückgehen; die Hausmeiſterin aber, welche alle Eigenheiten ihrer Parteien ſehr wohl zu kennen ſchien, näherte ſich ihr mit einem tiefen Knix und erlaubte ſich die Frage nach dem gnädigen Wohlbefinden der gnädigen Baroneſſe.

Das Fräulein lächelte huldvoll und indem ſie einen Blick auf die Nachbarin warf, welche ſchüchtern vor der hochgebornen Größe ſich mehr vor das Thor geſtellt hatte, fragte ſie leiſe und verſtohlen:

»Weiß die Frau Rosl noch nicht, was aus dem fremden Herrn geworden iſt?«

Die Hausmeiſterin machte ein ſehr pfiffiges Geſicht, in welchem man leicht das Behagen darüber leſen konnte, in ein Verhältniß hineingezogen zu ſein, welches ihr in mehrfacher Beziehung von Vortheil zu werden verſprach. Jede Falte ihres Geſichtes war Theilnahme, als ſie dem Fräulein bedauernd und achſelzuckend meldete, daß von dem Fremden ſeit dem Tode des jungen Haimon keine Spur zu ſehen ſei.

»Und wiſſen denn die bei Haimon nichts von ihm?« fragte das Fräulein weiter, ſichtlich unangenehm berührt.

»Mein guter Gott! was ſollen die wiſſen?« lautete die Antwort; »die alte Frau liegt und phantaſirt immer fort, und Jungfer Sophie, — die gnädige Baroneſſe kennen ja die ſchmachtende Perſon —«

»Ja — glaubt die Hausmeiſterin, daß vielleicht die Jungfer Sophie ſelbſt —« ſagte das Fräulein ganz gedehnt.

»Die Jungfer mit dem fremden Herrn?« verſetzte Frau Rosl ganz ungläubig; »nein, davon glaub' ich nichts, die Jungfer iſt eine ſolide Perſon und ich weiß, daß ein Freund von dem ſeligen jungen Herrn ihr immer ſeine Aufwartung macht!«

Das Fräulein lächelte ſpöttiſch. In ihren klugen Augen lag es wie Hohn und Zweifel, als ſie zur Hausmeiſterin *ſagte*: »Die Frau Rosl, eine ſo kluge Frau, wird doch nicht *glauben*, daß ein Frauenzimmer in unſerer Zeit ſich immer *in den Mann* verliebt, der ihr die Cour macht? Bei unſere-

einem ist das gewöhnlich nie der Fall, es wäre gegen den Anstand, aber auch die bürgerlichen Mädchen beginnen jetzt schon aufgeklärt zu werden.«

Balthasar, der Schalk, der ganz ruhig während der Zeit im Wirthshause daneben einen Schluck Wein getrunken hatte, kam jetzt eilend gelaufen und meldete Ihrer Gnaden der Baronesse, daß die Träger, die Schlingel, wahrscheinlich die Bestellung vergessen, denn es sei nirgends einer zu sehen.

Das Fräulein war sehr ärgerlich, zu Fuß in die Kirche gehen zu müssen, doch ließ sich das vor der Hand nicht ändern. Der Pelz wurde am Halse geschlossen, beide Hände in den Muff gesteckt und mit einem Kopfnicken, das die Hausmeisterin sehr wohl zu verstehen schien, schritt die Baronesse, den langen Balthasar mit dem Gebetbuche hinter sich, aus dem Hause.

Die Nachbarin war bescheiden während des ganzen Gespräches der Baronin mit Frau Rosl vor dem Thore stehen geblieben; sie verbeugte sich tief, als die Dame vorüberschritt. Kaum war diese aber vorüber, so ging sie schon auf die Hausmeisterin zu, welche gerade in ihr Zimmer neben der Stiege im Hofe eintreten wollte.

»Die Fräulein Baronesse ist aber doch eine rare Person,« sagte sie nicht ohne wirkliches Wohlgefallen.

»Ja, gewiß — sehr rar!« antwortete die Hausmeisterin, »das Geld ist aber noch rarer bei ihr. Wenn ich so viel Ducaten hätt', wie sie Flausen, frag' ich morgen den Herrn Director, wie theuer unser Freihaus ist. — Was schaut mich die Frau Nachbarin an? glaubt's die Frau Nachbarin nicht? die Frau Nachbarin weiß nicht, daß die ganze Noblesse nichts wie lyonisch Gold ist! Der Balthasar kriegt

für's Mitgehen in die Kirchen und für's Gebetbuchtragen zwei Sechser, und das Fragen um die Sänftenträger, — glaubt die Frau Nachbarin, wenn die Baronin nicht Sie gesehen hätt', sie hätt' gefragt? Das geschieht nur immer, wenn wer Fremder dabei ist. Vor uns Hausleuten geht der Baron und die baronische Familie schon mehr in der Negligée herum.«

Die Nachbarin schlug die Hände zusammen.

»Und das sind die noblen Leute!« rief sie, — »wer sähet den Herrschaften so was an! — Aber das bleibt auch wahr: sauber ist die Gnädige, jung und wie Milch und Blut, — die kriegt doch einen gnädigen Herrn.«

»Kriegt Einen?« lachte die Hausmeisterin mit ganz eigenthümlichem boshaften Ausdrucke. — »und noch dazu einen gnädigen Herrn? glaub' die Frau Nachbarin mir, was ich ihr jetzt sag': — die noble Baroneſſe ist gar nicht so stolz!«

»Was sagt die Frau Rosl? weiß die Frau Rosl etwas? glaubt die Frau Rosl vielleicht? . . .«

Die Hausmeisterin nahm mit unbeschreiblich stolzem Blicke eine Prise.

»Alles weiß ich!« sagte sie, »und mehr noch als das. Es ist Schand' und Spott, wie die noblen Leut' unsereins für dumm halten, und meinen, wir merken nichts. Ich werd' der Frau Nachbarin bei Gelegenheit die Geschichte erzählen.«

»Warum erst bei Gelegenheit? ich hab' jetzt Zeit!« bemerkte die Nachbarin.

»Aber ich nicht — und es dauert lang, ist eine verwickelte Geschichte, es hängt so viel drum und dran; komm' die Frau Nachbarin am Abend, wenn Sie ein

räumt, auf eine Schalen Suppen zu mir. Sie wird ihre blauen Wunder hören.«

»Hängt das vielleicht mit der Haimon und ihrem Sohn zusammen, der so geschwind gestorben ist?«

»Freilich! — Aber, wer kann aus allen den Sachen klug werden? und glaubt die Nachbarin, daß die ganze Schmier mir was eingetragen hat? fortgangen sein's immer bei der Nacht, kommen sein's immer bei der Nacht, — aber Sperrgeld zahlen — ja — wart' bissl! Wenn's weggehen: »ich komm' bald wieder, Frau Hausmeisterin!« und wenn's kommen, geben's freilich einen Siebzehner, aber ich soll immer einen Kratzfuß machen! — Also, auf den Abend kommt die Frau Nachbarin, — ich hab' jetzt keine Zeit mehr.«

Die Hausmeisterin wendete sich, ohne weitere Umstände zu machen, gegen ihre Wohnung neben der Hofstiege. Die Nachbarin, welche sich wieder zu ihrer Pfanne mit Kastanien zurück begab, hatte vollkommen Ursache, mit dem Erfolge ihrer Diplomatie zufrieden zu sein, denn erstens hatte die Hausmeisterin sie besser als seit langer Zeit empfangen und kein Wort von der alten Feindschaft gesprochen, dann hatte die Kastanienbraterin Gelegenheit erhalten, einen Blick in das Wesen der sogenannten vornehmen Leute der Vorstadt zu werfen, und endlich — waren ihr nicht für den Abend noch Aufschlüsse über all' das viele Gerede und geheimnißvolle Geflüster versprochen, dessen Gegenstand auf dem Naschmarkte jetzt das Freihaus war?

Ihre Ungeduld konnte kaum den Abend erwarten, denn ein Wintertag, wenn er noch so kurz ist, dauert für die gespannte Erwartung immer noch zu lang.

VI.

Endlich war es Abend geworden. Die ziemlich mangelhafte Straßenbeleuchtung jener Zeit — namentlich in den Vorstädten — ließ schon viel früher, als es jetzt der Fall ist, all' die kleinen Kramstellen und Hökerstände von der Gasse verschwinden, welche während des Tages dort offenen Markt hielten. Bis nach sieben Uhr ungefähr trotzte ein Theil dieser Art von Geschäften der kalten Nachtluft, und trug sogar noch zur besseren Beleuchtung der Gasse in so weit mit bei, als jede Kramstelle auf dem Tische oder einem Schämel daneben eine Laterne gestellt hatte, in welcher eine schwindsüchtig dünne Pfennigkerze melancholisch durch die jahrelang nicht geputzten Scheiben blickte.

Nach sieben Uhr aber verschwanden auch diese Wegweiser irgend eines Brot- oder Obstkrams, im Winter vorzüglich der Kastanienbraterinnen, und Frau Nani war heute die erste, welche Feierabend machte. Verwundert schaute die Suppenverkäuferin auf der einen und die Fischbraterin auf der andern Seite zu diesem zeitlichen »Einlegen« der Frau Nachbarin zu, und bald unterhielt man sich bei den verschiedenen Kramstellen vor dem Freihause mit der merkwürdigen Sage: die Frau Nani müsse einen Terno gemacht haben, weil sie so zeitlich nach Hause gehe. Sie aber, die Vielbeneidete, nahm heute ganz herablassend Abschied von ihren Nachbarinnen, und ließ, wie hingeworfen, ein paar Worte davon fallen, daß sie für den Abend zu der Frau Rosl auf einen

»Plauſch« eingeladen ſei. Das war freilich eine ſehr wichtige Nachricht, und ein beneidenswerther Vorzug für die Kaſtanienbraterin, denn die Hausmeiſterin des Freihauſes galt bei den ambulanten Victualienhändlerinnen auf dem Platze für eine ſehr wichtige einflußreiche Perſon, und man mußte ſehr in ihrer Protection ſtehen, wenn ſie einer Frau geſtattete, über Nacht einen Theil ihres Krames unter das Hausthor räumen zu laſſen; — — aber eine Einladung zu bekommen, das war bisher noch unerhört!

Frau Nani hatte als geſcheidte Frau, welche ihre Geſellſchaft kannte, vorſorgend dem kleinen Jungen, welcher bereits am Vormittage ihre Kaſtanienniederlage beaufſichtigt hatte, bare zwei Kreuzer geſchenkt, und ihm dafür aufgetragen, ſpornſtreichs in ihre Wohnung auf den Hundsthurm zu gehen, um ihren Mann, wenn er von der Arbeit nach Hauſe käme — der würdige Gemal war Packknecht bei einem Griechen auf dem alten Fleiſchmarkt — davon zu benachrichtigen, daß ſie heute ſpäter kommen werde, weil ſie mit der Frau Rosl im Freihauſe etwas zu thun habe.

Die Frau Rosl war aber auch eine Frau, die ſich, wenn es darauf ankam, nicht ſpotten ließ.

Als die Nachbarin nach ſieben Uhr in die Stube der Hausmeiſterin mit einem tiefen Knix eintrat, zeigte der erſte Blick ihr gleich die freudige Ueberraſchung, daß jene tiefe Sehnſucht, die jedes weibliche Herz nach Caffee empfindet, heute befriedigt werden ſollte. Der Tiſch ſowohl als der große Lehnſtuhl waren nahe an den grünen Kachelofen gerückt, eine behagliche Wärme durchſtrömte das ganze Zimmer und der Tiſch ſelbſt, bedeckt mit einem jungfräulich weißen Tuche, zeigte zwei porzellanene Caffeeſchälchen mit Goldrändern und gemalten Blumen, wie ſie das ganze Jahr ſonſt nur zur Pa-

rade auf dem Kaſten ſtanden; ein Teller voll Zucker ſtand daneben, und neben dem Zucker ein zweiter Teller, auf welchem — o, der Ueberraſchung! ſich gar ein Kuchen befand.

Die Hausmeiſterin war allein in der Stube, als ihr Beſuch eintrat. Die würdige Frau hatte ihrem Manne heute erlaubt, bis zur Sperrſtunde gegenüber zum Löwen ins Wirthshaus zu gehen. Sie wollte allein ſein, wenn ſie ihr Herz ausſchüttete, und dann war ſie auch der Meinung, daß ſelbſt ihr Mann nicht Alles zu wiſſen brauche, was im Hauſe vorgegangen.

»Aber Frau Rosl, ſo a' Tractament!« waren die erſten Worte, welche die Kaſtanienbraterin noch halb unter der Thüre ausſtieß, als ihr Blick etwas ungalanterweiſe zu allererſt auf den gedeckten Tiſch und dann erſt auf die Hausfrau gefallen war.

»Geſchieht gern und geſchieht ja auch nicht alle Tag!« war die halbabgebrochene Antwort, mit welcher die Hausmeiſterin ſich aus dem Lehnſtuhl erhob, in dem ſie bisher wie in Nachdenken verſunken geſeſſen hatte.

Jetzt folgte auch ein kurzer Moment gegenſeitiger Begrüßung, ein Austauſch von Knixen und Höflichkeitsworten, ein Verwundern über die Nettigkeit der Wohnung der Hausmeiſterin von Seite der Eingeladenen, und ein Bedauern der Hausmeiſterin, daß die Frau Nachbarin alles »in der Zerſtörung« finde; endlich hatte ſich die Höflichkeit der Beiden erſchöpft. Frau Rosl holte aus der Ofenröhre die Caffeekanne. Die Damen ſetzten ſich behaglich an den Tiſch, und die erſten Minuten waren auf der einen Seite der körperlichen Stärkung, auf der andern der befriedigten Eitelkeit gewidmet, denn die Hausmeiſterin befand ſich offenbar außerordent-

lich wohl in ihrer neuen, wenn auch ungewohnten Würde als tractirende Hausfrau.

Aber schon nach der ersten Schale Caffee löste sich das Band der Zurückhaltung, mit welchem die Kastanienbraterin bisher ihre Neugierde zu bezähmen versucht hatte, und ihre fragenden Blicke und ihr beredtes Schweigen schienen in der That deutlicher als jede Aufforderung zu wirken.

»Meine liebe Frau Nachbarin,« begann Rosl und lehnte sich in den Großvaterstuhl zurück, »das war eine schöne Geschichte.«

»Man hat so was gehört,« bemerkte die Nachbarin, »aber nichts Rechtes, es war so g'wiß — —«

»Gewiß ist nur, was ich erzähl',« antwortete die Hausmeisterin; »was die andern Leut' reden, ist dummes Zeug, und aus dem, was ich selbst weiß, werde ich auch nicht klug. — Es steckt was dahinter, und ich fürcht', ich fürcht', ich werd' müssen beichten geh'n!«

»Jesus, Maria und Joseph!« rief Frau Nani entsetzt, »mir steigen die Haare zu Berge!«

»Nützt nichts, — laß die Frau nur immerzu steigen und hör' Sie mich an. — Da drüben bei uns im dritten Stock auf der zweiten Stiege wohnt, wie Sie weiß, die Frau Haimon mit ihrer Tochter, und vor ein paar Tagen hat auch noch der Sohn, der junge Herr, gelebt, — Gott geb' ihm die ewige Ruh'! es war ein rarer Herr, still wie ein Wasserl und wie ein Lamm so gut. Die Frau Haimon, die hat von ihrem seligen Herrn her noch eine Pension. ich weiß wirklich nicht wie viel, und hat ganz ruhig und häuslich mit der Jungfer Tochter gelebt und Niemand im Haus etwas in den Weg gelegt. Die Tochter — na, Sie kennt sie ja, Frau Nachbarin, die Jungfer Haimon ist gewiß bildhübsch, aber kein

Mensch hat ihr das Geringste nachreden können. Keinen Schritt ist sie allein aus dem Haus; immer nur entweder mit der Mutter oder mit dem Bruder, und wenn man hinaufkommen ist in das Quartier — 's ist nur klein, eine Stube und ein paar Kammern — aber sauber und spiegelblank, alles wie in einem Zauberschloß.«

»Und was ist denn mit der Jungfer Haimon geschehen?« fragte die Kastanienbraterin voll Spannung.

»Mit ihr ist bis jetzt noch nichts geschehen, aber was nachkommen wird!« sagte die Hausmeisterin mit wichtiger Miene; »denn geb' die Frau Nachbarin Achtung, was ich Ihr alles sagen werde.«

Sie rückte etwas näher zu ihrem horchenden Gaste und begann:

»Vor vielleicht vier Wochen — ja richtig — länger wird's nicht sein, daß es angefangen hat — also vor vier Wochen ist der Junge öfters mit einem andern jungen Herrn zu Haus gekommen, es war, wie wenn auf einmal eine ganz dicke Freundschaft entstanden wäre. Ich hab' den fremden Herrn mir im Anfang ganz gut angesehen — denn die Frau Nachbarin wird es einsehen, ich muß wissen, wer ins Haus kommt; der Herr ist mir aber ganz galant vorgekommen, viel feiner, als der junge Herr Haimon selbst, und er hat so was Vornehmes an sich gehabt, man hat denken können, Gott weiß wen man vor sich hat, und wenn er Abends nach dem Thorsperren fortgegangen ist, hat er mir immer einen neuen Zwanziger in die Hand gedrückt —«

»Hand gedrückt!« sagte die Nachbarin bedeutungsvoll. Die Hausmeisterin schien diese Bemerkung zu überhören, und fuhr, ohne sich stören zu lassen, in ihrer Erzählung fort:

»Die Leute im Haus haben zwar bald angefangen, zu

munkeln und zu reden, und das ist immrr stärker geworden, wie immer mehr und mehr fremde Leut' zur Frau Haimon ins Haus gekommen sind.«

»Also es sind viele Leute ins Haus gekommen? wer hätt' das von der soliden Frau denken sollen?« bemerkte mit einem Seufzer die Nachbarin und schlug die Augen nieder.

»Alles in Ehren, Frau Nachbarin, alles in Ehren, das muß ich wissen!« antwortete die Hausmeisterin darauf, nicht ohne eine gewisse Strenge in den Ton ihrer Stimme zu legen. »Es waren auch meistens ältliche Herren,« fuhr sie fort, »aber ich habe nicht herausbekommen können, wer sie sind, und was sie denn eigentlich alle auf einmal hier zu thun haben.«

Ein sonderbares spöttisches Lächeln spielte bei diesen Worten um die breiten Lippen der Nachbarin.

»Am meisten aufgefallen ist mir nur,« fuhr die Hausmeisterin fort, »daß von der Zeit an, wo die vielen Visiten da oben angefangen haben, die Frau Haimon, die früher wie die gute Stunde selbst war, mir ganz anders vorgekommen ist. Sie ist kaum mehr ausgegangen, und wenn sie ja einen Schritt aus dem Hause gemacht hat, ist sie mir so abgehärmt vorgekommen, als wenn ihr Gott weiß was auf dem Herzen läge. Und erst die Jungfer Rosa, die hat gar immer verweinte Augen gehabt. Da muß noch ganz etwas anderes vorgefallen sein, denn von der Stund' an, wo die vielen Fremden in's Haus gekommen sind, von der Stund' an, Frau Nachbarin, — was sagt Sie dazu — ist der Herr Franz, der ihr bisher die Cour gemacht hat, ausgeblieben.«

»Also muß er doch etwas bemerkt haben?«

Die Hausmeisterin zuckte mit den Achseln und goß die indeß leer gewordenen Caffeetassen wieder voll.

»Was die eigentliche Ursache war, weiß ich nicht,« fuhr Frau Rosl wieder fort; »aber ich glaub' immer, der fremde junge Herr hat es Allen da oben angethan, und mir ist auch,« fügte sie leiser sprechend hinzu, »als wenn ich wüßt', mit was er es gemacht hat.«

Die Nachbarin rückte erwartungsvoll ihren Stuhl näher zu der Erzählerin.

»Es war so vielleicht vierzehn Tage, nachdem er das erste Mal in's Haus gekommen ist,« erzählte die Hausmeisterin, unterbrach sich aber gleich nach diesen Worten wieder und horchte aufmerksam, den Kopf gegen die Thür der Stube zugewendet, welche in die Küche führte.

»Hat die Frau Nachbarin nichts gehört?« fragte sie unruhig und stand aus dem Lehnstuhl auf; »mir war es, als wenn Jemand in die Küche hereingegangen wäre, und ganz still noch dazu!«

Die beiden Frauen horchten einen Augenblick, dann trat die Hausmeisterin, als die rascher Entschlossene, schnell zum Tisch, riß hastig den Leuchter weg und stürzte zur Thür. Frau Nani ging ihr zögernd nach. Die Hausmeisterin wollte eben die Thüre aufmachen, als diese von selbst aufging.

Ein großer Mann, in einen Mantel gehüllt und ein Theil des Gesichtes von einer Pelzmütze bedeckt, trat über die Schwelle und wollte weiter in die Stube gehen.

»Was will Er? wer ist Er? was soll das Einschleichen in fremder Leute Wohnung?« rief die Hausmeisterin mit dem ganzen Aufgebote ihrer Energie ihm zu, und

) hart vor den Mann hin, um ihm den Weg zu ver-
ten.

»Ich thue Euch nichts,« ſagte dieſer rauh; »ich bin
n Dieb und kein Räuber.«

»Ja, was will Er aber da? und in der Nacht?«

»Ich mein' es iſt nichts Unrechtes,« entgegnete darauf
r Fremde, »daß man bei den Hausmeiſtern anfragt, wenn
an Jemand in einem Hauſe ſucht.«

»Wen ſucht denn der Herr in der Nacht?« fragte Frau
bsl, bereits etwas von ihrem erſten Schrecken erholt, aber
mer noch mißtrauiſch genug, um den Fremden nicht einen
chritt weiter in das Zimmer zu laſſen.

»Es ſoll die Haimon da wohnen, — die ſuch' ich,«
gte der Fremde in ſeiner barſchen Weiſe.

»Die Haimon! Ei, ſchau! als ob die Madame für
n nicht die Frau wäre!« bemerkte die Hausmeiſterin ſpöt-
ſch und nicht ohne deutliche Zeichen gekränkten Stolzes.
ie gute Frau fühlte in einer ihrer liebſten Parteien ſich
lbſt verletzt.

»Meinetwegen Gräfin Haimon, wenn Ihr wollt!«
ſ der Fremde unmuthig aus, »aber jetzt ſagt mir auch,
o ſie wohnt, ich hab' nicht lange Zeit.«

»Wärt Ihr früher gekommen, wenn es Euch jetzt zu
ät wird, — und überhaupt, es wär' beſſer, Ihr kämet ein
bermal, in ein paar Tagen vielleicht — —«

»Das geht Euch nichts an!«

»Angehen thut es mich freilich nichts, aber beſſer wär'
doch. Die Frau Haimon iſt krank, ſchwer krank, und Ihr
aut mir nicht wie ein Doctor aus, der ihr eine gute Me-
in *verſchreiben könnt'.*«

Die Hausmeisterin zuckte mit den Achseln und goß die indeß leer gewordenen Caffeetassen wieder voll.

»Was die eigentliche Ursache war, weiß ich nicht,« fuhr Frau Rosl wieder fort; »aber ich glaub' immer, der fremde junge Herr hat es Allen da oben angethan, und mir ist auch,« fügte sie leiser sprechend hinzu, »als wenn ich wüßt', mit was er es gemacht hat.«

Die Nachbarin rückte erwartungsvoll ihren Stuhl näher zu der Erzählerin.

»Es war so vielleicht vierzehn Tage, nachdem er das erste Mal in's Haus gekommen ist,« erzählte die Hausmeisterin, unterbrach sich aber gleich nach diesen Worten wieder und horchte aufmerksam, den Kopf gegen die Thür der Stube zugewendet, welche in die Küche führte.

»Hat die Frau Nachbarin nichts gehört?« fragte sie unruhig und stand aus dem Lehnstuhl auf; »mir war es, als wenn Jemand in die Küche hereingegangen wäre, und ganz still noch dazu!«

Die beiden Frauen horchten einen Augenblick, dann trat die Hausmeisterin, als die rascher Entschlossene, schnell zum Tisch, riß hastig den Leuchter weg und stürzte zur Thür. Frau Nani ging ihr zögernd nach. Die Hausmeisterin wollte eben die Thüre aufmachen, als diese von selbst aufging.

Ein großer Mann, in einen Mantel gehüllt und einen Theil des Gesichtes von einer Pelzmütze bedeckt, trat über die Schwelle und wollte weiter in die Stube gehen.

»Was will Er? wer ist Er? was soll das Einschleichen in fremder Leute Wohnung?« rief die Hausmeisterin mit dem ganzen Aufgebote ihrer Energie ihm zu, und stellte

ſich hart vor den Mann hin, um ihm den Weg zu vertreten.

»Ich thue Euch nichts,« ſagte dieſer rauh; »ich bin kein Dieb und kein Räuber.«

»Ja, was will Er aber da? und in der Nacht?«

»Ich mein' es iſt nichts Unrechtes,« entgegnete darauf der Fremde, »daß man bei den Hausmeiſtern anfragt, wenn man Jemand in einem Hauſe ſucht.«

»Wen ſucht denn der Herr in der Nacht?« fragte Frau Rosl, bereits etwas von ihrem erſten Schrecken erholt, aber immer noch mißtrauiſch genug, um den Fremden nicht einen Schritt weiter in das Zimmer zu laſſen.

»Es ſoll die Haimon da wohnen, — die ſuch' ich,« ſagte der Fremde in ſeiner barſchen Weiſe.

»Die Haimon! Ei, ſchau! als ob die Madame für ihn nicht die Frau wäre!« bemerkte die Hausmeiſterin ſpöttiſch und nicht ohne deutliche Zeichen gekränkten Stolzes. Die gute Frau fühlte in einer ihrer liebſten Parteien ſich ſelbſt verletzt.

»Meinetwegen Gräfin Haimon, wenn Ihr wollt!« rief der Fremde unmuthig aus, »aber jetzt ſagt mir auch, wo ſie wohnt, ich hab' nicht lange Zeit.«

»Wärt Ihr früher gekommen, wenn es Euch jetzt zu ſpät wird, — und überhaupt, es wär' beſſer, Ihr kämet ein andermal, in ein paar Tagen vielleicht — —«

»Das geht Euch nichts an!«

»Angehen thut es mich freilich nichts, aber beſſer wär' es doch. Die Frau Haimon iſt krank, ſchwer krank, und Ihr ſchaut mir nicht wie ein Doctor aus, der ihr eine gute Medicin verſchreiben könnt'.«

Der Fremde war bei dem Worte krank leicht zuſammengefahren, doch ſchienen die beiden Frauen dieſe Erſchütterung nicht bemerkt zu haben, und zudem war er im nächſten Augenblicke wieder Herr ſeiner ſelbſt.

»Ihr habt Unrecht, Frau, mich zurückzuhalten,« ſagte er jetzt mit einem etwas milderen Ausdrucke der Stimme; »aber Ihr paßt auf euer Haus auf und das findet man nicht überall in der jetzigen Zeit. — Sie hat Recht daran gethan, daß Sie mich aufmerkſam gemacht hat auf die Krankheit der Haimon. Es hätte ſie überraſcht, wenn ich ſo plötzlich zu ihr hineingetreten wäre. Sie hat mich ſchon lange nicht geſehen! — O, zu lange!« flüſterte er leiſe zu ſich, während die beiden Weiber den plötzlich ſo verwandelten Mann mit ſcheuer Verwunderung betrachteten.

»Seid ſo gut,« begann der Fremde wieder; »könnt Ihr mir nicht ein Blatt Papier, Dinte und Feder geben, ich will der Haimon doch ein paar Zeilen vorher ſchreiben, es iſt beſſer, wenn ich ſie auf mein Kommen vorbereite.«

»Alſo krank iſt ſie?« fragte er wieder, während die Hausmeiſterin geſchäftig die Lade des großen Tiſches beim Fenſter aufzog und daraus ein paar Blätter Papier hervorholte, die ſie nebſt einigen ziemlich abgeſtumpften und bis über den ganzen Kiel mit Dinte beſchmutzten Federn ihm vorlegte.

Der Fremde nahm an dem Tiſche Platz und ſtützte den Kopf gedankenvoll in die Hand, ſo daß auch jener Theil des Geſichtes, den die Mütze noch frei ließ, ganz bedeckt war.

Endlich hatte die Hausmeiſterin auch das Dintenfaß *hervorgekramt* und in die eingetrocknete Maſſe tüchtig Waſſer *geſchüttet.*

Während nun der Fremde haſtig einige Zeilen auf das

Papier hinwarf, hatten die beiden Frauen, welche es bisher nicht wagten, selbst leise ein Wort zu sprechen, Gelegenheit, eine lebhafte Augensprache mit einander zu unterhalten, und vorzüglich war es die Nachbarin, welche sehr ausdrucksvolle Blicke schoß.

Der Unbekannte schien mit seinem Briefe zu Ende, und legte die Feder weg. Sein Blick, den er auf den Tisch warf, suchte augenscheinlich etwas zum siegeln; aber Frau Rosl, schlau wie immer, hütete sich wohl, ihm mit einem Stück Petschirwachs auszuhelfen. Sie rechnete darauf, den Brief offen in ihre Hände zu bekommen. Der geheimnißvolle Gast gab sich aber deswegen noch nicht gefangen und begann, da er nichts zum siegeln fand, den Brief so kunstvoll zusammenzulegen, und in so verschiedene Schleifen und Ecken zu ziehen, daß Rosl jede Hoffnung aufgeben mußte, die Früchte ihrer Schlauheit zu pflücken.

Endlich erhob er sich und legte den Brief in die Hand der Hausmeisterin.

»Gebt das der Frau Haimon,« sagte er, »ich lasse sie grüßen, und werde wiederkommen. — Das für eure Mühe,« setzte er hinzu und drückte ihr zwei Siebzehner in die Hand; »aber jetzt seid so gut und sagt mir, wo sie wohnt, damit ich das nächste Mal nicht wieder anfragen muß.«

»Erster Hof, zweite Stiege, dritter Stock, die letzte Thür über den Gang,« antwortete sehr rasch die Hausmeisterin, welche das Geld in der linken Hand fühlte. Sie nahm sogar im Ueberströmen ihrer Höflichkeit den Leuchter vom Tische, um den Herrn durch die finstere Küche zu leuchten.

Der Fremde gab keine Antwort, er entfernte sich mit einem leichten Kopfnicken und folgte der vorausleuchtenden Hausmeisterin. Frau Nani aber konnte seit einigen Minuten

denken der verhängnißvollen Nacht geblieben waren. So schnell als seine Beine ihn tragen konnten, und er entwickelte eine für sein Alter bewunderungswürdige Rüstigkeit, eilte er tief in seinen Mantel verhüllt vorwärts, so daß er verhältnißmäßig schnell die Pforte des Carmeliterklosters in der Alservorstadt erreichte. Einen Augenblick lang stand er unschlüssig auf der steinernen Stufe vor dem Thore, dann aber kehrte er, wie von einem plötzlichen Einfall ergriffen, rasch um und wendete sich in die Seitengasse neben der Kirche, wo er am Glockenzuge der kleinen Thüre in der Gartenmauer dreimal in gleichen Zwischenräumen zog.

Es dauerte nicht lange, so öffnete sich die Thüre von innen. Der Klosterbruder, welcher hier Pförtnerdienste verrichtete, stand hinter der Thüre, so daß er weder den Eintretenden genau sehen, noch dieser ihn erkennen konnte. Der erste Blick Martins, wie er in den Klostergarten trat, fiel auf das Fenster einer Zelle im zweiten Stockwerke, er sah es erleuchtet und eilte jetzt raschen Schrittes den wohlbekannten Weg über die Treppe hinauf.

Vor der Thür der Zelle hielt er einen Augenblick still. Es war, als müsse er sich erst erholen von dem schnellen Gang, und seiner keuchenden Brust Zeit zum Ausschnaufen gönnen. Jetzt nahm er die Pelzmütze, welche sein Gesicht fast zur Hälfte verdeckt hatte, ab, schlug den Mantel etwas auseinander und klopfte leise an die Thür.

Er wartete, als keine Antwort erfolgte, einen Augenblick, um dann wieder und endlich zum dritten Male zu klopfen.

Von innen rief's: »Herein!« Er öffnete leise die Thüre und befand sich dem Provincial gegenüber, welcher an einem

mit Schriften bedeckten Tiſche ſaß und ſich bereits halb erhoben hatte, um dem Eintretenden entgegen zu gehen.

Als er Martin erblickte, ließ er ſich langſam wieder nieder und winkte den Kommenden, welcher neben der Thür ſtehen bleiben wollte, näher zu ſich heran.

»Du kommſt ſpät,« begann der Provincial; »ich habe Dich früher erwartet. — Was haſt Du gethan? wozu haſt Du Dich — ich will glauben, daß es nur im unüberlegten Eifer geſchehen iſt — hinreißen laſſen? Und jetzt kommſt Du erſt zu mir, jetzt erſt, wo ſchon das Gericht ſeine Einleitungen trifft, um Deiner habhaft zu werden, und wo unſere Feinde kein Mittel unverſucht laſſen, um jenen Vorfall mit dem Scheintodten zu unſerem Verderben auszubeuten!«

Martin ſtand unter den Vorwürfen des Provincials, welche, wie er nur zu wohl fühlte, vollkommen begründet waren, doch hochaufgerichtet da, und zerdrückte in der Aufregung ſeines Innern die Pelzmütze, welche er zwiſchen ſeinen Händen hielt. Die buſchigen Augenbrauen waren zuſammengezogen, ſeine tiefliegenden Augen, ohnehin nie der Sitz freundlicher und heiterer Blicke, bohrten ſich jetzt finſter in das edle, feingeſchnittene und doch männliche Antlitz des Prieſters, deſſen Stimme bei den rügenden Worten, die er Martin zugerufen, von tiefer Bewegung leicht, aber immerhin merklich bebte.

Einige Augenblicke herrſchte ſo tiefe Stille in der Zelle, daß man das Picken der Taſchenuhr, welche auf dem Tiſche lag, deutlich vernehmen konnte.

»Auf Vorwürfe war ich nicht gefaßt,« ſtieß Martin endlich halb grollend heraus; »ich glaubte nur meine Pflicht zu thun, — ad *majorem* Dei gloriam,« ſetzte er *leiſe hinzu.*

Der Provincial erhob sich bei diesen Worten rasch von seinem Stuhle und trat ganz nahe an Martin heran.

»Wie?« sagte er hastig; »Du glaubst mich mit diesem Vorwand zu täuschen? Ein Mensch, wie Du, der nie etwas ohne Berechnung thut, eine Seele, wie die deine, die halb abgestorben für alles Edle, nur ein Spielball guter und böser Launen ist, Du willst behaupten, Du habest Dich zu jenem Schurkenstreich nur deshalb brauchen lassen, weil Du glaubtest, der guten Sache einen Dienst zu erweisen?«

»So ist es! So ist es!« rief Martin aus, dessen Brust sich unter den Vorwürfen des Provincials hob und senkte. »Ich kann mich vertheidigen, hochwürdiger Herr! ich kann mich vertheidigen!« wiederholte er mehrmals hintereinander; »aber,« fuhr er fort, »man scheint mich nicht hören zu wollen, ich soll ungehört verdammt werden. Vielleicht,« setzte er leise und fast zischend hinzu, »weil ich ihnen schon zu viele gute und werthvolle Dienste geleistet habe, — und man jetzt meiner nicht mehr zu bedürfen scheint.«

Der Provincial maß ihn mit einem Blicke unsäglicher Verachtung und sagte dann ruhig: »Gut! so vertheidige Dich! was hat Dich zu dieser Reihe so verdächtiger Thaten bewogen, die Du endlich mit deiner Flucht beschlossen hast!«

»Es mögen jetzt vier Wochen sein,« begann Martin, »als eines Nachmittags, während ich gerade in der Sacristei aufräumte, ein Fremder hereintrat und mich aufforderte, ihm die Merkwürdigkeiten der Kirche zu zeigen. Er war ein Mann in mittleren Jahren und schien ein vornehmer Herr zu sein. Sein Benehmen war stolz, gebieterisch, wie von Jemand, der nicht gewohnt ist, Widerspruch zu ertragen. Er erkundigte sich genau um Alles, und vorzüglich erregte es seine Aufmerksamkeit, als ich ihm bei der Besichtigung der

Grabſteine außer der Kirche von den Catacomben unter der Kirche erzählte, und er vernahm, daß ſich dieſelben unter dem Stephansfreidhofe bis hinauf gegen den Graben erſtrecken. Er ſchien von dieſem Augenblicke an nachdenkend zu werden und verließ mich bald, nachdem er mir drei Ducaten in die Hand gedrückt hatte.«

Ein ironiſches Lächeln umſpielte die feinen Lippen des Provincials. Martin bemerkte es, fuhr aber ruhig in ſeiner Erzählung fort:

»Zwei Tage darauf, diesmal am Vormittage, ſah ich in der Kirche plötzlich den Fremden wieder auf mich zukommen. Ich verbeugte mich tief, er aber klopfte mir gnädig auf die Achſel und ließ ſich nochmals über Mehreres von mir Auskunft geben, was er, wie er meinte, das letzte Mal nicht genau betrachtet hatte.«

»Und das nächſte Mal gingſt Du ſchon zu ihm in ſeine Wohnung!« fiel der Provincial dem Erzähler in die Rede.

»Er hatte mich eingeladen!« ſagte dieſer ſtotternd und erſtaunt darüber, daß der Provincial dieſen Umſtand kannte.

»Ja wohl! — Aber Du wirſt Dich auch erinnern, daß ſeine Einladung mit Verſprechungen für Dich begleitet war! Und iſt es Dir denn gar nicht aufgefallen, daß der fremde Herr ein ſo beſonderes Intereſſe an Dir nahm? Du biſt doch ſonſt ein ziemlich ſchlichter Mann!« ſchloß der Provincial ſeine Frage, indem er den letzten Worten deutlich einen höhniſchen Ausdruck gab.

Martins Antlitz zeigte einen merkwürdigen Ausdruck. Ueberraſchung und Furcht bei dem Gedanken, daß der Provincial mehr von ſeinem Verhältniſſe zu jenem Fremden wiſſe, als er ſelbſt zu offenbaren für gut befunden hätte,

kämpften mit dem ungebändigten Stolze seines Herzens, welches von einem Gefühle des Hasses erbebte, da er sich trotz seiner Vorsicht in der Hand des Mächtigen glauben mußte, vor welchem er stand.

»Nun Martin! Du stockst? erzähle doch weiter!« munterte ihn der Ordensmann auf, indem er mit verschränkten Armen vor den Alten hintrat, welcher unwillkürlich die Augen zu Boden schlug. — »So erzähle doch — Du bliebst bei der Einladung in des Fremden Wohnung. Wo war diese?«

»Auf der Landstraße, Herr!«

Der Provincial zuckte bei dieser Antwort. Dem Erzähler schien aber diese Bewegung entgangen zu sein, und er fuhr fort:

»Als ich zu ihm kam, war er allein und schien mich schon zu erwarten. Wir sprachen zuerst über ganz gleichgiltige Sachen, dann ging er auf die Merkwürdigkeiten der Stephanskirche über, und fragte mich genau und ausführlich über Alles, was die Catacomben betrifft. Ich antwortete so, daß er mehr fragen mußte, als ich beantworten wollte, und ich mehr hören konnte, als er mir sonst vielleicht entdeckt hätte.«

»Und was hörtest Du, mein schlauer Bruder?« fragte der Provincial lächelnd.

Martin hielt einen Augenblick inne. Es war, als wenn er in diesem Augenblicke unschlüssig sei, ob er Alles, was er vernommen, auch hier entdecken sollte. Doch erinnerte er sich noch zu rechter Zeit, daß von der Gnade und dem Wohlwollen des Provincials jetzt seine Rettung abhing, er erinnerte sich auch, daß er einem Manne gegenüber stehe, dessen weitreichende Verbindungen ihn in den Stand setzten,

von allem, was ihn und die Sache, für welche er lebte, betraf, auf das genaueſte unterrichtet zu ſein. Er hielt es deshalb am gerathenſten, ganz offen zu entdecken, was er wußte.

Der Provincial hörte die lange Erzählung Martins aufmerkſam an, ohne ihn auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Nur bei einem Momente der Eröffnung trat er wieder an ſeinen Tiſch zurück und ſuchte unter den Papieren, bis er einen ziemlich dicken Brief fand, welchen er entfaltete und wie es ſchien, nach einer Stelle in demſelben ſuchte. Martin, welcher ſich unterbrechen wollte, erhielt ein Zeichen, weiter zu ſprechen, und er ſetzte auch ſeinen Bericht bis zu dem Augenblicke fort, wo er zu ſeinem Entſetzen in der Leichencapelle den Todten aus dem Sarge aufſtehen ſah, und dann aus Furcht, durch ſein früheres leiſes Sprechen mit dem Fremden ſich verdächtig gemacht zu haben, den Entſchluß faßte, aus ſeiner Wohnung zu flüchten und ſich unter den Schutz des Provincials zu begeben.

»Und die Papiere, die Du verbranntеſt! und der ſchändliche abſcheuliche Mordanfall auf den vom Tode Erſtandenen?« rief der Provincial entrüſtet aus; »hoffſt Du denn, daß die weltliche Gerechtigkeit denſelben Märchen, die Du mir hier erzählt haſt, Glauben ſchenken werde?«

»Märchen, Hochwürden?« ſtammelte Martin betreten; »Märchen! Ich habe die Wahrheit geſprochen!«

»Thor! was iſt Wahrheit, wo nur der Beweis entſcheidend iſt? Du haſt die Papiere verbrannt, die, wie Du ſagſt, Dich, mir gegenüber, hätten reinigen können. Du ſagſt, daß Du es gethan, weil Du nicht wußteſt, ob ſie am nächſten Tage noch in deiner Gewalt ſein würden? Warum haſt Du ſelbſt das Ungewitter heraufbeſchworen, in-

dem Du in toller blinder Wuth Dich auf den Unglücklichen stürztest?«

Martin stand gesenkten Hauptes da und wagte kein Wort der Widerrede. Der starke, sonst so rauhe Mann schien diesen Vorwürfen gegenüber wie niedergeschmettert, gedemüthigt und verstummt.

»Du hast nicht allein über Dich, Du hast über noch ganz andere Männer durch deine tolle That einen Sturm heraufbeschworen, der jetzt erst im Beginne ist, und Gott der Herr mag wissen, wann er enden wird. Du hast im überhebenden Stolze deines Herzens vergessen, daß Du nur ein kleiner unscheinbarer Punct in diesem ganzen Kreise bist, sieh' jetzt selbst, wie Du den Blitz, der jeden Augenblick auf Dich herabschmettern kann, von Dir abwendest.«

»Gnade!« rief Martin aus und hob flehend die Arme empor; »was konnte ich armer Mann thun in einem Augenblicke, wo der Böse Gewalt über mich gewonnen hatte, und meine Sinne wie verwirrt waren?«

Der alte Mann blickte bei diesen Worten mit einem unaussprechlichen Ausdrucke von Angst zu dem Provincial empor, welcher sich von ihm abwendete und auf dem Tische unter seinen Papieren zu suchen begann.

Endlich zog er einen kleinen Brief hervor und wendete sich wieder an Martin.

»Du verlangst Schutz von mir! Ich kann ihn Dir in solcher Weise, wie es in früherer Zeit möglich gewesen wäre, jetzt nicht gewähren. Die weltliche Gewalt hat das Asylrecht uns zugeschnitten, und mein Arm könnte Dich selbst an den Stufen des Altars nicht gegen jene Gesetze schützen, welche *Menschen* dagegen gegeben haben. Ohnehin stehen wir im *Beginne* von Zeiten, die schwer und drückend herniedersteigen

werden, und es iſt nicht klug, wegen eines ſo ſchlechten Gefäßes, wie Du biſt, den edlen Inhalt unſerer jahrelangen Mühen auf das Spiel zu ſetzen. — Es handelt ſich bei Dir jetzt vor allem nur darum, daß Du die erſte Zeit unerkannt und unentdeckt bleibſt, die Zukunft laß dann meine Sorge ſein. Haſt Du einen Ort, wo Du die erſten Wochen Dich aufhalten kannſt?«

Der Provincial ſchien den bittenden Blick des alten Mannes zu verſtehen.

»In meinem Kloſter? Davon kann keine Rede ſein.«

»Ich werde die Stadt verlaſſen,« meinte Martin.

»Auch das iſt nicht thunlich. Das platte Land bietet ſchlechtere Schlupfwinkel als die Stadt.«

»Ich weiß ſchon!« rief Martin plötzlich, als wenn ein Gedanke blitzſchnell durch ſeine Seele ginge, und voll Eifer theilte er ſeinen Plan dem Provincial mit, deſſen Züge dabei ein wunderbares Erſtaunen ausdrückten.

»Thue es,« rief dieſer, als Martin geendet hatte; »und der Herr leite deine Schritte! — Doch wenn Du in höchſter Noth biſt, aber hörſt Du — nur in höchſter Noth! dann öffne dieſes Schreiben und ſende die inliegenden Zeilen an den, deſſen Namen ſie tragen.«

Der Provincial übergab mit dieſen Worten ſeinem Schützling den Brief, welchen er vom Tiſche genommen.

VIII.

An die rückwärtige Seite des heutigen Invalidenhauses, welches zur Zeit unserer Erzählung in viel kleinerer Gestalt als Johannesspital bestand, schließt sich noch eine Reihe von bescheidenen Häusern, deren Bauart meistens aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts stammt und die in unseren Tagen allmälig dem Andrange der Bevölkerung und ihren Anforderungen weichen müssen. Von den damals alten Häusern dort ist vollends keine Spur mehr vorhanden, am allerwenigsten von einem, auf welches das Volk mit scheuem Finger wies, während der Mund geheimnißvoll flüsterte: »Das Goldmacherhaus!«

In dem ausgedehnten Hoftract dieses Hauses befanden sich die weitläufigen Laboratorien der damaligen Adepten Wiens, gewölbte Räume, welche mit Kellern in Verbindung standen, abgeschlossene Gemächer, hinlänglich verwahrt, um das profane Auge von den Geheimnissen abzuhalten, welche in stiller Nacht hier von einem geschäftigen Kreise betrieben wurden. Der übrige Theil des Hauses selbst war von wenigen armen Leuten bewohnt. Die Armuth darf nicht wählerisch sein, sie muß sich die Nachbarschaft unheimlichen Treibens gefallen lassen. Dazu kam, daß dieselbe Unwissenheit, welche aus abergläubischer Furcht die Wohnungen wohlfeiler *machte*, zugleich die wahre eigentliche Gefahr mit Nacht bedeckte. Die Nachbarn ahnten nicht, daß sie gelegentlich mit gewissen chemischen Präparaten in die Luft fliegen konnten.

Von außen zeigte das Haus nichts Auffallendes, als mehrere ungewöhnlich hohe und ſchmale Schornſteine, aus welchen oft in ſtiller Nacht ſtarker Rauch emporwirbelte.

Nach jenem geheimnißvollen Hauſe richtete Martin ſeine Gedanken, nachdem er den Provincial verlaſſen. Auf der Gaſſe ging er zuerſt einige Schritte weit langſam und wie zögernd hin, gleich einem, der ſeiner Richtung nicht ſicher iſt. Doch plötzlich tauchte ein Entſchluß in ihm auf. Martin erſchrak im erſten Augenblicke ſelbſt vor dem Einfall; dennoch konnte er ſich nicht davon losreißen und je mehr er dem Gedanken nachhing, mit deſto lockenderen Farben malte die Hoffnung das Gelingen aus.

»Wenn mir heute gelingt, was mir ſeit Jahren Gott verweigerte!« ſprach er zu ſich ſelbſt und ſank faſt unwillkürlich vor dem mächtigen Kreuze an der äußeren Mauer des Kloſters in die Knie. Das kleine Flämmchen der Lampe vor dem Kreuze warf, im Luftzuge flackernd, nur ein mattes Licht auf die ſtarke Geſtalt und das graue Haupt des im Gebete verſunkenen Mannes, welcher in krampfhafter Andacht das Kreuz umfaßt hielt und mit verzücktem Blicke zu dem Bilde des Erlöſers aufſchaute.

»Ich begehe keine Sünde,« ſtöhnte er leiſe, »wenn ich nach Jahren wieder die alte Kunſt hervorhole und jetzt in meinem tiefſten Jammer flehe ich zu Dir, o Gott! erleuchte mich, erhöre mich und laſſ' heute das Werk gelingen, das ich ſo lange vergebens angeſtrebt und auf das Wort deines Dieners ganz verlaſſen habe. Erleuchte meine Augen mit einem Blicke deiner Gnade, laſſ' einen Strahl des göttlichen Lichtes in meine Seele fallen und führe meine Hand zu einem glücklichen Gelingen. Nur heute Gold und ich bin gerettet!«

In demſelben Augenblicke, als ſeine bebenden Lippen die letzten Worte ſtammelten, flammte das Lämpchen vor dem Kreuze einmal hoch auf. Martin, ohnehin abergläubiſch, ſah darin eine günſtige Antwort auf ſein wunderliches Gebet. Wie von neuer Jugendkraft durchglüht erhob ſich der alte Mann und ſchlug raſchen Schrittes den Weg gegen das Glacis ein. Er vermied durch die Stadt zu gehen, deren Thore verſperrt waren, und wo der öffnende Wächter den Flüchtling erkennen konnte. Lieber machte er den weiten Umweg über die öde Esplanade zum Johannesſpital. Dort ging er noch an der ganzen Front des Gebäudes hinab, bog dann rechts in eine ſchmale Gaſſe und blieb endlich vor einem einſtöckigen, ziemlich ausgedehnten Gebäude ſtehen.

Vor der verſchloſſenen Hausthüre ſtand er unſchlüſſig ſtill. Den metallenen Thürklopfer zu rühren trug er billige Scheu. Der Schlüſſel zum Seitenpförtchen, welchen auch er, wie jeder Eingeweihte einſt beſeſſen, war ihm längſt abhanden gekommen; waren doch Jahre vergangen, ſeit er ſelbſt zu den Eingeweihten, zu den gewöhnlichen Beſuchern dieſes Hauſes gehört hatte, und was konnte während dieſer Zeit nicht alles hier vorgegangen, welche neue Einrichtungen konnten nicht getroffen worden ſein!

Während er noch ſo ſtand, hörte er im Innern Stimmen, welche ſich der Thüre näherten. Bebend ſprang er zur Seite, um dann gemächlich einige Schritte weit die Gaſſe hinabzugehen. Er hatte verſtanden, wie drinnen eine Stimme ganz eilfertig geſagt hatte: »Laßt nur das Haus offen, ich bin gleich wieder da!«

Martin hörte das große Schloß raſſeln, die Thürangeln knarren und vernahm dann haſtige Schritte, die ſich in der entgegengeſetzten Richtung von ihm entfernten. — Einen

Augenblick noch horchte er, dann wandte er sich rasch um, und war mit wenigen Schritten in dem Hause, dessen Thür er langsam und leise wieder in das Schloß lehnte.

Eine wehmüthige Erinnerung an vergangene Zeiten beschlich ihn, als er sich jener Pforte im Hofe zuwendete, durch welche er einst in glücklichen Tagen voll glänzender Hoffnungen so oft gegangen war. Heute zitterte sein Fuß, in der Brust pochte es ihm, nicht wie Angst, aber vor Scham, Jenen vielleicht wieder unter die Augen zu treten, die ihn früher gekannt oder etwa nur mit Mühe ihn wieder erkannten. Die Furcht, sich als Eindringling behandelt zu sehen, beschlich ihn kaum; er kannte seine Leute, er wußte, daß einst sein plötzliches Verschwinden abenteuerliche Sagen erzeugt hatte, welche der Wahrheit viel zu fern lagen, als daß er nicht erwarten durfte, man werde ihn, wenn auch mit Scheu und Unruhe, so doch gewiß ungestört gewähren lassen.

Zu der Reihe von Fenstern empor blickend, welche in den Hof ging, sah er mit Erstaunen, daß alles finster sei. »Sollte Niemand zugegen sein?« fragte er und fügte dann schnell hinzu: »Nicht doch, sie sind eben vorsichtiger geworden und haben die Fenster von innen verwahrt.«

In dieser Voraussetzung näherte er sich der kleinen Thüre im Winkel des Hofes. Die Schnalle gab dem Drucke seiner Hand nach und er trat auf die ersten Stufen jener schmalen finstern Treppe, die wie er wußte, in ein Zimmer neben dem Laboratorium führte. In diesem Gemach pflegte sonst immer eine kleine Gesellschaft von genauen Bekannten der Adepten bei einem Glase Wein sich über die ewig unerfüllten Hoffnungen der Goldmacher lustig zu machen. Heute war Niemand da, der Ankömmling ging leise nach der Thüre

zum Laboratorium hin. Er horchte, aber auch von dort heraus drang nicht der geringste Laut zu seinem Ohre. Es war todtenstill.

Bei näherer Ueberlegung tröstete sich Martin über die unerwartete Stille. Er betrachtete es sogar als eine günstige Fügung des Himmels, bei seinem Beginnen keinen Zeugen zu haben. Mit raschem Drucke öffnete er die Thüre des Laboratoriums.

Er hatte sich in seiner Vermuthung geirrt. Die lautlose Stille, welche ihn empfangen, hatte eine andere Ursache, die sich dem Eintretenden sofort erklärte.

Den großen Herd umstand in athemloser Spannung eine Anzahl von Männern, größtentheils ohne Röcke und Westen, mit aufgestreiften Hemdärmeln und wohl auch mit verschobenen Perrücken.

Der erwartungsvolle Ausdruck der Gesichter, die Blicke, welche einen kleinen Tiegel unverwandt anstarrten, der über einem mäßigen Spiritusfeuer weiße Dämpfe ausspie, welche im blauen Schein des Spirituslichtes noch heller erschienen, alles das verlieh der Scene einen so gespenstischen Ausdruck, daß Martin überrascht und erschrocken zugleich die Thüre hinter sich aus der Hand verlor und diese, wie von einer Rolle gezogen, mit großem Geräusch von selbst in das Schloß fiel.

Die Spiritusflamme auf dem Herde verschwand plötzlich; ob nur zufällig oder mit Vorbedacht ausgelöscht, war nicht zu unterscheiden. Bevor Martin sich noch von dem ersten Eindrucke erholen konnte, hörte er schon rings um sich ein lautes Rufen und Fragen und Einer wollte vom Andern Auskunft haben, wer so spät und gerade in diesem Augenblicke unerwartet eingetreten sei?

Zugleich wurde an einer glühenden Kohle ein Schwefelfaden in Brand gesetzt, um Licht auf einem der großen Armleuchter an der Wand anzuzünden.

Martin gewann indessen Muße, sich zu fassen. Er zog seine Pelzkappe tiefer in das Gesicht und hüllte sich mehr in den Mantel, um wenigstens nicht im ersten Augenblicke gleich erkannt zu werden.

Sobald das Licht brannte, fielen die Blicke aller Anwesenden sogleich auf eine Stelle, wo Martin regungslos mit verschränkten Armen stand und ruhig den ausbrechenden Sturm abwartete.

»Wer seid Ihr, und wie könnt Ihr Euch hier eindrängen?« rief ihm ein ziemlich großer und corpulenter Mann entgegen, dessen sorgfältig frisirtes Haar und feine Wäsche seinen besseren Stand verriethen. Während zugleich ein Theil der Uebrigen sich um Martin drängte, waren Andere beschäftigt, die noch glühenden Kohlen auf dem Herde zu löschen, Retorten wegzuräumen und hie und da einen kleinen Schmelztiegel auf die Seite zu schaffen.

Man sah es der Geschäftigkeit dieser Leute an, daß eines Fremdlings plötzliches Erscheinen ihnen Sorge erregte, als ob sie bei ihrem nächtlichen Treiben kein reines Gewissen hätten.

Martin gab keine Antwort. Zurückgezogen in einen Winkel zwischen dem Herde und der Eingangsthüre starrte er bewegungslos die ihn umgebenden Männer an. Wieder trat eine peinliche Stille ein, man schien gegenseitig auf jede Bewegung des Andern zu lauschen. Endlich wiederholte derselbe Mann, welcher die erste Frage an Martin gerichtet, seine Aufforderung an den Eindringling, sich zu nennen und die Ursache seines späten Eindringens anzugeben. Die Bewe-

gung der Anwesenden gegen Martin schien jetzt drohender zu werden, da trat er einen Schritt gegen den Kreis vor, der sich um ihn gebildet hatte und nun wie erschrocken ein wenig zurückwich.

»Der Herr Baron Linden ist freilich noch zu jung, um mich wieder zu erkennen,« sagte Martin langsam; »auch der Herr Baciocchi scheint ein kurzes Gedächtniß zu haben,« wandte er sich an einen kleinen Mann, welcher, wie sein Name genannt wurde, einen Seitensprung machte, als hätte ein scharfes Eisen ihn getroffen.

»Er kennt uns — er kennt uns!« flüsterte es jetzt rings im Kreise. Die dünne Stimme des geheimen Kanzlisten Schreiber, welcher sich hinter ein paar riesige Retorten halb verkrochen hatte, ließ sich vernehmen: »Er ist ein Spitzl! Er wird uns unglücklich machen. Licht auslöschen, dann erkennt er wenigstens Niemand.«

Martin blickte mit einem Ausdrucke unsäglicher Verachtung in die Richtung woher diese Stimme kam.

»Ei, Herr Kanzlist,« sagte er höhnisch; »man trifft Ihn ja überall! Früh und Abends kriecht Er in allen Kirchen herum und des Nachts schleicht er zu den Goldmachern, das heißt doch Gott und dem Satan jedem seinen Theil geben.«

Der Kanzlist schwieg und drückte zornig die Lippen aufeinander, aber er schlich sich aus seinem Verstecke hervor, ganz nahe zu Martin hinzu und im nächsten Augenblick hatte er ihm mit einem raschen Griff die Mütze vom Kopfe gerissen, so daß das volle Licht des nahen Wandleuchters auf Martins halb kahles Haupt fiel.

Ein lauter Schrei der Ueberraschung entfuhr den An-

weſenden, alle Hände ſtreckten ſich drohend gegen Martin aus.

In dieſem Augenblick ging es wie ein ſtarker Schlag durch den Saal, wie von unſichtbarer Hand geöffnet ſprangen die beiden Flügel der Thüre auf und langſam kam ein Mann in mittleren Jahren in äußerſt eleganter Tracht hereingeſchritten und legte, ohne die übrigen Anweſenden eines Blickes zu würdigen, ſeine feine weiße Hand, aus deren Fingerſpitzen es wie ein bläuliches Licht auszuſtrahlen ſchien, auf Martins Schulter.

»Erkennſt Du mich?« ſprach der Fremde mit ſanfter melodiſcher Stimme zu Martin, der bei der erſten Berührung wie von einem electriſchen Schlage getroffen, zuſammengezuckt war, und nun mit dem demüthig innigen Ausrufe: »Saint Germain!« wie anbetend zu den Füßen des Fremden niederſank.

Die Adepten waren ſcheu vor der Hoheit der neuen Erſcheinung zurückgewichen. Der geheime Kanzliſt machte ſich mit einem recht boshaften Grinſen durch eine geheime Thür davon. Saint Germain ließ ſie Alle lächelnd gewähren. Er hatte die Hand Martins ergriffen und ſagte nach einem Weilchen mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke von Güte:

»Komm mit mir, unglücklicher Mann!«

Bevor die Adepten ſich noch von ihrem Erſtaunen erholt hatten, waren die Beiden verſchwunden.

IX.

Der Wagen Saint Germains wartete vor dem Hauſe. Auf einen Wink des Marquis ſetzte ſich Martin, noch ſtumm vor Erſtaunen über das Ereigniß der letzten Minuten, zu ihm hinein. Der Wagen fuhr in die Stadt, in das Gaſthaus zum wilden Mann, und Martin folgte mechaniſch ſeinem Beſchützer, als dieſer unter tiefen Bücklingen des voranleuchtenden Hausknechtes in ſeine Zimmer hinaufſtieg.

Endlich waren ſie allein. Saint Germain, nachdem er mehrmals gedankenvoll im Zimmer auf- und abgegangen, blieb plötzlich vor dem alten Manne ſtehen, der auf brechenden Knien ſich nur mühſam aufrecht erhielt.

»Wir haben uns lange nicht geſehen!« begann endlich Saint Germain; »erinnerſt Du Dich noch an das letzte Mal?«

»Jene fürchterliche Nacht in Rodaun werde ich nie vergeſſen,« antwortete Martin mit gepreßter Stimme; »jenen Augenblick, wo plötzlich die Kolbenſchläge der eindringenden Söldaten das ganze geheime Laboratorium, alle unſere koſtbaren Präparate zertrümmerten und vernichteten, wo man geſchäftig das Mauerwerk des Gebäudes zuſammenriß, was feuerfangend war, in Brand ſteckte, unſere Sammlungen ſeltener Mineralien verſchleppte, und von den Anweſenden ſelbſt Jeden, der ſich nicht flüchtete, in Ketten ſchlug. Unſeren Meiſter Sehfeld hat man vor unſeren Augen wie einen Verbrecher gebunden. — Damals war es,« fuhr Martin mit einem tiefen Seufzer fort, »wo wir uns zum letzten Male ge-

ſehen haben. Von meinem armen Meiſter Sehfeld habe ich nichts weiter erfahren.«

»Mir ward damals die Macht gegeben,« ſagte Saint Germain mit ernſtem Tone und während ſeine Geſtalt ſich majeſtätiſch aufrichtete, »einen von Euch, deſſen Schickſal und Zukunft noch bedeutungsreich für die Entwicklung der Menſchheit werden ſollte, zu retten. Der erhabene Weltgeiſt, welcher mein Thun und Laſſen leitet, bezeichnete Dich mir, und ich griff Dich heraus aus dieſer ganzen Schaar verlorener Menſchen, Dir rettete ich, wenn nichts anderes, doch die Freiheit, denn mein Auge ſah in die Zukunft. Dir iſt noch ein großes erhabenes Loos beſchieden. Zittre nicht, alter Mann, wenn ich den Schleier deiner Zukunft lüfte: Du wirſt leiden, körperlich und geiſtig leiden, deine Seele wird die Folter des Kummers, dein Leib den irdiſchen Schmerz erdulden, und dennoch wird die Menſchheit durch Dich von einem ſchrecklichen Irrwahn befreit, und dein Geſchick in ſpäten Jahrhunderten noch geprieſen werden. Es wird eine Zeit kommen, wo man es nicht faſſen wird, daß die Barbarei des Geſetzes ſo weit gehen konnte, und dein Geſchick wird dann im Glanze unſterblicher Glorie leuchten.«

Martin war wie betend auf die Knie geſunken und Saint Germain beugte ſich in tiefer Wehmuth zu ihm herab und legte ſeine Hände auf das Haupt des Greiſes.

»Ich ſegne Dich, Auserwählter des Schickſals,« ſprach er leiſe; »möge der Weltengeiſt Dich mit Muth und Kraft und der ganzen Stärke ſeiner allumfaſſenden Liebe erfüllen. O, daß ich nichts von dem Leidenskelche, den die erhabenen Obern Dir beſtimmt haben, Dir abnehmen darf! Nur den einen Troſt kann ich Dir ſpenden, daß jeder deiner Schritte von den unſichtbaren Meiſtern bewacht wird, und daß der

IX.

Der Wagen Saint Germains wartete vor dem Hauſe. Auf einen Wink des Marquis ſetzte ſich Martin, noch ſtumm vor Erſtaunen über das Ereigniß der letzten Minuten, zu ihm hinein. Der Wagen fuhr in die Stadt, in das Gaſthaus zum wilden Mann, und Martin folgte mechaniſch ſeinem Beſchützer, als dieſer unter tiefen Bücklingen des voranleuchtenden Hausknechtes in ſeine Zimmer hinaufſtieg.

Endlich waren ſie allein. Saint Germain, nachdem er mehrmals gedankenvoll im Zimmer auf- und abgegangen, blieb plötzlich vor dem alten Manne ſtehen, der auf brechenden Knien ſich nur mühſam aufrecht erhielt.

»Wir haben uns lange nicht geſehen!« begann endlich Saint Germain; »erinnerſt Du Dich noch an das letzte Mal?«

»Jene fürchterliche Nacht in Rodaun werde ich nie vergeſſen,« antwortete Martin mit gepreßter Stimme; »jenen Augenblick, wo plötzlich die Kolbenſchläge der eindringenden Söldaten das ganze geheime Laboratorium, alle unſere koſtbaren Präparate zertrümmerten und vernichteten, wo man geſchäftig das Mauerwerk des Gebäudes zuſammenriß, was feuerfangend war, in Brand ſteckte, unſere Sammlungen ſeltener Mineralien verſchleppte, und von den Anweſenden ſelbſt Jeden, der ſich nicht flüchtete, in Ketten ſchlug. Unſeren Meiſter Sehfeld hat man vor unſeren Augen wie einen Verbrecher gebunden. — Damals war es,« fuhr Martin mit einem tiefen Seufzer fort, »wo wir uns zum letzten Male ge-

ſehen haben. Von meinem armen Meiſter Sehfeld habe ich nichts weiter erfahren.«

»Mir ward damals die Macht gegeben,« ſagte Saint Germain mit ernſtem Tone und während ſeine Geſtalt ſich majeſtätiſch aufrichtete, »einen von Euch, deſſen Schickſal und Zukunft noch bedeutungsreich für die Entwicklung der Menſchheit werden ſollte, zu retten. Der erhabene Weltgeiſt, welcher mein Thun und Laſſen leitet, bezeichnete Dich mir, und ich griff Dich heraus aus dieſer ganzen Schaar verlorener Menſchen, Dir rettete ich, wenn nichts anderes, doch die Freiheit, denn mein Auge ſah in die Zukunft. Dir iſt noch ein großes erhabenes Loos beſchieden. Zittre nicht, alter Mann, wenn ich den Schleier deiner Zukunft lüfte: Du wirſt leiden, körperlich und geiſtig leiden, deine Seele wird die Folter des Kummers, dein Leib den irdiſchen Schmerz erdulden, und dennoch wird die Menſchheit durch Dich von einem ſchrecklichen Irrwahn befreit, und dein Geſchick in ſpäten Jahrhunderten noch geprieſen werden. Es wird eine Zeit kommen, wo man es nicht faſſen wird, daß die Barbarei des Geſetzes ſo weit gehen konnte, und dein Geſchick wird dann im Glanze unſterblicher Glorie leuchten.«

Martin war wie betend auf die Knie geſunken und Saint Germain beugte ſich in tiefer Wehmuth zu ihm herab und legte ſeine Hände auf das Haupt des Greiſes.

»Ich ſegne Dich, Auserwählter des Schickſals,« ſprach er leiſe; »möge der Weltengeiſt Dich mit Muth und Kraft und der ganzen Stärke ſeiner allumfaſſenden Liebe erfüllen. O, daß ich nichts von dem Leidenskelche, den die erhabenen Obern Dir beſtimmt haben, Dir abnehmen darf! Nur den einen Troſt kann ich Dir ſpenden, daß jeder deiner Schritte von den unſichtbaren Meiſtern bewacht wird, und daß der

ganze Pfad der Leiden, welchen Du von jetzt an noch betreten wirst, nur ein Läuterungsfeuer ist, aus welchem dein unsterblicher Theil rein und glänzend hervorgehen soll, um dann selbst einer der großen Meister unseres unsichtbaren Ordens zu werden!«

Martin hob bei diesen Worten das Haupt gegen Saint Germain auf. Die starren Züge des alten Mannes verklärte ein seliges Lächeln, die glühenden Augen strahlten in sanftem schwärmerischen Feuer, und während er die Rechte wie zum Schwur ausstreckte, flüsterten seine Lippen kaum hörbar: Ich werde erfüllen, was die großen Meister über mich beschließen!

Saint Germain neigte sich zu dem Greise herab und drückte einen Kuß auf seine Stirn. In diesem Augenblick blinkte flüchtig ein heller Strahl durch das Zimmer und wunderbar ergreifende Töne wie von süßer Musik zitterten durch die Luft.

Saint Germain hob den Knienden auf und geleitete ihn zu einem Lehnstuhl.

Bis zum Morgengrauen sprachen die beiden Männer miteinander angelegentlich und geheimnißvoll. Als der erste Strahl der Sonne im Osten durch die dichten Nebel sich drängte, verließ Martin das Zimmer seines Meisters.

»Bedenke, daß »Muth und Beharrlichkeit« der Wahlspruch unserer Oberen ist!« lauteten die letzten Worte, welche Saint Germain noch sprach, als er Martin die Hand zum Abschiede drückte.

»Ich werde den Wahlspruch erfüllen!« antwortete dieser und schritt hochaufgerichtet wie im stolzen Bewußtsein über die noch finstere Treppe des Gasthofes hinab. — — —

— — Wir verlassen Martin, um uns dem Frei-

hauſe zuzuwenden und den Leſer in die beſcheidene Wohnung jener Frau Haimon zu führen, deren Name im böhmiſchen Munde der Hausmeiſterin gelegentlich wohl auch Haimin lautete.

Am zweiten Tage war es nach jener Nacht, in welcher die unglückſelige Mutter den Sarg zur Todtencapelle begleitet hatte.

Noch hatte die Haimon ſich nicht von dem Schlage erholt, welcher ſie ſo plötzlich getroffen, aber ſie hatte doch bereits das Bett verlaſſen, und ſaß jetzt abgeſpannt und kummervoll in dem Lehnſtuhl neben dem Ofen.

Die geſammte Einrichtung des Zimmers bezeugte bei aller in die Augen fallenden Beſchränkheit doch das ſorgliche Walten einer weiblichen Hand. Es war Alles ſo ſpiegelblank und nett, und auf den weißen Ueberzügen der Seſſel und des kleinen Canapées lag eben ſo wenig ein Stäubchen, als in den langen Falten der Vorhänge, hinter welchen man im Alcoven ein Bett ſtehen ſah.

Die alte Frau blickte trübe und gramvoll vor ſich hin, und ſchien kaum auf die tröſtenden Worte zu hören, welche ihr anderes Kind, ihre Sophie, die neben dem Lehnſtuhl kniete, und aufwärtsblickend ihren Kopf an den herabhängenden Arm der Mutter geſchmiegt hatte, ihr zuflüſterte. Die Matrone hatte in Gedanken verloren ihre Hand dem Mädchen überlaſſen, deren Auge wie flehend auf ſie gerichtet war.

Sophie war die einzige Schweſter ihres einzigen Bruders, jenes Unglücklichen, an deſſen Sarge Frau Haimon den tiefen Schmerz einer Mutter hatte ausſtrömen laſſen. Die Liebesworte, die ſie dem Verſtorbenen nachgeſendet, ſein Lob, das von ihren Lippen geſtrömt, ſie waren der Erguß

einer mütterlichen Zärtlichkeit, deren andere Hälfte Sophie von jeher beſaß und vollkommen verdiente.

Vielleicht war, ſtreng genommen, Sophie keine Schönheit, doch lag über dieſer leichten, ſchlanken, elaſtiſchen Geſtalt ein Hauch der Anmuth ausgegoſſen, der um ſo mehr feſſeln mußte, als die klaren ruhigen Züge des jugendlichen Antlitzes nur der Spiegel jener ſüßen unſchuldvollen Güte ſchienen, von welcher ihr frommes Herz erfüllt war. Sophie war auf das beſcheidenſte gekleidet. Ein enges Leibchen ließ die Formen ihres Oberkörpers in vollendeter Rundung hervortreten. Die Aermel ließen ungefähr die Hälfte der Arme mit den zierlichen Händen frei.

So lag ſie kniend und ſelbſt ſchmerzhaft erregt neben der doppelt kranken Mutter, deren tiefes Weh in ihrer eigenen Seele den Schmerz um den Verluſt des ſchwärmeriſch geliebten Bruders noch erhöhte.

In ſolch' troſtloſer Oede des Kummers hatten die Beiden wieder eine Nacht zugebracht. Statt des milden Schlafes waren nur Thränen über ihre Augen gekommen, und der Morgenſtrahl des nebelgrauen Tages, welcher jetzt das Zimmer erhellte, fand in ihnen den alten Kummer noch in ungeſtörter und ungeſchwächter Kraft.

»Mutter!« begann endlich Sophie mit jenem weichen herzgewinnenden Ausdrucke der Stimme, in welchem die ganze Zärtlichkeit eines beſorgten Kindesherzens lag; »Mutter! fühlſt Du Dich etwas erleichtert, und willſt Du eine Stunde ſchlafen? Es wird Dir Kraft geben und Du wirſt auf einen Augenblick deinen Schmerz vergeſſen!«

Sie wartete mit der Spannung ſorgenvoller Liebe auf eine Antwort der Mutter.

Endlich wendete dieſe leicht den Kopf zur Seite, wo

das Mädchen kniete, strich ihr mit der einen Hand das Haar aus der Stirn, und schien einen Augenblick lang in ihrem Anschauen versunken. — »Ganz wie seine Augen!« sagte sie endlich tief aufseufzend und wandte sich ab, während sie ihr Gesicht schluchzend mit beiden Händen bedeckte.

Es war wieder still in dem Zimmer. Man hörte nur die tiefen Athemzüge der trostlosen Mutter und ihr unterdrücktes Weinen.

Plötzlich fuhr sie mit der Hand rasch sich einigemal über die Augen. Es war, als wollte sie mit den Thränen alle äußeren Spuren ihrer inneren Erregung wegwischen. Sie versuchte sogar, stark zu erscheinen, und wollte sich rasch vom Lehnstuhl erheben, aber glücklicherweise war Sophie, die ängstlich jede Bewegung der Mutter bewacht hatte, sogleich aufgesprungen und hatte die alte Frau schnell in ihren Armen aufgefangen, bevor diese kraftlos in den Stuhl zurücksank.

»Was wolltest Du?« rief das Mädchen noch bleich vor Schrecken; »warum sagtest Du mir es nicht, wenn Du aufstehen wolltest? Ich hätte Dich unterstützt. Soll ich Dir Jemand rufen? Ich will zum Doctor laufen!«

»Bleib!« sagte die Mutter leise, »bleib! Es ist schon wieder vorbei. Ich habe mich stärker geglaubt als ich bin: — Es ist übrigens nicht die erste Täuschung meines Alters!« fügte sie schmerzlich und fast tonlos hinzu.

Sie versuchte es sich auf ihre Tochter zu stützen, und ging einige Schritte im Zimmer auf und ab.

»Ich wäre ruhiger,« begann sie nach einigen Augenblicken, »wenn Gott der Herr mir ihn in einer gewöhnlichen Krankheit genommen hätte, wenn es längere Zeit gedauert, und ich mich an den Gedanken des Scheidens allmälig hätte

gewöhnen können! Aber ſo, kaum daß der erſte Anflug des Unwohlſeins über ihn gekommen war, ſo raſch wie ein verſengender Wind hat der Tod mir dieſen blühenden Zweig von meinem Lebensbaum geriſſen, und mir iſt nichts geblieben, als die Erinnerung, die Qual und — der Verdacht!«

Sophie bebte bei dem letzten Worte ſo merklich zuſammen, daß der Mutter die Bewegung auffiel.

»Du zitterſt ſchon bei dem bloßen Wort, Sophie! — Wenn Du erſt wüßteſt, welche Gedanken mich ſeit den letzten Tagen peinigen, und wie ſie, je mehr Mühe ich mir auch gebe, ſie zu unterdrücken, doch immer mehr und mehr bei mir Wurzel faſſen; wie aus dem Keime des Verdachtes immer mehr und mehr ſich eine Geſtalt entwickelt, ein Weſen, das —«

»Wen willſt Du damit bezeichnen, Mutter?« rief Sophie entſetzt und fühlte kaum die Kraft in ſich, ſich aufrecht zu erhalten.

»Ich werde keinen Namen nennen,« ſagte Mutter Haimon mit tiefem Ernſte; »ich werde ſchweigen, bis die Stunde der Entdeckung gekommen. — Wenn es einen Gott gibt,« rief ſie aufgeregt aus — »und mein Glaube daran ſteht ohne Wanken feſt — ſo wird ſich eines Tages das fürchterliche Räthſel löſen, dem mein Kind zum Opfer gefallen iſt. — Doch was iſt das?« unterbrach ſie ſich, — denn Sophie wankte todtenbleich an ihrer Seite, — »hat dieſer Dämon mein anderes Kind auch verzaubert?«

Sophie hatte ſich ſchnell gefaßt und unter Thränen lächelnd flüſterte ſie, das Auge halb zur Mutter aufgeſchlagen: »Fürchte nichts für mich, Du weißt ja, ich ſtehe unter einem *andern Zauber!*«

»*Meinſt Du* Carl?« erwiederte die Mutter finſter; »o!

er iſt auch einer von den Schmetterlingen im Sonnenſchein. Da flattern ſie und umgaukeln die Blume; kommt aber der trübe Regentag des Unglücks, wo bleiben dann dieſe bunten Schmeichler?«

Sophie ſchlug bei dieſen bitteren Worten der Mutter ſchweigend die Augen nieder. Eine Purpurröthe war in ihrem Antlitze aufgeflammt. Zwei große Thränen rollten über ihre Wangen, doch im Grunde ihres Herzens ſprachen alle ſüßen Stimmen jugendlicher Neigung, zärtlicher Schwärmerei und des liebevollſten Vertrauens für den Mann, deſſen die Mutter eben ſo feindſelig gedacht hatte.

Die Haimon ſah den inneren Kampf ihres Kindes und war klug genug, für den Augenblick über dieſen Gegenſtand zu ſchweigen. Sie wußte ja, daß ein krankes Herz der offenen Wunde gleicht, welche jede Berührung ſchmerzlich empfindet. Aber die letzten Augenblicke ſchienen wie ein Mißton die Harmonie zwiſchen Mutter und Tochter geſtört zu haben.

Ein Schweigen war eingetreten, das Beide drückte, ohne daß weder Mutter noch Tochter ſich geſtimmt fühlten, zuerſt den Faden des Geſpräches wieder aufzunehmen, und Sophie war deswegen ſehr froh, als das Dienſtmädchen ſie in die Küche hinaus rief.

Als Sophie hinauskam, trat ihr ſogleich ein hochgewachſener Mann entgegen, und man konnte es ihm deutlich anſehen, wie große Mühe es ihn koſtete, eine gewiſſe äußerliche Faſſung zu behaupten.

Sophie fühlte ſich bei ſeinem Anblicke etwas beklemmt und fragte mit ſchüchterner Stimme: »An wen bei uns habt Ihr einen Auftrag?«

Der Fremde ſah ſie einen Augenblick lang mit unverkennbar innerer Bewegung an, endlich ſagte er langſam: »Ich *möchte gern mit der* Frau Haimon ſprechen. Freilich *höre ich, ſie ſei krank. Und* doch muß ich ſie ſprechen.«

»Ich will nicht in Ihn dringen,« ſagte Sophie beſcheiden, »mir die Poſt für meine Mutter aufzugeben — aber,« fügte ſie zögernd hinzu. —

Der Fremde ſchien in den Anblick des Mädchens verloren.

»Sie haben Recht,« ſagte er endlich, »das, was ich Ihrer Mutter zu ſagen habe, muß ich ihr aber doch ſelber ſagen. Eins ließe ſich aber machen. Bereiten Sie ſie auf das Kommende vor, es wird ſie dann weniger überraſchen.«

Sophie ſah den Fremden ängſtlich an. Sie fühlte ſich beklommen in ſeiner Gegenwart, und doch war es wie eine höhere Macht, welche ſie, wie ſie nur zu gut fühlte, ſeinem Willen untertan machte.

»Sagen Sie ihr, daß Jemand eine gute Nachricht für ſie hätte, eine freudige Nachricht; erzählen Sie ihr,« fuhr er trüb lächelnd fort, »daß der Mann, welcher als Bote gekommen, zwar nicht ſehr freundlich ausſehe, —«

»O! Sie bringen mich in Verlegenheit!« flüſterte Sophie erröthend, da ſie jetzt einſah, daß es kaum ein Diener ſein könne, der vor ihr ſtand.

»Sagen Sie ihr endlich,« hob der Fremde wieder an, mühſelig ſeine Worte aneinander fügend, »daß ſich auch gute Nachrichten von ihrem —— verlorenen Bruder gefunden hätten!«

Das Mädchen ſah ihn zweifelnd an. Sie verſtand nicht, was er damit meinte, und wagte doch nicht, ihm zu ſagen, daß die Mutter niemals ihren Kindern von einem ſo nahen Verwandten geſprochen habe.

»Eilen Sie! eilen Sie!« drängte der Fremde, als Sophie zweifelnd zögerte, und dieſer Aufforderung halb willenlos nachgebend, ging ſie in das Zimmer zu ihrer Mutter zurück, welch- *in dieſem* Augenblicke auch bereits nach ihr gerufen hatte

Aber ehe ſie noch verſuchen konnte, die paſſende Ein-

leitung für das zu finden, was sie sagen sollte, fiel ihr gleich beim Eintritte die beunruhigende Hast auf, mit welcher die Mutter nach dem, was draußen vorgegangen, fragte, und ehe sie sprechen konnte, hörte sie hinter ihrem Rücken leise die Thüre öffnen. — Die Blicke der Kranken fielen auf die Gestalt eines Eintretenden. Mit einem halb unterdrückten Schrei sank sie zurück, während Martin hervorstürzte, sich zu ihren Füßen warf und ihre herabhängende Hand mit seinen Thränen benetzte.

X.

Wenn Frau Nani, die Kastanienbraterin, auch ziemlich weit draußen auf der Wieden wohnte, so war diese Entfernung von der Stadt doch nicht so beträchtlich, um nicht die Vortheile eines spottbilligen Quartiers aufzuwiegen, um so mehr, als der Ruf von Frau Nani's Gastfreundlichkeit sich wie eine schöne Tradition in den Hörsälen der Wiener Universität fortgepflanzt hatte, und daher auch immer das eine Zimmer, welches sie an Zimmerherren vermiethete, vollständig besetzt war.

Zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, hatte sie nicht weniger als drei junge Studenten zu Bett, von denen freilich der jüngste auch schon zweimal in der Woche den Besuch eines Collegen erhielt, welcher die Vorpraxis seiner medicinischen Studien in einer Rasirstube nahm, und für seine Mühewaltung bei dem jungen Studenten einen Theil jener monatlichen Victualiensendung mit verzehren durfte, welche der Fuhrmann dem Musensohne aus der nahen Heimat immer mitbrachte. *Die beiden anderen* Studenten waren schon in viel

reiferen Jahren, und vorzüglich bei dem einen würde Gellert, der damals ſo beliebte Fabeldichter, ſein bekanntes: »Was Hänschen nicht lernt« in vollkommenſter Anwendung gefunden haben.

Herr Melchior Rubin war eigentlich gar kein Student mehr. Er hatte es bereits bei ſämmtlichen Facultäten, mit Ausnahme der theologiſchen, verſucht, und jedesmal das Unglück gehabt, bei den Prüfungen den Profeſſor in ſo abſcheulicher Laune zu finden, daß Lehrer und Schüler höchlich unzufrieden von einander ſchieden. Glücklicherweiſe geſchah es bei Studenten, die mit ihrer Wiſſenſchaft bankrott gemacht, nicht wie bei Kaufleuten, deren Namen nach einem ſolchen Unglück zur allgemeinen Warnung öffentlich angeſchlagen wurden. Melchior ſtand ſeit lange nicht mehr in dem Kataloge irgend eines Profeſſors, er war bereits in Medicis und Juridicis, ſowie in Philoſophia bankrott geworden. Doch galt er immer noch, vorzüglich bei ſeiner Hauswirthin, als das Muſter eines Studenten.

Für dieſe Frau war er aber auch die koſtbare Vereinigung vieler männlichen Tugenden. Er war für das Geſchäft ihr Buchhalter, ihrem Herzen ein Hausfreund, ihren Kindern Wärter, Lehrer und Spielcamerad, endlich ihrem Manne gegenüber eine imponirende Autorität. Dazu kam noch, daß es ihr nicht wenig ſchmeichelte, einen Zimmerherrn zu haben, der mit hohen Perſonen in Verbindung ſtand, denn der ganze Grund wußte davon, daß Herr Melchior Rubin vor einigen Wochen durch einen Amtsdiener einen Brief von dem Herrn kaiſerlich königlichen Regierungsrathe Sonnenfels erhalten habe, und darin ſtand, wie Jeder ſich *davon überzeugen* konnte, denn Herr Melchior Rubin trug *den Brief jederzeit* bei ſich in der Taſche: »Mein Lieber, ſin-

den Sie sich morgen zu gelegener Zeit bei mir ein!« — Der Brief sah zwar schon etwas schmierig und zerschlissen aus, aber man wußte nicht, war die Tasche daran schuld, oder der Umstand, daß schon fast sämmtliche Hände des ganzen Grundes ihn zwischen ihren Fingern gehabt hatten.

Bei einem solchen Verhältnisse war es also ganz natürlich, daß Frau Nani, von ihrem Besuche bei der Hausmeisterin im Freihause in ihre vier Pfähle zurückgekehrt, sich kaum Zeit nahm, nachzusehen, ob alle Kinder bereits ordentlich im Bette lägen, bevor sie die Zimmerthüre ihrer Studenten öffnete und hineinrief: »Rubin! schläft Er schon?«

Der Angerufene lag in der That schon in der Schublade, welche ihm unter dem Bette eines der andern Studenten als Lager angewiesen war, aber bei dem Tone der bekannten Stimme war er sogleich in der Höhe.

»Schlaf' ich, wenn ich schon munter bin?« gab er zur Antwort. »Was sagt die Frau Nani zu dem Witz, wie ich schlafen und munter sein zusammenstell'? Der Herr Regierungsrath Sonnenfels möcht' mich gleich verstehen!«

»Koum' Er geschwind heraus, ich hab' Ihm was zu sagen!«

»Mir geht nicht ein, warum ich heraus kommen soll? — Nun, was sagt die Frau Nani dazu? Um zwölf in der Nacht, wenn man mich aufweckt, bin ich noch witzig.«

»Jetzt lass' Er seine Dummheiten und komm' Er heraus. Ich hab' Ihm auch etwas zu essen mitgebracht.«

Der letztere Grund schien mit überwältigender Kraft auf die Ueberzeugung des Herrn Rubin zu wirken, und einige Augenblicke *später erschien die* lange magere Gestalt, in einen

alten Mantel ſtatt des Schlafrockes gehüllt, in der Stube der Frau Nani.

Während dieſe nun auf dem Tiſche jene Ueberreſte des Kuchens ausbreitete, welche ſie von der Hausmeiſterin mit nach Hauſe genommen, begann ſie zugleich die merkwürdigen Erlebniſſe des Abends zu erzählen. Rubins Augen, welche im Anfange nur immer unverwandt auf den Kuchen gerichtet geweſen, begannen, je weiter die Frau erzählte, immer aufmerkſamer ſie ſelbſt zu fixiren, und es war deutlich, daß ſein Geiſt einen Plan ausbrütete, denn wie Wetterleuchten zuckte es in ſeinem Geſichte, die lange Naſe ſchien noch länger und noch ſpitzer zu werden, der Mund mit den dünnen Lippen zog ſich ſo in die Breite, als wollte er beiden Ohren etwas im Vertrauen zuflüſtern, und die dünnen Falten der Stirn hoben und ſenkten ſich, wie auf- und abſteigende Wellen.

»Und hat die Frau Nani aber auch recht geſehen?« fragte er endlich; »hat die Frau ſich nicht getäuſcht? Die Weiber täuſchen ſich ſehr oft über die Männer, und wenn ſie ſolche auch noch ſo ſehr beim Lichte beſehen.«

»Ja, was fällt Ihm denn ein, Rubin! — Was meine zwei Augen ſehen —«

»Das glaubt das Herz, Frau Nani; ich weiß ſchon, das will Sie mir ſagen. Aber was glaubt ein Weiberherz nicht alles? vorzüglich bei der Nacht und nach einem Caffeeplauſch!«

»Rubin! Er wird ſchon wieder anzüglich,« bemerkte die Kaſtanienbraterin ſpitzig. »Ich habe Ihn nicht deswegen hereingerufen, daß Er ſeine Faxen machen ſoll. Was ſagt *Er aber nur zu* der Geſchichte! Stell' Er ſich vor! Ich hab' *ihn mit eigenen* Augen geſehen. Ich weiß es ganz gewiß, ich

kenne ihn ja von der Kirche her, er iſt immer nur bei der erſten Meſſ' geweſen, dann hat man den ganzen Tag ihn nicht mehr zu ſehen bekommen. Das hat ſchon immer genug zu reden gegeben.«

»Frau Nani,« begann Rubin, »wir können Beide durch die Geſchichte glücklich werden.«

Die Kaſtanienbraterin horchte hoch auf, denn ſie begriff nicht, was ihr Student damit meine.

»Die Frau Nani wird noch nicht wiſſen,« fuhr Rubin fort, »daß die Geſchichte mit dem Alten einen Mordſpectakel in der ganzen Stadt macht, und daß Polizei, Magiſtrat, Stadtguardia und Grundwächter hinter dem Maleficanten her ſind, um ihn, wo er zu finden, stante pede aufzuheben und einzuziehen. Wenn nun wir Beide . . .«

»Jeſus, Maria, Rubin! Er wird doch nicht den Angeber machen wollen!« rief Frau Nani voll ſittlicher Entrüſtung.

»Angeber? wer red't von angeben! Nur ein biſſ'l ſpitzln, und frag' die Frau ihren Mann, ob ein Spitz ſo was Unrechtes iſt?«

Frau Nani, welche wohl dieſen Lieblingsausdruck ihres Mannes, aber noch nicht ſeine damals eben erſt auftauchende doppelte Bedeutung kannte, begann ſchwankend zu werden, und Rubin wußte ſie ſo geſchickt mit Fragen zu umgarnen, daß er erreichte, um was es ihm hauptſächlich zu thun ſchien, er erfuhr ſo viel über die Verhältniſſe der Familie Haimon, als er für ſeinen Zweck nothwendig brauchte.

Von dieſem Augenblicke an hörte er der weiteren Erzählung *nur mehr mit halbem* Ohre zu, er wurde offenbar *ſchläfrig, gähnte ganz abſcheulich* ein über das anderemal,

und gab seiner Hausfrau kaum mehr eine genügende Antwort, wenn sie ihn im Gespräche um seine Meinung fragte.

Er hatte offenbar dabei den doppelten Zweck, die Kastanienbraterin, welche er als zu ehrlich für seinen Zweck erkannt hatte, nicht noch tiefer in seinen Plan einzuweihen, und die Unterhaltung abzubrechen. Da er jetzt genug gehört hatte, langweilte ihn das Gespräch. Er ließ sich zuerst auf einen Stuhl nieder, und es dauerte nicht lange, so schnarchte er in so tiefen Athemzügen, daß Frau Nani die Unmöglichkeit, das Gespräch mit ihm fortzusetzen, nur allzuwohl einsah. Sie faßte ihn deshalb mit ihren kräftigen Fäusten derb an beiden Schultern, schüttelte ihn ganz tüchtig, worauf er anfangs nur durch ein Grunzen antwortete, endlich sich aber so weit ermunterte, daß er langsam aufstand und sich noch sehr verwunderte, wie er heute so ganz schläfrig sei.

Kaum hatte er aber die Thüre des Studentenzimmers wieder leise zugemacht und sich in die warmen Kotzen seines Lagers eingewickelt, als auch schon seine verstellte Schläfrigkeit bis auf den letzten Schein verschwunden war. Er war vielmehr jetzt so munter und bei vollen Sinnen, wie nur am hellen Mittag, und alle Kräfte seines Geistes waren auf den einen Punct hingerichtet: aus der Entdeckung der Kastanienbraterin den möglichst größten Nutzen zu ziehen, ohne sich selbst in irgend eine Gefahr zu begeben.

Kaum daß es noch recht Tag war, stand er schon auf und begann den einen seiner Schlafgenossen so derb zu rütteln, daß dieser ganz erschrocken aus den Federn fuhr.

»Was gibt's denn? was ist geschehen?« schrie der so plötzlich Aufgeweckte und starrte die vor seinem Bette stehende Figur seines Zimmergenossen ganz verwundert an.

»Geben thut es nichts, aber leihen mußt Du mir

etwas, und noch dazu deinen neuen Rock,« ſagte Rubin und zeigte auf den Kleiderhaken an der Wand, wo halbbedeckt von einem Leintuch ein ſchwarzer Leibrock hing.

»Rubin, Du wirſt mir den Rock nicht mehr zurückbringen,« wendete der Angeredete ein, und zwar in einem Tone, der nur zu deutlich zeigte, wie viel wahren Grund zur Beſorgniß er hegen zu müſſen glaubte.

»Was heißt? Bin ich ſo ungalant, daß wenn ich einen fremden Rock zuerſt ſpaziren führe, ich ihn dann ſitzen laſſe? Und damit Du ganz ruhig ſein kannſt, gebe ich Dir die Verſicherung, daß mir Niemand mehr etwas borgt, am allerwenigſten auf einen neuen Rock, weil Jeder weiß, daß er entweder gar nicht mir gehört, oder der Schneider ſchon primo loco darauf vorgemerkt iſt.«

»Gut,« lautete die Antwort, »ich will Dir den Rock borgen. Aber woher nimmſt Du denn Hoſen und Weſte?«

»Woher? Werd' ich Dir weiter gehen? Das wäre eine Beleidigung.«

»Alſo das ſoll ich Dir auch borgen?« klagte der junge Student, ſtand aber doch lieber gleich auf, um Hoſe und Weſte aus der Lade zu nehmen und ſeinem Cameraden zu übergeben, als ſich noch länger mit ihm in Unterhandlungen einzulaſſen. Er wußte ja im Vorhinein, daß gegen ſolche Zudringlichkeit alles vergebens ſei.

Nachdem alſo derart das Wichtigſte der Toilette beſorgt war, begann Rubin eine ganz eigenthümliche Operation mit ſeinen Schuhen, und brachte es richtig nach einer halben Stunde dahin, daß ſie ſpiegelblank glänzten, und die zinnernen Schnallen von weitem auch für Silber gelten konnten. Nachdem er zum Schluſſe noch ſich von ſeiner Hauswirthin ein weißes Halstuch ausgeborgt hatte, begann er ſich in

Staat zu werfen, wobei er mit Stolz auch ein Paar ſchwarze Strümpfe, ſein alleiniges und unbeſtrittenes Eigenthum anzog.

Endlich hatte er ſeine Toilette vollendet, er hüllte ſich in den alten Mantel, der ihm zu Hauſe auch als Schlafrock und des Nachts als Decke diente, und trat den Weg in die Stadt an.

»Jetzt bin ich wie eine Melone,« ſagte er vor dem Weggehen zu ſeinem Stubencameraden, als er ſich ſchon in den Mantel gehüllt nach allen Seiten vor ihm herum drehte; »die Schale von außen ſchmutzig und zerriſſen, aber welch' feiner Kern! — Nimm Dir, junger Mann,« fuhr er pathetiſch fort, »ein Beiſpiel an mir, ſo muß der Mann von wahrem Werthe ſein, äußerlich ſchlicht, aber im Innern koſtbar und herrlich. Jetzt lebe wohl und vergiß nicht, mir noch zwei Siebzehner zu borgen.«

Mit ſaurem Lächeln erfüllte der junge Student ihm auch dieſen Wunſch noch.

Auf dem Wege nach der Stadt überlegte Melchior genau, was er eigntlich dem Regierungsrathe ſagen werde. Er wußte, daß das Verſchwinden des Wächters vom Stephansfreidhofe außerordentliches Aufſehen in der Stadt machte, er wußte, daß man die widerſinnigſten Fabeln an dieſes Ereigniß knüpfe, und hatte gehört, daß die Polizei eifrig dem Flüchtling nachforſchte, daß aber das Auffinden einer Spur mit um ſo größeren Schwierigkeiten verknüpft ſei, weil Martin der Wächter in den letzten Jahren mit Niemand Umgang gepflogen, alſo gar kein Anhaltspunct zur Vermuthung, wo*hin er ſich gewendet* habe, vorhanden ſei.

Mit dem ganzen Stolze, ein wichtiges Geheimniß zu

besitzen, stieg Melchior die drei Treppen zur Wohnung seines Gönners, des Herrn Regierungsrathes Sonnenfels, hinauf.

Die Magd, welche die Thür der Wohnung öffnete, wurde mit einem Lächeln begrüßt, welches eben so sehr die Empfänglichkeit seines Herzens für die abgerundeten Formen der hanakischen Schönen, als eine bereits längere Bekanntschaft voraussetzen ließ.

»Ist der gnädige Herr Regierungsrath schon zu sprechen?« fragte Melchior eintretend, und begann im kleinen Vorzimmer sich aus seinem Mantel zu schälen, und jenen Theil der Toilette, welcher auf dem Wege etwas gelitten hatte, wieder in Ordnung zu bringen.

»Ich werde es gleich dem gnädigen Herrn sagen, daß Er da ist, Herr Rubin,« antwortete das Mädchen und verschwand, um aber gleich darauf wieder mit der Antwort zurückzukommen, daß Herr Rubin nur ein wenig verziehen möge, der gnädige Herr Regierungsrath werde schon läuten, wenn Er zu ihm eintreten solle.

Rubin verzog keine Miene bei dieser Antwort. Er setzte sich ganz gemüthlich im Vorzimmer nieder und schien mit vielem Behagen den Duft frischgebrannten Caffee's einzuathmen, welcher durch die offenstehende Thüre der Küche herausdrang.

»Mir scheint, bei Euch wird jetzt erst das Frühstück gemacht?« fragte er das Mädchen, als dieses wieder in der Thüre erschien; »wie kann man nur so spät frühstücken. Es muß schon über acht Uhr sein, wenn nicht noch mehr.«

»Der gnädige Herr frühstückt erst, bevor er in's Amt geht. Nimmt denn der Herr Rubin schon so zeitlich seinen Caffee?«

»*Manchesmal, nur manchesmal,*« lautete die seinan-

gelegte Antwort; »heute zum Beispiel habe ich noch gar nicht gefrühstückt.«

»Was Er sagt! Schon so einen weiten Weg gemacht und noch nicht gefrühstückt! Er wird sich wohl nicht beleidigt fühlen,« fuhr das Mädchen zutraulich fort, »wenn ich Ihm eine Schale Caffee anbiete. Es spricht sich dann besser mit dem gnädigen Herrn, wenn man den Magen warm hat.«

»Beleidigt?« sagte Rubin; »warum soll ich beleidigt sein? Ist Caffeetrinken eine Beleidigung?«

»So komm' Er in die Küche herein, ich werde Ihm gleich geben,« erwiederte das Mädchen.

Unglückseliger Weise ertönte aber jetzt die Glocke aus dem Zimmer des Herrn Regierungsrathes, und Melchior hatte nur noch so viel Zeit, einen wehmüthigen Blick auf den Caffeetopf und einen andern auf seine Toilette zu werfen, und stand im nächsten Augenblicke vor der Thüre jenes bescheidenen Studirzimmers, in welchem einer der bedeutendsten Geister der damaligen Zeit seine reformatorischen Gedanken zu Tage förderte.

Als Melchior in das Studirzimmer trat, fand er den Regierungsrath bereits ganz schwarz und wie zu einer Visite angekleidet auf- und abgehend.

Das Aeußere dieses Mannes, welcher in der Geschichte der geistigen Entwicklung Oesterreichs einen der leuchtendsten Plätze einnimmt, und dessen weit umfassender Geist eine der festesten Stützen aller jener großen Reformen in der öffentlichen Verwaltung war, welche die Regierungszeit der großen Maria Theresia und Josephs unsterblich machen, — war so schlicht und bescheiden, daß Niemand darin die einfachen Formen *des stillen* Gelehrten verkennen konnte. Aber auf diesem *kleinen, schmächtigen*, etwas linkischen Körper saß ein so

ausdrucksvoller Kopf mit dunkeln, lebhaften, geiſtſprühenden Augen, daß es dahin nur eines Blickes bedurfte, um eine Ahnung von der ganzen Fülle und Lebendigkeit der Gedanken zu bekommen, die dort wohnten.

Als Melchior leiſe eingetreten und beſcheiden neben der Thüre ſtehen geblieben war, hielt der Regierungsrath mit ſeinem Auf- und Abgehen ein und beantwortete den ehrfurchtsvollen Gruß des Angekommenen durch ein leichtes Kopfnicken.

»Ah, ſieh da — was führt denn Ihn ſo zeitlich herein? Sonſt ſcheint doch das aurora musis amica oder Morgenſtunde hat Gold im Munde nicht Seine Leidenſchaft zu ſein.«

»Verzeihen Euer Gnaden, Herr Regierungsrath, was habe ich davon, wenn die Morgenſtunde das Gold im Munde hat? Wenn die Morgenſtunde das Gold mir auf die Hand geben möchte, dann —«

»Keine Poſſen,« bemerkte Sonnenfels ſtreng. »Er erlaubt ſich mehr zu reden, als ich Ihn frage, und Er weiß, ich kann das nicht wohl leiden. Alſo was führt Ihn herein, was will Er von mir? Rede Er raſch, ich habe nicht lange Zeit.«

Rubin war zwar etwas betreten durch dieſe Zurechtweiſung, aber gewohnt, ſich immer Andern unterordnen zu müſſen und den fremden Willen über den ſeinen zu ſetzen, ließ er ſich nicht abſchrecken, ſondern begann eine ausführliche Auseinanderſetzung der Entdeckung, welche er gemacht haben wollte.

Der Regierungsrath hörte ihm ſchweigend, aber in ſichtbarer Spannung zu. Endlich hatte Rubin ſeinen Bericht geendet und während Sonnenfels mit ſeinen großen ſchwarzen Augen ihn *forſchend anblickte*, ſagte er langſam: »Weiß *Er ſchon, Rubin, daß* der Auftrag an alle Grundgerichte

gegangen ist, auf den Flüchtling zu fahnden? daß bereits seit vierundzwanzig Stunden überall in allen Asylen nachgeforscht wird, und daß ein Preis darauf gesetzt ist, wer zuerst eine sichere Nachricht über den Aufenthalt dieses Menschen gibt?«

»Kein Wort weiß ich davon, Euer Gnaden, Herr Regierungsrath. Aber da ich gehört habe, daß man in der ganzen Stadt von dem entflohenen Wächter spricht, und ganz absonderliche Märchen daran geknüpft werden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, meinem hochverehrten Gönner —«

»Laß' Er das,« fiel Sonnenfels ihm ins Wort. — »Jetzt setze Er sich an den Tisch hin und schreibe Er mir den Namen der Frau, die Ihm die Eröffnung gemacht hat, dazu Gasse, Hausnummer und Vorstadt auf.«

Rubin erfüllte den Befehl des Regierungsrathes und übergab ihm das Papier.

»So,« sagte Sonnenfels, nachdem er einen flüchtigen Blick auf das Blatt geworfen hatte; »so, jetzt wird Er so gut sein und hier bleiben in meinem Hause, bis ich wiederkomme. Daß Er es sich ja nicht einfallen läßt, eher sich zu entfernen, als bis ich Ihm die Erlaubniß gebe. Er kann indeß in meinem Bücherzimmer sich die Zeit vertreiben.«

Ein Wink mit der Hand belehrte Herrn Melchior Rubin, daß er entlassen sei. — Als er wieder in das Vorzimmer trat, fragte ihn das Mädchen lächelnd: ob er jetzt frühstücken wolle?

»Ja,« sagte er trübselig, »aber zu Mittag möchte ich dann auch etwas haben!«

Der Regierungsrath Sonnenfels verließ bald darauf *eilig das Haus.*

XI.

Während in ſolcher Weiſe ſich gegen Martin ein unvermutheter Schlag vorbereitete, der ſeine Sicherheit bedrohen mußte, war die kleine Wohnung der Frau Haimon der Schauplatz eines Ereigniſſes geworden, von welchem die Kunde ſich allſobald wie ein Lauffeuer durch das ganze große Freihaus verbreitete.

Kaum eine Stunde, nachdem das Wiederſehen zwiſchen Frau Haimon und ihrem alten Bruder ſtattgefunden hatte, fuhr bei dem Freihauſe ein Wagen vor, aus welchem ein junger Mann haſtig herausſprang, und ohne ſich umzuſehen, eiligſt auf der Treppe verſchwand. Er ſchien nicht bemerkt zu haben, daß die Hausmeiſterin unter dem Thore ſtand und bei ſeinem Anblicke laut aufkreiſchte; es entging ihm, daß ein Dienſtmädchen auf der Treppe vor Schrecken das Geſchirr, welches ſie trug, aus der Hand fallen ließ. Ohne irgend etwas zu beachten, ſtürmte er bis in den dritten Stock hinauf, und erſt wie er vor der Haimon Wohnung ſtand, ſchienen ihm Beſinnung und Nachdenken zurückzukehren.

Wir kennen dieſen jungen Mann ſchon. Derſelbe iſt's, welcher in der Capelle aus tödtlichem Schlummer erwacht und nach dem Ereigniß in der Stube des Freidhofwächters von dem jungen Geiſtlichen in ſeine eigene Wohnung gebracht worden war, wo ſeine Jugendkraft ihn überraſchend ſchnell die Schwäche der langen Ohnmacht, in welcher er gelegen, *überwinden ließ. Vergebens* hatte ſein Retter, bei welchem

er die ſorgſamſte Pflege gefunden, ihn auf die Gefahr aufmerkſam gemacht, welcher er ſich durch ein zu frühes Wiedererſcheinen unter den Leuten ausſetze, vergebens ihm vorgeſtellt, daß jene Feinde, welche ſeinen Scheintod benützen wollten, um ihn unſchädlich zu machen, gegen den Wiederauferſtandenen mit um ſo größerem Haſſe erfüllt ſein müßten. Er hatte ihn beſchworen, wenigſtens ſo lange bei ihm zu bleiben, bis eine Unterſuchung eingeleitet worden ſei, welche alle Fäden jenes Complotes, deſſen Opfer er geworden, entdeckt hätte. Auf alle dieſe Gründe hatte der junge Mann nur mit der Verſicherung geantwortet, daß er vor allem ſeine arme Mutter beruhigen müſſe, ja er beſtand ſogar mit einer gewiſſen Dringlichkeit darauf, daß ſein neuer Freund alles anwenden möge, um eine Unterſuchung zu vereiteln.

Der Geiſtliche gab endlich ſeinen Bitten nach. Er ſelbſt hielt es nach einigem Nachdenken für das Gerathenſte, den jungen Mann, welchen bisher noch Niemand bei ihm geſehen hatte, und von deſſen Aufenthalt bei ſich er dem Cardinal-Erzbiſchof nur eine einfache Meldung gleich am Morgen nach jener verhängnißvollen Nacht gemacht hatte, darin zu willfahren, daß er ihn zu ſeiner Mutter zurückkehren ließ, während er anderſeits ſich feſt vornahm, jeden Schritt Desjenigen, zu dem er ſich ſo ſehr hingezogen fühlte, zu überwachen. Deswegen beſorgte er ihm auch am Morgen des zweiten Tages die nöthigen Kleider und begleitete ſelbſt ihn in einem Wagen bis an das Freihaus.

Davon hatte der Wiedererſtandene keine Ahnung, daß in demſelben Hauſe genaue Bekannte ſeines Beſchützers wohnten, *durch welche* dieſer ihn zu beobachten ſich vorgenommen hatte.

— Jetzt ſtand der junge Mann vor der Thüre zur Wohnung ſeiner Mutter. Vor ſeinem Geiſte ſah er lebhaft die Ausbrüche des Schmerzes, den das zärtliche Mutterherz um ihn empfunden haben mußte, denn er wußte von dem Geiſtlichen, daß man ihr das Ereigniß jener Nacht verſchwiegen, ebenſo wie er ſelbſt gebeten hatte, ihr es nicht früher mitzutheilen, als bis er ſelbſt ſich an ihre Bruſt werfen könnte.

Dieſer Moment war nun gekommen, aber jetzt fürchtete er das Wiederſehen eben ſo ſehr, als er es früher mit aller Sehnſucht ſeines Herzens herbeigewünſcht hatte. Deswegen klopfte er nur leiſe an die Thür. Seine Erwartung wurde nicht getäuſcht. Die Hand, welche öffnete, war die ſeiner Schweſter Sophie, auf deren Klugheit und Entſchloſſenheit er ſich verlaſſen konnte.

Sie wurde leichenblaß bei ſeinem Anblicke und blieb wie eingewurzelt ſprachlos ſtehen.

„Um Gottes Willen, Sophie! Ich bin es — ich lebe! Nur keinen Laut, daß die Mutter nicht erſchreckt wird.“ Bei dieſen Worten zog er die Schweſter, welche ſich weinend an ſeinen Hals geworfen, in eine kleine Kammer neben der Küche. Flüchtig berichtete er, was mit ihm geſchehen, und ließ ſich ausführlich über den Zuſtand der Mutter, und was ſeit ſeinem vermeintlichen Tode vorgegangen, erzählen.

Endlich ſchien auch eine Frage auf ſeinen Lippen zu ſchweben, und die Schweſter ſchien ſeinen Gedanken zu errathen.

„Ich werde die Mutter,“ ſagte ſie, „auf die Freude, welche ihr bevorſteht, vorbereiten, — aber,“ fügte ſie warnend hinzu, „nenne vor ihr nicht mehr den Namen Leroix, ſie ſcheint nur mit Grauſen an dieſen deinen Freund zu den-

ken und flucht ihm, als der Urſache deines Todes. Er hat auch ſeit dem Abend, als er und Dr. Mesmer ſich nicht die Ehre nehmen ließen, deinen Sarg ſelbſt in die Capelle zu tragen, ſich nicht mehr blicken laſſen.«

»Und Mesmer, mein Jugendfreund, der während meiner kurzen Krankheit nicht von meinem Bette gewichen?« fragte der Jüngling athemlos und wie von innerer Pein gequält.

»Er war es, der Dir den Todtenſchein geſchrieben hat,« antwortete die Schweſter.

»Und wohnt er noch hier im Hauſe unter uns? hat er die Mutter beſucht?«

»Auch er war noch nicht bei uns, und ſein Diener ſagte geſtern, daß die Wohnung gekündet ſei.«

»Unmöglich! unmöglich!« murmelte der junge Mann vor ſich hin, nicht im Stande, der Schweſter gegenüber ſeine Unruhe zu verbergen.

Dieſe beſchwor ihn, jetzt nur ruhig in der Kammer zu bleiben und nicht eher der Mutter ſeine Gegenwart zu verrathen, als bis ſie ſelbſt ihm dazu das Zeichen geben würde.

»Die Mutter iſt ohnehin ſo aufgeregt ſeit der unerwarteten Rückkehr des Oheims —«

»Wie, der Bruder der Mutter? jener verlorene Sohn ihrer Familie iſt zurückgekehrt, und mußte gerade jetzt zu uns kommen! Stürmt denn auf einmal alles auf uns ein! Es iſt, als ob wir einem finſtern Verhängniſſe verfallen wären.«

Sophie ſchwieg von der bangen Ahnung, welche der *erſte Anblick* des Oheims in ihr rege gemacht. »Ich muß *fort*,« *ſagte ſie*, »die Mutter vermißt mich ſonſt. Ich werde

Dich einſchließen, damit die Magd bei ihrer Heimkehr Dich nicht zufällig entdecke . . .«

Ein gellender Schrei, welchen drinnen in der Stube die Mutter ausſtieß, ließ die Geſchwiſter ihrer vorſichtigen Verabredung vergeſſen. Sie ſtürzten in das Wohnzimmer.

Bei dem Anblicke ihres Sohnes ſtreckte die alte Frau mit unbeſchreiblicher Entzückung ihm die Arme entgegen, mit faſt wahnſinniger Freude preßte ſie ihr neuerſtandenes Kind an das Herz, und rief Martin, welcher erſchüttert bei der plötzlichen Erſcheinung des jungen Mannes einen Schritt zurückgetreten war, in unnennbarer Freudigkeit die Worte zu: »Für dieſe Botſchaft ſoll Dir alles vergeben ſein.«

»Robert! mein Robert!« rief ſie fortwährend aus, »ſehe ich Dich wieder, habe ich Dich wieder?« Dabei hob ſie mit ihren beiden vor Freude zitternden Händen den Kopf des Jünglings, welcher vor ihrem Stuhle niedergekniet war, zu ſich empor, und ſah forſchend in ſein Antlitz, als ob ſie ſich überzeugen wollte, daß dort keine Spur der vergangenen Leiden zurückgeblieben ſei.

»Da komm her, Martin!« rief ſie plötzlich ernſt und vorwurfsvoll ihrem Bruder zu, welcher ſich im erſten Momente der Erkennungsſcene ſcheu zurückgezogen hatte und jetzt erbleichend mit einer Hand ſich an einen Stuhl hielt, während er die andere im wüthenden Schmerz auf ſeine Bruſt preßte.

»Was iſt Euch, Oheim!« ſchrie Sophie, welche das Erblaſſen des alten Mannes bemerkt hatte, und gerade noch zurecht kam, um ihn zu ſtützen, als er neben dem Stuhl zu Boden *ſank.* — »*Jeſus! Maria!* Blut!« rief das Mädchen *aus. In der That war* jene Stelle der Weſte, wo Mar-

tin die Faust so stark an die Brust gepreßt hatte, von Blut geröthet.

Frau Haimon wendete entsetzt den Kopf von diesem Anblicke. Robert, vor dessen Auge gleich bei seinem Eintritt in das Zimmer die Gestalt des Oheims wie ein Schreckbild dagestanden, konnte auch jetzt noch nicht den Blick von dem bleichen Antlitz des Greises abwenden, dessen halbgebrochenes Auge wie um Schonung flehend zu dem Jüngling aufblickte, welcher ja nur allzuwohl der Wunde Ursprung kannte.

Mit ängstlichster Hast, aber zugleich mit all' der schonenden Sorgfalt, welcher nur eine Frauenhand bei der Behandlung von Kranken fähig ist, begann Sophie die Weste des blutenden Oheims zu öffnen und die Wunde, welche sich an der rechten Seite der Brust befand, zu untersuchen. Sie schien unbedeutend, mehr ein langer Schnitt in der Haut als tief zu sein, und das von geronnenem Blute steif gewordene Hemd schien durch sein Reiben mehr die Entzündung, in welcher sich die Stelle jetzt befand, herbeigeführt zu haben, als die Wunde selbst. Robert hatte sich dem am Boden Liegenden genähert, ohne sich so weit überwinden zu können, daß er seine Schwester in ihrer Hilfeleistung unterstützte. Er stand wie in tiefen Gedanken verloren neben dem Verwundeten und starrte in dessen Antlitz, als wenn er seine geheimsten Gedanken herauslesen wollte.

Martin streckte ihm die Hand entgegen und fast zögernd legte Robert endlich seine Rechte hinein.

»Vergib mir!« flüsterte der Greis und drückte die Hand des Jünglings an seine Lippen; »konnte ich denn dieses ahnen?«

Sophie wollte einen Feldscheer holen, welchem Ver-

langen ſich zu ihrer Verwunderung der Oheim ebenſo, wie Mutter und Bruder widerſetzten. Sie legte alſo ſelbſt einen Verband an, welcher wenigſtens das weitere Ausſickern des Blutes ſtillen ſollte, und machte den Vorſchlag, dem Oheim ihre eigene Kammer einzuräumen, damit er dort der Ruhe pflege. Frau Haimon und Robert waren damit um ſo mehr einverſtanden, als es die Beiden drängte, ſich allein und ohne Zeugen auszuſprechen. Mutter und Sohn hatten ſich gegenſeitig Eröffnungen von der größten Wichtigkeit zu machen.

Die plötzliche Schwäche, welche Martin überfallen, und ein Aufbrechen der Wunde hervorgerufen hatte, ließ den Greis ſich jetzt nur langſam vom Boden erheben und kraftlos wankte er, auf Sophie geſtützt, zum Lehnſtuhl ſeiner Schweſter hin.

»Siehſt Du Anna!« ſagte er matt, »ſo iſt der Menſch. So lange als mich der Gedanke, daß ich flüchtig, gehetzt und gejagt wie ein Thier des Waldes ſei, nicht ruhen und nicht raſten ließ, ſo lange ich bei Tag und Nacht nicht wußte, wohin mein Haupt legen, wo mich vor den Häſchern verbergen, hat der morſche Leib zuſammengehalten, und ich fühlte nicht, daß ich verwundet bin. Jetzt aber, kaum daß ich im Schooße halber Ruhe und Sicherheit bin, da laſſen ſchon die angeſpannten Nerven nach und die Maſchine beginnt wie ein verdorbenes Uhrwerk zu ſtocken.« — Er ſeufzte tief auf und wiſchte mit der einen Hand ſich eine Thräne aus dem Auge. — »Verzeih mir, Anna! verzeiht mir Alle!« rief er endlich überwältigt von innerer Bewegung aus, und ließ ſich willenlos von Sophie in jene Kammer führen, welche ſie kurz zuvor zum zeitweiligen Verſtecke ihres Bruders beſtimmt hatte.

Einige Augenblicke, nachdem Martin die Stube verlaſſen, herrſchte noch tiefes Schweigen zwiſchen Mutter und Sohn.

Robert ging gedankenvoll im Zimmer auf und ab, während ſeine Mutter im Lehnſtuhl ſaß und leiſe weinte. Sie hielt die Hände gefaltet, ihre Lippen ſchienen zu beten, aber ihre Augen folgten voll Betrübniß jedem Schritte des Sohnes, der ſeit ſeiner letzten Krankheit und ſeiner wunderbaren Rettung ihr ſo ganz anders wie ſonſt erſchien. Schier brach ihr das Herz bei dem Gedanken, daß ſeine Liebe zu ihr erloſchen ſei, denn ſeit dem erſten ſtürmiſchen Momente des Wiederſehens ſchien ein finſterer Geiſt ſich ſeiner bemächtigt zu haben.

»Robert! mein Kind!« begann endlich Frau Haimon mit leiſer vom Weinen erſtickter Stimme, »biſt Du vom Tode nur zurückgekehrt, um Deine Mutter nicht mehr zu kennen? Iſt das warme Herz, das Du ſonſt für mich hatteſt, in Dir erſtorben? Oder hat Gott der Herr Dich mir nur zurückgegeben, um mich für den Hochmuth zu ſtrafen, daß ich mich die geliebteſte von allen Müttern gedacht?«

Robert fühlte ſich von den Thränen und dieſen Vorwürfen der alten Frau bis in das Tiefſte ſeiner Seele ergriffen, er fühlte es, daß er dem Mutterherzen, welches mit ſo abgöttiſcher Verehrung an ihm hing, viel gut zu machen habe, und konnte ſich doch nicht von dem Gedanken losreißen, daß ſeit den letzten Tagen ſich ſehr Vieles in ſeinen Verhältniſſen zur Mutter geändert habe; vor allem durch das Auftreten jenes Mannes, den er in dem entſetzlichſten Augenblicke ſeines Lebens zuerſt in ſo furchtbarer Weiſe kennen gelernt hatte, und welcher jetzt als einer der nächſten Verwandten ſich ihm vorſtellte. Er hatte im erſten Augenblicke ſich

vorgenommen, ſo viel an ihm läge, einen Schleier über die Ereigniſſe jener Nacht zu werfen, aber die blutende Wunde des Oheims hatte auch bei ihm wieder eine neue Wunde aufgeriſſen, ſein Entſchluß war wankend, er ſelbſt mit ſich uneinig geworden, ob er wirklich alles ſeiner Mutter verſchweigen oder ſchonungslos entdecken ſollte, und in dieſem Widerſtreit quälender Zweifel ſchlug nun der Vorwurf der Mutter: daß er kein Herz mehr für ſie habe, an ſein Ohr.

»Mutter,« ſagte er endlich, »Du biſt ungerecht gegen mich, die Vorſehung hat mich Dir wieder geſchenkt, und mit dem verloren geglaubten Sohn auch noch einen Bruder —«

Frau Haimon machte bei dieſem Worte eine abwehrende Bewegung.

»Wie!« rief Robert aus, »verſtehe ich Dich recht?«

Die alte Frau ſah einen Augenblick lang ihren Sohn wie forſchend an, dann winkte ſie ihn an ihre Seite.

»Setze Dich zu mir her,« ſagte ſie, »es iſt Zeit, daß ich Dich in die Geheimniſſe jenes Lebens einweihe, das ſeit Jahren wie ein finſterer Traum durch mein Daſein ging und jetzt plötzlich nochmals vor mich hintritt, nachdem ich den Vorhang vor dieſen Bildern längſt für immerdar herabgelaſſen glaubte. Setze Dich zu mir und höre, — wer weiß, wie weit dieſe Vergangenheit auch noch in unſer künftiges Leben eingreifen wird.«

Robert befolgte die Aufforderung ſeiner Mutter, und dieſe begann ihm zu erzählen.

XII.

»Wir waren nur zwei Geſchwiſter im Hauſe meiner Eltern: der Mann, der jetzt in der Kammer draußen liegt, und den Du Oheim nennen mußt, und ich. Er als der ältere und als das einzige Kind, mit welchem jahrelang die Ehe meiner Mutter geſegnet geweſen war, erfreute ſich von ſeiner früheſten Jugend auf der zärtlichſten Sorgfalt der Eltern, und meine Mutter beklagte in ſpäterer Zeit oft, daß die übergroße Nachſicht des Vaters und ihre eigene ſchwärmeriſche Liebe nichts dafür gethan hatten, um den hochfahrenden, ſtarren Sinn, welcher ſich zeitlich in dem Knaben ausgebildet, zu brechen. Er zählte bereits zehn Jahre, als ich geboren ward, und ein dunkles Gefühl mochte ihm wohl gleich ſagen, daß er in mir eine Nebenbuhlerin in der Liebe der Eltern, eine Theilnehmerin alles deſſen, was bisher nur ihm allein zu Gebote geſtanden, erhalten habe.

»Ich erinnere mich aus meinen früheſten Kinderjahren,« fuhr Frau Haimon ſeufzend fort, »daß ich an ihm nicht den älteren Geſpielen, ſondern einen Peiniger hatte, welcher mit ſchadenfroher Luſt jede Freude mir zu verbittern ſtrebte, der ſich immer zwiſchen mich und die Eltern drängte, und es auch wirklich dahin zu bringen verſtand, daß mein armer Vater mich beinahe mit den gleichgiltigen Blicken eines Fremden betrachtete. Ich hörte ihn oft zur Mutter ſagen: »Der Bube iſt *mein Kind*, das Mädel aber gehört Dir, deswegen ſoll der *Bube auch mir* nachgerathen und einmal etwas Tüchtiges

werden. Du magst schauen, daß Du aus deiner Tochter ein ordentliches Weib machst.« Das war, wie die Mutter mir oft erzählte, der erste Grund des Zwiespalts zwischen meinen Eltern, aber auch die Ursache, daß meine Mutter sich immer enger an mich schloß, während der Vater meinem Bruder eine Erziehung weit über seinen Stand gab.

»Ich war vierzehn Jahre alt und mein Bruder vierundzwanzig, als unser Vater plötzlich starb.

»Ich erinnere mich noch des fast unstillbaren Schmerzes meiner Mutter, auch Bruder Martin schien tief davon ergriffen, und es war eine Zeit lang, als ob der erschütternde Schlag, der uns getroffen, uns Alle näher gebracht und auf das Innigste vereinigt hätte.

»Leider dauerte die Einigkeit nicht lange und das Zerwürfniß zwischen der Mutter, an welcher ich fest und innig hing, und meinem Bruder brach nur zu bald mit verstärkter Gewalt wieder aus. Die erste Ursache war leider traurig genug, und meine Mutter hatte bereits lange vorher dem Eintreten dieses Augenblickes mit Bangen entgegengesehen.

»Die Vermögensverhältnisse meines Vaters waren nämlich bei seinem Tode zerrütteter, als man es nach dem Haushalte, den er immer geführt, hätte ahnen können. Meine gute Mutter war entschlossen, alles hinzugeben, um den ehrlichen Namen ihres Mannes aufrecht zu erhalten, und so kam für uns eine Zeit ungewohnter Einschränkung. Wir fügten uns willig darein, die Mutter und ich; doch der verwöhnte Martin sah in der nothgedrungenen Sparsamkeit nur eine böswillige Verabredung zwischen der Mutter und mir, um ihn für seine bisherige Bevorzugung durch den Vater zu demüthigen, *ja, um ihn sogar* in seinem Erbe zu verkürzen.

»*Diese Beschuldigung*, welche sogar der Mutter

über auszusprechen er sich nicht entblödete, brach ihr, der milden, sanften Frau, fast das Herz, und auf mein Zureden entschloß sie sich, wenn auch mit den äußersten Anstrengungen, ihm dadurch den Beweis von der Grundlosigkeit seines Verdachtes zu geben, daß sie fortfuhr, ihn eine Zeitlang, ganz so wie bei dem Leben des Vaters, mit reichlichen Zuschüssen zu versehen. Die Arme hatte die Hoffnung genährt, ihn dadurch von ihrer unveränderten mütterlichen Liebe zu überzeugen, sie hatte geglaubt, ihn durch solche Opfer näher und fester an sich zu knüpfen, und ihn aus den Banden zu reißen, in welchen er leider so jung schon sich befand.«

Die Haimon schöpfte Athem, bevor sie, des Sohnes Hand zärtlich drückend, fortfuhr:

»Denn höre es, Robert, höre es zu deiner eigenen Warnung, obgleich Du ein gutes Kind bist, das, wie ich glaube, mit Wissen mir noch nie eine schwere, sorgenvolle Stunde bereitete, der unglückliche junge Mensch war damals schon in die Hände jener Verbindung von Männern gefallen, deren wahnsinniges, sündhaftes Verlangen nach ungeheuren Reichthümern sie den Worten von Abenteurern folgen ließ, welche mit Wünschelruthen verborgene Schätze aus der Erde hervorzuzaubern versprachen, welche vorgaben, die geheimen Kräfte der Natur sich unterthan gemacht zu haben, und aus unedlen Metallen und gemeinen Kieselsteinen echtes Gold und kostbare Edelsteine herzustellen sich vermaßen.«

»Also in die Hände der Adepten war er gefallen!« rief Robert überrascht aus.

»So nannte man jene Menschen!« sagte Frau Haimon. »Meine Mutter erfuhr erst spät davon, leider als es schon fast zu spät war. Der größte Theil unseres kleinen Vermö-

gens war nach und nach in seine Hände geflossen, um in den Schmelztiegeln jener Betrüger zu verschwinden. Endlich, als er sich gezwungen sah, uns seine Lage mitzutheilen, war es zu spät, und doch,« — die alte Frau schien das Folgende nur mit Ueberwindung erzählen zu können — »doch hatte er im Laufe der letzten Jahre einen solchen Einfluß auf die Mutter und sogar auf mich gewonnen, daß wir selbst neue frohe Hoffnungen faßten, als er, ungebeugt von allen bisherigen Verlusten, mit der entschiedensten Zuversicht das nahe unfehlbare Gelingen der bisherigen Versuche in Aussicht stellte, und eine Zukunft von Reichthum und Glanz vor unsern Augen entwickelte, welche meine arme Mutter und — ich gestehe es Dir, mein Sohn — auch mich verlockte.

»Wir vertrauten ihm das Letzte, was uns aus früherem Wohlstande übrig geblieben war, noch an, — auch dieses ging verloren!

»Damals sah meine arme Mutter ihn zum letzten Mal. Er hatte es nicht über das Herz bringen können, ihr nach dem Scheitern aller seiner Hoffnungen noch einmal vor das Auge zu treten, er hatte nicht den Muth dazu, uns es selbst zu sagen, daß er uns zu Bettlern gemacht. Meine Mutter verschmerzte diesen Schlag nicht mehr. Es kam zwar kein Laut der Klage über den Verlust des letzten Restes unseres Vermögens über ihre Lippen, aber ich verstand ihren schmerzlichen Blick nur zu wohl, wenn sie wehmüthig mich über die Entbehrungen zu trösten versuchte, denen ich jetzt ausgesetzt sei, und ich sah es nur zu oft, wie sie ihre Thränen verbarg, wenn ich unverdrossen bis spät in die Nacht arbeitete, um unser karges Leben zu fristen.

»Die letzte Nachricht, welche wir damals von Martin erhielten, war in einem Schreiben, worin er uns flehend —

Verzeihung wegen des Unglückes bat, das er auf uns herabbeſchworen. Er verſicherte, nicht eher wieder vor uns zu erſcheinen, als bis er in der Fremde jenen Reichthum gewonnen, der hier immer ſo hartnäckig ihm entgangen war, den er aber anderswo gewiß erringen werde.

»Er erſchien nicht mehr vor meiner Mutter. Sie ſtarb, ohne ihn wieder geſehen zu haben. Der letzte Seufzer ihres Mutterherzens war noch ein Segen für ihn.«

Die Erzählerin hielt hier einen Augenblick inne. Die Erinnerung ſchien ſie mit der ganzen Kraft jenes längſtverfloſſenen wehmüthigen Momentes zu erfaſſen, auch Robert war ergriffen von dieſer einfachen Darſtellung des verlornen Lebens eines Mannes, der in den letzten Tagen ſo tief in ſein eigenes Geſchick eingegriffen hatte. Seine Mutter ſchien ſich endlich erholt zu haben und fuhr in ihrer Erzählung fort:

»Eine Reihe von Jahren verging, bevor ich meinen unglücklichen Bruder wiederſah.

»Ich war bereits verheiratet, und Du warſt ſchon ein Knabe, als eines Abends ein Fremder nach mir fragte und mich allein zu ſprechen wünſchte. Dein Vater, welcher bei mir ſich befand, beſchwichtigte meine Beſorgniſſe und trat in das andere Zimmer, während ich den Fremden eintreten ließ.

»Es war mein unglücklicher Bruder.

»Sein Ausſehen zeigte, daß er das Glück, dem er nachgejagt, noch nicht gefunden, dabei aber auch noch das Letzte, das jeder Menſch aus allen Verluſten ſich retten kann, — ſeinen inneren Frieden verloren hatte. Er ſchlug den Mantel, in welchen er gehüllt war, zurück und legte zu meiner Ueberraſchung ein ſchlummerndes Kind, das kaum einige Monate alt ſein konnte, in meine Arme.«

»Sei Du ihr Mutter,« ſagte er unter hervorſtürzenden Thränen, »mein unglückliches Weib iſt todt; und würde nicht in meiner Nähe dieſes junge Leben eben ſo vergiftet werden, wie alles, was meine unglückſeligen Hände berühren?«

»Er ſah mich ſo flehend dabei an; ich rief deinen Vater aus dem Nebenzimmer, und wir behielten das Kind!«

»Helene?« rief Robert überraſcht aus, und der Mutter entging es, daß eine tiefe Röthe das Antlitz ihres Sohnes überzog.

»Ja, es war die unglückliche Helene!« ſagte Frau Haimon ſeufzend, »deine Jugendgeſpielin, welche den unruhigen, unſtäten und abenteuernden Geiſt ihres Vaters geerbt zu haben ſchien.«

Wieder entſtand eine Pauſe. Beide ſchienen einige Minuten lang mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt. Es war, als ob eines das andere nicht ſtören wollte. Endlich ergriff Frau Haimon wieder das Wort:

»Seit jenem Abende hatte ich von meinem Bruder nichts gehört. Ich hatte keine Ahnung davon, daß er ſeit Jahren ſchon in unſerer Nähe ſich befindet, ſorgſam jedem Zuſammentreffen ausweichend, und deshalb in einem Lebensverhältniſſe, welches ihm geſtattete, ſich faſt ganz von der Welt abzuſchließen.«

»Mutter!« ſagte Robert, vom Stuhle aufſtehend, »glaubſt Du, daß dein Bruder jetzt anders iſt, als früher? Ich kann nicht ohne innere Scheu mich einem Menſchen nähern, mit dem ich in ſolcher Weiſe, wie es geſchehen, zuſammengetroffen bin, und welcher jetzt noch am Abend ſeines Lebens alles, was ſich ihm naht, in den Kreis eines unheimlichen Treibens zu ziehen ſcheint. — Er mag ſich die Miene geben, als wenn er bereuete,« fuhr Robert nach e

kurzen Stillschweigen fort, während er vor seiner Mutter stehen blieb: »aber glaubst Du, daß Seelen dieser Art, in welchen von Jugend auf aller Gottesglaube in wahnsinniger Phantasterei untergegangen ist, einer echten, tiefen, frommen Reue fähig seien? Und dann, abgesehen davon, wird er uns verzeihen können, was mit Helene geschehen, wird er nicht uns den Vorwurf machen?«

Er weiß es schon,« sagte Frau Haimon, »er fragte nach seinem Kinde, und ich habe ihm offen die Wahrheit gesagt. Er schwieg, so sehr ihn auch die Nachricht zu ergreifen schien, und ich vernahm nur, wie er vor sich hinflüsterte: »Meine Schuld, meine Schuld, warum habe ich mich nicht meinem Kinde gezeigt, sie wäre sonst vielleicht nicht in die weite Welt geflüchtet!«

»Als ob wir eine Schuld daran hätten, daß ihr Leichtsinn sie zu dem Unerhörten trieb,« rief Robert bitter aus, und eine trübe Erinnerung schien vor seinem Geiste vorüberzuziehen.

»Das Mädchen hat auch einige Jahre meines Lebens auf ihrem Gewissen,« begann die Mutter wieder, »ich hielt sie, Du weißt es ja, wie mein eigenes Kind, und habe für alle meine Sorgfalt nur Undank geerntet, Dich, armer Robert, hat ihr leichtsinniger Streich auch schwer getroffen, und ich glaube immer, der falsche Mensch, der Kanzlist, der sich von jener Zeit an immer seltener bei uns sehen ließ, war nicht ohne Einfluß auf ihren Schritt.«

»Ich bitte Dich, Mutter, denke nicht daran,« warf ihr Sohn fast ungeduldig ein, und es schien, als wenn dieses Gespräch nur unangenehme Erinnerungen in ihm erwecke, welche er zu unterdrücken strebte.

»Gut,« sagte Frau Haimon, »ich will also davon

ſchweigen, ich will mich mit dem, was mir das Liebſte auf Erden iſt, mit Dir, mein Sohn, allein beſchäftigen. Du glaubſt nicht, Robert, wie wohl ich mich fühle, ſeit Du wieder bei mir biſt. Mir kommt das Ganze jetzt wie ein Traum vor.«

»Mir auch, mir auch! Ich fühle mich faſt wohler jetzt, als ſonſt. Die Bruſt iſt mir erleichtert, mein Geiſt ſcheint neue Spannkraft gewonnen zu haben; es war nur ein tiefer, tiefer Schlaf, in dem ich gelegen, ein Ausruhen des ganzen geiſtigen und leiblichen Menſchen, das keine Ermattung bei dem Erwachen zurückläßt.«

Der zärtliche, freudige Blick der Mutter fiel liebevoll auf ihn; er ergriff ihre Hand, welche er innig küßte.

»Was ſoll aber,« begann er nach einigen Augenblicken, während eine Wolke der Beſorgniß ſich auf ſeiner Stirn lagerte, »jetzt mit dem Oheim geſchehen? Man wird ihm nachforſchen, und gerade bei uns iſt es am leichteſten möglich, daß man ihn entdeckt. Eine Unterſuchung wird, ſo viel ich weiß, eingeleitet, ich werde über die Vorgänge jener Nacht genaue Auskunft geben müſſen. Wie leicht iſt es, daß bei uns hier eine Nachſuchung gemacht wird, um vielleicht aus meinen Papieren Aufſchluß über Manches zu erhalten, welches ich nach der Anſicht des Gerichtes nicht vollſtändig genug erkläre. Was dann, wenn man hieher kommt und den Schuldigen bei uns verborgen findet?«

Frau Haimon blickte ängſtlich auf ihren Sohn. — »Wahr, nur allzu wahr!« ſagte ſie, »aber was glaubſt Du, daß geſchehen ſoll? und kann ich, ſeine Schweſter, den alten *kranken Mann aus dem Hauſe* weiſen? Wäre das nicht *unchriſtlicher noch, als alles*, was er ſelbſt begangen hat?«

Die Thüre wurde jetzt haſtig geöffnet und mit ſchreckenbleichen Zügen kam Sophie ins Zimmer.

»Was iſt geſchehen? was iſt Dir?« riefen Mutter und Sohn zugleich, über das Ausſehen des Mädchens erſchreckt. Dieſe aber konnte ſich nur ſchwer faſſen und erzählte athemlos, daß die Leute im Hauſe erſchrocken hin und her liefen, weil das Thor von Wache beſetzt ſei und jeden Augenblick eine Commiſſion erwartet werde, um nach einem Verbrecher, der ſich im Hauſe befinden ſolle, zu ſuchen.

Mutter Haimon ſchlug erſchrocken die Hände zuſammen, und auch Robert ſchien einen Augenblick die Faſſung zu verlieren. Im nächſten Momente aber war er bereits wieder vollkommen Herr ſeiner ſelbſt, bat die Mutter, ſich zu beruhigen, und verſprach ſelbſt nachzuſchauen.

Er war kaum in das kleine Vorzimmer zwiſchen Küche und Stiege getreten, als er ſchon ein leiſes Flüſtern von Stimmen vor der Gangthüre zu vernehmen glaubte.

Inſtinctmäßig horchend verſtand er aus einzelnen abgebrochenen Worten, daß vom Wächter des Stephansfreidhofes geſprochen wurde, welcher ſich hier im Hauſe befinden ſollte.

Die Gefahr, in welcher der Unglückliche ſchwebte, ließ Robert alle Abneigung vergeſſen; er dachte nur, in welcher Weiſe er etwa zu retten ſein könnte, und ein Gedanke durchzuckte ihn, den er ſogleich auszuführen beſchloß. — Eine Treppe unter ihm wohnte ſein Freund Mesmer. Wenn auch die Mutter erzählt hatte, daß dieſer ſeit den letzten Tagen ſich faſt ſcheu zurückgezogen habe, ſo ſah Robert doch in ſeiner Hilfe jetzt nur die einzige mögliche Rettung für Martin, und beſchloß ſogleich den Verſuch zu machen.

Die Nachbarn, welche verſammelt auf dem Gange ſtan-

den, wichen ſcheu zurück; alles Geſpräch verſtummte, als Robert raſch die Thüre ſeiner Wohnung öffnete und die Treppe hinabſtieg.

Es dauerte nicht lange, ſo kam er wieder zurück. Seine Hoffnung war zwar nicht ganz erfüllt worden, aber zum größten Theile hatte er doch ſeinen Zweck erreicht. Mesmer ſelbſt war nicht zu Hauſe geweſen, aber ſein Diener, und Balthaſar gehörte zu jenen weichen Bedientenſeelen, die zu jedem Opfer bereit ſind, wenn es nur etwas trägt. Für Robert hatte er außerdem eine beſondere Affection, denn Niemand im Hauſe zahlte ihm einen Gang ſo gut, wie dieſer.

»Wenn Euer Gnaden für Alles ſtehen, ich bin dabei. Die Polizei muß nicht Jeden kriegen!« war ſein letztes Wort geweſen, nachdem er bereits einen Kronthaler als Darangabe empfangen hatte.

Jetzt ſtand Robert aber noch das Schwerſte bevor, Martin von der drohenden Gefahr zu unterrichten. — Er trat in die Kammer, wohin Sophie den alten Mann gebracht hatte. Martin lag in tiefem, ruhigem Schlummer, und die Züge ſeines Antlitzes ſchienen milder als ſeit langer Zeit. Ein Gefühl von Wehmuth durchzuckte Roberts Herz, als er die Ruhe ſah, welche er jetzt ſtören mußte. Er rief leiſe Martin bei ſeinem Namen und dieſer fuhr erſchreckt empor.

In wenigen Worten theilte ihm Robert alles mit.

»Und Dir muß ich meine Rettung verdanken!« rief Martin mit faſt gebrochener Stimme, während Robert zur Eile trieb und bereits das kleine Fenſter der Kammer geöffnet hatte. Schnell knüpfte er die zwei Leintücher des Bettes zuſammen und befeſtigte ſie an das Fenſterkreuz.

»Gebt Acht, Martin! und Gott beſchütze uns Alle!« *rief er, als der Greis, dem in der* Minute der Gefahr wie-

der ſeine ganze Kraft zurückgekehrt ſchien, ſich auf das Fenſtergeſims ſchwang und mit feſter Hand das Leintuch ergriff. Robert warf jetzt einen Blick in den Hof, der Alte mußte bereits durch ein offenſtehendes Fenſter im zweiten Stock in vorläufige Sicherheit gelangt ſein. Raſch zog auch er das Leintuch wieder herauf und ſchloß das Fenſter.

XIII.

Martin war in der That vorläufig in Sicherheit.

In der Richtung des zweiten Stockes angelangt, wo er bereits ein Fenſter offen ſah, fühlte er ſich ſachte bei den Füßen gepackt, und dieſen ſelbſt eine ſolche Richtung gegeben, daß er im nächſten Momente auf das Fenſtergeſims treten und vorſichtig in ein Zimmer ſpringen konnte, das ganz ſo wie jene Kammer war, welche er ſo eben verlaſſen hatte.

»Gut, daß Ihr da ſeid,« ſagte der Mann, welcher ihm die Füße helfend auf das Geſims geſtellt, und gleich nachdem Martin in der Stube war, das Fenſter geſchloſſen hatte; »Ihr habt überhaupt Glück, daß Ihr ſo gut hereingekommen ſeid. Ich habe wie ein Luchs auf das Fenſter gegenüber geſchaut, aber dort iſt nur die Rumpelkammer vom Herrn Baron, und der Vorhang, der Jahr aus Jahr ein das Fenſter verhüllt, hat ſich heute noch nicht gerührt. Im dritten Stock iſt gegenüber kein Fenſter, und im erſten Stock drüben ſteht das Quartier leer, alſo Spitzelei nach allen Seiten hin unmöglich. Das zu eurem Troſte!«

Martin antwortete nicht. Er war nach der plötzlichen Aufregung erſchöpft auf einen Stuhl geſunken, er ſchien das,

was Jener zu ihm geſprochen, überhört zu haben. Auch die Wunde begann wieder zu brennen und er drückte die Hand an die Seite, um ein neues Bluten zu verhindern.

»Ihr ſeid mir ein ſonderbarer Patron,« begann ſein Gefährte wieder, welcher Niemand Anderer als jener lange Balthaſar war, welcher ſich im Hauſe zu verſchiedenen Dienſten hergab, und auch von Zeit zu Zeit der jungen Baronin gegenüber das Gebetbuch in die Kirche nachtrug. »Ich an eurer Stelle wäre zu Tod' froh, daß ich ſo ein Mausloch gefunden, um mich zu verſchlüpfen. Ihr werdet es ſchon aus Erfahrung wiſſen, mit den Herren vom Gericht iſt nicht gut Kirſchen eſſen. Und zum Teufel, was habt Ihr denn angegeben? und wie kommt Ihr hinauf zur Frau Haimon? Steht Ihr denn ſo gut mit dem jungen Herrn, daß der für Euch ſich bei mir ſo viele Mühe gegeben hat? Hätt' es mein Lebtag nicht gedacht, daß der junge Herr Robert Haimon einen Spitzbuben zum Cameraden hat. — Aber freilich, die jetzigen jungen Herren —« murmelte er vor ſich hin, als er einſah, daß Martin auf alle ſeine verſchiedenen Fragen auch nicht mit einer Sylbe zu antworten geſonnen ſchien.

»Na, wißt Ihr was,« ſagte er endlich, »wenn Ihr auch nicht reden wollt, und ich begreif's ſchon, ſo wird's Euch doch nicht unlieb ſein, etwas zu hören. Ich will einmal hinuntergehen und nachſchauen, wie es ſteht. Mich kennt jedes Kind im Haus und mir erzählt man Alles. Da wiſſen wir dann gleich wie wir dran ſind, und was die Commiſſion denn eigentlich geſagt hat.«

»Er wird ſchon kommen,« bemerkte Martin, welcher dem langen Bedienten nicht zu trauen ſchien.

»*Meint Ihr den jungen* Herrn Haimon?« fragte Balthaſar. »*Ich glaube nicht*, daß der früher kommt, als bis

die Luft ganz rein ist, und so lange kann ich nicht warten; dann sind die Weiber alle weg und dann erfährt man nichts Rechtes mehr. Ich sag' Euch nur, die Weiber erzählen alles was sie wissen, von den Männern wird man oft angelogen, damit sie den Frager nur los werden, und gar die Weiber hier im Hause, die haben kein Geheimniß vor mir.«

»So geht, Freund, geht!« sagte Martin ungeduldig, »aber ich bitte Euch, kommt bald wieder, ich bin nicht gern allein im fremden Zimmer.«

Balthasar sah ihn verschmitzt an. »Jetzt stellt der gar sich tugendhaft!« lachte er vor sich hin und verließ das Zimmer, welches er sorgfältig hinter sich versperrte.

Martin war nun allein. Er saß am Tische, den Kopf in beide Hände gestützt und vor sich hinbrütend. In der Seele dieses Mannes war seit den letzten verhängnißvollen Tagen eine bedeutungsvolle Umwandlung vor sich gegangen. Hinter ihm lag eine böse Vergangenheit, vor ihm eine Zukunft voll Schmach und Elend. Das Zusammentreffen mit seiner Schwester, der Anblick der liebevollen Zuneigung, welche sie in ihren Kindern umgab, ließ ihn seine Einsamkeit um so herber und schmerzlicher empfinden. War doch sein Kind dem finstern Geschicke, das als vernichtender Leichtsinn ihn von jeher verfolgt hatte, ebenfalls verfallen. Die einzige Hand, die sich ihm helfend entgegenstreckte, gehörte sie nicht jenem Menschen an, gegen den er, freilich unwissentlich, sich als tödtendes Werkzeug hatte brauchen lassen wollen?

»Die einzige Hand?« sagte er plötzlich laut zu sich. »Nein! noch ist mir ein Freund geblieben. Trage ich nicht *hier,* « — er zog den Brief, welchen der Provincial ihm *gegeben, aus* der Brust — »den schriftlichen Beweis eines

Schutzes, der bis zum letzten Augenblicke über mich wachen wird?«

Er hatte kaum Zeit, den Brief wieder unter der Weste auf der Bruſt zu verbergen, als er den Schlüſſel in der Thüre hörte. Gleich darauf trat Balthaſar ein. — Wie war aber jetzt das Benehmen dieſes Menſchen gegen Martin verändert! Statt des früheren zutraulichen, aufmunternden Tones lag jetzt eine gewiſſe Scheu in ſeinem Weſen; er ſchien ſeinem Gaſte auszuweichen und ſorgfältig jede Berührung ſelbſt mit dem Rocke zu vermeiden. Er ſah ihn mit einer gewiſſen furchtſamen Neugierde faſt verſtohlen, nur von der Seite an, und beobachtete genau jede Bewegung Martins.

»Alſo der Vogel iſt es!« ſagte Balthaſar leiſe zu ſich ſelbſt, »und der junge Herr nimmt ſich ſo ſehr ſeiner an? Wenn das nicht etwas Abſonderliches zu bedeuten hat, dann will ich nicht Balthaſar heißen.«

Martin, welcher bisher erwartete, daß der Lange ſeinem Verſprechen gemäß ihm Bericht über das, was im Hauſe vorgefallen, mittheilen werde, hatte dieſes veränderte Benehmen gleich bemerkt, ohne ſich aber den Grund erklären zu können.

»Nun, habt Ihr etwas gehört, guter Freund?« fragte er endlich; »war die Commiſſion da, und wer iſt denn eigentlich geſucht worden?«

»Das will der Herr von mir wiſſen?« antwortete Balthaſar ziemlich verlegen; »ich glaubte, der Herr kennt den Herrn, den die Herren geſucht haben.«

Martin wußte jetzt genug. So unbegreiflich es ihm war, auf welche Weiſe man ſo ſchnell ſein Verſteck gefunden *haben konnte, hielt* er ſich doch für den Augenblick

noch ſicher, denn er hörte, daß die Commiſſion, nachdem ſie die Wohnung ſeiner Schweſter durchſucht, ſich wieder entfernt hatte. Der Gedanke, jetzt das Haus zu verlaſſen, ſtieg in ihm auf; aber er erinnerte ſich, daß er Robert das Verſprechen gegeben, ihn in ſeinem Verſtecke zu erwarten.

Doch eine neue Sorge trat jetzt lebhaft vor ſeine Seele. Er bemerkte, daß Balthaſar ſich in ſeinen galonirten Rock warf und offenbar Anſtalt machte, das Haus zu verlaſſen. Die Beſorgniß vor Verrath tauchte in Martin auf, und zugleich bedurfte er keiner langen Ueberlegung, um einzuſehen, daß Balthaſar, um ſeinen Gang befragt, ſchwerlich der Wahrheit gemäß antworten würde.

Er war in der Hand dieſes Menſchen, rathlos und wehrlos. Nach einigem Zögern hob er an: »Die Commiſſion hat das Haus verlaſſen, die Gefahr iſt vorüber. Ich will zur Haimon zurückkehren.«

Dieſer Vorſchlag paßte nicht zu Balthaſars Plänen. Der Schlaukopf hatte im Sinne, ſeinen Herrn aufzuſuchen und dieſen vom Vorgefallenen zu unterrichten. Er zweifelte gar nicht daran, daß Doctor Mesmer, die Wichtigkeit dieſer Eröffnungen wohl berechnend, ihm mehr als einen Kronenthaler geben würde. Deswegen war er gar nicht damit einverſtanden, daß Martin »das ſichere Aſyl« verlaſſe und ſich der Gefahr ausſetze, vielleicht auf der Stiege ſchon geſehen und erkannt zu werden. Er rathe ihm daher, ſich hübſch ruhig zu verhalten, er werde ohnehin nicht lange ausbleiben, und es handle ſich ja nur darum, Zeit bis zum Abend zu gewinnen, dann werde es leicht, ihn aus dem Hauſe an *einen noch ſicherern* Ort fortzuſchaffen. Auch der junge Herr *habe verſprochen*, bald wieder zu kommen, und dieſer

könne es schwerlich Recht sein, wenn er den »Herrn« nicht mehr vorfände.

Martin antwortete nichts auf diese Einwendungen. Er befürchtete bei offenem Widerstreben seine Lage zu verschlimmern. Die Klugheit gebot ihm, nichts von seiner Besorgniß blicken zu lassen, sondern Balthasar sicher zu machen. Was dann weiter geschehen sollte, davon hatte er freilich noch keinen Begriff, er hoffte aber jeden Abgenblick auf Roberts Erscheinen, und sprach diese Erwartung auch gegen Balthasar aus.

»Ich glaub' es nicht, daß der junge Herr vor Abend kommt,« meinte dieser. »Man kann ja nicht wissen, wem es auffiele, wenn er mehrmals zu uns hereinginge. Die Leute im Hause haben feine Nasen, wenn es sich um das handelt, was sie nicht wissen sollen. Ich will dem Herrn aber einen Gefallen erweisen. Ich will's dem jungen Herrn sagen, und der mag dann selbst machen was er will. Vielleicht weiß er was zu thun ist. Ich werde ihm den Schlüssel geben.«

Martins Verdacht war durch den letzten Vorschlag nicht niedergeschlagen, doch ließ er wahrscheinlich sich nichts anmerken, und sprach seine dankbarste Zustimmung aus, als Balthasar versprach, ein paar Flaschen Wein zur Labung mit nach Hause zu bringen. Vor Allem aber bat er den Langen, nach Robert sich umzusehen und diesem den Schlüssel zu übergeben.

Endlich entfernte sich Balthasar. Draußen legte er ein Schloß an und statt seinem Versprechen gemäß in den dritten Stock zu Robert hinaufzugehen, eilte er die Treppe abwärts, was dem feinen Ohre des Alten nicht entging und fürwahr nicht geeignet schien, den Verdacht zu beschwichtigen.

Vergeblich bemühte sich Martin, der Lage eine tröst

lichere Seite abzugewinnen. Wenn auch für Augenblicke der Gedanke in ihm aufstieg, daß nur die Furcht ihn die Dinge so düster sehen lasse, und er sich selbst bereden wollte, Balthaser könne es ja vielleicht doch ehrlicher meinen, als der Flüchtling ihm zutraue, — die letzte Lüge dieses Menschen machte diese Hoffnung zu Schanden.

Wie Martin so gedankenvoll im Zimmer auf- und abging, fiel sein Blick mehrmals bereits auf einen im Winkel neben dem Ofen stehenden Korb, in welchem sich ohne Zweifel zum Behufe des Verbrennens verschiedene Papiere, theils zerrissen, theils zusammengeknittert, befanden. Von einem unwillkürlichen Zuge der Neugierde ergriffen, nahm Martin mehrere derselben, faltete sie auseinander und las darin. Es waren meist kleine Schreiben von Kranken, welche sich an Doctor Mesmer wendeten.

Der Name fiel Martin auf. Er erinnerte sich, denselben vom Provincial gehört zu haben, welcher zwar in nur allgemeinen, aber sehr rühmlichen Ausdrücken von einem Doctor Mesmer gesprochen hatte. Jetzt wußte Martin auch endlich, bei wem er eine Zufluchtsstätte gefunden.

Plötzlich fiel ihm in dem Wuste ein kleines dreieckig zusammengefaltetes Billet in die Augen, das weder wie die andern Papiere in der Mitte durchgerissen noch zusammengeknittert war, das also mehr aus Zufall als aus Absicht hierher gerathen zu sein schien. Mit erklärlicher Neugier entfaltete er gerade dieses Papier. Es war ein Schreiben ohne Unterschrift und enthielt nur wenige Zeilen, welche folgendermaßen lauteten:

»Ich danke Ihnen nochmals, verehrter Herr Doctor, daß Sie mir gestern Trägerdienste verrichten halfen und gerade zur rechten Zeit noch die klagende Hekuba nach Hause brachten. Ich kann Sie leider nicht mehr sehen, denn ich bin

eben in der Abreiſe begriffen, und habe kaum ſo viel Zeit gewonnen, um Ihrem Bedienten, der bereits vor Tagesanbruch bei mir war, dieſe Zeilen zu übergeben. Das Begräbniß iſt verſchoben worden. Dem Zufalle iſt jetzt Thür und Thor geöffnet. Wir haben bisher nicht viel Glück gehabt, es mag deshalb nicht überraſchen, wenn neues Unglück einbricht. Der ſchottiſche Meiſter rechnet auf Ihre Klugheit und Ergebenheit. Der endliche Sieg iſt unzweifelhaft. Verſäumen Sie es nicht, alle Schritte Hekuba's und ihrer Tochter zu überwachen. Der Einzige, der uns ſchaden könnte, iſt hoffentlich nicht mehr in der Lage; ſollte aber die Hölle ihr Spiel getrieben haben, ſo vertraue ich darauf, daß er Sie und Ihre Klugheit auf allen ſeinen Schritten begegnen wird. So weit gehen aber meine Befürchtungen doch nicht. Leben Sie wohl, von Paris aus erhalten Sie wieder das erſte Lebenszeichen von mir.«

Martin hielt den Brief einige Minuten wie betäubt in der Hand. Dieſe Zeilen hatten ihm eine fürchterliche Ausſicht in den Abgrund geöffnet, an deſſen Rand er ſelbſt geführt und dann treulos hinabgeſtoßen worden. Es war kein Zweifel; was er hier geleſen, bezog ſich auf das Ereigniß in der Freidhofscapelle; Hekuba war die Haimon und unter dem Einzigen konnte nur Robert gemeint ſein. Er unterſuchte das Blatt genauer und entdeckte in einem Winkel ganz unten am Rande ein kleines Dreieck mit einem Stern darüber!

»Alſo ein Freimaurer!« rief Martin halb leiſe aus, als er dieſes Zeichen entdeckte; »doch nein! ein Betrüger, welcher die Leichtgläubigkeit Anderer bethört und für ſeine Zwecke benutzen will. Er ſpricht von dem großen ſchottiſchen Meiſter — ich kenne nur Einen, Saint Germain, und dieſer bietet *nicht die Hand zu ſolchem* Schurkenwerke. O! es beginnt *jetzt in mir zu tagen, und wenn* ich auch noch nicht im Stande

bin, die ganze Verkettung dieses höllischen Planes zu durchschauen, so viel ist mir klar, daß ein Betrug im Spiele ist, und Robert ein Opfer in derselben Hand werden sollte, welche mich zum Werkzeuge benutzt hatte.«

Er ging unruhig im Zimmer auf und ab, mit unbezwinglicher Ungeduld Balthasars Wiederkunft ersehnend. Vor allem lag ihm jetzt nur daran, ein Mittel zu finden, um Robert seine Entdeckung mitzutheilen. Es war kein Zweifel, daß sich daran noch Umstände viel wichtigerer Art knüpfen mußten, um so mehr, als es den Anschein hatte, daß Robert noch immer arglos den für seinen Freund hielt, welcher sich zum Helfershelfer eines Betrügers hergegeben hatte.

Endlich vernahm Martin schwere Schritte sich der Thüre nähern, er hörte den Schlüssel umdrehen und in der That war es Balthasar, welcher ziemlich erhitzt zurückkam. Bei dem Eintritt in das Zimmer schien der Lange nicht den Muth zu haben, dem alten Manne offen in das Gesicht zu sehen. Dieser Beweis von Befangenheit entging Martin nicht und bestärkte ihn nur um so mehr in seinem Verdachte, daß er sich in den Händen eines Verräthers befinde. Aber er hatte sich hinlänglich gefaßt, um mit keiner Miene das zu verrathen, was in seinem Innern vorging. Gleichgiltig und scheinbar ruhig fragte er, ob Balthasar Robert gefunden habe. — Als dieser schwieg, und neugierig, was Martin nicht entging, auf das Fenster gegenüber schaute, begehrte der Flüchtling nochmals, daß der Diener nachsehe, ob Robert bereits zu Hause sei, und bat ihn, denselben herbeizuholen.

Balthasar mochte wohl in der Erfüllung dieses Wunsches keine Gefahr mehr sehen. Er entfernte sich. Diesmal *hörte Martin* ihn wirklich die Treppe nach aufwärts gehen. *Er trat nun* vorsichtig in die Nähe des Fensters, um zu er-

wähen, wonach Balthaſar gegenüber geblickt hatte, und fuhr erſchrocken zurück, als er am gegenſeitigen Fenſter — den jungen Dechant aus der Stephanspfarre erblickte, welcher aufmerkſam herüberzuſehen ſchien.

XIV.

»Dieſer war es alſo, der auf meine Spur geleitet hat?« war der erſte Gedanke, welcher in Martin aufſtieg, als er am gegenüberliegenden Fenſter den jungen Geiſtlichen entdeckte. Doch je mehr er nur Ruhe gewann, darüber nachzudenken, deſto weniger ſchien ihm dieſes wahrſcheinlich, und endlich hielt er ſich für verſichert, es ſei unmöglich, ihn von gegenüber zu erkennen, da er ſich doch nie dem Fenſter ſehr genähert hatte.

Martin hatte allerdings mit der Vermuthung recht, daß es nicht der Dechant geweſen, welcher ſeine Spur verrathen hatte, aber er irrte ſich, wenn er glaubte, daß jener ihn jetzt nicht erkannt habe. Uebrigens war der geiſtliche Herr über ſeine unerwartete Entdeckung eben ſo erſtaunt, als Martin erſchrocken. Er hatte Robert, wie wir wiſſen, in einem Wagen nach Hauſe begleitet, und war beſorgt, welchen Eindruck das Wiedererſcheinen des Todtgeglaubten auf deſſen kränkliche Mutter machen würde. Er wollte es aber vermeiden, ſich gleich in den erſten Augenblicken des Wiederſehens zwiſchen Mutter und Kind als ein Fremder zu drängen, und zog es vor, erſt noch nähere Erkundigungen über die Familie, welche ihn jetzt ſo ſehr intereſſirte, einzuziehen. Er konnte um ſo leichter dazu gelangen, als er den Baron und Fräulein Roſa kannte. Letztere hatte er noch vor wenigen Jahren als

Student unterrichtet und war seit dieser Zeit ein nicht seltener Gast bei dem Baron gewesen.

Wenn er heute auch schon Vormittags, zu einer etwas ungewöhnlich frühen Stunde kam, so war er als alter guter Bekannter doch stets willkommen. Man wußte nicht, welchen Antheil er selbst an jenem Ereignisse auf dem Stephansfreidhofe hatte. Rosa erzählte ihm geschäftig von allen Verhältnissen jenes Unglücklichen, dessen Leiche aus dem Sarge verschwunden. Das lebhafte Mädchen zog ihn aus dem Zimmer in die kleine Hinterkammer, schob den Vorhang etwas hinweg, und sagte dann, mit wichtiger Miene gegen den dritten Stock hinüberdeutend: »Da sehen Sie das Fenster, das gehört zur Wohnung der Haimon.«

Er sah hinauf. Als er dann das Auge senkte, entdeckte sein scharfer Blick im gegenüberliegenden Zimmer eine Gestalt, welche seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm. Glücklicherweise stand Rosa hinter ihm und konnte die Richtung seines Blickes nicht sehen, ihre Neugierde war hinauf gerichtet gewesen, und als sie das Fenster geschlossen sah, ergriff sie den Arm des Geistlichen, um ihn aus der Kammer fortzuführen.

»Lassen Sie mich hier, Fräulein,« sagte er, »ich bin begierig, ob sich nicht oben das Fenster öffnet, ich möchte gern Jemand von diesen Leuten sehen.«

»Das dürfte lange dauern,« antwortete das Fräulein lachend; »Frau Haimon ist krank und die Jungfer Tochter, die wird sich auch nicht sehen lassen, sie schämt sich die Augen aus dem Kopfe über alles, was die Leute seit ein paar Tagen reden.«

»Ich will mein Glück versuchen, vielleicht sehe ich sie *doch, um so mehr*, da sie nicht vermuthen wird, belauscht *zu werden.*«

»Ei, hochwürdiger Herr!« lachte Rosa schelmisch, »das kann ja ganz gefährlich werden.«

Sie verstummte sofort, als einer jener ernsten Blicke auf sie fiel, deren Macht aus früherer Zeit her noch wirksam geblieben.

Fast beschämt eilte sie aus der Kammer und ließ den Geistlichen allein zurück, welcher den Vorhang nun etwas weiter vom Fenster zurückschob und sich derart stellte, daß er einen möglichst freien und weiten Ueberblick gewinnen konnte.

Und in dieser Stellung war es, wo Martin ihn gesehen, und doch wieder zweifelte, ob er sich nicht geirrt habe, denn einen Augenblick darauf, nachdem sich die Blicke der beiden Männer begegnet hatten, zog sich der Dechant etwas mehr gegen den Hintergrund der Kammer zurück.

Balthasar war indeß wieder zurückgekommen, und hatte die Nachricht gebracht, daß der junge Herr nicht zu Hause sei, die Jungfer Sophie aber billige Scheu trage, eines Junggesellen Wohnung zu betreten. Der junge Herr werde wahrscheinlich selbst kommen; er sei nur mit der Commission fortgegangen, da man mit ihm ein Protocoll aufnehmen werde.

Martin hörte schweigend diese Auskunft an. Er fühlte sich durch die letzte Nachricht beunruhigt, wenn er auch überzeugt zu sein glaubte, daß Robert selbst nichts gegen ihn unternehmen würde.

Balthasar, der sich jetzt im Zimmer zu thun machte, unterbrach endlich das Schweigen. »Ein Protocoll wird mit dem jungen Herrn aufgenommen? Schöne Geschichte das. *Weiß der Herr, was ein Protocoll ist?*« fragte er, und setzte *mit einem gewissen Anflug* von Hohn gleich hinzu: »Ja frei-

lich, der Herr wird's doch wiſſen, was ein Protocoll iſt. Ich hab' mein Lebtag' noch keins abgegeben und das iſt mein Stolz. — Aber damit wir von was Anderm reden: will der Herr nicht etwas zu eſſen haben? Die Jungfer Sophie hat eben auch danach gefragt.«

In dieſem Augenblicke ward an die Thür geklopft. — »Ah, den Klopfer kenn' ich ſchon von meinem Herrn her!« ſagte Balthaſar, und ſprang zur Thür. Martin, in einer Aufwallung ſeines Verdachtes, machte eine Bewegung, ihn zurückzuhalten.

»Sei der Herr unbeſorgt, es iſt kein Fremder!« ſagte der Diener und ging aufſchließen, denn das Klopfen hatte ſich ſogleich und raſcher wiederholt.

Es war Robert, welcher ſichtlich aufgeregt eintrat. Auf einen Wink von ihm entfernte ſich Balthaſar in das Vorzimmer und die Beiden waren allein.

»Wißt Ihr, woher ich jetzt komme?« fragte Robert raſch; ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: »Ich war ſchon bei Gericht. Die Commiſſion hat mich verhört, ich ſollte Auskunft geben, ob ich nicht den Verdacht habe, daß man mich vergeben, daß man mich in einen todtenähnlichen Schlaf geſenkt, daß man mich — denkt Euch — abſichtlich ſtumm machen wollte, weil ich vielleicht in Geheimniſſe eines fremden Mannes eingeweiht bin, welcher dem Gerichte ſchon ſeit einiger Zeit als ſehr bedenklich angezeigt war, und der am frühen Morgen nach jener Nacht, als man mich begraben wollte, noch ehe etwas irgendwo bekannt war, heimlich ſich von Wien entfernte.«

Martin blickte bei dieſen Worten finſter vor ſich hin, *und preßte die Hand, wie um den Schmerz zu unterdrücken, auf ſeine Wunde.*

»Was iſt Euch, Oheim?« rief Robert betreten aus; »Ihr blickt ſo finſter vor Euch hin! ſollte meine Ahnung mich nicht getäuſcht haben, daß eure Wuth, als Ihr mich zum Leben zurückgekehrt ſahet, Folge der Mitwiſſenſchaft eines Verbrechens war? Sollte ich recht gedacht haben, als ich ahnte, daß Ihr mein Feind?«

Der Alte blickte mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke von Schmerz auf den Jüngling, aber er ſchwieg. Sein Neffe ſchien dieſen Blick verſtanden zu haben, denn er änderte den Ton ſeiner Stimme und dieſe klang neuerdings ſo vertrauensvoll und herzlich, wie bei ſeinem Eintritte.

»Und was haſt Du der Commiſſion geantwortet?« fragte Martin geſpannt.

»Was ſollte ich antworten? Was konnte ich anders ſagen, als daß ich nicht denken könne, das Opfer eines ſo grauſamen Planes zu ſein, und auch auf Niemand in dieſer Beziehung einen Verdacht zu werfen wiſſe. Mein Unwohlſein befiel mich nach einer kleinen Geſchäftsreiſe, welche ich mit meinem Freunde Leroix —«

Martin entfärbte ſich bei dieſem Namen. Robert ſchien es nicht zu bemerken, und erzählte weiter, wie er der Commiſſion angegeben, daß ſein Freund Mesmer ihn behandelt und ihm die zärtlichſte Sorgfalt gewidmet habe. Am vierten Tage der Krankheit habe er plötzlich die Beſinnung verloren, und was von da an weiter mit ihm geſchehen, wiſſe er nicht.

»Und über deine Rettung, was gabſt Du darüber an?«

»Nichts, was eure Sache verſchlimmern könnte. So viel ich entnehmen konnte, belaſtet Euch nur die Anklage wegen *heimlicher Flucht,*« *ſetzte* der junge Mann halb leiſe und *wie mit unſicherer Stimme hinzu.*

»Und wenn man Dich nochmals und vielleicht öfter vorrufen wird, wirſt Du dasſelbe ſagen?«

»Ueber meine Freunde kann ich nichts Anderes und über Euch werde ich nichts Anderes erklären.«

»Ueber deine Freunde!« rief Martin wie in ausbrechendem Zorne; »wen nennſt Du deine Freunde? Rechneſt Du den Mann, der dieſes ſchrieb, auch darunter?« Bei dieſen Worten riß er das Billet, welches er im Korbe gefunden hatte, aus der Taſche, und hielt es Robert vor die Augen.

Dieſer griff haſtig darnach und entfaltete es. Schon bei dem Anblicke der Schriftzüge ſchien er betreten, und je weiter ſeine Blicke über die Zeilen hinflogen, deſto lebhafter ſprach ſich die tiefſte innere Bewegung in ſeinem ganzen Weſen aus. Jetzt hatte er zu Ende geleſen und hielt ſprachlos das Blatt zwiſchen ſeinen Fingern.

Der alte Oheim betrachtete ihn mit einem Blicke der Theilnahme, welcher dieſe ſtarren Züge eigenthümlich belebte. — »Nun, was ſagſt Du dazu?« begann er nach einigen Augenblicken des Schweigens, als wenn er dem Jüngling hätte Zeit laſſen wollen, ſich zu ſammeln.

»Ich bin beiſpiellos betrogen!« rief dieſer endlich aus; »ich war eine Puppe in den Händen dieſer Menſchen, ich ſollte ihr Werkzeug ſein, und als ich ihnen nicht genug gefügig ſchien, glaubten ſie es an der Zeit, mich zu zerbrechen. — Martin!« fuhr er plötzlich in ſteigender Aufregung fort, »mir ſagt es eine innere Stimme, und euer eigenes Benehmen in jener Nacht ſpricht ebenfalls dafür, Ihr wißt mehr von jenem Franzoſen als ich, Ihr ſeid älter, ſeid erfahrener, Ihr habt dieſem Menſchen tiefer auf den Grund des Herzens geſehen, als *ich in meiner Argloſigkeit* nur jemals ahnen konnte; was *glaubt Ihr, daß* dieſe Menſchen jetzt noch Alles wider mich

beginnen werden, nachdem Gott mich gnädig dieſes eine Mal gerettet?«

»Nichts, wenn Du klug und ſtark biſt; Alles, wenn Du deinem weichen Herzen und der falſchen Freundſchaft trauſt. Du haſt ſchon viel gewonnen, denn Du kennſt deine Feinde, und biſt um ſo mehr im Vortheile, als Du ihre geheimſten Zwecke weißt, denen ſie Dich opfern wollen. — Jetzt mußt Du handeln, und ich will an deiner Seite allen Gefahren Trotz bieten, ich will Dich ſchützen und bewachen, und meine Hand ſoll ein Stab für deine Jugend ſein.«

Martin hatte mit ſo viel Wärme, mit ſolcher Ueberzeugung geſprochen, daß der Jüngling nicht einen Augenblick an der Echtheit des Gefühles zweifelte, welches den Greis in dieſem Augenblicke durchſtrömte. Beide ſchienen die gefährliche Lage, in welcher Martin ſich befand, vergeſſen zu haben; plötzlich wurden ſie durch das bekannte Klopfen, diesmal an der inneren Thüre, aufgeſchreckt.

»Wer iſt da?« fragte Robert, und ſogleich öffnete Balthaſar mit unverkennbarer Angſt in den Mienen die Thüre.

Der Lange winkte ihm und der Jüngling trat mit ihm in das Vorzimmer.

»Junger Herr!« begann jener, »mir ſcheint, es kommt ſchon wieder die Wache, und jetzt gerade auf uns los. Um den Alten drin wäre es mir gar nicht leid, der iſt einmal ſchon ein Teufelsbraten, aber warum ſollen wir uns wegen ſeiner mit zuſammenpacken laſſen?«

»Ich begreife Dich nicht, was fällt Dir ein? wer ſollte ihn verrathen haben? Oder haſt Du vielleicht geplaudert?«

»Mit keiner Menſchenſeele im Hauſe hier habe ich ein Wort geredet!« verſicherte Balthaſar, und konnte dies auch mit gutem Gewiſſen ſagen, denn als er ſeinem Herrn verrieth,

wer bei ihm zu Hause sei, hatte er ihn an einem ganz anderen Ort aufgesucht.

Der lange Mensch war in der That an dem Verrathe ganz unschuldig, und doch hatte er die volle Wahrheit gesagt, als er von dem zu befürchtenden Wiedereintreffen der Wache sprach. Die Sache war nämlich folgendermaßen zugegangen:

Je länger der Dechant in der Kammer blieb, desto auffallender wurde der jungen Baronin seine Abwesenheit und sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihn nicht wieder aufzusuchen. Sie hoffte durch ein leises Oeffnen der Thüre ganz unbemerkt eintreten zu können; doch der Dechant, welcher ihren Schritt vernommen, trat ihr schon auf der Schwelle entgegen. Eine gewisse Verlegenheit lag unverkennbar in seinen Zügen. Zugleich bemerkte der scharfe Blick des Mädchens, daß der Vorhang jetzt weiter, als früher der Fall gewesen, vom Fenster zurückgeschoben war. Das offenbare Bestreben des Dechanten, sie zurückzuhalten, steigerte ihre bereits gereizte Neugierde um so mehr, sie drang unaufhaltsam vorwärts, und hatte kaum einen Blick durch die Scheiben geworfen, als sie verwundert die kleinen Hände zusammenschlug.

»Was hat Herr Haimon da unten in der Kammer bei Mesmer zu thun?« rief sie aus; »und wer ist denn der Alte, mit dem er so eifrig spricht?«

»Das ist also der junge Haimon?« fragte der Geistliche, bemüht, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Rosa aber hatte gar nicht mehr auf seine Frage gehört; mit dem Ausrufe: »das hat etwas zu bedeuten! da muß etwas vorgehen!« lief sie hinaus, um gleich darauf in Begleitung ihres Vaters, des Dienstmädchens und hinterdrein auch noch der *Hausmeisterin* zurückzukommen, welche Alle sich in die enge *Kammer drängten.*

»Wo iſt dieſer bürgerliche junge Mann, von welchem die Rede iſt?« fragte der Baron ganz gravitätiſch, und zog aus der Weſtentaſche eine ungeheure Brille, welche er auf die Naſe zwängte. »Er hat ſich gut conſervirt. Kaum glaublich,« ſetzte er nach einigen Augenblicken hinzu. — »Aber der Andere, wer mag das wohl ſein? Es ſcheint ein ganz gemeines Geſicht, gar nichts Gebildetes liegt in den Zügen, man könnte ſie faſt eine Galgenphyſiognomie nennen!«

»Jeſus, Maria!« rief die Hausmeiſterin und verſuchte ebenfalls nahe am Fenſter Platz zu gewinnen; »vielleicht iſt's gar ein Spitzbub, ſchlechter Kerl, Lump. Das geht mich an, ich muß auf alle Lumpen ſchauen, die in's Haus kommen.«

Endlich hatte ſie zwiſchen den Köpfen des Barons und des Fräuleins einen Zwiſchenraum gewonnen, durch welchen ſie durchſehen konnte. Kaum hatte ſie einen Blick hinübergeworfen, als ſie, die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagend, ausrief: »Heilige Mutter Gottes! das iſt der Martin vom Stephansfreidhof.«

Alle ſahen ſich bei dieſen Worten nach dem Dechanten um, um von ihm die Beſtätigung dieſer Worte zu hören. Der junge Prieſter hatte aber den Moment, wo Alle ſich gegen das Fenſter gedrängt, benutzt, und raſch die Kammer verlaſſen. Er kannte die Leute, in deren Hände das Geheimniß gefallen, zu gut, um nicht zu errathen, daß ſich jetzt eine Scene im Hauſe begeben würde, bei welcher gegenwärtig zu ſein er nach dem, was vorausgegangen war, vermeiden wollte. Er hatte ſich nicht geirrt. Der Schreckensruf der Hausmeiſterin hatte den alten Baron zu dem Entſchluſſe gebracht, in eigener Perſon mit ein paar handfeſten Leuten aus dem *Hauſe ſich des Böſewichts* zu bemächtigen und ihn der *hohen Behörde auszuliefern.*

Frau Rosl erhielt den Auftrag, in aller Stille die Hilfstruppen zu requiriren, und auf dem Gange vor der Wohnung Mesmers aufzustellen. Die verdächtigen Bewegungen mehrerer Böttchergesellen, welche die Treppe heraufgeschlichen kamen, hatten zuerst Balthasars Verdacht erweckt, und er hielt es in Roberts Anwesenheit nicht für gerathen, gemeinsame Sache mit dem Feinde zu machen, weil er sich vor der Hand als Hilfstruppe der Angegriffenen mehr Vortheil versprach.

Der Dechant hatte sich ebenfalls anders besonnen, und war, schon auf dem Wege nach der Stadt, wieder in das Freihaus zurückgekehrt. Statt aber zu dem Baron, wollte er zu Robert, es drängte ihn, diesem in einem Augenblicke nahe zu sein, wo er vielleicht seiner Hilfe bedürfen könnte; dazu kam noch, obgleich er es sich selbst nicht gestehen wollte, die Neugierde, zu erfahren, in welchem Verhältnisse jetzt nach jenem fürchterlichen ersten Zusammentreffen der junge Mann mit Martin stehen könne.

Unter dem Thore des Freihauses waren viele Leute versammelt, welche sich mit den verschiedensten Bemerkungen die Kunde von der Entdeckung des geflüchteten Wächters vom Stephansfreidhofe erzählten. Man machte dem Dechant ehrerbietig Platz, als er in den zweiten Stock zur Wohnung Mesmers hinaufstieg. Auf der Stiege schon scholl ihm lauter Wortwechsel entgegen, aus welchem er die Stimme Roberts und des Barons zu erkennen meinte, ohne jedoch ein Wort verstehen zu können.

Einige Augenblicke darauf stand er im Zimmer, dessen Thür offen war.

XV.

Am Nachmittage desselben Tages, an welchem der so eben geschilderte Vorfall sich ereignet hatte, wartete ein noch junger Mann von nicht unangenehmen Gesichtszügen, dessen feine Kleidung ihn als den bessern Ständen angehörig bezeichnete, bereits eine geraume Weile in dem Vorzimmer des Dr. Gottfried Freiherrn van Swieten.

Man sah es an diesem Gemache schon, daß man sich in der Behausung eines Gelehrten befand, freilich eines solchen, dessen äußere Verhältnisse mit der hohen Stellung, welche er im öffentlichen Leben einnahm, im vollsten Einklang standen. Die großen Bücherschränke, welche an den Wänden standen, waren mit vergoldeten, schön geschnitzten Leisten ausgelegt, auf marmornen Postamenten erhoben sich dazwischen antike Büsten, und die Gemälde, welche in Rahmen aus feiner Stuccaturarbeit über den Thüren eingefügt waren, waren ein eben so klarer Beweis für seinen Kunstsinn, als die übrige Ausschmückung des geräumigen Zimmers. Gottfried van Swieten, der Sohn des großen Gerhard, des Schöpfers der medicinischen Schule in Wien, war damals eben mit seinem Plane zur Reform des ganzen Unterrichtswesens in Oesterreich beschäftigt, und liebte es, junge talentvolle Männer um sich zu sammeln, um in ihnen einst Apostel für seine Lehre zu erziehen. Nicht wenige drängten sich aber auch an ihn, um durch den *Einfluß des wichtigen* Mannes raschere Schritte

vorwärts auf ihrem Lebenswege machen zu können, und eben dieſe nur allzu häufigen Beſuche hatten ihn bewogen, beſtimmte Stunden in der Woche feſtzuſetzen, wo er für Jedermann zu ſprechen war. Seine Lieblinge aber, und unter dieſe zählte er mehrere junge Leute, theils Doctoren, theils Beamte, hatten täglich in den Nachmittagsſtunden von drei bis fünf Uhr bei ihm freien Zutritt. Er liebte es, die Zeit nach Tiſche in anregendem Geſpräche zu verplaudern, und es verging deshalb ſelten ein Tag, wo ſein Vorſaal um dieſe Zeit leer geweſen wäre.

Der heutige Beſuch aber ſchien nach der Unruhe, mit welcher er jeden Augenblick auf die große, in einem Mahagonygehäuſe hängende Kunſtuhr im Saale blickte, in ſehr dringender Angelegenheit bei dem Freiherrn zu ſein.

Wir kennen bereits dieſen jungen Mann, deſſen Züge eine Miſchung von Scharfſinn und Schlauheit zeigten, und deſſen Geſicht durch die großen klugen Augen einen äußerſt gewinnenden Eindruck hervorbrachte; wir haben ihm bereits begegnet, — in jener Nacht auf dem Stephansfreidhofe, als er dem abſcheulichen Leroix den Sarg mit Robert in die Capelle ſchleppen half.

Es war Doctor Mesmer, der Freund Roberts, der Beſitzer jener Wohnung, in welcher der alte Martin ſich verborgen gehalten hatte, der Brotherr Balthaſars, von deſſen Entdeckung er bereits in Kenntniß geſetzt war, und welche Nachricht ihn eben beſtimmt hatte, ſich ſogleich zu van Swieten zu begeben. Er ſowohl als Robert gehörte zu dem engeren Kreiſe von jungen Leuten, welche am häufigſten bei dem Freiherrn geſehen wurden, und die Bevorzugung, welche er *jedem Einzelnen* von ihnen angedeihen ließ, hatte bereits

früher in Mesmers Seele eine Art von Eifersucht wachgerufen, denn er wünschte die Vorliebe des einflußreichen Mannes mit keinem Andern zu theilen. Diese Eifersucht war eine der Ursachen, aus welchen der Doctor sich bereitwillig in die Pläne des Leroix eingelassen. Er hatte darin eine Gelegenheit erblickt, sich eines Nebenbuhlers zu entledigen.

Sobald er durch Balthasar, der ihn in seinem Laboratorium aufgesucht, die überraschenden Neuigkeiten erfahren hatte, war er keinen Augenblick in Zweifel geblieben, daß Robert die erste Gelegenheit benützen würde, um sich in van Swietens Schutz zu begeben und seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Obgleich er nicht wußte, wie weit Robert sein eigener Antheil an den letzten Vorgängen bekannt sei, so fand er es doch am gerathensten, sobald als möglich sich ebenfalls seinem Gönner vorzustellen, um entweder eine schon ausgesprochene Anklage zu entkräften, oder, wenn sie noch nicht geschehen, gleich von vorhinein zu verdächtigen.

Deswegen wartete er bereits mit allen Zeichen der Unruhe jetzt schon so lange bei van Swieten, deswegen schaute er so oft und so besorgt auf die Uhr, er mußte fürchten, heute vielleicht nicht mehr vorgelassen zu werden und dadurch möglicherweise den Vortheil zu verlieren, noch vor Robert den Verlauf der Ereignisse dem Freiherrn vortragen zu können.

Während alle diese Gedanken seine Seele beschäftigten, öffnete der Kammerdiener den Vorsaal und ließ — Robert eintreten.

Bei dem ersten Anblick schienen Beide nicht wenig überrascht. Auf Roberts Antlitz stieg eine Röthe des Unwillens auf, als *er Denjenigen hier erblickte*, gegen dessen Aufrichtig-

keit und Freundſchaft ſo begründete Zweifel in ihm angeregt worden. Die überaus freundſchaftliche Weiſe und die geheuchelte Herzlichkeit, womit Mesmer, raſch gefaßt, ihm jetzt entgegentrat, reichten nicht aus, den ſo hochgeſtiegenen Verdacht in ſeiner Seele zu zerſtreuen.

Kalt, faſt ſchroff verweigerte er die Hand zu nehmen, welche Mesmer ihm entgegenſtreckte, und kehrte ihm mit einem Blicke unſäglicher Verachtung den Rücken zu. Mesmer errieth aus dieſem Benehmen leicht genug, daß Robert von mehr wiſſe, als er wiſſen ſollte. Nun war die Aufgabe, genau zu erfahren, wie weit dieſe Kenntniß reiche. Bei Roberts offenem Weſen und aufbrauſender Natur konnte es nicht allzuſchwer halten, Aufſchlüſſe zu bekommen. Der junge Maun war bisher noch nicht in der Lage geweſen, die Selbſtbeherrſchung des berechnenden Menſchen zu üben.

»Wie, Robert!« rief der Doctor mit dem Ausdrucke tiefſter Kränkung aus, »ich komme Dir entgegen voll der freudigſten Gefühle, mit dem wahrſten Ausdrucke ungeheuchelten Dankes gegen die Vorſehung, welche an Dir ein Wunder übte, ich möchte Dich ſtürmiſch an mein Herz drücken, welches Dir von jeher ſo treu und voll inniger Freundſchaft entgegengeſchlagen hat, und Du beleidigſt mich, ſtößeſt meine Hand zurück, behandelſt mich kälter als einen Fremden? Habe ich das um Dich verdient?«

»Spare die vielen Worte,« antwortete Robert finſter, »ſprächeſt Du weniger ſüß, hätteſt Du wahrer, freundſchaftlicher an mir gehandelt, es wäre für uns Beide, für Dich wenigſtens jedenfalls beſſer geweſen. Du fragſt, ob Du das um mich verdient haſt? Du ſollſt zu rechter Zeit an andern Orten darüber mehr erfahren. Doch laſſen wir die Vergan-

genheit; ich wollte, daß ich die letzten Tage vergeſſen könnte. Meine arme Mutter wird lange an alledem zu leiden haben, was Schurken an mir verbrochen.«

»Herr Haimon! Kein ſolches Wort mehr!« fuhr Mesmer drohend auf. »Es wäre mir leid,« fügte er gleich darauf ſich wieder beſänftigend hinzu, »wenn unſer Verhältniß eine Wendung nähme, die fortan unſere Wege trennte. — Du weißt, Robert,« ſprach er weiter und verſuchte es, einen Ton der Herzlichkeit in ſeine Rede zu legen, der von ſeinem ſonſtigen Weſen um ſo auffallender abſtach, »Du weißt es, ich habe Dich wie einen jüngeren Bruder behandelt, ich habe deine Studien geleitet, habe Dir den Umgang mit Männern verſchafft, welche auf deinem künftigen Lebenswege Dir feſte Stützen ſein werden, ich war es, der Dich hier bei van Swieten zuerſt einführte.«

»Soll dies vielleicht ein Vorwurf deiner gekränkten Eitelkeit ſein?« antwortete Robert wegwerfend; »kannſt Du es nicht ertragen, daß der edle Mann mich mit ſeiner Gnade beehrt und mir manchen Vorzug vor Andern meines Alters zu Theil werden läßt? Ich durchſchaue Dich, Mesmer; Du hoffteſt in mir einen blindgläubigen Adepten für deine neue Heilkunſt zu erziehen, Du glaubteſt, ich würde Dich als großen Meiſter, als Wunderthäter und Erforſcher der tiefſten Geheimniſſe der Natur verehren, deinen Namen nach Marktſchreierart überall als dein Famulus anpreiſen, und ſo zur Stufe dienen, auf welcher Du, des bethörten Volkes hohnlachend, die Höhe deines Glückes hinaufſchritteſt. Ich habe es bisher nicht gethan und werde es von jetzt an noch weniger, denn ich habe Dich durchſchaut, und werde es jetzt in die *weite Welt hinausſchreien:* Hütet Euch vor Doctor Mesmers

Wundercuren, der Betrüger macht die Todten wohl nicht lebendig, aber die Lebendigen — *scheintodt!*«

Mesmer hatte ruhig den Ausbruch des gerechten Unwillens seines ehemaligen Freundes angehört. Ein eigenthümliches Lächeln spielte um seine Züge und sein Blick heftete sich lauernd auf das Antlitz seines Gegners.

»Wie es Dir beliebt,« sagte er endlich; »aber es wird gewiß manchen der hochgestelltesten Männer interessiren, wer genauen Umgang mit einem gewissen verdächtigen Subjecte, Namens Leroix, geführt, wer mit ihm eine verdächtige Reise unternommen, wer ihm in Wien eine Zeit lang als Führer gedient, und endlich, wer — soll ich noch mehr erzählen, Herr Haimon?«

Robert starrte ihn sprachlos an. »Du hast ja selbst den genauesten Umgang mit ihm gehabt, Du hast ja zehnmal mehr in der ganzen Angelegenheit gethan als ich —« rief er endlich erstaunt aus; »und Du willst mein Ankläger sein?«

»Natürlich, weil gegen mich kein Beweis vorliegt,« antwortete Mesmer lächelnd.

»Das lügst Du, Schändlicher! Sieh! — hier ist ein Beweis, den Du nicht abläugnen wirst!« sagte Robert empört über diese Frechheit, und hielt ihm den Brief, welchen Martin gefunden, vor die Augen. »Wirst Du jetzt noch verleumden?«

Mesmer hatte das Schreiben gesehen und erkannt. Er war bleich geworden und suchte vergeblich seine Aufregung zu bemeistern. »Gib mir den Brief zurück, er ist mein Eigenthum!« sagte er endlich ruhiger, »wir wollen Beide vergessen, *was wir* gesprochen haben.«

Robert ſchüttelte aber abweiſend den Kopf. »So war nicht gewettet. Du haſt Dich zu früh in deiner wahren Geſtalt mir gezeigt, ich weiß jetzt, was ich von Dir zu erwarten habe. Großmuth wäre in dieſem Falle nur Thorheit. Unſere Wege ſcheiden ſich von heute an!«

»Gib mir den Brief zurück,« bat Mesmer dringend.

Robert wendete ihm den Rücken zu. »Hole Dir ihn ſpäter aus den Händen des Freiherrn van Swieten!« ſagte er kurz und ſtellte ſich zur Thür des Cabinets, um bei dem Erſcheinen des Kammerdieners als der Erſte bei der Hand zu ſein.

Unglücklicherweiſe war aber van Swieten bereits früher von der Anweſenheit Mesmers unterrichtet geweſen und der Kammerdiener rief daher dieſen zuerſt in das Cabinet ſeines Herrn. Mit einem triumphirenden Blicke ſchritt der Doctor vor dem beſtürzten Haimon vorbei und flüſterte ihm zu: »Ueberlege es Dir! Gib mir den Brief!«

Robert wandte das Auge weg, er war tief betrübt über den unglücklichen Zufall, welcher ſeinen Feind zuerſt in das Cabinet des Freiherrn führte, und ihm nun ein Fehlſchlagen aller ſeiner Hoffnungen befürchten ließ.

Er hatte von dem Freiherrn ſo viel gehofft, in ihm den letzten Anker in der dringendſten Verlegenheit ſeines Lebens geſehen, und ſchon, daß er ſo lange im Vorzimmer warten mußte, galt ihm als ein böſes Vorzeichen. Was konnte während der Zwiſchenzeit nicht alles zu Hauſe geſchehen ſein? Mußte er nicht befürchten, daß in ſeiner Abweſenheit gegen den alten Mann alle jene Rückſichtsloſigkeit eintrete, welche nur durch das Erſcheinen des Dechanten und durch deſſen *Verwendung bei dem Baron* bisher nicht angewendet worden.

Denn in dem Momente, als der Geiſtliche, welcher, wie wir wiſſen, auf dem Wege nach der Stadt wieder den Entſchluß zurückzukehren und ſich zu Robert zu begeben, gefaßt hatte, in das Zimmer trat, worin Robert und Martin ſich befanden, war der ganze Raum eben ſo wie das Vorzimmer und ein Theil des Hauſes und der Stiege voll von Neugierigen, welche die Entwicklung der nächſten Scenen mit anſehen wollten. Frau Rosl hatte ſchon dafür geſorgt, daß man im ganzen Hauſe gleich wußte, um was es ſich handle, und der Baron ſich in hocheigener Perſon an die Spitze jenes Truppes handfeſter Geſellen und Arbeitsleute geſtellt, mit welchen er den Maleſicanten in Beſchlag nehmen wollte.

Der Dechant war nun gerade zur rechten Zeit gekommen, um dem Wortwechſel zwiſchen dem Baron, welcher Martin wegführen laſſen, und Robert, der ihn in Schutz nehmen wollte, in ſo weit zu vermitteln, daß er mit dem ganzen Gewichte ſeines geiſtlichen Anſehens ſich auf Roberts Seite ſchlug und den Baron vor jedem ſelbſtthätigen Eingreifen warnte.

»Aber Hochwürden! wie können Sie ſich dieſes abſcheulichen Verbrechers annehmen? Es betrifft ja zum Theil Ihre eigene Kirche, der Menſch, nein, der Böſewicht, war ja dort bedienſtet, und hat mit ſo ſchwarzem Undank die Wohlthaten des hochwürdigen Capitels gelohnt.«

»Deswegen wird das Capitel auch einſchreiten,« antwortete der Dechant, »um ſo mehr Grund für Sie, hochverehrter Herr Baron, in dieſer Sache nur mehr den unbetheiligten Zuſchauer zu ſpielen. Ihr Verdienſt, ihn entdeckt zu haben, kann Ihnen nun doch nicht mehr entgehen.«

Robert hatte, als der Dechant eingetreten war, ihm

einen beredten Blick zugeworfen, den jener zu wohl verstand. Er trat nahe zu ihm hin und während er Martin, welcher, seit die Gefahr über ihn unabwendbar hereingebrochen war, ruhig und kalt am Tische saß, zu betrachten schien, benützte Robert den Moment, um ihm ins Ohr zu flüstern: »Wachen Sie über ihn, bis ich zurückkomme, ich hoffe ihn wenigstens aus den Klauen dieser Menschen zu retten, — ich werde einen wichtigen Gang machen.«

Der Geistliche schien nicht viel Hoffnung zu haben, denn er zuckte zweifelnd mit den Achseln. Nichtsdestoweniger ging er in den Plan seines jungen Freundes ein, und um ihm auf eine gute Weise vor den Anwesenden das Weggehen zu erleichtern, bat er ihn laut, sich in die erzbischöfliche Residenz zu begeben und dort die Anzeige von dem Auffinden des Geflüchteten zu machen.

Auf solche Weise war es Robert gelungen, vom Hause wegzukommen, und ohne früher seine Mutter und Schwester über die Entdeckung Martins beruhigt zu haben, war er zu seinem Gönner van Swieten geeilt, von dessen Einfluß und Güte er eine Wendung im Schicksale seines unglücklichen Oheims hoffen zu können meinte.

Er schien aber bestimmt, in diesen wenigen Stunden den bittern Kelch von Enttäuschungen und Seelenleiden bis auf den Grund zu leeren. Hatte schon die unerwartete Begegnung mit Mesmer ihn aufgeregt und die äußere Ruhe, welche er bisher, wenn auch mühsam, noch bewahrt hatte, gestört, so fühlte er sich um so schmerzhafter berührt, daß in einer Stunde, wo seine Zeit so kostbar war, wo von einer Minute vielleicht das Schicksal eines Menschen abhing, sein Feind *den Vortritt zu einer Audienz* erhielt, auf welche er so viele,

ja alle Hoffnung geſetzt hatte. Die ſchwärzeſten Befürchtungen durchdrangen ſeine Seele. Was konnte Mesmer, von deſſen ſchurkiſchem Charakter er die Beweiſe in der Hand hatte, nicht alles gegen van Swieten erfinden, um das Vertrauen zu Robert zu erſchüttern. Und daß er ſo handeln würde, davon hielt ſich der junge Haimon ſchon aus dem Grunde für überzeugt, als er nur zu gut wußte, welche Waffe er in dem Briefe Leroix's gegen Mesmer in der Hand habe, und von welcher Wichtigkeit es für den Doctor war, gleich im vorhinein van Swieten gegen alles, was Robert vorbringen würde, einzunehmen.

Die Ungeduld des jungen Mannes im Vorſaale wuchs von Minute zu Minute. Es waren indeß noch einige andere Herren gekommen, der Kammerdiener fand ſich jetzt öfter ein, um nachzuſehen, wer anweſend, und Robert mußte mit tiefem Schmerze bemerken, daß der Kammerdiener einmal aus dem Cabinet des Freiherrn herauskam und einen der Anweſenden freundlich bat, nur noch eine kleine Weile zu verziehen, Seine freiherrliche Gnaden würden ſich in kürzeſter Friſt das Vergnügen machen, ihn zu empfangen. Und als Robert, ſeine Aufregung unterdrückend, den Kammerdiener, der noch vor Kurzem ſo überaus freundlich mit ihm geweſen war, fragte, ob der Baron ſich ſeiner nicht erinnert, und ihn als den Nächſtkommenden zum Eintritte beſtimmt habe, zuckte der Kammerdiener die Achſel und wies bedauernd auf einen alten Herrn hin, dieſen als denjenigen bezeichnend, welchen der Herr Baron nach dem Doctor Mesmer zu ſehen wünſche.

Robert fühlte ſich in der Aufregung des Augenblicks und bei dem Gedanken der Ungewißheit, was während dieſer

Zeit vielleicht ſchon mit dem alten Martin geſchehen ſei, kaum mehr fähig, noch länger zu warten. Er ſah bereits ein, daß ein anderer Einfluß ihm entgegenarbeite, und das veränderte Benehmen des Kammerdieners ließ ihn nicht daran zweifeln, daß dieſer nur auf Befehl des Freiherrn ſo handle, der Baron ſelbſt aber durch Mesmers Darſtellung der Verhältniſſe umgeſtimmt worden ſei.

Jetzt ſchlug auch der helle Ton der großen Uhr im Vorſaal an ſein Ohr. Er blickte hin und ſah mit Schrecken, daß ſchon mehr als zwei Stunden ſeit ſeiner Entfernung vom Hauſe verfloſſen ſeien; und mußte er nicht faſt mit Gewißheit annehmen, daß ſein Warten hier ein fruchtloſes ſei?!

Der Jüngling ſollte ſich ſehr bald überzeugen, wie richtig ſeine Vermuthung war.

Die Thüre vom Cabinet des Barons öffnete ſich; mit einem Antlitze, das von Triumph ſtrahlte, trat Mesmer heraus und ſchritt, nach allen Seiten hin die Anweſenden grüßend, durch den Saal. Vor Robert war er einen Augenblick ſtehen geblieben und hatte höhniſch ihn leiſe gefragt:

»Nun, was nützt Dir der Brief? Der Weg, wo Du gefährlich werden könnteſt, iſt Dir verrammelt, ſchon in dieſem Augenblicke der Zweck deines Hieherkommens vereitelt.«

Robert ſchaute ſeinem ehemaligen Freunde mit unſäglicher Verachtung ins Antlitz.

»Iſt es ſo weit mit Dir gekommen?« das waren die einzigen Worte, welche er ausſprechen konnte. Dann wendete er ſtolz den Kopf, um Mesmer nicht mehr zu ſehen. Dieſer aber winkte dem Kammerdiener, welcher jetzt ungemein höflich zu ihm herankam, und ſagte ihm ein Wort ins Ohr. Es

entging Robert nicht, daß von ihm die Rede sein mußte, und er erkannte, daß länger hier warten verlorene Zeit sei. Seine Bitte, dem Freiherrn zu melden, daß er so lange hier gewartet, wurde von dem Bedienten mit kalter Höflichkeit aufgenommen, ja, er mußte noch die Zurücksetzung erfahren, erst dann sprechen zu können, nachdem Mesmer einige, wie es schien, eindringliche Worte dem Kammerdiener gesagt und sich entfernt hatte.

Endlich verließ er, niedergebeugt in seinem Innern, empört über den Verrath und die Schlechtigkeit seines ehemaligen Freundes, und trauernd ob der Erfahrung, die er jetzt in van Swietens Hause gemacht, mit stürmischen Schritten den Saal, den er mit so ganz andern Hoffnungen betreten hatte. Er fühlte sich wie im Fieber, als er auf die Straße hinauskam, und nur der eine Gedanke belebte ihn tröstend, daß vielleicht seine Mutter noch nichts von der unglücklichen Wendung des Schicksals ihres Bruders wisse, und es dem Zureden des Dechanten gelungen sein werde, den Baron von seinem Entschlusse abzubringen. Er sah zwar jetzt, seit ihm sein Gang zu van Swieten mißlungen war, keine Möglichkeit mehr, den alten Martin zu schützen, aber es lebte in seinem jungen Herzen noch so viel Zuversicht der Hoffnung, daß er selbst im letzten Augenblicke an das Eintreten irgend einer günstigen Wendung glaubte. Unter diesen Gedanken eilte er heimwärts. Aber schon auf dem Glacis vor dem Kärntnerthore wurde seine Aufmerksamkeit auf einen Zusammenlauf von Leuten gerichtet, welche sich in der Nähe des Freihauses angesammelt hatten. Mit klopfendem Herzen beeilte er seine Schritte; es ahnte ihm nichts Gutes, und je näher er kam, desto mehr wurde seine Vermuthung zur Gewißheit.

»Gleich werd'n ſie'n bringen,« rief jetzt ein Schuſterbube, welcher ſpornſtreichs vom Freihauſe hergelaufen kam und die Neuigkeit Allen, denen er begegnete, entgegenſchrie. »Recht iſt's, daß ſie den Spitzbuben haben!« ſagte jetzt ein zerlumpter Kerl, an welchem Robert eben vorüberſchoß, und vorzüglich aus dem Munde der Weiber, welche in beträchtlicher Zahl ſich angeſammelt, überfloß es von Schimpf und Schande über den Dieb, den Heuchler, den ſchlechten Kerl! — Man konnte ſicher ſein, jenen Theil des Pöbels am meiſten ſchimpfen zu hören, welcher am wenigſten wußte, was eigentlich vorgegangen.

Jetzt ſtand Robert nur noch einige Schritte vom Freihauſe, hier mußte er ſich durch den Menſchenſchwarm, welcher das Thor in einem großen Halbkreiſe umgab, durchdrängen. Plötzlich öffnete ſich der Menſchenknäuel von ſelbſt zu einer Gaſſe, ſo daß Robert, ſtatt vorzukommen, auf die Seite gedrängt wurde. »Jetzt kommt er!« tönte es wie ankündigend von dem Thore des Freihauſes her. Robert machte ſich gewaltſam mit beiden Armen Platz in der drängenden Menge; jetzt war er ſchon faſt bis ganz vor gelangt — — aber zu ſpät; er war nur gerade noch zu rechter Zeit gekommen, um ſelbſt zu ſehen, wie Martin, welcher ſich finſter in ſeinen Mantel gehüllt hatte, in der Mitte von vier Stadtwächtern aus dem Hauſe abgeführt wurde!

Roberts Sinne ſchwanden faſt. Mit Mühe nur unterdrückte er den Schrei, welcher ſich auf ſeine Lippen drängte. Starren Auges ſchaute er dem Zuge nach, welcher gefolgt von dem lauten Halloh des Pöbels ſich gegen die Stadt bewegte, und hatte dann kaum Kraft genug, um dem Freihauſe *zuzuwanken. Die Hausmeiſterin*, welche unter dem

Thore ſtand wiſchte ſich, als er an ihr vorüberging, wie von Rührung übermannt, die Augen, eigentlich geſchah es aber nur, um unter dieſem Zeichen der Theilnahme den lebhaften Antheil nicht vermuthen zu laſſen, welchen ſie ſelbſt durch eigenes Herbeiholen der Wache an dem Vorfalle genommen hatte.

Als Robert tief ergriffen und voll Beſorgniß für ſeine Mutter die Treppe hinaufſtieg, kam der Dechant ihm ſchon entgegen.

»O! daß Sie endlich da ſind! — Es geſchah trotz meinen Vorſtellungen, ich konnte die Tobenden nicht mehr aufhalten,« ſagte er, ſelbſt gerührt, zu Robert, und faßte ſeine Hand.

»Weiß meine Mutter ſchon davon?« fragte der junge Mann.

»Ich komme ſo eben von ihr und werde jetzt wieder mit Ihnen zurückkehren,« antwortete der Geiſtliche, »ſie iſt gefaßt wie eine chriſtliche Heldin.«

»Und ſein Schickſal?« ſagte Robert, indem er fragend aufblickte.

Der Dechant zuckte ſchweigend die Achſel und Beide ſtiegen, ohne weiter ein Wort zu ſprechen, bis in den dritten Stock hinauf.

XVI.

Das Adepten-Laboratorium auf der Landstraße war den Abend darauf, nachdem Saint Germain so unerwartet dort erschienen, wie ausgestorben. Kein Feuer glühte auf den verschiedenen kleinen Herden, die Blasbälge lagen unthätig im Winkel, die Schmelztiegel standen zwar in der Asche, aber diese war todt und in keiner Retorte verflüchtigte sich der Geist irgend einer wunderkräftigen Flüssigkeit. Es sah in dem Saale aus, als wenn man plötzlich alle Arbeiten im Stiche gelassen und auf und davon gegangen wäre.

In der That war es nicht viel anders gewesen.

Das plötzliche Verschwinden des großen Magiers und Martins, den er unter seinen Schutz genommen, hatte unter den wenigen Adepten, welche sich nicht schon früher fortgeschlichen, um so mehr Bestürzung erregt, als sie allesammt wußten, daß nur die bedeutsamsten Anlässe im Stande waren, Saint Germain aus seiner Verborgenheit hervorzulocken. Mithin waltete bei den Eingeweihten kein Zweifel darüber, daß sich in Wien etwas sehr Wichtiges vorbereite und daß dabei geheime Springfedern thätig seien, deren Ursprung Saint Germain genau bekannt sein müßten. Die Blicke, womit die drei der am tiefsten eingeweihten Adepten, Linden, Bacciochi und Zwirner, sich nach dem Verschwinden des Magiers ansahen, *sprachen klar die Sehnsucht* dieser Männer nach einer

vertraulicheren Mittheilung unter einander aus. Nachdem man ſich von der erſten Ueberraſchung erholt und mehrere der noch Anweſenden ebenfalls weggegangen, machte Linden den Vorſchlag, am nächſten Abend ſich bei ihm zu verſammeln, und genau zu erwägen, wie man ſich zu verhalten habe, wenn vielleicht ihrem Vereine ſelbſt eine Gefahr drohe.

Die beſtürzten Mienen, womit dieſe Männer auseinander gingen und die beſorgten Fragen, wodurch einer bei dem andern ſich um Näheres über den Vorgang mit dem Wächter vom Stephansfreidhofe erkundigte, hatten ſie gegenſeitig überzeugt, daß hier noch irgend ein anderes Geheimniß obwalte und Linden verſprach ſein Möglichſtes zu thun, um den Freunden, wenn ſie ihn am nächſten Abend in ſeiner Wohnung beſuchten, ausführliche Aufſchlüſſe geben zu können.

Zur feſtgeſetzten Zeit erſchienen in der That die beiden anderen Herren pünktlich in der Wohnung des Baron Linden auf der Freiung. Der Baron, ein Mann in dem Anfang der vierziger Jahre, bewohnte, obſchon unverheiratet, mit ſeinem Neffen ein ausgedehntes, ſehr elegantes Quartier, deſſen wohl nicht am wenigſten luxuriös eingerichtete Abtheilung — die Küche mit ihrer Zugabe von zwei großen Speiſekammern war.

Die beiden Herren, welche zum Beſuche gekommen, ſahen ſchmunzelnd einander an, als der Kammerdiener ſie einlud, ſich nur in das Speiſezimmer zu begeben; der Herr Baron werde ſogleich die Ehre haben, ſie zu empfangen.

Bei dem Eintritte in das bezeichnete Zimmer verklärten *ſich ſogleich* die Züge des einen der Angekommenen, denn

Herr Zwirner war seiner bürgerlichen Beschäftigung nach nur ein gering besoldeter unterer Beamter und hatte sich der Adeptenkunst, für welche er die mühsam abgesparten Groschen seines Gehaltes in den rauchenden Schmelztiegel warf, zum größten Theile nur deswegen hingegeben, weil er mit blindem Glauben hoffte, endlich doch einmal die edle und erhabene Kunst des Goldmachens zu entdecken und sich dann reichlich für alle Entbehrungen seines mühevollen und kümmerlichen Lebens zu entschädigen.

Ihn am meisten lachte deshalb der für drei Personen gedeckte Tisch im Speisezimmer an und die hohe Säule von Tellern, welche wie vorbereitet zum wechseln auf der Credenz stand, zauberte schon vor seinem Geiste jene ganze Reihe von Gerichten her, welche nach und nach erscheinen würden. Auch die drei verschiedenen Gläser, welche vor jedem Couvert standen, stellten die verschiedenen Weinsorten in Aussicht, mit welchen der Baron seine Gäste zu bewirthen willens sei.

Es dauerte nicht lange, so erschien der Hausherr selbst und das ernste, fast trübselige Gesicht Zwirners verzog sich unwillkürlich wieder zu einem Lächeln, als er die dicke Gestalt mit einer weißen Serviette über dem Arm hereinstürzen sah.

»Ihr seid nicht böse, Freunde! daß ich Euch habe warten lassen,« lautete das erste Wort des Barons; »aber wenn man etwas Ordentliches zu essen haben will, darf man sich auf seine Leute nicht verlassen. Ich habe gestern einen neuen Koch bekommen und wollte mich überzeugen, ob der Mann es versteht, mir bei meinen Freunden keine Schande zu machen. Wird gehen, wird alles gehen; nur eine Sauce habe ich ihm *selbst zeigen müssen*. Meine eigene Erfindung, ganz

ausgezeichnete Compoſition. Ihr werdet hoffentlich zufrieden ſein!

Linden ſchoß nach dieſen Worten wieder zur Thüre hinaus und ließ ſeine beiden Freunde allein.

Lächelnd ſah ihm Bacciochi nach. »Ein Feinſchmecker wie es keinen zweiten in Wien gibt,« ſagte er, »aber eine gute Haut und weiß ſeine Freunde zu tractiren.«

Zwirner zupfte ſich ſeufzend ſeine Manſchetten zurecht und bemerkte trübſelig: »Ein wahrer Cavalier, der Herr Baron — aber freilich auch ein glücklicher, reicher Maun, dem bereits manches bei dem Schmelztiegel gelungen ſein ſoll.«

Bacciochi wollte eben antworten, als Linden wieder erſchien und ſeine Gäſte einlud, Platz zu nehmen. In demſelben Augenblicke ging auch ſchon die Thüre auf und ein Bedienter begann zu ſerviren.

Während der erſten Gänge der Tafel herrſchte tiefes Stillſchweigen, nur manchmal von einer aufmunternden Bemerkung des Barons, von dieſem oder jenem Gerichte mehr zu nehmen und von einem bewundernden Ausrufe Zwirner's unterbrochen. Nach und nach erſt wurde das Geſpräch der drei Herren lebhafter, ohne aber etwas anderes als ganz gewöhnliche Dinge zu berühren. Nur einmal mitten im Geſpräche wendete ſich Linden zu dem Kammerdiener hinter ſeinem Stuhle und fragte ihn: ob der junge Herr ſchon nach Hauſe gekommen ſei? Der Kammerdiener entfernte ſich und kehrte gleich darauf mit der Antwort zurück, daß der Bediente des jungen Herrn ihn noch nicht nach Hauſe kommen geſehen habe. Linden ſchien mit dieſer Antwort nicht recht zufrieden, denn er wendete ſich verdrießlich wieder um und es

entſtand eine kleine Pauſe in dem Geſpräche, welche keiner der Gäſte zu unterbrechen wagte.

Endlich ließ ſich Linden die Serviette, welche er um den Hals gebunden, aufknüpfen, und dies war für ſeine Gäſte das Zeichen, daß die Tafel aufgehoben ſei. Der Bediente ſchleppte die Eiskübel mit Champagnerflaſchen herbei und verließ auf einen Wink von Linden das Zimmer. — Die kleine Geſellſchaft war nun allein.

»Wir haben jetzt den müden Leib geſtärkt,« begann der Baron, »nun wollen wir an die Geſchäfte gehen und mit Ruhe alles, was nothwendig iſt, beſprechen. — Aber, was ſehe ich, Herr Adjunct Zwirner! Er hat ja keinen Champagner mehr im Glaſe. Meine Herren, ohne Umſtände, wer ausgetrunken hat, der bediene ſich ſelber. Wir ſind allein, ich will bei unſerm Geſpräch keinen Aufpaſſer von Bedienten haben. Verſtanden?«

»Alſo,« fuhr er fort, »damit wir gleich auf die Sache kommen, — die Herren werden bemerkt haben, daß ich vorher nach meinem Neffen gefragt habe? Dieſer junge Menſch ſcheint, ſo viel ich mir combinire, für uns wichtiger zu werden, als ich ſelbſt es jemals gedacht hätte und zwar, Sie werden es kaum glauben, durch eine Liebſchaft, die er erſt hinter meinem Rücken, dann wider meinen Willen hatte.«

»Da ſoll ihn ja der — —« polterte Bacciochi heraus; Herr Zwirner bezeigte aber ſeine beſondere Theilnahme dadurch, daß, während er eine Priſe nahm, er tief aufſeufzte und die Augen zum Himmel wendete.

»Ja, meine Herren,« fuhr Linden fort, »und Sie werden mir *gewiß recht geben, wenn* Sie erſt erfahren, in welche

Familie hinein ſich dieſer Zweig des Linden'ſchen Stammes, wenn er auch nur ein Seitenzweig iſt, verpflanzen wollte. Sie kennen das Mädchen, an welcher freilich, ich muß es als ehrlicher Mann ſagen, nichts auszuſtellen iſt; aber es ſind in den letzten Tagen Verhältniſſe eingetreten, welche —«

»Nun, was gibt es denn?« fragte Bacciochi ungeduldig, als der Baron inne hielt; »Sie machen uns ganz unbändig neugierig, Hochverehrteſter, und rücken mit der Sprache doch nicht heraus. Alſo was für Verhältniſſe ſind eingetreten?«

»Ich ſehe ſchon, ich muß es mit einem Ruck herausſagen,« ſeufzte Linden und ſtürzte ein Glas Champagner hinunter; »alſo damit Sie es wiſſen, mein Carl ſteht mit den Haimons auf gar vertrautem Fuße.«

»Mit der Haimon!« riefen Bacciochi und Zwirner wie aus einem Munde; »doch nicht die Schweſter desſelben jungen Mannes, welchen Marcell unvorſichtigerweiſe ſo tief in die Karten ſehen ließ? — Das wäre ja eine abſcheuliche Geſchichte!« ſtöhnte Zwirner.

»Kann erſt noch ärger werden, wenn wir nicht bei Zeiten vorbaueu,« ſagte Linden. »Ich habe Marcell, welcher mit ſeinen Briefen zuerſt an mich kam, Vorſtellungen genug gemacht, er möge vorſichtig ſein und nicht zu viel jenem jungen Menſchen vertrauen. Aber was glaubt Ihr, daß er mir antwortete: »der junge Narr,« ſagte er, »werde an einem gar langen Seile herumgeführt, deſſen Ende jemand in Frankreich in Händen habe, der ſeiner Macht über dieſen Menſchen gewiß ſei, und,« ſetzte der Franzoſe einmal mit einem ganz *boshaften Blicke* hinzu, »wenn er uns Sprünge machen will,

ſo wiſſen wir, ich nämlich und unſer Freund Mesmer, ein gutes Hausmittel dagegen.«

»Ich wollte, wir hätten uns gar nicht mit dieſem Franzoſen eingelaſſen,« meinte Bacciochi; »mir hat dieſer Menſch, der ſo vornehm gethan hat, nie recht gefallen wollen. Und dann — — was hat er alles verſprochen? Gehalten hat er freilich nichts, aber dafür iſt er durchgegangen und kein Menſch weiß wohin!«

»Vielleicht hat er dadurch, daß er ſich unſichtbar gemacht hat, uns nur beweiſen wollen, daß er wirklich einer der unſichtbaren Obern des Ordens ſei,« ſagte Zwirner trocken und brannte ſich eine der langen weißen Kölnerpfeifen an, welche der Bediente auf einem ſilbernen Teller auf den Tiſch geſtellt hatte.

Linden rückte etwas näher zu ſeinen beiden Gäſten und ſagte geheimnißvoll leiſe: »Ich geſtehe Euch, daß mir dieſes plötzliche Verſchwinden auch nicht recht gefallen will, und wenn ich es in Zuſammenhang mit dem ſchnellen Tode des jungen Haimon bringe und überlege, was Marcell eigentlich hier in Wien wollte, ſo — erſchreckt nicht — wird mir das plötzliche Erſcheinen Saint Germain's beinahe erklärlich.«

Die beiden andern ſahen ihn überraſcht an; ſie ſchienen die Gedankenreihe des Barons nicht klar aufgefaßt zu haben.

»Ihr wißt,« fuhr Linden fort, »daß der Geheimnißvolle von aller Welt als einer der großen Meiſter unſeres Maurerordens betrachtet wird; alle Logen ohne Ausnahme, ſie ſeien in Deutſchland, Frankreich oder England, erkennen

ihn als einen Eingeweihten der höchsten Grade an und die Welt weiß,« sagte Linden mit fast feierlicher Stimme, »daß vor seinem Blicke die Geheimnisse der Natur entschleiert daliegen. Für ihn gibt es kein Ereigniß in Bezug auf den Orden, das, wo es auch geschehe, ihm unbekannt bleiben könnte, für ihn gibt es keinen Raum, den er nicht mit der Schnelligkeit des Gedankens zurückzulegen vermöchte. Stelle ich mir diesen Mann, den man in der ganzen Welt kennt und von dem man nur Edles und Erhabenes weiß, im Gegensatze zu Marcell vor, der, während er hier war, immer voll Heimlichkeit und in lauter Besorgniß schien, nur den Stuhl in unserer Loge einnahm, aber nie im Laboratorium sich sehen ließ, um am flammenden Herde den Beweis abzulegen, daß er in der That ein Eingeweihter der höchsten Grade sei.«—

»Nun? was glauben der Herr Baron?« fragte Bacciochi ängstlich, und auch Zwirner sah so erwartungsvoll auf Linden, daß er die Pfeife aus dem Munde genommen hatte und weiter zu rauchen vergaß.

»Ich glaube,« fuhr Linden trübselig fort, »daß wir alle von Marcell betrogen worden sind und daß Saint Germain, dem das Treiben dieses Menschen in Wien nicht unbekannt geblieben, nun selbst erscheint, um den Betrüger zu entlarven und vielleicht manches Unglück, das erst hereinbrechen sollte, zu verhüten. — Jetzt also ist die Frage, was sollen wir thun?«

Es entstand eine Pause. Der Baron sah seine Gäste erwartungsvoll an und schien mit Spannung ihrer Antwort entgegenzuhorchen.

Keiner von Beiden unterbrach aber die Stille; Zwirner

blies jetzt wieder die blauen Wolken des Knasters vor sich hin, und Bacciochi schüttelte fortwährend wie in Zweifeln befangen so stark den Kopf, daß der Haarbeutel auf dem Nacken in Bewegung gerieth.

»Ja, Freund Bacciochi, was meint Ihr denn mit eurem ewigen Kopfschütteln,« fragte Linden zuletzt ärgerlich, als er lange keine Antwort erhielt.

»Ich meine,« sagte dieser endlich, »daß es sich vor allem darum handeln muß, erst zu wissen, ob Marcell uns wirklich betrogen hat. Daß er heimlich that — meine Herren, Ihr wißt es, wenn man im Auftrag des Ordens reist, kann man nicht alles an die große Glocke binden; daß er endlich nicht in unserem Laboratorium erschien, wer weiß, ob er gerade so gut bei Casse war, um eine erkleckliche Anzahl Ducaten in den Tiegel wandern zu lassen — und was der frißt, weiß ich, Gott sei es geklagt, bisher am besten.«

Zwirner nickte zustimmend mit dem Kopfe und Linden rief eifrig aus: »Da mögt Ihr recht haben, Freund! Marcell hat bei mir selbst dreihundert Stück Ducaten ausgeborgt und ich soll sie heute noch sehen!«

»Und das hört man jetzt erst, nachdem der saubere Patron schon fort ist?« sagte Bacciochi und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

»Wenn das alles wäre, dann könnt' ich's noch leicht verschmerzen,« fuhr Linden ganz kleinlaut fort; »aber er hat mich um noch etwas anderes gebracht, das an reinem Werthe schon viel kostbarer als die paar Ducaten ist und für mich aus andern Ursachen ganz unbezahlbar. Ihr werdet wissen, daß ich während *meines Aufenthaltes* in Italien mit dem Fürsten

Cotaldo in den vertrauteſten Verhältniſſen lebte. Als er vor ſechs Jahren kinderlos und ohne ſonſtige Erben ſtarb, hatte er mich, der auf ſeinen Wunſch die letzte Zeit ſeines Lebens bei ihm zubrachte, zum Univerſalerben eingeſetzt. In ſeinem Nachlaſſe befanden ſich zwei Miniaturporträts von ihm und der Fürſtin, ſeiner Gemalin. Ich hatte die beiden Bilder, an denen ich ſchon in dankbarer Erinnerung ſehr hing, immer auf dem Schreibtiſche meines Studirzimmers ſtehen.«

»Ich erinnere mich daran, die Bilder waren von erbſengroßen Brillanten eingefaßt,« ſagte Bacciochi, »mir hat oft der Mund nach den prachtvollen Steinen gewäſſert. Das war Natur, echte feuerſtrahlende Natur, nicht ſo blindes Zeug, wie es aus Quarzflüſſen manchmal im Laboratorium hervorgebracht wird. Nun, und dieſe beiden Bilder?«

»Hat mir der Franzoſe abgeſchwatzt, rein abgeſchwatzt, ſage ich Euch, es war mir gar nicht möglich, ihm eine abſchlägige Antwort zu geben. Und jetzt ſitze ich da, ohne Bilder, ohne Brillanten-Einfaſſung und um dreihundert Ducaten leichter.«

Nach dieſem mit einem tiefen Seufzer herausgeſtoßenen Bekenntniſſe ſah Linden erwartungsvoll ſeine Freunde an.

Der lebhafte Bacciochi rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her, der Adjunct Zwirner aber meinte ganz phlegmatiſch, ein ſolches Betragen wäre, wenn auch von einem Oberen des Ordens begangen, doch in die Paragraphe über Gaunerei zu claſſificiren und ſonach rathſam, ſich vor ſolchem Menſchen in aller Zukunft ſehr in Acht zu nehmen.

»Was die Zukunft betrifft,« meinte Linden, »da will *ich ſchon* ſorgen, daß er mir nicht mehr über den Weg läuft.

Aber die Gegenwart, meine Herren, die Gegenwart, das ist jetzt die Frage. Ich fürchte, der Herr Marcell hat, so wie bei mir, auch anderswo noch schlechte Streiche gemacht, und selbst wenn das nicht der Fall war, so ist der schnelle Tod des jungen Haimon so auffallend und man erzählt so schreckliche Geschichten von dem, was vor einigen Nächten auf dem Stephansfreidhofe vorgefallen sein soll und die Flucht jenes Martin zur Folge hatte, daß ich gar nicht daran zweifle, es werde jetzt eine Untersuchung eingeleitet werden. Was wird dabei herauskommen? nichts; denn Saint Germain hat sich, wie wir selbst gesehen haben, des alten Gauners angenommen und wen der beschützt, dem wird kein Haar gekrümmt; aber hineinkommen werden andere Leute und zwar wir, die wir mit Marcell so viel umgegangen sind und so dumm waren, uns öfter bei diesem jungen Haimon zu versammeln. Seine Leute werden nun, wenn es zu etwas kommt, auftreten.«

»Da bleibt nichts anderes übrig, als ihnen die Lust dazu zu vertreiben,« schlug Bacciochi vor.

»Man muß sie einschüchtern,« meinte Zwirner. »Es ist Weibsvolk, das läßt sich bald kirre machen.«

»Ihr Beide habt gut reden, aber das ist ja eben der Teufel, daß mein eigener Neffe, der Carl, auf ihrer Seite ist und im Stande, gegen mich, seinen leiblichen Oheim und Ernährer, Partei zu nehmen.«

»Auch dafür ließe sich ein Mittelchen finden,« bemerkte der Herr Adjunct schlau lächelnd; »und zwar eins, wobei der junge Herr dem großmüthigen Herrn Oheim noch auf das Wärmste für seine liebevolle Sorgfalt und Gnade danken *müßte*.«

Linden horchte hoch auf. »Laßt los, laßt los!« rief er dem Adjuncten zu, »ich bin begierig, was Ihr denn eigentlich meint.«

»Der junge Herr wird in allerkürzeſter Friſt für einige Zeit auf Reiſen geſchickt. Ausweichen kann er nicht, er iſt jetzt alt genug, um die große Tour zu machen und weiß es, daß es zu ſeiner Carriere gehört, ein paar Jahre lang ſich im Auslande umgeſehen zu haben.«

»Vortrefflich!« rief Linden, »Ihr ſeid ein Goldmann, Adjunct, und ich werde Euch dieſen Rath nicht vergeſſen. Morgen ſoll mir der Junge fort.«

»Gut,« ſagte Bacciochi, »dann wäre wohl der Eine entfernt, aber wer ſteht uns dafür, daß die Haimon nicht andere Freunde und Stützen haben.«

»Auch darüber werde ich genaue Auskunft verſchaffen,« erwiederte ſüßlächelnd Zwirner; »ich werde meinen vortrefflichen Freund und unſeren vielgeliebten Bruder im Tempel, den Herrn geheimen Kanzliſten Schreiber erſuchen, ſich darüber etwas genau zu erkundigen.«

»Den Kanzliſten Schreiber?« ſagte Linden gedehnt, »aufrichtig geſtanden, es genirt mich immer, wenn ich dieſes Geſicht im Laboratorium oder in der Loge ſehe, mir kommt der Mann nicht richtig vor. Ich traue ihm nicht recht, er ſcheint ein Achſelträger, ein Duckmäuſer, ein ſchlechter Kerl.«

»O, zu viel Güte, verehrteſter Herr und Gönner!« erwiederte der Adjunct lächelnd, »aber ich möchte nur zur Charakteriſtik des Herrn Kanzliſten noch beifügen, daß er jedenfalls ein gewandter Mann ſei.«

»Nun meinetwegen,« rief Linden reſignirt aus, »was meint Herr Bacciochi zu dem letzteren Vorſchlage des Herrn Adjuncten?«

»Was ich meine? Nun, ich glaube, daß man jedenfalls erſt den jungen Herrn abſolvirt, weil der zu viel weiß, dann kann man überlegen, was weiter geſchehen ſoll und ſich über den Kanzliſten berathen. Iſt erſt den Weibern eine Stütze genommen, dann iſt noch ſehr die Frage, ob ſie, wenn es noch überhaupt zu etwas kommt, mehr an uns denken. Sie werden nur auf den Franzoſen losreden, wir ſind ja ohnehin fern geſtanden und Niemand außer Franz weiß, daß Marcell ſo oft hier geweſen und daß er, — was meiner Anſicht nach das Wichtigſte iſt — an unſern Gönner hier adreſſirt war.«

Damit war die Berathung zu Ende. Die drei Männer, welche ſich nicht ganz rein in ihrem Gewiſſen fühlten, glaubten ſich ſicherer, wenn ſie ſchon einen Zeugen entfernten.

Das ahnten ſie nicht, daß ſie ſelbſt in dieſer Stunde nicht ohne Zeugen geweſen waren.

XVII.

Als Baron Linden nach der Tafel ſeine Bedienten aus dem Zimmer ſchickte und dabei gegen ſeine Gäſte bemerkte, daß er nicht gern von dieſen Aufpaſſern umgeben ſei, hatte er den Charakter der Dienſtleute in ſeinem Hauſe ganz richtig beurtheilt. Jedesmal, wenn Gäſte da waren, und dieſe, wie die Bedienten wußten, zu den vertrauteren Freunden des Hauſes gehörten, konnte man ſicher ſein, einen oder den andern vom Geſinde hinter einer der Tapetenthüren verſteckt und horchend zu finden. Heute war es aber unglücklicherweiſe noch dazu der Bediente des jungen Herrn, welcher den ganzen Plan, der Carl ſo nahe anging, hörte. Er war ſeinem jungen Herrn, in welchem er ein Muſter aller jungen Leute gleichen Standes ſah, von Herzen zugethan, und konnte es deshalb kaum erwarten, bis dieſer nach Hauſe kam. Zufälligerweiſe verzögerte ſich dieſes heute länger als ſonſt, und faſt alles im Hauſe war ſchon zur Ruhe gegangen, als Carl endlich in ſein Zimmer trat. Langſamer als ſonſt verrichtete der Diener heute ſeine Pflicht, und es entging dem Gebieter nicht, daß jener etwas auf dem Herzen zu haben ſchien.

Gutmüthig und leutſelig, wie er überhaupt war, fragte er den wackern Burſchen um die Urſache ſeiner Trauer.

Dieſer geſtand nun, daß er am Abend während der Tafel gehorcht habe, und erzählte ausführlich, was er gehört.

Carl hörte ihm aufmerkſam und nachdenkend zu. Er

war über das, was er ſelbſt zu thun habe, bald mit ſich im Reinen. Mehr Sorge verurſachte es ihm, daß der Bediente Mitwiſſer eines Geheimniſſes geworden ſei, das zu verbergen ſein Oheim ſich angelegen ſein ließ.

Endlich ſchwieg der Erzähler und ſah ſeinen Herrn wie bedauernd an. Das zarte Verhältniß, welches den jungen Mann an die Familie Haimon band, war ihm nicht unbekannt; doch wußte er nicht, daß Carl bereits ſeit einiger Zeit ſie nicht mehr geſehen hatte, ſeit nemlich Robert ſo verſchiedene Geſellſchaft bei ſich empfing, und mit einem Franzoſen, der auch öfters zu Linden kam, ſich in eine geheimnißvolle Verbindung eingelaſſen hatte.

Der junge Mann war während der ganzen Mittheilung ruhig und kalt geblieben. Als der Bediente ſchwieg, ſagte er:

»Ich danke Ihm, Chriſtoph, für ſeine Anhänglichkeit und Beſorgniß um mich, aber abgeſehen davon, daß ich es gar nicht billigen kann, wenn Er die Herren behorcht, glaube ich auch ſicher, daß Er ſich entweder verhört, oder daß mein Herr Oheim ſich einen Scherz mit ſeinen Freunden gemacht hat. Ueberlege Er es nur ſelbſt, Chriſtoph, Er weiß es ja, wie überaus gütig mein Herr Oheim gegen mich iſt; wie kann Er nur glauben, der Baron werde gegen mich etwas unternehmen, ganz abgeſehen davon, daß es Sünde und Schande wäre, nur den Gedanken zu faſſen, als ob mein Onkel irgend etwas jemals gethan hätte, was er nicht vor aller Welt verantworten könnte. Nein, Chriſtoph, Er hat den Onkel nicht recht verſtanden, oder der Baron hat ſich einen Spaß mit ſeinen Freunden gemacht — nichts weiter.«

Chriſtoph, welcher aus dieſen Worten merkte, daß der junge Herr *nicht weiter* von der Sache ſprechen wollte, und

ihn doch zu genau kannte, um nicht aus der Bläſſe ſeines Antlitzes die tiefe Wirkung der Mittheilung zu errathen, vermied es jetzt, weiter davon zu ſprechen, und fragte den jungen Herrn nur um ſeine letzten Befehle für den Abend.

Karl antwortete einen Augenblick nicht und ſah dem Bedienten ernſt ins Geſicht.

Chriſtoph verſtand was gemeint war; er ergriff die Hand ſeines jungen gnädigen Herrn, und indem er ſich ſie küſſend darüber bückte, ſagte er leiſe: »Ich werde gewiß gegen Niemand dieſes Scherzes des gnädigen Herrn Barons erwähnen! —

Endlich befand ſich Carl allein! Er ſelbſt hielt ſich nur zu ſehr von der Wahrſcheinlichkeit deſſen überzeugt, was er ſo eben vernommen. So ſehr ihn unter andern Verhältniſſen und zu einer andern Zeit die Ausſicht auf weite Reiſen erfreut hätte, ſo fühlte er doch jetzt die Unmöglichkeit, Diejenigen, welche ſeinem Herzen theuer waren, in der drohenden Gefahr zu verlaſſen. Er beſchloß dem Willen ſeines Oheims diesmal Widerſtand entgegenzuſetzen. Dazu beunruhigte ihn noch der Gedanke, daß man noch von anderer Seite aus gegen die vom Schickſal ſchon ſo hart getroffene Familie intriguiren werde, und der lebhafteſte Wunſch wurde in ihm rege, möge auch mit ihm was da wolle geſchehen, jedenfalls die Haimons von der nahenden Gefahr zu unterrichten. Nun aber entſann er ſich, daß er ſelbſt den Umgang abgebrochen, und wußte nicht recht, wie er jetzt plötzlich und in ſolcher Angelegenheit ſich bei den Frauen einführen ſollte. Er hatte bisher noch eben ſo wenig wie ſein Oheim und deſſen Freunde von der Rettung Roberts erfahren und fürchtete durch ſein Erſcheinen die noch offene Wunde ſchmerzlich zu berühren. Ein Weg *blieb ihm übrig*, der ſicherſte zwar, aber auch den meiſten

Mißdeutungen ausgesetzt; er mußte sich an Sophie selbst wenden, und ihr alles, alles entdecken. Der treue und pfiffige Christoph, der ihm so eben erst einen neuen Beweis seiner Anhänglichkeit gegeben hatte, sollte es übernehmen, an Sophie einen Brief zu bestellen.

Carl begann zu schreiben. Es waren nur wenige Zeilen, welche er an Roberts Schwester richtete, aber er legte so viel Innigkeit, so viel wahren Ausdruck des tiefsten herzlichsten Gefühles hinein, daß er sicher zu sein glaubte, Sophie werde ihm, den sie so genau kannte, die Bitte um eine geheime Unterredung nicht versagen. Er fühlte, wie viel er von dem Mädchen verlangte, aber all' sein Nachdenken hatte ihm keinen andern Weg gezeigt, um sie zu warnen, ohne zugleich und vielleicht auch noch zu vorzeitig, die Mutter zu beunruhigen.

Christoph übernahm am nächsten Morgen den Auftrag mit Zuversicht. Es war ja nicht das erste Mal, daß er in die Wohnung der Frau Haimon ging. — Zur Zeit, als Carl und Robert noch innige Freunde gewesen, hatte es genug Posten auszurichten gegeben, und der Bediente war mit der Hausordnung hinlänglich bekannt. Er wußte genau, wann das Dienstmädchen auf den Markt ging, um welche Zeit es dann immer Sophie war, welche dem Anklopfenden die Thür öffnete.

Kaum acht Uhr Morgens war es, als Christoph sich schon auf dem Platze an der Wien vor dem Freihause befand, und von weitem Jeden, der das Haus verließ, genau beobachtete. Er brauchte nicht lange zu warten, um das ihm wohlbekannte Dienstmädchen der Frau Haimon mit dem Marktkorb am Arme aus dem Thore treten zu sehen. Er wartete, *bis sie um die Ecke* verschwunden war, eilte dann in

das Haus und flog mit einigen raſchen Sätzen die wohlbekannten drei Treppen hinauf. Er war ſo glücklich, ungeſehen über die Stiegen zu kommen, und holte erſt einen Augenblick Athem, als er vor der Thüre der bezeichneten Wohnung ſtand. Als er anklopfte, pochte ihm faſt hörbar das Herz; der gute Burſche wußte ſelbſt nicht, ob aus Freude, wieder die lieben Züge jenes Mädchens zu ſehen, das, wie er wußte, ſeinem Herrn ſo theuer war, oder — weil er ſo ſchnell heraufgeſprungen.

Es dauerte nicht lange, ſo hörte er von innen einen raſchen Tritt der Thüre näher kommen, der Riegel wurde weggeſchoben, und im nächſten Augenblicke ſtand er wirklich Sophie gegenüber, welche bei ſeinem Anblick die Farbe wechſelte.

»Um Gottes willen, Fräulein, erſchrecken Sie nicht. Nehmen Sie. Es ſoll ſehr wichtig ſein. Ich bin von meinem jungen Herrn geſchickt.«

So lauteten die kurzen abgebrochenen Sätze, welche er in der Eile ſprach, während er ihr das Briefchen in die Hand ſchob. Ehe ſie noch von ihrem Erſtaunen ſich erholt hatte, war er bereits nach einem ſtummen Gruße verſchwunden.

Mechaniſch ſchloß das Mädchen wieder die Thüre. Das Briefchen allein, das ſie faſt willenlos feſt zwiſchen den Fingern hielt, überzeugte ſie, daß es kein Traum geweſen, was ſie ſo eben geſehen, und nach und nach erſt kehrte die Beſinnung bei ihr zurück. Sie wagte es nicht, in das Zimmer zur Mutter zu gehen. Sie zog ſich in ihre Kammer zurück, und den Blick auf den Brief geheftet, den ſie noch immer unerbrochen in der Hand hielt, dachte ſie darüber nach, ob ſie ihn uneröffnet in die Hände der Mutter legen — oder ihn doch leſen ſollte.

Und für Letzteres sprach eine Stimme in ihrem Herzen so laut, und vor ihrem inneren Auge schwebte Carls Bild so bittend, daß sie alle Zweifel und auch jenen kleinen Tropfen der Bitterkeit, welchen sein plötzliches Abbrechen allen Umgangs in ihrem Herzen zurückgelassen hatte, gewaltsam niederkämpfte; eine rasche Bewegung — und das Papier war von der Oblate weggerissen, welche den Brief schloß. Mit gierigem Auge überflog sie die wenigen Zeilen, und eine Thräne floß ihr über die Wangen, als sie gelesen hatte. Sie hielt den Brief nachdenkend in der Hand, dann überlas sie ihn noch einmal und wieder — es schien, als wenn sie sich an den wenigen Zeilen nicht satt lesen könnte.

Armer Carl! sagte sie endlich leise zu sich selbst, wie leiste ich Dir Abbitte für meinen Zweifel an deinem edlen Herzen! Wie dringend er schreibt, und doch wie beruhigend! Ich soll nicht besorgt sein! sagt er in dem Briefe. — Wenn er jetzt in mein Herz sehen könnte, wie ruhig ich bin, seit ich weiß, daß wir diesen edlen Freund immer den unsern nennen können!

In der That, je mehr sie über den geheimnißvollen Inhalt des Briefes nachdachte, der keine Besorgnisse aussprach, sondern nur andeutete, desto beruhigter fühlte sie sich durch den Gedanken, daß ihr im Falle der Noth Carls Hilfe nicht entgehen werde. Ueberhaupt dachte sie in ihrer Unerfahrenheit jetzt an keine Gefahr mehr, seit Robert wie durch ein Wunder dem Leben zurückgegeben war. Das Ereigniß des letzten Tages, die Verhaftung Martins, berührte sie mehr wegen der Aufregung, in welche die Mutter dadurch versetzt worden; ihr selbst war dieser Oheim noch zu neu, zu fremd, sie kannte noch nicht den Zusammenhang zwischen ihm und

das Haus und flog mit einigen raſchen Sätzen die wohlbekannten drei Treppen hinauf. Er war ſo glücklich, ungeſehen über die Stiegen zu kommen, und holte erſt einen Augenblick Athem, als er vor der Thüre der bezeichneten Wohnung ſtand. Als er anklopfte, pochte ihm faſt hörbar das Herz; der gute Burſche wußte ſelbſt nicht, ob aus Freude, wieder die lieben Züge jenes Mädchens zu ſehen, das, wie er wußte, ſeinem Herrn ſo theuer war, oder — weil er ſo ſchnell heraufgeſprungen.

Es dauerte nicht lange, ſo hörte er von innen einen raſchen Tritt der Thüre näher kommen, der Riegel wurde weggeſchoben, und im nächſten Augenblicke ſtand er wirklich Sophie gegenüber, welche bei ſeinem Anblick die Farbe wechſelte.

»Um Gottes willen, Fräulein, erſchrecken Sie nicht. Nehmen Sie. Es ſoll ſehr wichtig ſein. Ich bin von meinem jungen Herrn geſchickt.«

So lauteten die kurzen abgebrochenen Sätze, welche er in der Eile ſprach, während er ihr das Briefchen in die Hand ſchob. Ehe ſie noch von ihrem Erſtaunen ſich erholt hatte, war er bereits nach einem ſtummen Gruße verſchwunden.

Mechaniſch ſchloß das Mädchen wieder die Thüre. Das Briefchen allein, das ſie faſt willenlos feſt zwiſchen den Fingern hielt, überzeugte ſie, daß es kein Traum geweſen, was ſie ſo eben geſehen, und nach und nach erſt kehrte die Beſinnung bei ihr zurück. Sie wagte es nicht, in das Zimmer zur Mutter zu gehen. Sie zog ſich in ihre Kammer zurück, und den Blick auf den Brief geheftet, den ſie noch immer unerbrochen in der Hand hielt, dachte ſie darüber nach, ob ſie ihn uneröffnet in die Hände der Mutter legen — oder ihn doch *leſen ſollte.*

Und für Letzteres ſprach eine Stimme in ihrem Herzen ſo laut, und vor ihrem inneren Auge ſchwebte Carls Bild ſo bittend, daß ſie alle Zweifel und auch jenen kleinen Tropfen der Bitterkeit, welchen ſein plötzliches Abbrechen allen Umgangs in ihrem Herzen zurückgelaſſen hatte, gewaltſam niederkämpfte; eine raſche Bewegung — und das Papier war von der Oblate weggeriſſen, welche den Brief ſchloß. Mit gierigem Auge überflog ſie die wenigen Zeilen, und eine Thräne floß ihr über die Wangen, als ſie geleſen hatte. Sie hielt den Brief nachdenkend in der Hand, dann überlas ſie ihn noch einmal und wieder — es ſchien, als wenn ſie ſich an den wenigen Zeilen nicht ſatt leſen könnte.

Armer Carl! ſagte ſie endlich leiſe zu ſich ſelbſt, wie leiſte ich Dir Abbitte für meinen Zweifel an deinem edlen Herzen! Wie dringend er ſchreibt, und doch wie beruhigend! Ich ſoll nicht beſorgt ſein! ſagt er in dem Briefe. — Wenn er jetzt in mein Herz ſehen könnte, wie ruhig ich bin, ſeit ich weiß, daß wir dieſen edlen Freund immer den unſern nennen können!

In der That, je mehr ſie über den geheimnißvollen Inhalt des Briefes nachdachte, der keine Beſorgniſſe ausſprach, ſondern nur andeutete, deſto beruhigter fühlte ſie ſich durch den Gedanken, daß ihr im Falle der Noth Carls Hilfe nicht entgehen werde. Ueberhaupt dachte ſie in ihrer Unerfahrenheit jetzt an keine Gefahr mehr, ſeit Robert wie durch ein Wunder dem Leben zurückgegeben war. Das Ereigniß des letzten Tages, die Verhaftung Martins, berührte ſie mehr wegen der Aufregung, in welche die Mutter dadurch verſetzt worden; ihr ſelbſt war dieſer Oheim noch zu neu, zu fremd, ſie kannte *noch nicht* den Zuſammenhang zwiſchen ihm und

Robert; Martin war für sie, obschon ein Unglücklicher, doch mehr noch ein Fremder. Auch daß Robert am Abend nach der Verhaftung Martins fast bis gegen Mitternacht mit der Mutter gesprochen, beunruhigte sie nicht, denn sie hielt es für so natürlich, daß die Mutter dem ihr wiedergegebenen Kinde so Vieles zu sagen habe. Selbst der Umstand, daß Robert zeitlich Früh ausgegangen war, und ihr mitgetheilt hatte, er werde vielleicht Mittags nicht nach Hause kommen, war ihr nicht aufgefallen; sie dachte daran, wie viel er durch die Zeit seiner Krankheit versäumt habe, und daß es jetzt nothwendig sei, endlich wieder das alte Geschäftsleben in seiner Kanzlei aufzunehmen. Das Ende aller Erwägungen war, daß sie beschloß, der Bitte Carls nachzugeben, und sich Nachmittags an dem von ihm bestimmten Orte einzufinden.

Rascher als seit längerer Zeit ging ihr in ihrem häuslichen Wirkungskreise heute alles von der Hand. Die Mutter, auf welche die Schicksalsschläge der letzten Zeit so niederdrückend gewirkt hatten, sah mit freudiger Wehmuth auf dieses rührige Wesen, dessen rasches Thun sie der glücklichen Sorglosigkeit der unerfahrenen Jugend zuschrieb. Der Schleier des Trübsinns, der seit Wochen auch über Sophie gebreitet gewesen, schien plötzlich von ihr genommen; sie war wieder wie einst in ihren glücklichsten Tagen. Mutter Haimon schüttelte zwar manchmal den Kopf und konnte es nicht recht fassen, was Sophie so umgewandelt, als aber das Mädchen im Laufe des Vormittags sich schmeichelnd ihr nahte und sie um die Erlaubniß bat, heute den Besuch bei einer langentbehrten Freundin machen zu dürfen, da schien es der Mutter klar zu werden, woher diese Rührigkeit, diese Umwandlung: *es war das* Bestreben, im Hause alles recht zu machen, so daß

die Mutter dann um ſo lieber ihre Einwilligung geben ſollte.

»Gern mein Kind,« ſagte Frau Haimon; »Du warſt jetzt ſo lange zu Hauſe und ſollſt Dich auch nach ſo vielen bittern Tagen — ſetzte ſie ſeufzend hinzu — wieder einmal erheitern. Nur bitte ich Dich, Sophie, ſei vorſichtig in deinem Geſpräche, wenn vielleicht, was ich zwar nicht glaube, die Rede auf unſer Unglück kommen ſollte. Ich hoffe, man wird im Hauſe der Frau Hofräthin unſern Kummer ehren.«

Sophie küßte der Mutter freudig dankend die Hand und wollte wieder an ihre Arbeit gehen als Frau Haimon ſie zurückrief.

»Du mußt mir aber vorher noch einen Gang machen, mein Kind,« ſagte die Mutter. »Ich will Dir deine Freude für den Nachmittag nicht ſtören, aber da Robert ebenfalls nicht zu Hauſe iſt, ſo wäre ich ganz allein, und doch ſehne ich mich danach, Jemand um mich zu haben.« —

»Dann will ich zu Hauſe bleiben!« rief Sophie raſch aus; aber ſie erbleichte in dem Augenblicke, denn ſie hatte, unwillkürlich von ihrem kindlichen Gefühle hingeriſſen, ein Opfer bringen wollen, deſſen Schwere ihr im nächſten Augenblicke auf's Herz fiel.

»Nein, Du ſollſt meinetwegen nicht zu Hauſe bleiben,« ſagte die Mutter ſanft, »aber Du mußt zur Frau Steiner hinübergehen und ſie bitten, den Nachmittag bei mir zuzubringen. Sie iſt die einzige Frau, welche ich nun noch leiden mag. Gehe aber bald zu ihr.«

Sophie war gleich bereit. Die Frau, welche ſie einladen ſollte, wohnte nur einige Häuſer entfernt, — bald hatte ſie den Mantel und Capuchon genommen und die Hände

im warmen Muff ſprang ſie die Treppen hinab, um nur recht bald wieder zu Hauſe zu ſein.

Alle ihre Gedanken waren bei Carl. Sie dachte weniger an das, was er ihr mitzutheilen haben würde, als an ihn ſelbſt. Sie konnte es ſich, während ſie die letzte Treppe hinabſtieg, nicht verſagen, das Briefchen, das ſie bei ſich trug, nochmals zu leſen, und las es, während ſie langſamer die Stufen hinabſtieg, wieder von Anfang bis zu Ende mehrmals durch. Sie hatte nicht bemerkt, daß ſie jetzt ſchon unter dem Thorwege angelangt war. Plötzlich ſchien es wie ein großer Schatten vor ihr zu ſtehen. Erſchrocken ſteckte ſie das Briefchen in den Muff und blickte auf; es war das gleißneriſche Geſicht des Kanzliſten Schreiber, der an ihr vorüberging und ſie mit widerwärtigem Lächeln grüßte.

Sie dankte flüchtig und eilte, ohne ſich umzuſehen, mit ſchnellen Schritten zum Thore hinaus.

Hätte ſie ſich doch umgeſehen! Denn bei der raſchen Bewegung, welche ſie machte, war ihr das Briefchen aus dem Muff gefallen; ihr war es entgangen, aber nicht dem Blicke des Kanzliſten, der ſtehen geblieben war und ihr nachgeſehen hatte. — Behende ſprang er hinzu, nahm das Papier auf und ein Zug boshafter Freude glänzte aus ſeinem Auge, als er den Inhalt geleſen hatte.

Raſcher als ſonſt noch ſtieg er die Treppe zur Wohnung des Barons hinauf. In ſeinem Geiſte ſpannen ſich ſchon die Fäden eines Planes, Sophiens Verluſt zu ſeinem Vortheile auszubeuten. Erfinderiſcher im Böſen als bereitwillig zum Guten, hatte er bereits, als er bei dem Baron eintrat, *eine ganze Kette* von Verwicklungen entworfen, welche er um *das arme Mädchen* ſpannen würde. Mit einem triumphiren-

den Blicke trat er deshalb jetzt vor Rosa hin, als diese ihn in Abwesenheit ihres Vaters empfing, und ihre Fingerspitzen an seine Lippen führend, sagte er lächelnd:

»Ich bin glücklich, meine gnädige Baronesse, Ihnen eine Freude machen zu können!«

Rosa sah ihn gleichgiltig und lachend an; sie hielt das Wort für eine der gewöhnlichen Galanterien, in welchen der Kanzlist sich gefiel. Als er aber langsam etwas aus der Brusttasche zog und endlich ein kleines Briefchen ihr vor die Augen hielt, da wurde sie aufmerksamer und riß ihm das Papier aus den Fingern.

Schreiber stand lächelnd vor ihr, als sie rasch den Brief las und tiefes Erstaunen sich in ihren Zügen malte.

»Nun! meine gnädige Baronesse, hatte ich Recht, als ich sagte, ich würde Ihnen eine Freude machen?«

»Ob Er mir eine Freude gemacht hat!« antwortete sie aufgeregt; »aber nicht wahr,« fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, »wir Beide wollen auch dabei sein!«

XVIII.

Als Christoph nach Hause kam und seinem jungen Herrn berichtete, in welcher Weise er den Brief in Sophiens Hand gebracht hatte, fühlte Carl sich beruhigter, denn er zweifelte nicht, daß Roberts Schwester seiner Bitte folgen würde. Er erwartete jetzt auch vollkommen unbesorgt die Aufforderung seines Oheims, welcher, wie er vermuthete, ihn bald nach dem Frühstücke werde rufen lassen.

Er hatte sich darin auch nicht getäuscht. Linden, welcher ziemlich spät aufzustehen pflegte, hatte heute bald nach dem Erwachen seinem Kammerdiener den Auftrag gegeben, den jungen Herrn zu ihm herüber zu bitten.

Als Carl erschien, befand sich sein Oheim noch im Bette und nahm eben seine Chocolade. Mit einer überaus freundlichen Begrüßung lud Linden seinen Neffen ein, im Lehnstuhl neben seinem Lager Platz zu nehmen, und begann nach einer ziemlich weitschweifigen Einleitung, worin er den jungen Mann fortwährend seiner zärtlichsten Liebe versicherte, mit der Idee hervorzurücken, daß Carl endlich daran denken müsse, welche Stellung er einst im Leben einnehmen und wie seine Zukunft begründen solle. — »Wenn ich heute sterbe,« sagte er, »so bist Du freilich mein einziger Erbe, aber Du darfst nicht in dem Glauben sein, in welchem sich Gott sei Dank die ganze Welt befindet, daß ich sehr reich *sei. Ich weiß* am besten, wie es damit steht, und Dir, mein

Sohn, darf ich es jetzt auch nicht mehr verschweigen. Du weißt, ich brauche viel und meine kostbaren Studien haben bisher weit mehr verschlungen als eingebracht. Ich darf mich weder einschränken, noch meine Forschungen einstellen; beides würde auffallen, und man muß alles vermeiden, was der Welt Anlaß zu unliebsamen Vermuthungen geben könnte.« —

»Theurer Oheim!« sagte Carl ganz ruhig, »Sie wissen es, ich habe nie auf Ihr Vermögen Anspruch gemacht, und will alles vermeiden, um Ihnen auch nur im geringsten zur Last zu fallen.«

»Aber närrischer Mensch, so war es ja nicht gemeint,« rief Linden aus. »Wer spricht denn davon, daß Du Dich einschränken sollst? Aber damit Du künftig — man kann nicht wissen, welche Wechselfälle im Leben eines Menschen eintreten—es nicht nothwendig haben sollst, deinen gewohnten Lebensgang zu ändern, deswegen wäre es mein Wunsch, daß Du Dich endlich einem positiven Lebenszwecke widmetest. — Ich habe nun die Idee,« fuhr er mit einiger Verlegenheit fort und zupfte an den Spitzen seiner Bettdecke, »daß Du jetzt die große Tour durch Europa machst, durch Reisen Dich an Welt- und Menschenkenntniß ausbildest und während des Aufenthaltes in Italien, Frankreich und England Dir die Sprachen dieser Länder so vollkommen eigen machest, wie es sich für einen jungen Cavalier schickt, und wie es nothwendig ist, wenn Du später in der diplomatischen Laufbahn deinen Weg machen sollst.«

Eine flüchtige Röthe überzog bei den letzten Worten Carls Wangen, sein Herz pochte lauter bei den Aussichten, welche sein Oheim ihm eröffnete, — denn so ungelegen ihm

dieſer Vorſchlag auch zur Stunde kam, ſo war damit doch die Erfüllung einer der früheren Lieblingswünſche des jungen Mannes in Ausſicht geſtellt. Dem Baron entging dieſe innere Bewegung ſeines Neffen nicht, und da ſie ſeine Abſichten förderte, fuhr er lächelnd fort:

»Ja, mein Sohn, ich kann Dir ſogar noch mehr ſagen. Ich habe ſchon bei dem Fürſten davon geſprochen, und Seine Durchlaucht war ſo gnädig, mir die Erfüllung meiner Bitte in Ausſicht zu ſtellen, wenn Du nach deiner Rückkehr den Anforderungen, die der Dienſt an Dich macht, genügen würdeſt. Alſo, nicht wahr, Du biſt einverſtanden? Abgemacht. Du kannſt heute noch abreiſen. Das Geld für die erſte Zeit liegt ſchon bereit, — ſonſt mitzunehmen haſt Du nicht viel, denn ich wünſche, daß Du Dich gleich in Paris, wohin Du zuerſt gehen wirſt, equipirſt.«

Der Baron hielt jetzt inne und ſah etwas überraſcht auf ſeinen Neffen, der nachdenkend im Lehnſtuhl ſaß. Der gute Linden hatte nach dem Momente der angenehmen Ueberraſchung, welche er ſo eben bei Carl zu bemerken geglaubt, auf eine freudige Zuſtimmung gerechnet, und war ſchon nicht wenig um den Erfolg ſeines ſchönen Planes beſorgt, als er den jungen Mann ſo ſchweigſam ſah.

»Ich glaube gar, Du beſinnſt Dich noch?« rief er ärgerlich; »jeder Andere an deiner Stelle würde mir mit tauſend Freuden danken. Iſt das die Liebe und Achtung, welche die jetzige Jugend vor ihren Eltern hat?«

»Verzeihen Sie mir, mein theurer Oheim,« ſagte Carl ernſt und gefaßt; »wenn ich für Ihren gütigen Vorſchlag und dieſen neuen Beweis Ihrer väterlichen Sorgfalt *für mich* nicht ſogleich jene Worte gefunden habe, welche

Ihnen den vollen Dank meines Herzens aussprechen könnten. Aber —«

»Aber? — was hast Du denn für ein Aber?« fragte Linden besorgt.

»Ihr liebevoller Antrag hat mich so überrascht, daß ich kaum fasse, was Sie zu diesem schnellen Entschlusse bewogen haben mag, und mir selbst kommt er so plötzlich, daß Sie mir gewiß gestatten werden, wenigstens noch einige Tage bei Ihnen zu bleiben, damit ich mich mit dem schmerzlichen Gedanken einer längeren Trennung erst vertraut machen kann.«

Carl hatte diese Worte so offen und herzlich gesprochen, daß der Baron ihm gerührt die Hand entgegenstreckte und ausrief:

»Du bist und bleibst mein gutes Kind, und alles, was ich für Dich thue, ist noch immer zu wenig.«

Der gute Mann dachte in diesem Augenblicke gar nicht daran, daß er sich selbst von seinem Gefühle hatte hinreißen lassen, er vergaß, wie nothwendig es sei, daß Carl so bald als möglich Wien verlasse, und dachte erst trübselig über alles das nach, als der Neffe, welcher die schwache Seite seines gutmüthigen Oheims zu benutzen verstanden, bereits das Cabinet verlassen hatte. Aber so unmuthig der Baron, um so zufriedener war jetzt Carl mit dem vorläufigen Erfolge seiner Unterredung. Wie auch sein junges Herz an Sophie hing, hatte doch während der Nacht bei stillem Nachdenken der Plan des Onkels seine lockenden Seiten gezeigt, und seufzend gestand sich Carl, daß er gern dem Antrage gefolgt wäre, wenn nicht der Gedanke der Gefahr für Sophie und ihre *Mutter ihn den entgegengesetzten* Weg einschlagen hieße.

Er hielt ſich verpflichtet, zum Schutze der, wie er glaubte, Alleinſtehenden alles zu thun. Der erlangten Friſt von Herzen froh, dachte er für den Augenblick nicht weiter hinaus. Seine ganze Seele war erwartungsvoll auf den Nachmittag geſpannt, wo er Sophie das erſte Mal ſeit Wochen wiederſehen ſollte. Er malte ſich ihr Bild aus, wie es noch ſeit ihrer letzten Begegnung lebhaft vor ſeinem Auge ſtand, er ſah ſie wieder, wie ſie damals zögernd und mit einem unausſprechlich ſchmerzhaften Blicke des Vorwurfes ihre Hand aus der ſeinen zurückzog, welche er ihr zum Abſchiede geboten hatte. Immer noch tönte der ſüße Klang ihrer Stimme an ſein Ohr, als ſie mit leiſem Vorwurfe ihn darauf aufmerkſam machte: ob er es denn nicht für beſſer finden würde, ſeine Befürchtungen und ſein Mißtrauen über den Umgang Roberts dieſem ſelbſt mitzutheilen, als die Mutter und ſie für die Fehler des Bruders mit dem Verluſte eines werthen Freundes zu ſtrafen?

Vielleicht daß alles anders geworden wäre, wenn ich männlicher gehandelt hätte! dieſen Vorwurf hatte Carl in der letzten Zeit ſich oft gemacht, aber den Wurm in ſeiner Bruſt durch die Vorausſetzung unterdrückt, daß Robert doch nicht ſeine Verbindungen aufgegeben hätte!

Er konnte den Nachmittag kaum erwarten und ſchon eine Stunde vor der beſtimmten Zeit ſtand er an der Ecke des Kohlmarkts, den Eingang in die Michaelskirche feſt im Auge, damit ihm ja nicht der Augenblick entgehen könne, wenn Sophie die Kirche betreten würde. Er hatte ihr in dem Briefe ſchon den Platz beſtimmt, wo er ſie finden würde, er hatte ihr genau angegeben, in welche Bank ſie eintreten ſollte. Alles war von ihm mit ſolcher Umſicht eingeleitet, daß

r, ohne irgend ein Aufſehen zu erregen, in ihrer Nähe niederknien und mit ihr ſprechen konnte.

Endlich erkannte er ſchon von weitem die zierliche Geſtalt, wie ſie eilig, den Kopf gegen den Boden geſenkt, von der Seite des Auguſtinerkloſters daherkam. Er bemerkte, daß ſie auf dem Michaelerplatze einen flüchtigen Blick umherwarf, und es war ihm, als müſſe ſie ihn geſehen und erkannt haben, denn mit einer faſt unmerklichen Neigung des Kopfes, die er für einen Gruß nahm, war ſie in die Kirche eingetreten. Jetzt konnte der junge Mann kaum mehr ſeine Ungeduld bezähmen, es drängte ihn, aus ihrem Munde wieder das Wort der Verzeihung, der alten traulichen Herzlichkeit zu vernehmen, und ſo betrat er denn kurz nach ihr ebenfalls die Kirche.

Carl hatte ſie auf den erſten Blick bereits an dem beſtimmten Platze gefunden. Sie kniete am Eingange einer Bank und ſchien tief in ein Gebet verſunken. Er wagte es im erſten Augenblicke nicht, ſie zu ſtören, und kniete ſchweigend an ihrer Seite nieder.

Nach kurzer Friſt wendete ſie etwas den Kopf und ſah ihn mit einem ſeelenvollen Blicke an, worin das ganze Glück ſich wiederſpiegelte, welches ihr Herz empfand. Er wollte ſie eben anſprechen, als ſie ſelbſt das Wort nahm, um haſtig und leiſe ihm zuzuflüſtern: »Wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie unſerer gedachten — ich habe der Mutter nichts geſagt, weil Sie darum baten, aber wie wird Robert ſich freuen, wenn er wieder von Ihnen hören wird und erfahren, daß Sie der Alte geblieben ſind.«

Carl ſah *beſorgt und erſtaunt* das Mädchen an. Sie

ſprach von Robert, dem Verſtorbenen, wie von einem Lebenden.

Sophie verſtand ſeine Gedanken. Sie löſte ihm das Räthſel der jüngſten Zeit, ſo weit ſie ſelbſt es im Stande war. Dann fügte ſie hinzu:

»O! wenn wir, oder wenn vielmehr Robert nur Ihre Warnung beachtet hätte! Sie haben das Weſen jenes fremden Menſchen durchſchaut — mein armer Bruder ſchien aber von ihm und durch Mesmer wie verzaubert.«

»Hat dieſer auch wieder ſeine Hand im Spiele gehabt!« ſagte Carl mit unverhehltem Ausdruck der Verachtung in ſeiner Stimme. »Ich kann es mir wohl denken,« fuhr er ſichtlich aufgeregt fort, »er beſuchte Ihren Bruder um ſo fleißiger von der Zeit an, als er wußte, daß mein Fuß nicht mehr die Schwelle Ihrer Wohnung betrete.«

Das Mädchen ſah ihn mit einem langen vorwurfsvollen Blicke an und ihr Antlitz war bei ſeinen Worten bleich geworden.

»Verzeihung, theure Sophie! verkennen Sie mich nicht und beurtheilen Sie mein Wort nicht falſch. Hätte ich mit dem Vertrauen und der Hingebung alter ungeſchwächter Freundſchaft mich an Sie gewendet, wenn ich nur irgend einen Stachel des Vorwurfes gegen Sie in meiner Bruſt gefunden hätte? Aber verzeihen Sie mir, wenn die Erinnerung an die trübe Vergangenheit mein Wort anders ausfallen ließ, als ich es ſelbſt gemeint habe.«

Sie ſah ihn lächelnd an und er las in dieſem Lächeln die volle Verzeihung ihres Herzens.

»Ich bin ſehr glücklich, Sophie,« begann er endlich wieder, »daß Gott ſo wunderbar alles gefügt hat. Jetzt iſt

eine Urſache der Unterredung, um welche ich Sie gebeten habe, ſchon in anderer Weiſe und gewiß am beſten erledigt. Robert iſt dem Leben und der Geſundheit wiedergegeben. Er wird alles aus dem Wege räumen, was Ihre und Ihrer Mutter Ruhe gefährden könnte, und die Erfahrung der letzten Zeit wird ihn ohnehin ſeine Freunde kennen gelehrt haben.«

»Sie haben mich durch Ihren Brief ſo erſchreckt,« ſagte das Mädchen; — »und doch auch wieder ſo erfreut,« fügte ſie hinzu und beugte den Kopf auf die Bank nieder, um die aufflammende Röthe in ihrem Geſichte zu verbergen.

»Sie machen mich glücklich durch dieſes Wort,« erwiederte er leiſe, »und geben mir doppelt meine Ruhe wieder. Was ich Ihnen ſagen wollte, iſt nun, da Robert wieder lebt und bei Ihnen weilt, faſt unnöthig geworden. Was böſe Menſchen gegen Sie und Ihre Mutter beginnen wollten, es zerfällt jetzt ohnehin, da Robert Ihr natürlicher Vertheidiger iſt, und ſein Auftreten, das kann ich Ihnen zur vollen Beruhigung ſagen, alle Anſchläge zu nichte machen wird. Aber es wird nothwendig ſein, daß ich mit ihm ſpreche, daß ich ihn über ſo Manches aufkläre, das ein helles Licht auf die jüngſte Vergangenheit werfen kann. Werden Sie, Sophie, mir dann, wenn ich es wage, wieder über Ihre Schwelle zu treten, ebenſo freundlich entgegenkommen, als Sie vertrauensvoll mir hier Gehör geſchenkt haben?«

»Zweifeln Sie daran? Oder glauben Sie, daß es nur allein die Beſorgniß war, welche mich hieher geführt hat, weil Ihr Brief ſo geheimnißvoll mir wichtige Mittheilungen andeutete? Ich glaube, Carl, Sie ſollten mich beſſer *kennen!*«

Er ſchwieg und blickte ſie wie um Verzeihung bittend an. — Es entſtand eine kleine Pauſe, endlich fragte Sophie, indem ſie die Augen auf ihre wie zum Gebete gefalteten Hände niedergeſchlagen hatte: »Und waren Sie wirklich während dieſer ganzen Zeit nicht in unſerem Hauſe?«

»Ich verſtehe Sie nicht!«

»Ich frage nicht umſonſt,« begann das Mädchen wieder; »Sie wiſſen, wer noch in demſelben Hauſe wohnt!«

»Sie werden doch nicht glauben, daß die Baroneſſe Roſa —« ſagte er in einem Tone, aus dem gekränkter Stolz ſprach.

»Ich glaube, daß die Baroneſſe Roſa ebenſo hübſch als vornehm iſt; und was iſt denn ein ſo armes Mädchen, wie ich, ihr gegenüber?«

»Sophie! ich ſchwöre Ihnen, Sie kränken mich tief durch einen ſolchen Verdacht, um ſo mehr — — —«

»Da Sie die Probe ſo gut beſtanden haben,« fiel ihm das Mädchen jetzt in's Wort und ſah ihn mit ihren hellen Augen lächelnd an. »Ich weiß alles, Carl, ich weiß, daß Sie Einladungen ausgeſchlagen haben, ich weiß, daß man ſich um Sie bemüht, und« — ſie legte bei dieſen Worten ihre Hand leiſe auf die ſeine — »Sie ſind ſo feſt geweſen, mich armes Kind nicht darüber zu vergeſſen.«

Das Geſpräch der beiden Liebenden ging von jetzt an immer mehr und mehr in ein leiſes Geflüſter über, ſie vergaßen Ort und Zeit, ſie bemerkten nicht, daß ſchon vor einigen Altären die Kerzen angezündet wurden, am wenigſten aber hatten ſie eine Ahnung davon, daß nicht weit von ihnen rückwärts zwei Perſonen Platz genommen hatten, welche *jede ihrer* Bewegungen auf das ſchärfſte beobachteten.

Endlich ſchien Sophie, indem ſie aufblickte, erſchrocken zu bemerken, wie ſpät es ſchon geworden ſei.

»Um Gottes willen, Carl! es wird Nacht! gehen wir. Sie begleiten mich doch bis zum Hauſe?«

Mit dieſen Worten erhob ſie ſich und auch Carl ſtand auf, um an ihrer Seite aus der Kirche zu gehen.

Die beiden Perſonen, welche rückwärts hinter ihnen geſeſſen, erhoben ſich gleichfalls mit ihnen. Als Carl und Sophie ſich umwandten, um gegen die Thüre zu gehen, ſchritt plötzlich die Baronin ganz nahe an ihnen vorüber, und ſpöttiſch rief ſie halblaut Sophien zu:

»Ei! auch Nachmittags in der Kirche! ſeit wann iſt denn die Jungfer ſo fromm geworden?«

Sophie faßte krampfhaft den Arm ihres Begleiters. Sie ſah ſich in den Händen ihrer Feindin und fühlte eine Ohnmacht nahe. Carl, auf deſſen Arm das bebende Mädchen geſtützt war, wollte einen Schritt vorwärts machen, um Roſa nachzueilen, da trat gekrümmten Rückens und lauernden Auges der Herr geheime Kanzliſt Schreiber hinter einer Säule hervor und fragte mit höhniſcher Demuth:

»Darf ich etwa wagen, ſubmiſſeſt hier meine Hilfe anzubieten?«

Ende des erſten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Die letzten Adepten.

Roman

von

Julius Seidlitz.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Einige Monate waren seit den zuletzt erzählten Begebenheiten verflossen, und wie durch ein Wunder hatte sich in dem Leben der uns bekannten Personen keine wesentliche Veränderung zugetragen. Die Ruhe der Familie Haimon war bisher ungestört geblieben, denn ebenso wie Linden und seine Freunde durch die Anwesenheit Roberts sich veranlaßt fühlten, von ihren Planen gegen Mutter und Tochter abzustehen, in gleicher Weise schien ein anderer und zwar geheimer Einfluß sich bei dem Kanzlisten Schreiber geltend gemacht zu haben, so daß dieser nicht allein alles vermied, was als feindlich gegen die Haimon betrachtet werden konnte, sondern auch sich sogar von dem Umgange mit dem Baron und Rosa etwas zurückzog, indem er weniger häufig bei ihnen erschien, und mit unverkennbarer Absichtlichkeit einem Gespräch unter vier Augen mit der Baronin auswich.

Diese fühlte sich seit dem Auftritte in der Michaelskirche unglücklicher, als sie sich selbst gern eingestand. Die tiefe Neigung, welche seit längerer Zeit schon in ihrem Herzen für Carl gelebt, war ihr niemals so klar geworden, als nach jenem Zusammentreffen. Das Auge der Eifersucht, so mißtrauisch und so scharf, hatte sie damals erkennen lassen, daß es sich bei dem jungen Manne diesmal nicht um die Galan-

terie einer flüchtigen Neigung, ſondern bei allen Beiden um das feſte Bündniß zweier Herzen handle, zwiſchen welche ſich einzudrängen, ihr, wie ſie ſah, wenig Hoffnung blieb. Und doch konnte ſie nicht vergeſſen, daß es eine Zeit gegeben, wo es ſchien, als ob Carl ſeine Huldigung ihr zuzuwenden im Begriffe ſtehe, und ſie in dem Glauben ſich wiegen durfte, nicht allein ſein Herz, ſondern einſt auch ſeine Hand und das große Vermögen ſeines Oheims zu beſitzen. Ihr Vater, welcher von dem gründlich zerrütteten Zuſtand ſeiner Verhältniſſe kein Geheimniß vor ſeiner Tochter machte, hatte es nicht an aufmunternden Winken und Andeutungen fehlen laſſen über das glänzende Loos, welches ſie an der Seite des reichen Erben erwarte. Und zu dieſen egoiſtiſchen Gründen geſellte ſich die Liebe zu Carl ſo wahr und tief, als überhaupt ihr Herz einer Neigung fähig war. Dieſes Gefühl hatte ſich zur Leidenſchaft geſteigert, ſeit Roſa ſich verſchmäht wußte und in der verhaßten Sophie eine glückliche Nebenbuhlerin kannte.

In dem Schmerze getäuſchter Leidenſchaft hatte ſie den Groll durch Thaten der Rache gegen Sophie und ihre Angehörigen äußern wollen. Sie hielt dieſe nämlich im Verdacht, daß ſie Carl von dem flüchtigen Verhältniſſe unterrichtet hätten, welches die junge Baronin unbedachtſam mit jenem fremden Manne angeknüpft, der als Roberts Freund aufgetreten, dann aber nach deſſen geheimnißvoller Krankheit plötzlich ſpurlos verſchwunden war. Roſa hatte dieſem Manne gegenüber nie an eine ernſte Neigung gedacht, ſondern ihn mehr als einen Gegenſtand betrachtet, von dem ſie hoffte, er würde die Eiferſucht Carls rege machen, ihn, der ſie immer mit der kalten Förmlichkeit der gewöhnlichen Umgangsſitte behandelte, endlich erwärmen und in ihre Arme führen. Des-

wegen war sie jenem Fremden von dem Augenblicke an, wo sie wußte, daß Carl sich von der Familie Haimon zurückgezogen, fast mit allzugroßer Freundlichkeit entgegengekommen, — sie rechnete mit Gewißheit darauf, daß der Neffe des Baron Linden jenem Marcell wenigstens bei ihr den Platz streitig machen werde, welchen dieser bei der Familie Haimon ihm entrissen hatte.

Nach jener Begegnung in der Michaelskirche sah sie nun alle Hoffnungen für immer vernichtet. Sie hatte sich selbst überzeugt, daß Carl jetzt, mehr vielleicht als jemals, an die Schwester Roberts gefesselt sei, und sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, als sie auf den Arm des Kanzlisten gestützt aus der Kirche nach Hause ging.

Aber selbst seit dieser Zeit hatte sich viel verändert. Bei jenem Nachhausegehen hatte Herr Schreiber sie auf die nächsten Tage vertröstet, wo ganz andere Ereignisse eintreten würden; doch diese Tage waren jetzt selbst nach Monaten noch immer nicht gekommen.

Auch auf Mesmer hatte Rosa lange ihre Hoffnung gesetzt, daß er ihr zu einem neuen Anknüpfungspuncte bei Carl dienen werde. Die Arme sah sich ebenfalls hierin getäuscht, denn Mesmer so wie die übrigen früheren Freunde ihres Hauses hatten sich nach und nach zurückgezogen, und wenn auch keiner von ihnen den Umgang ganz abbrach, so waren doch jene Zeiten vorüber, wo sich fast allabendlich bei ihrem Vater mehrere Herren versammelten, in deren Kreis sie als die belebende Grazie des Hauses erschien. Wenn jetzt noch einer oder der andere kam, so hatte er immer mit dem alten Baron so viel zu sprechen, daß Rosa von ihrem Vater gar nicht aufgefordert wurde, in der Gesellschaft zu erscheinen. Zudem brachte der Baron jetzt mehr als jemals die Abende außer

dem Hauſe zu. Und kam manchmal auch das Geſpräch auf die Ereigniſſe, welche vor Monaten ſo ſehr die Ruhe der Familie Haimon geſtört hatten, ſo wollten weder der Baron noch einer ſeiner näheren Freunde gern darauf eingehen; vorzüglich ſchien es aber den Alten unangenehm zu berühren, als einmal von einem Herrn, der übrigens nur äußerſt ſelten erſchien, der Verhaftung Martins in dieſem Hauſe erwähnt wurde.

Man ſah es dem Baron in dieſem Momente an, daß eine unangenehme Erinnerung in ihm erweckt worden; ſein fahles Geſicht war noch bleicher geworden, und Roſa, welche bei dieſem Geſpräche gegenwärtig, blickte nicht ohne Beſorgniß auf den Vater. Für das Fräulein war das Ergriffenſein ihres Vaters ein Räthſel; ſie verſtand nicht, aus welcher Urſache der Baron ſo viel Antheil an dem alten Freidhofswächter nahm, von welchem ſie ſeit ſeiner Verhaftung nichts mehr erfahren hatte. Aus gelegentlichen Aeußerungen entnahm ſie wohl, daß Martin noch immer im Gefängniſſe ſei, aber er war ihr gleichgiltig geworden, wie alles andere, das nicht in der innigſten Beziehung zu ihrer Herzensneigung ſtand. Was kümmerte ſie jetzt fremdes Unglück, da ſie an dem eigenen ſelbſt ſo ſchwer zu tragen hatte.

Bei der Familie Haimon ſchien nach dem Unglücke der letzten Zeit die ſtille Seligkeit ungetrübten Friedens eingezogen zu ſein. Wenn auch die Mutter manchmal unter hervorſtürzenden Thränen des unglücklichen Bruders gedachte, deſſen graues Haupt im Kerker bleichte, ſo brachte ein Blick auf das ſtille innige Herzensglück ihrer Tochter, die in der *unwandelbaren* Neigung Carls die ſelige Blüthenzeit eines *üppig ſich entfaltenden* Liebesfrühlings durchlebte, ihr bald

wieder alle Freudigkeit der Hoffnung auf eine ſchönere, frohere Zukunft vor die Seele.

Doch alle ihre Gedanken hingen zumeiſt an Robert, dem Sohne, welcher dem Mutterherzen unter ſo unermeßlichem Schmerze wiedergeboren worden. Er war die Sonne, um welche ſich ihr ganzer Lebenskreis drehte, und jedesmal, wenn er jetzt bei der Mutter erſchien, war auf Stunden hinaus ihr Antlitz wie von ſeliger Verklärung umfloſſen. Sie hatte mit ſchwerem Herzen darein gewilligt, daß er die Wohnung bei ihr verlaſſe und eine eigene beziehe. Sie hatte ſich nicht von dem Gedanken losreißen können, daß dieſelben Feinde, welche Urſache haben mochten, ihn in jüngſter Zeit um ſo mehr zu fürchten, je tiefer er in ihre Geheimniſſe eingeweiht war, ihre Verfolgungen dann um ſo wirkſamer erneuern würden; aber er lebte bereits ſeit neun Monaten unangefochten in einer beſcheidenen Wohnung im vierten Stocke eines Hauſes der Singerſtraße, und nichts hatte bisher ihre Befürchtungen beſtätigt.

Im Gegentheile, nie war Robert heiterer geweſen, trotz ſeines natürlichen Ernſtes, nie elaſtiſcher in ſeinem ganzen Thun, nie theilnehmender und geſprächiger. Es ſchien, als wenn ein Strahl geheimen Glückes bis in die dunkelſten Tiefen ſeines Weſens gedrungen, um ihn mit neuem Lebensmuthe, mit neuer Kraft, mit neuer Heiterkeit zu erfüllen.

Seine Mutter, welche mit innerem Entzücken dieſe Veränderung in dem Weſen ihres Kindes bemerkte, hatte ihn nie um die Urſache derſelben gefragt, ſie ahnte ein ſüßes Geheimniß und ſegnete, ohne es zu kennen, das Weſen, welches dieſe glückliche Umwandlung in Robert hervorgebracht hatte. Nie kam ein Wort, welches darüber Aufſchluß gege-

ben hätte, über ſeine Lippen, und ſelbſt ſein vertrauteſter Freund, der junge Dechant fand hier die Grenze eines ihm unbekannten Bodens. Was dieſem aber ſelbſt auffiel, war der Umſtand, daß Robert ſeit einiger Zeit in faſt überraſchender Weiſe von einem Glücksſtern begünſtigt ſchien, welcher die Lebensbahn dieſes jungen Mannes zu einer von ſeinen früheren beſchränkten Verhältniſſen ganz entgegengeſetzten machte.

Freilich glaubte der Dechant ahnen zu können, wie ſehr er ſelbſt zu dieſem Umſchwunge in Roberts Leben dadurch beigetragen, daß er ihn bewogen, endlich einmal einen anderen Beruf zu wählen, und den Kanzleidienſt zu verlaſſen, der ihm auf ſo lange hinaus keine Ausſichten bot. Robert hatte lange geſchwankt. Er gedachte ſeiner Familie, welcher er von ſeinem jetzigen, wenn gleich kargen Verdienſte, doch ſchon manche kleine Unterſtützung zufließen laſſen konnte, er dachte daran, daß gerade ſeine gegenwärtige Beſchäftigung ihm hinlänglich Zeit ließ, um manche ſeiner Lieblingsſtudien ungeſtört forttreiben zu können, er gehörte zu jenen Menſchen, welchen die Energie des Geiſtes fehlt, um ſich mit ganzer Kraft einem Ziele zuzuwenden, und die ſchwankend in ihren Richtungen, welche ſie einſchlagen wollen, auch nicht entſchieden genug ſind, um ſich raſch über einen Weg einigen zu können. Als er aber die Erfahrung machte, daß ſich ſeine Collegen in ſcheuer Verlegenheit von ihm zurückzuziehen begannen, daß ſein bisheriger Chef ihm nicht mehr jenes Vertrauen wie früher ſchenkte, als ſogar hie und da bei manchen Gelegenheiten Worte fielen, welche auf geheime Verbindungen, auf verdächtiges Treiben anſpielten, da entſchloß er ſich endlich den Vorſchlag des Pater Mansperger anzunehmen, und jenen Lebensweg zu wählen, welchen dieſer ihm anempfohlen.

Es war dies eine ebenso einträgliche als leicht zu verwaltende Stelle in dem Hause der verwitweten Gräfin Bietinska.

Die würdige Dame hatte sich an ihren Gewissensrath, den Freund Roberts gewendet, um durch seine Empfehlung einen Mann zu finden, dem sie in allen Angelegenheiten ihres Hauses das unumschränkteste Vertauen schenken durfte. Der Geistliche hatte Robert vorgeschlagen, und eine einzige Unterredung der Gräfin mit dem jungen Manne ihr gezeigt, daß sie in ihm denjenigen gefunden, den sie so lange gesucht. Robert war ebenfalls verführt von der milden Freundlichkeit, mit welcher die Gräfin ihm entgegengekommen, von dem Antheile, den sie nach dem, was der Geistliche ihr erzählt hatte, an ihm nahm, und von dem Vertrauen, mit welchem sie ihn gleich in alles einweihte, was auf seine künftige Stellung in ihrem Hause sich bezog. Sie lebte allein, selten daß sie den Besuch eines Standesgenossen empfing, noch seltener verkehrte sie mit den entfernten Verwandten, welche sich in Wien befanden, und ihr ganzes Leben verfloß nur in einem fortwährenden Bestreben, der Armuth zu helfen, das Unglück zu unterstützen, den Jammer der Noth verstummen zu machen. Ihr Umgang beschränkte sich größtentheils auf eine Anzahl Männer und Frauen aus verschiedenen Classen der Gesellschaft, durch welche sie ihre Wohlthaten, ohne daß der Beschenkte die Spenderin kennen lernte, unter die Armuth vertheilen ließ. Lange schon hatte sie deswegen einen braven Menschen an ihre Seite gewünscht, der gefühlvoll und edel sie in ihrem Streben unterstützen, und zugleich — leider hatten einzelne bittere Erfahrungen sie mißtrauisch gemacht — manche Empfänger ihrer Gaben beaufsichtigen könnte.

Gleich nach der ersten Unterredung, bei welcher Robert

die Dame wie ſeine Mutter verehren gelernt, zögerte er nicht, mit Freuden ſein Wort zu geben, und wenige Tage nachher übernahm er bereits alle Arbeiten eines Geſchäftsführers der Gräfin.

Dies war auch die Urſache geweſen, daß Robert die Wohnung bei ſeiner Mutter verließ und in die Stadt zog, in ein Haus, das nur wenige Schritte von jenem der Gräfin entfernt war.

Die erſten Monate in ſeinem neuen Verhältniſſe verfloſſen ihm um ſo ſchneller, als er auf den Wunſch der Gräfin eine Reiſe auf ihre Beſitzungen in Polen und Ungarn machen mußte, um in die Verwaltung dieſer Güter, die nicht durchgehends den beſten Händen anvertraut waren, einige Ordnung zu bringen. Die Gräfin, die bereits nach wenigen Tagen mit dem Scharfblicke einer klugen und erfahrenen Frau ſich vollkommen von der Lauterkeit ſeines Characters überzeugt hatte, ſtellte ihm für den Zweck ſeiner Reiſe ſo umfaſſende Vollmachten aus, daß er ganz in der Lage war, auf den verwahrloſten Gütern jene Anordnungen zu treffen, welche die Wiederkehr der bisherigen Wirthſchaft verhindern mußten. Auf alle Berichte, welche er der Gräfin ſchrieb, erhielt er nur immer die Aufforderung, nach beſtem Ermeſſen ſeine Anordnungen zu treffen, und ſo konnte er nach ſeiner Rückkehr ihr die Verſicherung geben, daß von jetzt an der Ertrag der Güter ohne Anwendung irgend einer läſtigen Maßregel ſich um ſehr bedeutende Summen erhöhen werde.

»Dann werden unſere Armen Ihnen danken!« lautete die kurze Antwort der Dame. Am nächſten Morgen aber empfing er aus ihrer Hand eine Schrift, worin ſie aus Anerkennung für ſeine Bemühungen ihm den Gehalt ſogleich bedeutend erhöhte.

Jetzt erhielt er auch in ihrem Hause einige Zimmer zu seiner sogenannten Kanzlei, und mit Ausnahme von nur wenigen Personen, mit welchen die Gräfin vorläufig noch selbst verkehrte, mußten alle übrigen Geschäfte der Herrschaft durch seine Hand gehen.

Aber unter jenen Personen befand sich, wie er aus einigen Schriftstücken ersah, auch der geheime Kanzlist Schreiber! Er wußte zwar nicht, in welchen Verbindungen dieser Mann mit seinen Feinden stand; derselbe hatte bisher noch nicht Gelegenheit gehabt, ihm persönlich feindlich entgegenzutreten, aber es war für Robert besorgnißerregend genug, daß der Kanzlist, welchen er als einen genauen Freund des Barons und Rosa's kannte, auch zur Gräfin im genauen Verkehr stand. Der Kanzlist hatte ihn freilich noch nicht bei der Gräfin gesehen, aber konnte sie nicht mit diesem von ihm gesprochen haben, und war er dann vor der Bosheit dieses Menschen, so wie des Barons und seiner Tochter sicher? Er kannte ja nur zu wohl den Haß, mit welchem Rosa seine Schwester verfolgte!

Er wurde erst ruhiger, als er seinen Freund, den Geistlichen, über diese Angelegenheit gesprochen hatte. Der Dechant lächelte, als Robert von der Verbindung des Kanzlisten zur Gräfin sprach. »Man kann nicht immer mit goldenen Werkzeugen arbeiten!« antwortete der Geistliche; »übrigens wird Ihnen selbst später Manches klar werden, das jetzt noch verschleiert vor Ihrem Auge zu liegen scheint.«

Robert fragte nicht weiter. Er hatte den Vater als einen jener goldreinen Charactere kennen gelernt, deren Wort das unbedingteste Vertrauen verdient, und so lange er ihn *ruhig sah über eine Verbindung*, die er bisher mit besorgtem *Auge betrachtet, so lange* mußte er auch das Interesse seiner

Gebieterin für nicht gefährdet und seine Furcht für einen leeren Schatten halten. Robert vermied der Gräfin gegenüber ein Wort davon zu erwähnen, und so waren in ungestörter Ruhe mehrere Monate vergangen, so rasch, in so angenehmen Verhältnissen und durch seine neue liebgewordene Beschäftigung so verkürzt, daß ihm die letzte Zeit von seiner verhängnißvollen Krankheit, vor allem aber jene Nacht auf dem Stephansfreidhofe nur mehr wie ein Traum erschienen wäre, hätte ihn nicht manchmal das verweinte Auge seiner Mutter an das Schicksal Martins gemahnt, und wäre er nicht durch ein tückisches Spiel des Zufalls nur zu oft Mesmern begegnet, dessen Blicke auf ihn immer den tiefsten Haß aussprachen.

Der junge Doctor hatte ebenfalls die Wohnung im Freihause aufgegeben und war in die Stadt gezogen. Um jene Zeit begann er in weiteren Kreisen durch seine wunderbaren Curen das größte Aufsehen zu erregen. Ein Auflegen seiner Hände, ein Bestreichen der kranken Theile mit den Fingerspitzen, das waren die unerhörten Mittel, welche er anwendete, und welche ihm damals in Wien auf der einen Seite den Ruf eines Wunderthäters, auf der andern den eines Charlatans verschafften. Es gab damals gewisse Kreise der Bevölkerung, in welchen man seinen Namen nur mit scheuer Ehrfurcht nannte, während auf der andern Seite der mächtige Schutz des einflußreichen van Swieten kaum ausreichte, um die neue Heillehre vor den Verfolgungen der allzufrommen Seelen zu bewahren. Denn daß es bei den Curen des Wunderthäters nicht mit richtigen Dingen zugehe, war bei Vielen eine ausgemachte Sache.

Zur selben Zeit, wo wir wieder den Verlauf unserer *Erzählung aufzunehmen* beginnen, fand der Provincial eines

Morgens einen Brief ohne Unterschrift auf seinem Tische. — An der eigenthümlichen Art, wie das Papier zusammengefaltet war, erkannte er gleich denjenigen, von wem der Brief gekommen sein mußte. Hastig riß er das Siegel auf. Sein Antlitz verdüsterte sich, als er raschen Blickes die Zeilen überflog.

»So ist der Schlag gefallen!« sagte er nach einer Pause kurzen Nachdenkens, »und alle meine Bemühungen und alle Anstrengungen der Freunde waren umsonst. Die Thörichten! Sie glauben, daß mit unserer Vernichtung eine neue Zeit des Lichtes anbrechen würde, sie sehen nicht, daß nur der Geist das wahre Licht der Welt ist, und der Geist wird ewig, so wie bisher, in unserer Hand bleiben.«

Er nahm abermals den Brief und warf noch einen Blick darauf. »Er empfiehlt mir die Sorge für Martin,« murmelte er; »als ob ich jemals des Greises vergessen hätte. Aber der Alte ist nicht mehr derselbe wie früher, die lange Haft wird seine Kraft noch mehr brechen, er kann nur noch willenloses Werkzeug sein, nicht mehr selbstthätig auftreten. Seine Stelle ziemt einem Jüngern, und Gott sei Dank, ich glaube den gefunden zu haben, welcher unter meiner Leitung den Kampf gegen die Heuchler aufnehmen wird. — Es ist eine ernste Zeit, die jetzt beginnen wird, eine Zeit, wo alte Vorurtheile stürzen und ein neuer Geist durch die Welt ziehen wird!«

Er faltete die Hände wie zum Gebete, und über seine ernsten, männlich schönen Züge zog es wie ein Strahl tiefen Ergriffenseins und der erhabensten Begeisterung.

II.

Am 14. September 1773 wurde ganz Wien von einer außerordentlichen Neuigkeit überrascht. Mit Blitzesschnelle hatte sich in der Stadt die Nachricht verbreitet, daß durch eine päpstliche Bulle, welche bereits die Bestätigung der Kaiserin Maria Theresia und des Mitregenten, des deutschen Kaisers Joseph, erhalten habe, der Orden der Jesuiten in Oesterreich, eben so wie bereits früher in Spanien, Portugal und Frankreich, aufgehoben worden.

Der Eindruck, welchen diese Nachricht in Wien hervorbrachte, war ein ungemeiner gewesen. Der Orden der Jesuiten, die einflußreichste und mächtigste geistliche Verbindung, welche in Oesterreich bestand, zählte in Wien nicht wenig Freunde. Wie durch die Lüfte selbst verbreitet, hatte sich die Nachricht ihres Sturzes in unglaublich kurzer Zeit über die ganze Stadt und alle Vorstädte ergossen. Massenweise strömte die Bevölkerung, vorzüglich der weibliche Theil derselben, in die Stadt und in die drei großen Klöster des Ordens, am Hof, in der Annagasse und in der Bäckerstraße. Man wollte noch einmal in diesen Kirchen sich versammeln, bevor sie vielleicht auf immer geschlossen würden, man wollte noch einmal die heilige Messe von den Mitgliedern jenes Ordens hören, dessen Einfluß bisher ein so allmächtiger gewesen.

Doch die Erwartung des zuströmenden Volkes fand sich *getäuscht.* Die Kirchen waren gesperrt, Wachen standen vo

den Klosterpforten, und den Priestern war es untersagt, vorläufig ihre Ordenshäuser zu verlassen.

»Das kommt ja heraus, als wenn die hochwürdigen Herren was angestellt hätten!« meinte eine alte Frau, die bisher eifrig ihren Rosenkranz hatte zwischen den Fingern gleiten lassen.

»Meine liebe Frau, es geht schon so auf der Welt,« meinte ein alter Herr, »vielleicht hat Jemand anderer etwas angestellt, und die frommen Patres müssen nun dafür büßen. Wohin soll denn das in der Welt noch kommen?«

»Ja, ja,« mischte sich jetzt ein junges Mädchen in das Gespräch, »jetzt weiß ich schon, warum der Pater Ambros am letzten Sonntage so herzbrechend über die Geschichte vom Lamm, das die Sünden der Welt auf sich nehmen muß, gepredigt hat!«

»Versteht sich,« sagte der alte Herr, »weil der Wolf droben das reine Wasser getrübt hat, muß drunten das Lamm den Schlamm aufgewühlt haben. Gott sei Dank, ich bin alt, und werde von der neuen Zeit nicht viel mehr zu sehen bekommen.«

In diesem Augenblicke kamen aus der Bognergasse eine Menge Leute herausgelaufen, der Menschenhaufe auf dem Hof wuchs zum Gedränge, das um so mehr zunahm, als man die Vorläufer einer sechsspännigen Carosse heranjagen sah, welche um die Ecke des Jesuitenhauses bogen und sich vor dem Thore desselben aufstellten.

»Der Erzbischof! der Erzbischof!« ging es murmelnd durch die Menge, und viele Knie beugten sich, um den Segen des *Kirchenfürsten zu empfangen*, der sich abwechselnd zu *beiden Seiten des Wagens* herausbog.

Cardinal Migazzi sah heute besonders ernst und nachdenkend aus, es mußten jetzt schon vor seinem Geiste alle die Folgen des wichtigen Schrittes vorüberziehen, welchen er eben im Begriffe stand, auf Befehl seines geistlichen und seines weltlichen Oberherrn auszuführen. Die im Hause befindlichen Patres, Novizen und Laienbrüder wurden nun im Bibliothekſaale zusammenberufen und der Erzbischof schien nicht wenig erstaunt, als man ihm auf seine Frage, warum der Provincial nicht vor ihm erscheine, antwortete: »der hochwürdige Herr befinde sich unwohl und in seinem Zimmer.«

Der Cardinal schüttelte nachdenklich das Haupt. Er hatte die Schrift nicht vergessen, welche der Provincial ihm vor wenigen Monaten erst übergeben, und er kannte den stolzen hohen Geist desselben hinlänglich, um zu wissen, daß er nicht der Mann sei, sich ohne Widerstand der Gewalt zu beugen. Indessen hielt er nicht für ziemlich, ein Wort darüber zu sagen. Er eröffnete der Versammlung die päpstliche Bulle, welche das Aufhören des Ordens verfügte. Während die älteren Väter im Gebet versunken auf ihren Knien dalagen, und das von Thränen überströmende Auge himmelwärts gerichtet hatten, schienen die jüngeren kaum das Eintreffen des kaiserlichen Commissärs erwarten zu können, welcher die letzte Formalität der Entlassung aus dem Ordensverbande an ihnen erfüllen sollte. Der Cardinal selbst, welcher während der ganzen Ceremonie der Verlesung der Bulle seine innere Bewegung vollkommen bemeistert hatte, schien, als er so viele Thränen fließen sah, so manchen frommen Klagelaut vernahm, von schmerzlichen Gefühlen übermannt, und doch drängte es ihn, den letzten Tropfen des bittern Kelches zu leeren; er wollte noch mit dem Provincial sprechen.

Man führte ihn in die Gemächer des letzteren und ein

Prieſter eilte voraus, um dem bisherigen Vorſtande des Kloſters den hohen Beſuch zu melden.

Der Provincial war in ſeinem Zimmer auf und ab gegangen, als man ihm die Nachricht von dem Kommen des Cardinals brachte.

Er richtete ſich hoch auf und ging dem Kirchenfürſten bis auf den Kreuzgang vor ſeiner Stube entgegen.

Der erſte Blick, den der Cardinal auf ihn warf, überzeugte ihn, daß er es nicht mit einem Kranken zu thun habe. Der Erzbiſchof winkte ſeiner Begleitung, zurück zu bleiben, und trat allein mit dem Provincial in deſſen Gemach.

»Es iſt geſchehen!« rief Migazzi, wie nach einer tiefen Erſchöpfung aus, und ließ ſich in einen Lehnſtuhl nieder; »aber daß ich es ſein mußte, deſſen Hand zum Werkzeuge dieſes Frevels geworden, — das,« rief er wie in tiefer Betrübniß aus, »wird mein Gewiſſen bis in den letzten Augenblick beunruhigen, und mir die ſchwer errungene Ruhe meines Alters trüben. — Euer Hochwürden haben es vorausgeſagt. Ich Thor, der es nicht glauben wollte!«

»Euer Eminenz haben die Menſchen immer nach Ihrem eigenen frommen Gemüthe beurtheilt. Mich hat man einen Egoiſten geſcholten, weil ich nicht glauben konnte, daß die Welt durchgehends unſchuldsvoll und fromm ſei. Euer Eminenz haben jetzt eine Probe von der Frömmigkeit erhalten, welche ſelbſt in Rom, in der unmittelbarſten Nähe des Vaticans herrſcht.«

Der Cardinal nickte wie bedauernd und zuſtimmend mit dem Kopfe. »Wahr, ſehr wahr,« ſagte er, »und in ſolcher Zeit ſind Euer Hochwürden krank!«

»*Krank?*« *antwortete* lächelnd der Provincial; »*wie man es nehmen will! Ich bin heute* krank, weil ich nicht den

weltlichen Commiſſären das Schauſpiel geben will, wie ein Fürſt ſich das Scepter aus der Hand winden läßt, meine Ordensbrüder ſollen, ich will wenigſtens das Beiſpiel geben, unſere Aufhebung nur als eine Beraubung, nicht als eine Unterwerfung von uns anſehen.«

Migazzi ſah verwundert auf den Mann, der in der vollen Kraft ſeines Lebens vor ihm ſtand, und im Augenblicke ſeines Sturzes noch ſo ſtolz mit ihm ſprechen konnte. — »O, daß die Kirche einen ſolchen Streiter verlieren muß!« ſagte er traurig, »und noch dazu in dieſer Zeit der Bedrängniß!«

»Wer ſagt Eurer Eminenz, daß ich verloren bin?« antwortete der Provincial mit einem feinen Lächeln. »Gibt es denn nur eine ſichtbare Kirche auf Erden? Iſt die Gemeinſchaft der Streiter Petri denn nicht größer als die Anzahl derjenigen, welche Kutte und Tonſur tragen? Die Macht der Kirche, Eminenz, liegt nicht im Kleide, ſondern im Geiſte, dieſer muß gerettet werden, das Kleid mag preis gegeben ſein.«

Der Cardinal war überraſcht vom Lehnſtuhle aufgeſtanden, und hatte freudig die Hand des Provincials ergriffen.

»Ich glaube Euch verſtanden zu haben, Hochwürden, und meine Seele iſt getröſtet. Euer Wort hat den Samen eines fruchtbaren Gedankens in meinen Geiſt geworfen. Ich ſehe in die Zukunft. Man mag die Satzungen des Ordens aufheben, ſeinen Namen auslöſchen, ſeine Güter einziehen, er wird doch fortleben, und in neuer Kraft geiſtig ſich entwickeln.«

»So iſt es und ſoll es ſein,« antwortete bedeutungsvoll der Provincial, und legte ſeine Hand bedeutungsvoll in die *des Cardinals.*

Am Abende desſelben Tages war das Dienſtmädchen des Barons nicht wenig überraſcht über den vielen Beſuch, welcher heute auf einmal wieder zu ihrer Herrſchaft kam. Die guten Zeiten der Beſuche und der Trinkgelder waren ſchon zur verſchollenen Sage geworden. Um ſo freudiger wurde die Verheißung ihrer Wiederkehr begrüßt.

Jeder Neueintretende wurde mit einem ſo tiefen Knix empfangen, daß die weiten Röcke des Mädchens auf dem Boden aufſtießen.

Es waren nach der Reihe ſchon angekommen: der Herr geheime Kanzliſt Schreiber in Begleitung des Herrn Adjuncten Zwirner, der Herr von Rundlich, der Herr Reichshofraths-Expedient Langſam und der Herr Juris Doctor Dreher, endlich kam auch noch die verwitwete Frau Hofräthin Stauber; und jetzt hielt es das Mädchen für höchſte Zeit, das gnädige Fräulein von dem großen Ereigniſſe zu unterrichten.

Roſa hörte ſchweigend zu. »Und iſt ſonſt Niemand mehr gekommen?« fragte ſie und heftete durchdringend den Blick auf die Dienerin, als wollte ſie damit den einen Namen heraufbeſchwören, von welchem ſie doch gar nicht erwarten durfte, ihn in dieſer Geſellſchaft nennen zu hören.

Als das Mädchen betheuerte, daß ſie Niemand bei der Aufzählung vergeſſen, fuhr Roſa tief aufſeufzend mit der Hand über die Stirn, und begab ſich langſam und nachdenkend in das Zimmer ihres Vaters zur Geſellſchaft. Bei ihrem Eintritte ſtockte das Geſpräch ſogleich; man unterbrach die Unterredung, um die Tochter des Hauſes zu begrüßen, und während die alte Hofräthin mit ausgebreiteten Armen auf das Fräulein zukam und ſie leicht auf die Wange küſſend ihr dagegen mit großer Vorſicht einen Theil ihres Geſichtes hin-

hielt, der weniger als alles Uebrige mit Schminke belegt war, hatte sich auch der Kanzlist mit tiefgekrümmtem Rücken von der Seite genähert und erlaubte sich die Frage nach des gnädigen Fräuleins sehr kostbaren Gesundheit.

»Ich danke Ihm,« sagte Rosa fast wegwerfend, »ich befinde mich so wohl, als man sich in dieser traurigen Zeit nur immer befinden kann, und für mich gut genug.«

»Ja, meine liebe Baroneſſe,« warf gleich die alte Hofräthin ein, »Sie haben ganz Recht, man muß in unſerer Zeit nur zufrieden ſein, wenn man das Bischen Geſundheit noch hat. Was haben wir Alle erleben müſſen, und was ſteht uns noch vielleicht bevor, ehe wir ſechzig Jahre alt werden.«

»Nun ich glaube nicht, daß wir ſobald wieder etwas Neues bekommen werden,« bemerkte mit einem vielſagenden Blick auf die Hofräthin Herr von Rundlich, »und am Ende haben wir, wie ich glaube, vorläufig auch an dem genug, was wir heute ſelbſt haben mit anſehen müſſen.«

Dieſe Wendung brachte das Geſpräch wieder in das alte Geleiſe, welches bei dem Eintritte Roſa's kein anderes als das der Aufhebung der Jeſuiten geweſen war. Die junge Baronin hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Gange der Unterhaltung zu, ohne ſelbſt einen größern Antheil daran zu nehmen.

Offenbar war aber der heutige zahlreiche Beſuch bei dem Baron kein zufälliges Zuſammentreffen, wenigſtens mußte man aus den Blicken des Einverſtändniſſes, welche der Kanzliſt und der Adjunct unter einander und dann wieder mit dem Baron wechſelten, ſchließen, daß dieſe drei Herren unter dem Einfluſſe eines und desſelben Gedankens ſtanden. Was dies aber für ein Gedanke, wußte ſelbſt Roſa nicht, obgleich ſie die Einzige war, welcher dieſes ſeltſame Augenſpiel der drei

Männer nicht entging. Daß die Frau Hofräthin nur gekommen, um ihr Herz über das große Unrecht, das heute begangen worden, auszuschütten, war bald erwiesen, denn nachdem sie von dem Herrn Reichshofraths-Expedienten Langsam und dem Doctor Juris ihr ganzes Herz ausgeschüttet, und von ihnen doch nur halbe Antworten erhalten hatte, nahm sie Abschied von der Gesellschaft, am zärtlichsten von Rosa, welche sie mit einem vielsagenden Lächeln auf übermorgen zu sich einlud.

Kaum als die Herren allein waren, — Rosa ging jetzt ab und zu, um auf Befehl des Barons ein kleines Souper für die Gäste vorzubereiten — als auch schon das Gespräch eine ganz andere und keineswegs mehr gleichgiltige Wendung zu nehmen begaun. Die Herren saßen theils auf dem Sopha, theils standen sie in dessen Nähe an den Tisch angelehnt, und der Baron war der erste, welcher nach einer kleinen Pause das Wort ergriff.

»Ich täusche mich wohl nicht, meine verehrten Freunde,« sagte er, »wenn ich die Vermuthung ausspreche, daß andere als die gewöhnlichen Rücksichten eines gesellschaftlichen Besuches mir heute das Vergnügen Ihrer Gegenwart schenken.«

Alle Anwesenden nickten und der Herr Adjunct Zwirner nahm nach seiner Gewohnheit mit vielem Geräusch eine Prise.

»Sie sind mir, meine theueren Brüder, nur in der Ausführung eines Gedankens zuvorgekommen, den ich bereits heute früh bei der ersten Nachricht von dem Vorgefallenen faßte; ich wollte nämlich Sie Alle zu einer geheimen Loge zu mir einladen, *da es nothwendig* sein dürfte, uns von jetzt *an über unser weiteres* Vorgehen, nicht allein den allgemei-

nen, sondern auch den anderen Brüdern gegenüber, zu verständigen.

»Ganz meine Meinung, dasselbe, was ich ebenfalls sagen wollte!« rief der Kanzlist aus, und die anderen Herren nickten ebenfalls wie zustimmend.

»Und was sagt unser weiser Bruder, was demnach zu geschehen habe?« fragte der Baron, indem er erwartungsvoll zum Kanzlisten aufblickte.

»Vor Allem,« antwortete dieser, »hat es sich, wie ich glaube, darum zu handeln, daß jetzt fest bestimmt wird, welcher Partei wir von heute an unsere Unterstützung und unseren Einfluß zu Gebote stellen.«

»Hoho, Bruder Schreiber!« bemerkte der Reichshofraths-Expedient, »das klingt ja fast als wenn ein Potentat spräche. Nur nicht so hoch hinauf, Freund, man hat schon Beispiele erlebt —«

»Et caetera, et caetera,« warf der Herr Adjunct dazwischen; »wenn Bruder Langsam mit den Beispielen beginnt, so kommen wir niemals zu den Beweisen.«

»Es wird demnach das Beste sein, so ist meine unvorgreifliche Meinung,« sagte der Doctor Dreher, »wir lassen vor Allem den Bruder Kanzlisten seine Gedanken entwickeln. Man weiß ja noch nicht, wo das hinaus will, und früher sich einmischen, wäre gegen alle juridische Praxis. Also — ich bitte fortzufahren!«

Sämmtliche Herren waren stillschweigend damit einverstanden, und der Kanzlist sprach nach einigem Räuspern weiter:

»Die heutige Aufhebung des Ordens ist, wie ich zu erkennen glaube, ein Ereigniß, welches unsere Verbindung

äußerſt ſtark berührt. Wir Alle wiſſen, daß es ſich bei dem Erbſchaftsſtreite gegen Baron Linden, über deſſen nähere Natur unſer verehrter Bruder Zwirner uns zu Nutz und Frommen der guten Sache ſehr werthvolle Aufklärungen gegeben hat, zum Theil auch darum handeln muß, alle Jene, welche außer Linden an jenem Vermögen noch ein Intereſſe haben, entweder zu uns herüber zu ziehen, oder ſie ganz entſchieden ſo lange als Feinde zu behandeln, bis ſie entweder capituliren oder unterliegen. Marcell, welcher von Frankreich aus abgeſchickt war, um hier die Sache auf feine Weiſe zu betreiben, hat, wie wir Alle wiſſen, es ſo plump begonnen und ſo gewaltthätig durchgeführt, daß wir Alle dadurch in Gefahr gekommen wären, wenn er, der einzige bekannte Schuldige, ſich nicht ſchnell aus dem Staube gemacht hätte. Aber damit iſt für uns die Gefahr noch immer nicht geringer geworden, und wir hängen außer von dieſem jungen Menſchen Robert Haimon, auch noch von dem bisherigen Provincial der Jeſuiten ab, welcher, wie ich genau weiß, auf den eingeſperrten Wächter vom Stephansfreidhof einen nur allzu großen Einfluß beſitzt. So lange der Orden noch nicht aufgehoben und der Provincial ein mächtiger Mann war, glaubte ich es nicht wagen zu dürfen, mich in Unterhandlungen mit ihm einzulaſſen; jetzt aber, wo die Zeiten anders geworden, dürfte vielleicht die Ausſicht auf eine erkleckliche Zulage zu ſeinen fünfzig Gulden, die er monatlich bekommt, ein Loch in ſeine Grundſätze ſtoßen. Wenn er und Martin für uns ſind, dann mögen die Haimon im Vereine mit Linden einen Proceß anfangen; unſere Zeugen können ſie doch nicht werfen. Deswegen ſagte ich, daß die Aufhebung des *Ordens für uns von großer* Wichtigkeit iſt, denn der Ein*fluß des Provincials auf* die gegenwärtige Hauptperſon des

Proceſſes, auf den alten Wächter,. iſt von entſcheidendem Gewichte.«

»Valde bene, — klug ausgedacht!« lobte Doctor Dreher; »aber was dann, wenn jener Provincial nicht mit uns halten will? Was dann?«

»Deswegen habe ich gleich vorhinein bemerkt,« ſagte der Kanzliſt, »daß wir uns entſcheiden müſſen für die eine oder die andere Partei. Wollen wir nicht für, ſondern gegen unſere franzöſiſchen Freunde ſein, ſo koſtet es nur ein Wort, nur eine Andeutung und derſelbe Provincial beſtimmt den alten Martin gewiß, gegen Marcell und unſere fernen Freunde, und zu Gunſten Lindens aufzutreten. Wir haben es hernach freilich leicht, aber wir ſind dann auch leicht, denn aus der Theilung jener Schätze wird ſchwerlich etwas; und der verehrte Hauspatron hier würde ſich gewiß unangenehm berührt finden, wenn Linden das große Vermögen an ſeinen Neffen vermachte, welcher blind iſt für die Reize der vortrefflichen Baroneſſe Roſa; dem Bruder Doctor dürfte vielleicht lange kein ſo fetter Proceß in den Rachen laufen, als wenn es zu wirklichen ernſten Schritten von Frankreich aus gegen Linden kommt; Bruder Rundlich könnte die verſchiedenen Wechſelchen, welche er auf verſchiedene Leute hat, dann in den Rauchfang hängen, und Freund Zwirner muß unfehlbar allen jenen koſtbaren Experimenten Adieu ſagen, welche ihn nach langem Forſchen endlich ſo nahe dem Steine der Weiſen gebracht haben.«

Der Eindruck dieſer Worte war auf alle Anweſenden ein ſchlagender. Jeder berechnete im Augenblick die Vortheile, welche ihm aus einer Parteinahme gegen Bruder Linden erwachſen, und ſelbſt der Adjunct, welcher im erſten Augenblicke von dieſer neuen Tactik des Kanzliſten etwas überraſcht

ſchien, näherte ſich ihm und ſeine Hand drückend ſagte er leiſe: »Du haſt ganz recht, Bruder, da ſchaut mehr heraus.«

Auch die Andern hatten ſchnell ihren Calcul gemacht, und das Reſultat konnte bei ſo ehrenwerthen Leuten nicht lange zweifelhaft ſein.

»Nur ſicher gehen! das iſt die Hauptſache, damit wir in keine Wäſche hineinkommen!« meinte Herr von Rundlich, und Doctor Dreher machte die Bemerkung, daß man bei dieſer Operation mit großer Vorſicht zu Werke gehen müſſe, denn die Kaiſerin verſtehe in dergleichen Dingen keinen Spaß, und die Juſtiz ſei jetzt ein verteufelt ſtrenges Ding, ſeit ſo viele junge Leute zu Räthen gemacht worden ſeien.

»Das ſind die Folgen der beginnenden Aufklärung!« rief der Reichshofraths-Expedient ärgerlich aus, »ſo ein junger Menſch, ein homo novus, glaubt Gott weiß wie ſtreng ſein zu müſſen, und Leute, wie wir, werden dann in Allem gehemmt. — Uebrigens,« ſetzte er tröſtend hinzu, »es bleibt nicht ewig ſo!«

»Und dafür wollen wir nebenbei auch ein wenig ſorgen!« ſagte der Baron, indem er mit dem Kanzliſten einen vielſagenden Blick wechſelte.

III.

Seit Monaten schon befand sich Martin in enger Haft auf der Schranne, ohne daß sein Proceß einen Schritt vorwärts gemacht hätte. Man hatte sich begnügt, ihn zu verhaften und die Untersuchung gegen ihn einzuleiten, aber diese ging, wie es schien, so langsam vorwärts, daß er seit der ganzen Zeit noch nicht einmal zum Verhör gekommen war. Die damalige Justiz glaubte auf dem Wege des »Mürbemachens« besser und erfolgreicher zum Ziele zu gelangen, als durch Verhöre und Protocollaufnahmen. Hatte man den Verbrecher nur einmal zwischen vier Mauern, so kümmerte man sich eine geraume Zeit weiter nicht um ihn; die Einsamkeit eines oft halb unterirdischen Loches, die Entbehrungen an Nahrung und Kleidung, hielt man für wirksamere Mittel, als das eindringliche Wort des Richters.

Mit Martin schien man aber sonderbarer Weise in einer Beziehung eine Ausnahme machen zu wollen, denn obgleich man ihn in eine einsame Kammer, fern von allen anderen Gefangenen sperrte, so lag diese doch ziemlich hoch und luftig im zweiten Stocke gegen den Hof zu, und wenn den alten Mann auch oft das Geschrei und Jammer seiner Leidensgefährten aufschreckte, welche unter seinem Fenster mit reichlichen Stockprügeln bedient wurden, so hatte er doch eine Begünstigung, welche wenige Gefangene seiner Classe mit ihm theilten, er konnte von dem kleinen vergitterten Fenster aus ein Stück blauen Himmel, einen Sonnenstrahl sehen, und

während der Sommermonate hielten gerade vor seinem Fenster die zahlreichen Sperlinge des alten Hauses ihre lärmvollen Zusammenkünfte. In solchen Momenten dachte er dann freilich oft an das Glück der Freiheit, er stand die Hände wie zum Gebete gefaltet vor dem kleinen vergitterten Fenster, und voll trüben Sinnens sank das graue Haupt ihm auf die Brust herab.

Seine Gedanken waren immer außerhalb der Kerkermauern und die Erinnerung an seine Vergangenheit, an die Schuld seiner letzten Zeit trat um so peinigender vor ihn hin, als er eben jetzt, fern von dem Umgange mit allen Menschen, herausgerissen aus seinem Treiben und Streben, nur zu oft an einzelne Momente der Vergangenheit denken und sich mit bitterer Selbstanklage gestehen mußte, daß sein Leben nicht allein ein verfehltes, sondern auch ein schuldbeladenes sei. Der Anblick seiner Schwester, die wenigen Stunden, die er bei ihr und ihren Kindern zugebracht, ließen die Rinde seiner Brust schmelzen, in den Liebesworten Sophiens und der sorgenvollen Aufopferung Roberts erkannte er den unschätzbaren Werth warmer Theilnahme; er hatte wieder Vertrauen, Liebe, Zuneigung zu den Menschen gewonnen, von denen er seit Jahren sich verfolgt, verstoßen, vergessen und verachtet glaubte; alle besseren Gefühle in seiner Brust blühten wie die verdorrten Blätter einer Jerichorose wieder auf — — — und gerade jetzt, wo dieser Strahl des Glückes in die Nacht seiner Seele fiel, sah er sich weiter als jemals von seinem geträumten Glücke entfernt, sah er sich einsam, gefangen, verachtet, und jeder Willkür wehrlos ausgesetzt.

Die erste Zeit in dem Gefängnisse hatte er es vermie*den, mit dem Aufseher* ein Wort zu sprechen. Ohnehin schien

der Mann, welcher ihn unter ſeiner Obhut hatte, nicht ſehr geneigt, ein vertrauliches Verhältniß des Gefangenen zu ſich aufkommen zu laſſen. Jedes ſeiner kargen Worte ſchien er früher wohl überlegt zu haben, und wenn Martin an ihn eine noch ſo gleichgiltige Frage ſtellte, er konnte ſicher ſein, keinen Beſcheid zu erhalten. Der Aufſeher hatte ſeinerſeits im Anfange verſchiedene Fragen gewagt, als wollte er ſich das Verdienſt erwerben, einen harten Sünder noch vor der Vernehmung etwas weicher zu machen; doch der Verſuch war geſcheitert und einſtweilen nicht wiederholt worden.

Um ſo mehr mußte es Martin überraſchen, als der Aufſeher eines Morgens zu ziemlich ungewöhnlicher Zeit bei ihm eintrat und ſich gleich auf die Bank niederſetzte, wie Einer, der ein Weilchen zu verziehen dachte.

Martin hatte ihn bei ſeinem Kommen gegrüßt, ſich aber dann nicht weiter in ſeinem Auf- und Abgehen ſtören laſſen. Der andere ſchien um einen paſſenden Anfang des Geſpräches verlegen, bevor er endlich begann:

»Eure guten Zeiten, Alter, werden bald vorbei ſein. Ich hab' ſo was munkeln gehört, man will jetzt die Sache mit Euch ſcharf anpacken!«

Martin warf einen Blick zum Himmel und ſagte ruhig und gefaßt: »Wie Gott will! ich bin auf alles gefaßt!«

»Das ſollt' mir Euretwegen lieb ſein,« entgegnete der Andere, »aber ſo haben ſchon Viele geſprochen, und wenn es dann zum Klappen gekommen iſt, haben ſie ſo klein zugegeben, ſo klein, wie man es früher ſelbſt gar nicht einmal gedacht hätte.«

»Ich habe nichts zu läugnen und noch weniger etwas zu geſtehen,« ſagte Martin ſo ruhig wie früher.

»O! thut nur nicht so groß, als ob Ihr ein neugebornes Kindlein wäret; wenn Ihr nichts reden wollt, so werden sich schon Leute finden, welche für Euch reden, und dann — Ihr vergeßt wohl auf die Hausmittelchen, welche das hohe Gericht gegen hartgesottene Sünder bei der Hand hat? Ich sag's Euch, es hat mancher noch hochfahrender als Ihr geredet, und Stein und Bein verschworen, daß er ein wahrer Heiliger an Unschuld sei, wie man ihn aber in die kalte Kammer gebracht hat —«

»Die kalte Kammer! die Folter!« flüsterte Martin tief ergriffen und schlug schaudernd die Hände vor das Gesicht!

Der Gefangenwärter sah ihn mit einem gewissermaßen lauernden Blicke an und schien nicht ohne Befriedigung den Eindruck seiner Worte auf den Greis zu beobachten, welcher unter dem fürchterlichen Gewichte des Gedankens an die Folter zusammenzubrechen schien.

»Es beutelt Euch jetzt bei dem bloßen Gedanken, wie mir scheint,« sagte er nach einer kleinen Pause, »und da hofft Ihr dann vielleicht standhaft sein zu können, wenn der Schmerz Euch die Seele aus dem Leibe herauspreßt? Ich an eurer Stelle — —«

Martin hob bei diesen Worten rasch den Kopf und schaute dem Gefangenwärter erwartungsvoll und gespannt in's Auge.

Dieser aber schwieg und lächelte ganz pfiffig, als er die Wirkung seiner Worte bemerkte.

Wieder entstand eine Pause.

»Was wolltet Ihr sagen?« begann endlich Martin, »*Ihr habt einen Gedanken* hingeworfen, wie einen Strick, *den man einem Ertrinkenden* zuzuschleudern sich bemüht.

Er ſieht, daß man ihn retten will, aber die Angſt verzehrt ihn, ob die Rettung gelingt. Sprecht alſo weiter, ich bitte Euch.«

»Nu, wenn Ihr denn wollt,« begann der Gefangenwärter wieder, »mir kann es recht ſein, es iſt ein Vorſchlag zur Güte, ein menſchenfreundlicher Rath, der überdies nicht einmal von mir ausgeht, damit ich es Euch nur gleich herausſage.« —

»Ein Vorſchlag? Ein Rettungsvorſchlag? Mich will man retten? und wer iſt es denn, der ſo gnädig ſich meiner erbarmt?« rief Martin aufgeregt aus.

»Ihr habt Freunde, Martin,« ſagte der Andere; »und es müſſen gar vornehme Herren ſein, denn ſonſt bekommt man nicht ſo leicht die Bewilligung, hier im Hauſe mit einem Arreſtanten allein und unter vier Augen zu ſprechen.«

»Ihr foltert mich durch dieſe Worte mehr, als es die Maſchine thun könnte,« warf Martin haſtig ein; »wer kann ſich meiner ſo annehmen, wer anders kann es ſein, als Robert, der hohe Gönner beſitzt. Oder —« ſagte er zweifelnd und leiſe für ſich, — — »ſollte der Provincial?«

So wenig laut das letzte Wort auch geſprochen worden, ſo war es doch nicht dem ſcharfen Ohre des Kerkermeiſters entgangen, welcher dabei eine Geberde der Verwunderung nicht unterdrücken konnte. Sein Geſicht zeigte aber gleich wieder die frühere Gleichgiltigkeit, als Martin ſich haſtig mit der Frage an ihn wendete:

»Aufrichtig, Herr, ſeid wahr gegen mich! Gibt es Jemand, der ſich meiner annehmen will, Jemand, der an *mich denkt*, für mich ſich bemüht, deſſen Sorge ſich bis auf *den alten* Martin erſtreckt, der hier im Kerker verfault?«

»Gewiß, Martin, gewiß, und ich kann Euch noch mehr ſagen: wenn Ihr wollt, ſo könnt Ihr den Herrn ſelbſt gleich ſprechen, denn er hat die Ordre gebracht, ihn eine Stunde lang allein bei Euch zu laſſen. Eine ganze Stunde — ſo was iſt mir noch nicht vorgekommen!«

Martins Kopf glühte vor Aufregung. Er mußte ſich an den Tiſch halten, um mühſelig ſeine frühere Faſſung zu gewinnen, welche durch den plötzlichen Hoffnungsſtrahl ſo mächtig erſchüttert worden. Endlich gewann er ſo viel Kraft wieder, daß er mit zitternder Stimme fragen konnte: »Wer will mich ſprechen? und jetzt? gleich — heute noch?«

»Es dauert keine fünf Minuten, wenn Ihr zufrieden ſeid,« lautete die Antwort. »Der Herr ſitzt drüben in der Kanzlei, und hat mich gebeten, nur vorauszugehen und bei Euch mich umzuſehen, wie Ihr gelaunt ſeid. Wenn es Euch alſo recht iſt, und Ihr ſeid geſonnen, mit dem fremden Herrn vernünftig zu reden, auch keine Exceſſe und Lamentationen zu machen, ſo will ich gehen und ihn holen. — Bedenkt, Martin,« ſagte er noch unter der Thüre, »ſo ein Glück, wie Euch zu Theil wird, das möchten Andere wohl zu ſchätzen wiſſen, man nimmt ſich Eurer an, man will Euch protegiren, es hat Jemand an Euch einen Narren gefreſſen; ſeid deswegen geſcheidt!«

Mit dieſen Worten ſchloß er vorſichtig hinter ſich die Thüre zu, und Martin hörte ſeine ſchweren Schritte auf den Steinplatten des Ganges verhallen. — Er befand ſich wieder allein; er hatte eine Spanne Zeit, um die letzten Minuten zu überlegen, aber er war keines zuſammenhängenden Gedankens fähig vor der erdrückenden Menge von Vermuthungen, welche ſich vor ſeine Seele drängten. Wie ein Lichtſtrahl glänzte aus allem die Hoffnung heraus, daß es nur der

Provincial ſein werde, welcher mit ſolcher Wärme ſich ſeines Schickſals annehme, der einzige Mann, welcher neben St. Germain ſein Inneres genau kannte, der einzige endlich, dem Martin ſo viel Einfluß zutraute, um durch das bloße Gewicht ſeiner Stellung in ſolcher Weiſe eingreifen zu können. An Robert dachte er nicht mehr, am allerwenigſten wäre ihm aber der Mann in den Sinn gekommen, welcher alsbald hinter dem Kerkermeiſter in die Zelle trat.

Martin bebte beinahe zurück, als er in dieſes Geſicht ſchaute; er erkannte den Mann nur zu gut — es war der Kanzliſt Schreiber!

»Sei Er ſo gut und laſſe Er mich jetzt mit dem Arreſtanten allein,« waren die erſten Worte, welche der Kanzliſt bei dem Eintritte ſprach, und erſt nachdem der Gefangenwärter mit einer tiefen Verbeugung ſich zurückgezogen, trat der Kanzliſt einige Schritte näher und legte Martin, welcher noch immer wie im ſprachloſen Erſtaunen daſtand, vertraulich die Hand auf die Schulter.

Der alte Mann zuckte bei der Berührung zuſammen, aber er blickte in dieſem Momente auf und ſeine finſtern Blicke begegneten den ſtechenden Augen des Mannes, welcher wie lauernd vor ihm ſtand.

»Was wollen Sie hier und bei mir?« fragte Martin endlich, und das Zittern ſeiner Stimme verrieth die innere Aufregung.

»Was ich will, Martin? Hat ſich bei Euch ſeit längerer Zeit ſchon irgend einer eurer Freunde ſehen laſſen? und iſt nicht derjenige der wahre Freund, der in der Zeit der Noth, wenn alle andern wegbleiben, ſich einſtellt? Habe ich Recht, Martin, oder nicht? Was ſagt Ihr dazu?«

»Ich habe in der letzten Zeit, bevor man mich hieher

brachte, ſchon ſo viel Wunderbares erfahren, daß mich jetzt nichts mehr ſtaunen macht als —«

»Nun, Martin?« fragte der Kanzliſt geſpannt, »welches als? was ſoll nachkommen?«

»Als daß Jemand, dem nichts, gar nichts an mir liegen kann, ſich meiner annimmt!«

Der Kanzliſt ſchien etwas beleidigt.

»Ei, Martin,« ſagte er, »das klingt gar ſehr nach Mißtrauen, und gerade das verdiene ich nicht. Hört mich an! Vergeßt was einmal zwiſchen uns vorgegangen, wir ſind beide Männer, und einmal im Leben muß man doch die alten Rechnungen ausgleichen. Habe ich Euch einmal Unrecht gethan, ſo geſchah es nicht mit Willen, es war nicht meine Schuld, und deswegen möchte ich es gut machen. Vertraut Euch mir an, es ſoll euer Schade nicht ſein, Ihr ſollt mich erſt kennen lernen.«

»Und wenn ich nun glaube, Euch ſchon kennen gelernt zu haben?« fiel ihm Martin in die Rede.

»Dann täuſcht Ihr Euch. Ihr ſollt Euch überzeugen, daß ich mehr für Euch thun kann und thun werde, als nur irgend Jemand es im Stande iſt. Ihr ſeht mich ungläubig an! Ihr lächelt! Ich weiß, Ihr hofft auf den Provincial, daß dieſer in der Stunde der äußerſten Gefahr zu eurer Rettung da ſein werde! Armer Martin, Ihr wißt freilich noch nicht, was geſchehen iſt!«

»Um aller Heiligen Willen! was iſt geſchehen?« ſchrie Martin, durch die letzten Worte des Kanzliſten in Angſt um den Provincial verſetzt, »was iſt geſchehen? iſt der hochwürdigſte Herr geſtorben?«

»Wenn er geſtorben wäre,« ſagte der Kanzliſt leichtfertig, »dann wäre vielleicht das Unglück nicht ſo groß, er

hätte irgend einem Bruder die Sorge um Euch überlassen, denn man weiß es ja, Ihr habt absonderliche Verdienste um die hochwürdigen Herren —«

Martin erbleichte, und mit bebenden Lippen flehte er: »Peinigt mich nicht, Herr! sagt mir gerade heraus, was ist geschehen?«

Der Kanzlist theilte ihm nun in vieler Ruhe und ganz ausführlich die Neuigkeit von der Aufhebung des Ordens mit. Martin hörte fast besinnungslos diese für ihn niederschmetternde Nachricht. Er verwendete kein Auge von dem Gesichte des Kanzlisten. Endlich rief er, jenen unterbrechend, leidenschaftlich aus: »Nein, nein! es ist nicht möglich! Es kann ja gar nicht sein!«

Eine Pause trat ein. Martin war erschöpft auf die Bank hingesunken und hielt den Kopf auf die Hand gestützt, um die Thränen zu verbergen, welche ihm über die gefurchten Wangen rollten. Der Kanzlist stand, den goldenen Knopf seines Stockes an den Lippen, vor ihm und schien nicht ohne Theilnahme die gebrochene Gestalt des Greises zu betrachten. Endlich brach er das Stillschweigen:

»Martin, ich bin gekommen, um Euch jetzt, wo Ihr nun ganz verlassen seid, denn eure Verwandten werden in diesem Processe nichts für Euch thun, Euch meine Hilfe, meine Unterstützung und die Protection einer Person anzubieten, die einflußreicher als der Provincial sich Eurer annehmen würde, wenn Ihr Vertrauen zu mir fassen könntet. Ihr antwortet mir nicht, Martin?«

Der alte Mann raffte sich auf, als er seinen Namen rufen hörte.

»Herr Kanzlist,« sagte er, »wenn Ihr mir einreden wollt, die bloße Theilnahme habe Euch zu mir geführt, so

erſpart Euch die Mühe; ſo wenig als es wahr iſt, ſo wenig glaube ich Euch auch. Aber Ihr ſeid gekommen, wenn auch in irgend einer eigennützigen Abſicht, und habt mir eine Nachricht mitgetheilt, die mich auf das Tiefſte erſchüttert. Ich danke Euch aber doch dafür, denn ich weiß nun, woran ich bin. Redet, wenn Ihr mir etwas zu ſagen habt, ich bin bereit alles zu hören.«

»Wir hätten aber lange zu ſprechen.«

»Ich habe keinen Grund, den Herrn Kanzliſten zu bitten, daß er ſich kurz faſſe. Ich habe wenigſtens eben ſo viel Zeit übrig, als er ſelber.«

IV.

Wenn Robert in ſeiner neuen Wohnung des Morgens aufſtand und einen Blick durch das Fenſter warf, ſo haftete ſein Auge unwillkürlich immer auf dem prachtvollen Blumenflor, welcher alle Fenſter einer Wohnung im erſten Stocke des Hauſes ſchräg gegenüber ſchmückte. Er freute ſich an dem blumenreichen Zimmergarten, als wenn er ſein eigen wäre, und manchmal durchfuhr ſeinen Sinn ein flüchtiger Gedanke an den Lebensgenuß der Leute, welche jene Räume bewohnten. Es fiel ihm aber nie ein, ſich danach zu erkundigen, denn ſobald er vom Fenſter zurückgetreten und die vielen Blumen nicht mehr ſah, waren ſie auch bereits aus ſeinen Gedanken verſchwunden.

Mehr aber noch als er für dieſe Blumen ſchien eine junge Frau ſich für ſeine Fenſter zu intereſſiren. Sie ſaß in jenem Zimmergarten an einem kleinen Tiſchchen, von den Blumen faſt wie von einer Laube umgeben und von den

ſchweren Damaſtvorhängen der Fenſter beinahe verdeckt, und ſchaute oft, den ſchönen Kopf auf die Hand geſtützt, zu jenen Fenſtern hinauf, — von denen Robert ſchon längſt verſchwunden war.

So ſaß ſie eines Vormittags wieder da, als eine ältliche Frau auf dem ſpiegelblanken Boden leiſe auftretend ſich ihr näherte, und faſt bekümmert ſie anſah.

»Euer Gnaden!« ſagte ſie endlich, und der Ton tiefer, faſt mütterlicher Beſorgniß klang durch ihre Stimme — — —

Die junge Frau wendete raſch den Kopf und ſtreckte ihr ſchmerzlich lächelnd die Hand entgegen.

»Du nennſt mich ſchon wieder Euer Gnaden! wie oft habe ich Dich gebeten, es nie zu vergeſſen, was Du mir biſt, und noch mehr — was Du mir warſt! Meine Dienſtleute mögen mich ſo nennen, wie Du es früher gethan. — Für Dich aber,« rief ſie und warf ſich in die Arme der alten Frau, »für Dich bin ich jetzt und für immer deine alte Antonie!«

»Sie machen mich ſtolz durch die Güte und Freundlichkeit, mit welcher Sie mich überhäufen,« entgegnete die Matrone, welche ganz das Weſen einer Gouvernante oder Haushälterin hatte; »aber glücklich, Antonie, würden Sie mich machen, wenn Sie einmal wieder den Frohſinn Ihrer Jugend, die natürliche Heiterkeit Ihrer Seele zurückgewännen. Sie ſind jung und unabhängig, ſchön und gut, das Leben mit ſeinen glänzendſten Seiten ſteht Ihnen offen, und Sie verſinken von Tag zu Tag mehr in Trübſinn, vorzüglich ſeit wir hieher in die Singerſtraße, in die Nähe der Tante Ihres *ſeligen Herrn* Gemals, der Frau Gräfin Vietinska, gezogen ſind.«

Antonie ſah ihre alte Freundin, welche mit dem Ausdrucke der tiefſten Herzlichkeit ſprach, ſchweigend an. Als jene ſchwieg und auf eine Antwort zu warten ſchien, nahm die junge Frau ſie bei der Hand und zog ſie zwiſchen die Blumen ganz nahe zum Fenſter hin.

»Blick' einmal da hinauf!« ſagte ſie endlich und zeigte mit der Hand auf Roberts Fenſter.

Die alte Frau hatte kaum einen Blick in die bezeichnete Richtung geworfen, als ſie verwundert die Hände zuſammenſchlug. »Ja! das ſind freilich dieſelben Fenſter, das iſt dasſelbe Zimmer, aber was kann Ihnen denn jetzt mehr daran liegen? Mir wäre das nicht eingefallen!«

»Siehſt Du, Maria, das iſt ja eben der Unterſchied zwiſchen einem jungen und einem alten Herzen. Dir wäre es nicht eingefallen, und mich quält, ſeit wir hier wohnen, die Sehnſucht nach jenem Zimmer, und ich verzehre mich in Gedanken, wie ich es möglich mache, in jenen vier Mauern, wenn es mir beliebt, einige Stunden zuzubringen, über die Vergangenheit zu träumen und jene glückliche Zeit wenigſtens im Geiſte noch einmal an mir vorüberziehen zu laſſen.«

»Ja, wenn es nichts weiter iſt, dem kann ja bald abgeholfen werden!« rief freudig die alte Frau. — »Gott ſei Dank, daß es nur dieſes iſt, ich habe wahrlich etwas ganz anderes gefürchtet, — und das — —«

»Darüber kannſt Du ruhig ſein, Maria,« ſagte Antonie erröthend, »der freigewordene Vogel ſehnt ſich ſobald nicht wieder in einen Käfig zurück, und wenn er auch ein ſo goldener wäre, als es der meine geweſen iſt. Aber wie willſt Du Rath ſchaffen? Das begreife ich nicht!«

»*Nichts leichter als das!*« meinte Maria ganz zuver-

Er ſieht, daß man ihn retten will, aber die Angſt verzehrt ihn, ob die Rettung gelingt. Sprecht alſo weiter, ich bitte Euch.«

»Nu, wenn Ihr denn wollt,« begann der Gefangenwärter wieder, »mir kann es recht ſein, es iſt ein Vorſchlag zur Güte, ein menſchenfreundlicher Rath, der überdies nicht einmal von mir ausgeht, damit ich es Euch nur gleich herausſage.« —

»Ein Vorſchlag? Ein Rettungsvorſchlag? Mich will man retten? und wer iſt es denn, der ſo gnädig ſich meiner erbarmt?« rief Martin aufgeregt aus.

»Ihr habt Freunde, Martin,« ſagte der Andere; »und es müſſen gar vornehme Herren ſein, denn ſonſt bekommt man nicht ſo leicht die Bewilligung, hier im Hauſe mit einem Arreſtanten allein und unter vier Augen zu ſprechen.«

»Ihr foltert mich durch dieſe Worte mehr, als es die Maſchine thun könnte,« warf Martin haſtig ein; »wer kann ſich meiner ſo annehmen, wer anders kann es ſein, als Robert, der hohe Gönner beſitzt. Oder —« ſagte er zweifelnd und leiſe für ſich, — — »ſollte der Provincial?«

So wenig laut das letzte Wort auch geſprochen worden, ſo war es doch nicht dem ſcharfen Ohre des Kerkermeiſters entgangen, welcher dabei eine Geberde der Verwunderung nicht unterdrücken konnte. Sein Geſicht zeigte aber gleich wieder die frühere Gleichgiltigkeit, als Martin ſich haſtig mit der Frage an ihn wendete:

»Aufrichtig, Herr, ſeid wahr gegen mich! Gibt es Jemand, der ſich meiner annehmen will, Jemand, der an *mich denkt*, für mich ſich bemüht, deſſen Sorge ſich bis auf *den alten Martin* erſtreckt, der hier im Kerker verfault?«

»Gewiß, Martin, gewiß, und ich kann Euch noch mehr ſagen: wenn Ihr wollt, ſo könnt Ihr den Herrn ſelbſt gleich ſprechen, denn er hat die Ordre gebracht, ihn eine Stunde lang allein bei Euch zu laſſen. Eine ganze Stunde — ſo was iſt mir noch nicht vorgekommen!«

Martins Kopf glühte vor Aufregung. Er mußte ſich an den Tiſch halten, um mühſelig ſeine frühere Faſſung zu gewinnen, welche durch den plötzlichen Hoffnungsſtrahl ſo mächtig erſchüttert worden. Endlich gewann er ſo viel Kraft wieder, daß er mit zitternder Stimme fragen konnte: »Wer will mich ſprechen? und jetzt? gleich — heute noch?«

»Es dauert keine fünf Minuten, wenn Ihr zufrieden ſeid,« lautete die Antwort. »Der Herr ſitzt drüben in der Kanzlei, und hat mich gebeten, nur vorauszugehen und bei Euch mich umzuſehen, wie Ihr gelaunt ſeid. Wenn es Euch alſo recht iſt, und Ihr ſeid geſonnen, mit dem fremden Herrn vernünftig zu reden, auch keine Exceſſe und Lamentationen zu machen, ſo will ich gehen und ihn holen. — Bedenkt, Martin,« ſagte er noch unter der Thüre, »ſo ein Glück, wie Euch zu Theil wird, das möchten Andere wohl zu ſchätzen wiſſen, man nimmt ſich Eurer an, man will Euch protegiren, es hat Jemand an Euch einen Narren gefreſſen; ſeid deswegen geſcheidt!«

Mit dieſen Worten ſchloß er vorſichtig hinter ſich die Thüre zu, und Martin hörte ſeine ſchweren Schritte auf den Steinplatten des Ganges verhallen. — Er befand ſich wieder allein; er hatte eine Spanne Zeit, um die letzten Minuten zu überlegen, aber er war keines zuſammenhängenden Gedankens fähig vor der erdrückenden Menge von Vermuthungen, welche *ſich vor ſeine Seele* drängten. Wie ein Lichtſtrahl *glänzte aus allem die Hoffnung* heraus, daß es nur der

hinbringen zu können. Sie hatte dadurch Gelegenheit gehabt, die vielen ſchätzenswerthen Eigenſchaften ſeines Geiſtes, die umfaſſende Bildung, den klaren practiſchen Verſtand und die Energie des Willens bei ihm kennen zu lernen, welche ihr ihn für die Stelle, die er bei ihr bekleidete, nur um ſo werthvoller machten. So hatte ſich bei ihr ſchon nach wenigen Wochen eine faſt mütterliche Zuneigung für den jungen Mann herausgebildet, und ſie empfand alle die ſüßen Freuden wahrer Theilnahme, wenn ſie mit ihm über ſeine eigenen Verhältniſſe, ſeine Familie, ſeine Hoffnungen für die Zukunft ſprechen konnte. Letzteren Punct berührte ſie freilich am wenigſten und geſchah es, dann klang ihre Stimme dabei ſo weich und milde, als wenn die Ahnung eines baldigen Todes hindurchzitterte. Dagegen ließ ſie ſich gern von Robert von ſeiner Mutter, die er ſo zärtlich liebte, von ſeiner Schweſter, die er nie ohne Entzücken nannte, erzählen und die Gräfin war heute faſt böſe, daß Robert auf ihr öfteres Verlangen ihr dennoch dieſe beiden Glieder ſeiner Familie noch nicht vorgeſtellt habe.

»Verzeihung, gnädigſte Gräfin!« bat der junge Mann, »aber ich wagte es trotz Ihrer Gnaden gütigſte Aufforderung bisher noch nicht, weil —«

»Ja, welches Weil! Nur heraus damit; was ſtockt Er denn? Er weiß es, Haimon, daß ich vor allem Offenheit liebe.«

»Meine arme Mutter,« antwortete er, »iſt fortwährend kränklich, ſeit ein ſchwerer Familienſchlag ſie vor einiger Zeit getroffen. Sie würde Euer Gnaden nur das trübe *Bild einer* Leidenden vor die Augen bringen, und allein, *verzeihen* Euer Gnaden, würde es ſich für meine Schweſter *nicht ziemen*, ihre Aufwartung zu machen.«

brachte, ſchon ſo viel Wunderbares erfahren, daß mich jetzt nichts mehr ſtaunen macht als —«

»Nun, Martin?« fragte der Kanzliſt geſpannt, »welches als? was ſoll nachkommen?«

»Als daß Jemand, dem nichts, gar nichts an mir liegen kann, ſich meiner annimmt!«

Der Kanzliſt ſchien etwas beleidigt.

»Ei, Martin,« ſagte er, »das klingt gar ſehr nach Mißtrauen, und gerade das verdiene ich nicht. Hört mich an! Vergeßt was einmal zwiſchen uns vorgegangen, wir ſind beide Männer, und einmal im Leben muß man doch die alten Rechnungen ausgleichen. Habe ich Euch einmal Unrecht gethan, ſo geſchah es nicht mit Willen, es war nicht meine Schuld, und deswegen möchte ich es gut machen. Vertraut Euch mir an, es ſoll euer Schade nicht ſein, Ihr ſollt mich erſt kennen lernen.«

»Und wenn ich nun glaube, Euch ſchon kennen gelernt zu haben?« fiel ihm Martin in die Rede.

»Dann täuſcht Ihr Euch. Ihr ſollt Euch überzeugen, daß ich mehr für Euch thun kann und thun werde, als nur irgend Jemand es im Stande iſt. Ihr ſeht mich ungläubig an! Ihr lächelt! Ich weiß, Ihr hofft auf den Provincial, daß dieſer in der Stunde der äußerſten Gefahr zu eurer Rettung da ſein werde! Armer Martin, Ihr wißt freilich noch nicht, was geſchehen iſt!«

»Um aller Heiligen Willen! was iſt geſchehen?« ſchrie Martin, durch die letzten Worte des Kanzliſten in Angſt um den Provincial verſetzt, »was iſt geſchehen? iſt der hochwürdigſte Herr geſtorben?«

»Wenn er *geſtorben wäre*,« ſagte der Kanzliſt leichtfertig, *»dann wäre vielleicht* das Unglück nicht ſo groß, er

habe, gehe Er indeſſen in das Zimmer daneben, ich werde Ihn gleich wieder rufen.«

Robert verließ unter einer tiefen Verbeugung das Gemach und begab ſich in das anſtoßende Zimmer.

Er hatte noch die hohe ſchwere Flügelthüre hinter ſich nicht ganz zugezogen, als er bereits im Zimmer der Gräfin das Kommen des Beſuches vernahm, und bei dem Klange der Stimme des einen Mannes vor Ueberraſchung ganz vergaß, die Thüre hinter ſich feſtzuſchließen, — ſie blieb angelehnt, und er war im Stande, jedes Wort, welches bei der Gräfin geſprochen wurde, zu hören.

Die Eingetretenen waren — der Kanzliſt Schreiber und zwei fremde Männer von ziemlich ärmlichem Aeußeren.

Bei dem Nahen des Kanzliſten hatte ſich die Gräfin etwas im Stuhle erhoben und die Ankommenden mit einem leichten Neigen des Kopfes begrüßt.

»Er hält Wort, Herr Kanzliſt,« ſagte ſie, »und ich bin ihm dankbar, daß Er ſo ſorgſam den Wünſchen meines Herzens entgegenkommt. Wollte Gott nur, ich könnte ſo reichlich meine Pflicht als Menſch und Chriſtin erfüllen, wie ich es ſehnlichſt und von Herzen wünſche.«

»Euer gräfliche Gnaden erwerben ſich auf Erden ſchon die himmliſche Krone,« entgegnete ſich tief bückend der Kanzliſt und drückte ſeine Lippen auf den ſchweren Brocatſtoff ihres Kleides; »Euer hochgräflichen Gnaden unterthänigſter Knecht iſt überglücklich, von einem ſolchen Engel der Milde und des Wohlthuns zum irdiſchen Boten verwendet zu werden. Wenn ich mir eine Stufe zum Himmel erobere, ſo ſind Euer hochgräfliche Gnaden der Werkmeiſter, welcher die *Leiter dazu baut.*«

»*Ich bitte* Ihn, Herr geheimer Kanzliſt, ſchweige Er

davon, Er weiß, ich mag derlei nicht gern hören,« sagte die Gräfin, und ein Schatten von Unmuth flog über ihr Gesicht. — »Aber,« setzte sie hinzu, »wer sind die Männer, die Er da mit hereingebracht hat? Ich wünsche das nicht; Er hätte sich unseres Pactes erinnern sollen.«

»Verzeihung, Euer gräfliche Gnaden,« entgegnete der Kanzlist neuerdings mit einer tiefen Verbeugung, »aber ich lebe der süßen Hoffnung, Euer gräfliche Gnaden werden mir diesmal meinen Vorwitz verzeihen, sintemalen ich in der That gemeint habe, hier und in diesem außerordentlichen Falle eine Ausnahme von Euer gräflichen Gnaden Befehl machen zu dürfen.«

»In diesem Falle? was will Er damit sagen? erkläre Er sich deutlicher.«

»Ich habe Euer hochgräfliche Gnaden,« ließ sich der Kanzlist vernehmen, »um die Huld angefleht, meine niedrige Verwendung zum Besten zweier würdigen Männer zu Euer Gnaden Füßen legen zu dürfen. Diese beiden Herren hier — die Männer verbeugten sich bei diesen Worten — gehören zu jenen Märtyrern der guten Sache, jenen unverschuldet Leidenden, welchen nicht allein die heißeste Theilnahme jedes Menschenfreundes, sondern auch, was mehr noch sagen will, der fromme Segen aller christlichen Herzen auf ihrem Lebenswege folgt.«

»Herr Kanzlist,« rief die Gräfin, welche jetzt das Weitere zu errathen schien, »ich will doch nicht hoffen, — o mein Gott! die Herren stehen vor mir, ich habe es versäumt, Plätze anzubieten. Hochwürdige Herren, verzeihen Sie mir, — die Ueberraschung, ich bin ganz verwirrt.«

Die gute *Dame schien in* peinlicher Verlegenheit. Die *beiden fremden Männer standen* immer noch vor ihr da, die

ſchweren Damaſtvorhängen der Fenſter beinahe verdeckt, und ſchaute oft, den ſchönen Kopf auf die Hand geſtützt, zu jenen Fenſtern hinauf, — von denen Robert ſchon längſt verſchwunden war.

So ſaß ſie eines Vormittags wieder da, als eine ältliche Frau auf dem ſpiegelblanken Boden leiſe auftretend ſich ihr näherte, und faſt bekümmert ſie anſah.

»Euer Gnaden!« ſagte ſie endlich, und der Ton tiefer, faſt mütterlicher Beſorgniß klang durch ihre Stimme — — —

Die junge Frau wendete raſch den Kopf und ſtreckte ihr ſchmerzlich lächelnd die Hand entgegen.

»Du nennſt mich ſchon wieder Euer Gnaden! wie oft habe ich Dich gebeten, es nie zu vergeſſen, was Du mir biſt, und noch mehr — was Du mir warſt! Meine Dienſtleute mögen mich ſo nennen, wie Du es früher gethan. — Für Dich aber,« rief ſie und warf ſich in die Arme der alten Frau, »für Dich bin ich jetzt und für immer deine alte Antonie!«

»Sie machen mich ſtolz durch die Güte und Freundlichkeit, mit welcher Sie mich überhäufen,« entgegnete die Matrone, welche ganz das Weſen einer Gouvernante oder Haushälterin hatte; »aber glücklich, Antonie, würden Sie mich machen, wenn Sie einmal wieder den Frohſinn Ihrer Jugend, die natürliche Heiterkeit Ihrer Seele zurückgewännen. Sie ſind jung und unabhängig, ſchön und gut, das Leben mit ſeinen glänzendſten Seiten ſteht Ihnen offen, und Sie verſinken von Tag zu Tag mehr in Trübſinn, vorzüglich ſeit wir hieher in die Singerſtraße, in die Nähe der Tante Ihres *ſeligen Herrn* Gemals, der Frau Gräfin Vietinska, gezogen ſind.«

Antonie sah ihre alte Freundin, welche mit dem Ausdrucke der tiefsten Herzlichkeit sprach, schweigend an. Als jene schwieg und auf eine Antwort zu warten schien, nahm die junge Frau sie bei der Hand und zog sie zwischen die Blumen ganz nahe zum Fenster hin.

»Blick' einmal da hinauf!« sagte sie endlich und zeigte mit der Hand auf Roberts Fenster.

Die alte Frau hatte kaum einen Blick in die bezeichnete Richtung geworfen, als sie verwundert die Hände zusammenschlug. »Ja! das sind freilich dieselben Fenster, das ist dasselbe Zimmer, aber was kann Ihnen denn jetzt mehr daran liegen? Mir wäre das nicht eingefallen!«

»Siehst Du, Maria, das ist ja eben der Unterschied zwischen einem jungen und einem alten Herzen. Dir wäre es nicht eingefallen, und mich quält, seit wir hier wohnen, die Sehnsucht nach jenem Zimmer, und ich verzehre mich in Gedanken, wie ich es möglich mache, in jenen vier Mauern, wenn es mir beliebt, einige Stunden zuzubringen, über die Vergangenheit zu träumen und jene glückliche Zeit wenigstens im Geiste noch einmal an mir vorüberziehen zu lassen.«

»Ja, wenn es nichts weiter ist, dem kann ja bald abgeholfen werden!« rief freudig die alte Frau. — »Gott sei Dank, daß es nur dieses ist, ich habe wahrlich etwas ganz anderes gefürchtet, — und das — —«

»Darüber kannst Du ruhig sein, Maria,« sagte Antonie erröthend, »der freigewordene Vogel sehnt sich sobald nicht wieder in einen Käfig zurück, und wenn er auch ein so goldener wäre, als es der meine gewesen ist. Aber wie willst Du Rath schaffen? Das begreife ich nicht!«

»*Nichts leichter als* das!« meinte Maria ganz zuver-

chen Dingen ganz unerfahren ſind, und Er iſt ein gewandter, thätiger und verläßlicher Mann. Alſo laſſe Er ſich nicht abhalten. Mit Gott! Ich ſehe Ihn ſchon wieder.«

Die Gräfin verneigte ſich bei dieſen Worten gegen die beiden Fremden, welche bereits aufgeſtanden waren, und ſie ſowohl als der Kanzliſt gingen rückwärts bis zur Thüre, wo ſie noch eine tiefe Verbeugung machten, bevor ſie ſich entfernten.

Die Gräfin war jetzt allein — ſie ſtand, mit der Hand auf das Moſaiktiſchchen aufgeſtützt, und ſagte zufrieden zu ſich ſelbſt: »Ich glaube, ich habe eine gute That gethan.«

In dieſem Augenblicke klopfte es an die Thüre des Cabinets. Sie rief, und Robert erſchien an der Schwelle — bleich, abgeſpannt, wie von einer tiefen Aufregung durchzittert.

V.

Die Gräfin erſchrak faſt, als ſie in das bleiche Antlitz Roberts blickte, welcher trotz aller ſeiner Mühe ſeine Bewegung nicht zu bemeiſtern vermochte. Sie trat ihm beſorgt einen Schritt entgegen und fragte: „Was iſt Ihm, Haimon? Er ſieht ja ganz verſtört aus! Ich glaube gar Er zittert! Setze Er ſich doch nieder und erhole Er ſich.«

Robert verbeugte ſich dankend gegen die milde Frau und verſuchte mit allem Aufwand ſeiner inneren Kraft ſich wenigſtens ſo weit zu faſſen, um ihr die Urſache ſeiner Aufregung mittheilen zu können. Erſt nach einem Weilchen brachte er es ſo weit, ihr mit klaren nackten Worten ſeine Vermuthung, daß ſie an einen Unwürdigen ihre Wohlthat verſchwendet habe, mittheilen zu können.

tonie!« ſagte ſie halbleiſe für ſich, »ich beſorge faſt, daß nicht das kleine Zimmer, nicht die früheren Erinnerungen, ſondern daß ganz neue Eindrücke deinen Blick und deine Gedanken ſo ſehr in jenen vierten Stock hinaufziehen.«— Sie ſtand einen Augenblick wie nachdenkend da. — »Wer kann es mir verwehren, oder auch nur übel denken, wenn ich ſelbſt gehe und mich um das Nähere erkundige. Beſſer iſt beſſer, und man kann in unſerer Zeit und bei einem jungen Herzen nicht vorſichtig genug ſein. Gott gebe nur, daß ich keine ſchlimme Kundſchaft einziehe!« — —

Je mehr Robert in dem Vertrauen der Gräfin ſtieg, deſto mehr wuchs aber auch die Laſt ſeiner Arbeiten. Die Dame ſah jetzt erſt ein, in welchen Händen ſie ſich ſeit dem Tode ihres Gemals befunden, und genauere Ausweiſe, welche ihr neuer Beamter ihr vorlegte, überzeugten ſie, daß der ganze Zuſtand der Adminiſtration ihrer ausgedehnten Güter einer durchgreifenden Verbeſſerung bedürfe. Sie wußte keinen verläßlicheren, keinen geſchickteren Arbeiter dafür, als Robert, und dieſer ſelbſt fühlte eine ſolche Zuneigung zu der Frau, die ihm ſo mütterlich und ſo vertrauungsvoll entgegengekommen, daß er mit Freude es übernahm, den Wuſt alter Mißbräuche, ſo weit ſich dieſes vom Arbeitstiſche aus thun ließ, aufzuräumen.

Zweimal in der Woche hatte er von der Gräfin ſich eine Stunde des Nachmittags ausgebeten, wo er ihr Bericht über das, was er anzuordnen vorſchlagen würde, ſo wie über das Geſchehene erſtatten könnte, und die freundliche Herrſchaft verlängerte dieſe Geſchäftsſtunde immer um ein Bedeutendes, m noch einige Zeit mit Robert in mannigfachem Geſpräche

Gräfin neuerdings an ihn dieselbe Frage stellte: »Ich glaube sogar davon überzeugt zu sein.«

Die Gräfin ging einige Male, wie mit ihren Gedanken kämpfend, im Zimmer auf und ab; endlich blieb sie knapp vor Robert stehen.

»Haimon, Er hat mich durch Seine Worte sehr beunruhigt,« sagte sie. »Ich weiß es wohl, daß ich selbst Ihn aufgefordert habe, die Leute, welche von mir Unterstützungen erhalten, zu überwachen; ich will wissen, auf welchen Boden meine Gaben fallen. Aber Er hat heute, wo Er nicht dazu beauftragt war, sich in meine Angelegenheit gemischt, und Seine Anklage betrifft gerade einen Mann, welchen ich für rein wie lauteres Gold halte. Denke Er nur selbst nach, Haimon, wird man es denn wagen, solchen groben Betrug mir gegenüber zu spielen? Wird ein so frommer christlicher Herr, wie der geheime Kanzlist, sich erkühnen, mir Gott weiß was für Leute als geweihte Priester vorzustellen? Denke Er selbst darüber nach!«

Robert war von diesen Zweifeln tief bewegt. Er erkannte darin jenen schönen Zug eines edlen Herzens, welches nicht glauben kann, daß man mit dem Heiligsten einen frevlen Spott zu gemeinem Zwecke treiben könne, und das lieber einen Leichtsinn der Jugend oder eine Uebereilung zu verzeihen bereit ist, als sich selbst eingesteht, schmählich betrogen zu sein.

Deswegen antwortete der junge Mann auch nicht auf diese Vorwürfe, er begnügte sich, der Gräfin mit einem jener stummen aber vielberedten Blicke in's Auge zu schauen, wie sie der Unschuld und der reinen Ueberzeugung so eigen sind.

»Ich muß in dieser Sache Licht bekommen,« begann die *Gräfin wieder.* »Setze Er sich gleich an meinen Tisch, Hai-

mon, und ſchreibe Er an den Pater Mansperger, ich laſſe ihn bitten, mich morgen Vormittag zu beſuchen. Ich werde ihn fragen, er kennt den Herrn geheimen Kanzliſten ebenfalls, und ich bin überzeugt, daß Er, mein Freund,« — ſie legte bei dieſen Worten ihre feine ſchmale Hand auf Roberts Schulter — »dann anderer Meinung ſein wird.«

Robert befolgte den Befehl der Gräfin und ſchrieb. Er reichte ihr dann den Brief zur Unterſchrift, und ſie zeichnete ihren Namen, nicht ohne vorher das Schreiben genau durchgegangen zu haben. — »Es iſt gut ſo!« ſagte ſie, ſiegelte dann den Brief ſelbſt und befahl Robert, ihn ſogleich durch einen Bedienten in die Wohnung des Paters Mansperger beſorgen zu laſſen.

Als Robert das Zimmer verließ, ſah ſie ihm lange und mit einem ſehr weichen Blicke nach.

»Er iſt mir treu,« ſprach ſie zu ſich ſelbſt, »er mag vielleicht ſogar nicht ganz Unrecht haben, aber ich kann dennoch nicht den Gedanken faſſen, daß Schreiber ſich derart gegen mich vergangen haben ſollte. Er, der ſeit Jahren ſo große Summen von mir bezogen, der mir von Zeit zu Zeit ganze Familien vorgeſtellt hat, deren Glück durch meine Gaben gegründet ſein ſollte, — er hätte mich betrogen?«

Robert trat wieder ein und meldete, daß der Befehl der gnädigen Frau Gräfin bereits vollzogen ſei.

»So, das iſt mir lieb!« ſagte ſie wieder in dem ſanften, ruhigen, einnehmenden Tone, welcher ihr ſo ſehr eigen; »dann können wir auch wieder an unſere unterbrochene Arbeit gehen. Es wird ohnehin ſpät, bevor wir fertig werden, für heute muß Er mir alſo ſchon den Abend ſchenken.«

Robert *antwortete nur* mit einer Verbeugung, worauf *er die Acten wieder von* dem Tiſche, auf welchen er ſie früher

habe, gehe Er indeſſen in das Zimmer daneben, ich werde Ihn gleich wieder rufen.«

Robert verließ unter einer tiefen Verbeugung das Gemach und begab ſich in das anſtoßende Zimmer.

Er hatte noch die hohe ſchwere Flügelthüre hinter ſich nicht ganz zugezogen, als er bereits im Zimmer der Gräfin das Kommen des Beſuches vernahm, und bei dem Klange der Stimme des einen Mannes vor Ueberraſchung ganz vergaß, die Thüre hinter ſich feſtzuſchließen, — ſie blieb angelehnt, und er war im Stande, jedes Wort, welches bei der Gräfin geſprochen wurde, zu hören.

Die Eingetretenen waren — der Kanzliſt Schreiber und zwei fremde Männer von ziemlich ärmlichem Aeußeren.

Bei dem Nahen des Kanzliſten hatte ſich die Gräfin etwas im Stuhle erhoben und die Ankommenden mit einem leichten Neigen des Kopfes begrüßt.

»Er hält Wort, Herr Kanzliſt,« ſagte ſie, »und ich bin ihm dankbar, daß Er ſo ſorgſam den Wünſchen meines Herzens entgegenkommt. Wollte Gott nur, ich könnte ſo reichlich meine Pflicht als Menſch und Chriſtin erfüllen, wie ich es ſehnlichſt und von Herzen wünſche.«

»Euer gräfliche Gnaden erwerben ſich auf Erden ſchon die himmliſche Krone,« entgegnete ſich tief bückend der Kanzliſt und drückte ſeine Lippen auf den ſchweren Brocatſtoff ihres Kleides; »Euer hochgräflichen Gnaden unterthänigſter Knecht iſt überglücklich, von einem ſolchen Engel der Milde und des Wohlthuns zum irdiſchen Boten verwendet zu werden. Wenn ich mir eine Stufe zum Himmel erobere, ſo ſind Euer hochgräfliche Gnaden der Werkmeiſter, welcher die Leiter dazu baut.«

»*Ich bitte* Ihn, Herr geheimer Kanzliſt, ſchweige Er

ſie nicht durch ſeinen Trübſinn zu beunruhigen, und beſchloß, lieber noch einen kleinen Spazirgang durch die Straßen zu machen, bevor er in ſeine einſame Wohnung zurückkehrte.

Unweit vom Stock im Eiſen fühlte er ſich plötzlich von rückwärts am Arme gefaßt, und eine nicht ganz unbekannte Stimme rief ihm zu:

»Trifft man Sie endlich, Flüchtling, Ausreißer, ſtolzer Mann? Ja, wenn man ein großer Herr wird, iſt's freilich ganz anders!«

Ueberraſcht ſah ſich Robert um und blickte in ein ihm halb bekanntes Geſicht. Nicht ſehr freundlich über die unerwartete Störung wollte er ſich mit einigen kalten Worten losmachen, der Andere aber hatte bereits ſeine Hand gefaßt und drückte ſie lebhaft.

»Habe ich Sie beleidigt?« ſagte er in dem gutmüthigſten Tone von der Welt, »ſo ſoll es mir herzlich leid ſein. Aber nein, beleidigt ſind Sie nicht, nur etwas verſtimmt heute; freilich, wenn man ein großer Herr geworden iſt, hat man auch große Sorgen und ſeine kleinen Launen.«

Er hatte letzteres in einem ſo unbeſchreiblichen Tone von Gutmüthigkeit und leichtem Spott geſagt, daß Robert ſich jetzt erſt ſeinen Mann genauer anſah, und als er ihn erkannte, flog ein lichter Strahl des Lächelns über ſeine bisher verdüſterten Züge.

»Herr Rubin!« ſagte er überraſcht; »wie kommen Sie hierher? jetzt erkenne ich Sie erſt.«

»Iſt's meine Schuld, daß Ihr Gedächtniß ſo ſchwache Augen für Ihre Freunde hat?« antwortete der alte Student, der ſeinem Aeußern nach nicht in beſſere Umſtände gekommen zu ſein ſchien. »Herr Haimon,« fuhr er geſprächig fort, »es

ist jetzt schon so lange, daß ich nicht das Vergnügen gehabt habe, Sie zu sehen, Sie können sich nicht denken, wie oft mein Magen an Sie gedacht hat.«

»Aber sagen Sie mir nur, Rubin,« fragte Robert mitleidig, »geht es Ihnen denn noch immer so schlecht?«

»Was heißt schlecht gehen? Schlecht gehen heißt: wenigstens doch noch gehen; ich stecke aber so tief d'rin, daß von einem Weiterkommen gar nicht mehr die Rede sein kann.«

»Ich begreife nicht, Rubin. Sie sind doch ein Mensch, der etwas gelernt hat. warum sehen Sie sich nicht um eine Beschäftigung um?«

»Das geht schwer,« meinte Rubin mit kläglicher Miene, »ich möchte es wohl gern, aber es nimmt mir zu viel Zeit weg.«

»Also haben Sie doch schon viel Beschäftigung, nur trägt sie Ihnen nicht genug!« sagte Robert, der herzlichen Antheil an dem lustigen Taugenichts zu nehmen schien.

»Freilich,« antwortete Rubin lachend, »denken Sie nur, wie viel Zeit ich auf's Nichtsthun brauche, und die verliere ich rein, wenn ich eine Beschäftigung annehme. Was bleibt mir also übrig? Der Herr Regierungsrath Sonnenfels ist leider anderer Meinung, und hat mich gerade heute fortgejagt.«

»Ich glaube, Rubin, er hat unter solchen Umständen ganz recht daran gethan.«

»Was wollen Sie? ich glaube es am Ende selbst, aber kann ich dafür, daß ich ein Genie bin? und Sie wissen, wir Genies haben immer unsere Eigenheiten. Aber reden wir von etwas Anderem. Warum kommen Sie denn gar nicht in unsere Conventikel? Sie glauben nicht, wie prächtig die jetzt geworden sind, wir haben ein neues Mitglied gewonnen,

einen jungen Mann, der bisher bei den Jesuiten war, einen gewissen Blumauer. Den sollten Sie reden hören. Gott im Himmel, was ist das für ein verbotenes Maul! Aber Ihr Freund, mit dem Sie immer gekommen sind, der Doctor Mesmer, der scheint jetzt auch ein gar stolzer Herr geworden zu sein, läßt sich nicht mehr sehen und will unsereinen auf der Gasse gar nicht wieder erkennen.«

Robert war bei diesem Namen aufmerksam geworden. Er hatte Mesmer zwar aus den Augen, aber nicht gänzlich aus den Gedanken verloren. Er mußte, daß wußte er wohl, gegen diesen Mann auf seiner Hut sein und in ihm einen seiner gefährlichsten Feinde sehen.

»Glauben Sie mir aber,« fuhr Rubin fort, »es ist nicht klug von ihm, daß er so gegen mich ist; mit mir hätte er sich vertragen sollen, denn er weiß —«

In diesem Augenblicke streifte eine weibliche Gestalt hart an Beiden vorbei und Rubin drückte fest Roberts Arm.

»Haben Sie die erkannt? Mir scheint, Sie haben gar nicht gesehen, was sie mir für einen Basiliskenblick zugeworfen hat; die weiß auch viel vom Doctor Mesmer zu erzählen, und ob er nicht gegenseitig von ihr, das will ich auch nicht verschwören.«

Robert hatte nur zu wohl die stark verschleierte Dame erkannt, welche eilends an ihnen vorübergehuscht; Rosa war's und die letzte Aeußerung Rubins hatte ihn gerade in diesem Augenblicke neugieriger gemacht.

»Woher kennen Sie diese Dame?« fragte Robert etwas betroffen über den Ton, mit welchem Rubin von der Baronin gesprochen.

»*Ich habe Ihnen ja* schon gesagt, daß sie viel von Mes-

mer zu erzählen weiß, Sie können alſo denken, woher ich ſie kenne. Wie Sie mich hier ſehen, habe ich auch ſchon als postillon d'amour Dienſte geleiſtet, — freilich ohne Horn,« ſetzte er lachend hinzu; »das überlaſſe ich gern dem Galant ſelbſt.«

»Alſo Sie glauben, daß zwiſchen Mesmer und der Baronin Roſa ein intimes Verhältniß ſtattfindet?«

»Glauben! glauben heißt nicht wiſſen; wenn ich es aber weiß, wie können Sie dann fragen: ob ich glaube?«

»Und wiſſen Sie etwas Näheres darüber, Rubin? Mich würde die Sache intereſſiren, weil ich Beide doch ſo genau kenne.«

»Ob ich etwas Näheres weiß! Bis auf das Allernächſte weiß ich nahe Alles. Welches Nähere wollen Sie alſo wiſſen?«

Robert und Rubin waren während des Geſpräches durch mehrere Gaſſen fortgeſchlendert. Dieſe Plaudereien wirkten zerſtreuend auf Roberts Trübſinn, und ſo waren ſie bis an die Ecke des Kohlmarkts bei dem Hauſe zu den drei Laufern angekommen, wo Rubin wie angenagelt ſtehen blieb

Robert ſprach eben und bemerkte im erſten Augenblicke nicht die Abſicht ſeines Gefährten. Weiter redend wollte er weiter gehen. Rubin hielt ihn zurück.

»Sehen Sie, Herr Haimon,« begann er, »wenn zwei ſo alte Freunde, wie wir, ſich nach ſo langer Zeit wieder einmal treffen, ſo ſollten ſie von Gottes und Rechts wegen nicht ſobald auseinandergehen. Hier winkt uns Gottes Finger,« ſagte er und zeigte auf das Bierzeichen über dem Thore des Dreilauferhauſes; »ich ſehe es Ihnen an, Sie haben ſeit langer Zeit kein gutes Bier getrunken, ich will

Ihnen, damit Sie nicht allein sind, Gesellschaft leisten, ich weiß, der Trunk schmeckt dann zehnmal besser, wenn man ein wenig dabei plaudern kann.«

Robert mußte über die Art, wie Rubin sich einlud, lächeln, und war gerne bereit, ein Stündchen noch mit ihm zuzubringen. Er hoffte vielleicht Mehreres über Mesmer und Rosa zu hören, und dann war ihm das Zusammentreffen mit dem alten Studenten schon aus dem Grunde nicht unlieb, weil er selbst seinen eigenen Plan mit ihm verhatte. Er trat deshalb mit ihm in die Bierstube »zum Lothringer« ein, deren Schild heutzutage noch an dem Hause neben den drei Laufern zu sehen ist.

Das Innere einer damaligen Bierstube unterschied sich in vieler Beziehung von den Localen, wie sie heute sind. Ledergepolsterte Bänke und schwere Stühle standen um die großen eichenen Tische, die Kellner und Buben mit langen blauen Vortüchern eilten geschäftig hin und her; der Wirth, an dem grünen aufgestülpten Sammtkäppchen kennbar, stand hinter dem großen Schenktisch und goß aus großen kupfernen Kannen den fast schwarzen Gerstensaft in hohe Gläser mit blanken Zinndeckeln oder in kleine, wie Silber glänzende Zinnkrüge.

Als Robert und sein Gefährte eintraten, waren noch sehr wenig Leute da. Doch bemerkte Robert ganz im Hintergrunde der Stube zwei Männer, welche an einem Tische zusammengerückt sehr angelegentlich sprachen. Ohne auf Rubin zu merken, der ihn an einen andern Platz hinziehen wollte, schritt Robert gerade auf jenen Tisch los und setzte sich nicht weit von den Beiden nieder. Rubin war ihm, erstaunt über die plötzlichen raschen Bewegungen, ohne ein Wort zu sprechen gefolgt; ein Wink mit dem Auge von dem jungen

Manne genügte, um ihm begreiflich zu machen, daß der Platz nicht ohne Absicht gewählt worden.

Robert hatte in den beiden Gästen des Bierhauses »zum Lothringer« die Begleiter des Kanzlisten erkannt, welche kurz vorher von der Gräfin so ansehnlich beschenkt worden waren.

VI.

Die beiden Genossen des Herrn Kanzlisten schienen trotz ihres eifrigen und angelegentlichen Gespräches seelenvergnügt. In den Winkeln ihrer zusammengekniffenen Augen lauerte der Schalk und ihre Heiterkeit war augenscheinlich noch im Steigen begriffen, wie Robert schnell genug bemerkte.

»Rubin, betrachten Sie diese beiden Männer da neben uns,« sagte er leise zu seinem Begleiter; »sind Ihnen diese Physiognomien vielleicht bekannt?«

Der Angeredete, welcher sich bisher mehr mit seinem Krüglein beschäftigt hatte, sah einen Moment lang hinüber, dann wandte er sich lächelnd zu Robert:

»Als Species bekannt? Nein, aber als Genus — sehr! Sie gehören unzweifelhaft zur ausgebreiteten Familie Derjenigen, für welche Gott der Herr in seiner Güte und Allmacht die Wirthshäuser erschaffen hat, damit ein armer Teufel dann doch sagen könne: Ich habe einen guten Sitz; sie sind Mitglieder jener großen Bruderschaft, deren Schutzpatron der Erzvater Noah ist, unbedingte Anhänger jener von der Wissenschaft längst verworfenen Theorie, daß die Erde nur aus der Feuchtigkeit entstanden sei und deshalb jedes lebende Wesen sich fortwährend anfeuchten müsse!

Wollen Sie mehr wiſſen, mein verehrter Freund und Gönner? — So viel über das Genus. Was nun die Species betrifft, das heißt, wer die Herren eigentlich ſind, das iſt mir unmöglich, Ihnen ſagen zu können. Doch ſind Sie neugierig, ſo ließe ſich ja ein Mittel dafür finden.«

»Ein Mittel? Und welches?«

»Ich werde ſelbſt mit den Leuten reden,« ſagte Rubin zuverſichtlich. »Aber das ſage ich Ihnen gleich,« fügte er hinzu, »das Mittel koſtet Geld, ich muß fein wie ein Advocat bei der Sache zu Werke gehen, und Sie wiſſen, einem Advocaten muß man immer etwas für unvorhergeſehene Ausgaben vorauszahlen.«

Robert zog lachend eine rothſeidene Geldbörſe und nahm drei Kronenthaler heraus. »Was meinen Sie,« ſagte er, »iſt das genug Vorſchuß?«

»Für den erſten Termin jedenfalls,« antwortete Rubin; »aber — wenn dann Erſtreckungen kommen — Friſten —« er zuckte bedauernd mit den Achſeln und ließ die drei Thaler in ſeine Weſtentaſche gleiten

An dem Nebentiſche waren indeß die Herren etwas lauter geworden. Die Doſen wurden geräuſchvoller zugeklappt, die zinnernen Krüge feſter auf den Tiſch niedergeſchlagen, das frühere Flüſtern war nach und nach einem etwas lauteren Geſpräche gewichen, welches aber bei dem einen der Beiden bereits ſehr oft von einem ſchwerfälligen Gähnen, dem ſicheren Zeichen beginnender Schwäche, begleitet war. Robert ſowohl als Rubin betrachteten von der Seite aufmerkſam ihre Nachbarn, und Rubin ſagte leiſe: »Jetzt machen Sie ſich bald auf den Weg, ich muß allein mit meinen Parteien verhandeln. Ihre Wohnung weiß ich, *ich komme morgen Früh* und bringe Ihnen das Reſultat.«

»Sie können auf meine Dankbarkeit rechnen!« ſagte Robert leiſe, indem er aufſtand und ſeinen Hut nahm.

»Schon gut,« meinte Rubin; »ſeien Sie überzeugt, daß wenn ich etwas ausrichte, wie ich nicht zweifle, ſo werde ich von Ihrer Güte die Multiplication dieſer einfachen Größen,« er ſchlug an die Weſtentaſche, »noch öfter ſubtrahiren, und mich bemühen, Ihre Freundſchaft für mich in einen Kettenſatz zu verwandeln.«

Robert reichte ihm lächelnd die Hand, verbeugte ſich höflich gegen die andern Herren und ſchritt langſam vor dem Schenktiſche vorbei zur Thüre hin. Als er dieſe öffnete, blickte er noch einmal zurück, und ſah gerade, wie Rubin aufgeſtanden war und ſein Krüglein Bier ſelbſt an den Tiſch der anderen Herren hintrug.

War nun auch bei dem jungen Haimon der Mißmuth während des Geſpräches mit Rubin zum größten Theile verflogen, ſo waren ſeine Gedanken jetzt um ſo mehr mit den beiden Fremden beſchäftigt, welche er ſo unvermuthet und ganz verändert wiedergeſehen hatte. Da war keine Spur von jener demüthigen Frömmigkeit, jenem ſtillen, tiefinnerlichen Weſen an ihnen zu bemerken, welches ſie in Gegenwart der Gräfin zur Schau getragen. Wer ſie jetzt und früher geſehen, mußte ſie für die plumpen Statiſten irgend einer Comödie halten, und Robert fühlte ſich ſchmerzlich bei dem Gedanken berührt, daß ſeine gütige Herrin das Opfer ſolcher betrügeriſcher Schurken ſein ſollte.

Er war einen Augenblick noch unter dem Hausthore bei den drei Laufern ſtehen geblieben, um ſich vor der herbſtlichen Abendluft den Rock ganz zuzuknöpfen, als eine Geſtalt, *welche er der Haltung* und dem Gange nach erkennen zu *müſſen glaubte*, an ihm vorüberging. Er erſchrak im erſten

Augenblicke wie bei dem Anblicke einer giftigen Schlange, aber er blieb, vom Dunkel des Thorweges begünſtigt, unbeweglich ſtehen, und ſchaute unverwandt in die Richtung, wo der Eingang zur Gaſtſtube war, um, wenn der Fremde die Thür öffnete und der Lichtſchein von innen auf ſein Geſicht fiele, ihn deſto leichter zu erkennen.

Jetzt öffnete Jener die Thür. Robert hatte ſich nicht geirrt. Der Mann, der eben in die Bierſtube getreten war, war der Dritte zu jenem ſauberen Kleeblatte — der Kanzliſt Schreiber.

Robert überlegte einen Augenblick was er jetzt thun ſollte; ob in die Stube treten und die drei ſauberen Vögel überraſchen — — aber welchen Beweis hatte er vor der Hand, daß Jene nicht wirklich die, für welche der Kanzliſt ſie bei der Gräfin ausgegeben? Nach kurzem Bedenken entſchloß er ſich, die weitere Entwicklung lieber Rubin allein zu überlaſſen, er rechnete auf die Schlauheit dieſes Menſchen, dem es vielleicht gar ſchon gelungen, in der kurzen Zeit des Alleinſeins mit jenen Beiden Anhaltspuncte für nähere Auskünfte zu gewinnen.

Der junge Haimon konnte freilich noch nicht wiſſen, was Rubins ſcharfes Auge auf der Doſe des einen Zechers entdeckt hatte.

Niemand empfand wohl die Seltenheit der Beſuche Roberts jetzt tiefer und ſchmerzlicher als die arme Sophie. Seit einigen Tagen ſchien nämlich die Mutter nur mit einer gewiſſen Zurückhaltung auf jenen Theil des Geſpräches einzugehen, *welcher dem Herzen* des jungen Mädchens am meiſten *wohlthat, und wohin* die Rede zu lenken Sophie bisher ſo

vortrefflich mit der unſchuldigen Schlauheit eines liebenden Weſens verſtanden hatte. Ueberhaupt mochte ſeit Kurzem wieder ein neuer Gram an dem Herzen der ſchwergeprüften Frau nagen; die ſorgenvollen Blicke, welche ſie oft, ungeſehen von Sophie, auf ihrer Tochter ruhen ließ, hätten von dieſer wahrgenommen, ihr leicht die Richtung des neuen Kummers enthüllt.

Es war einige Tage nach den in den früheren Capiteln erzählten Begebenheiten, als Mutter und Tochter eines Nachmittags zu Hauſe an ihrem Tiſche mit Stricken beſchäftigt ſaßen. Frau Haimon bemerkte zu ihrem tiefen Kummer, daß das Mädchen oft die Arbeit halb aus den Fingern gleiten und die Hände in den Schooß ſinken ließ, um in Träumereien das Auge wehmuthvoll zu Boden zu ſchlagen. Die Mutter hatte bisher vermieden, Sophie durch eine Anſprache in ihren Gedanken zu ſtören.

Die alte Frau gehörte zu jenen einſeitgen Seelenärzten, welche das Schweigen und die Zeit unter allen Umſtänden für die beſten Heilmittel halten.

Endlich konnte Sophie es nicht mehr recht über's Herz bringen, ſie hatte lange den Blick mit einem flehenden Ausdrucke auf ihre Mutter geheftet, und faßte nun den Muth, zuerſt das peinliche Stillſchweigen zu brechen.

„Mutter,“ fragte ſie leiſe und in bittendem Tone, „wenn ich Dich um etwas frage, wirſt Du mir darauf antworten?“

Frau Haimon nahm die Brille ab, ließ einen Augenblick die Strickerei auf den Schooß niederſinken und ſah ihre *Tochter feſt an.*

„*Es iſt zwar,*“ ſagte ſie langſam, „nicht Sitte, daß

Kinder ihre Eltern in dieſer Weiſe fragen, aber ich will glauben, Du ſeiſt krank und es verzeihen.«

»O Mutter, Du haſt Recht!« rief Sophie unter hervorſtürzenden Thränen aus, »ich bin krank, in meinem tiefſten Herzen krank!«

Frau Haimon antwortrte nicht, aber ſie begann auf einmal emſig weiter zu ſtricken.

»Was iſt ſeit ein paar Tagen geſchehen?« hob Sophie wieder an, »was muß Carls Oheim zu Dir geſagt haben, daß Du ſo plötzlich und ohne allen Grund, nachdem wir Beide kein Hinderniß mehr zwiſchen uns glaubten, mir verbieteſt, Carl wieder zu ſehen oder ihm zu ſchreiben?«

Die Mutter antwortete nicht und es entſtand ein peinliches Stillſchweigen. Endlich nahm Frau Haimon das Wort.

»Du haſt mich gefragt; gut, ich will Dir offen ſagen, welche Urſache dazwiſchen getreten iſt. Ja, Du haſt Recht, jener Herr, welcher vorgeſtern bei mir war, iſt Carls Oheim, unſer Geſpräch galt Euch Beiden, und ich ſelbſt fand die Gründe, welche er mir gegen dieſe Verbindung vorſtellte, ſo klar und einleuchtend, daß ich vollkommen einer Meinung mit ihm bin.«

Sophie bedeckte ſeufzend ihr Geſicht mit beiden Händen.

»Es iſt beſſer,« fuhr Frau Haimon fort, »daß jetzt noch dieſer Sache ein Ende gemacht wird, als daß Ihr Beide die Wunde im Herzen noch lange herumtragt, Euch in Hoffnungen einwiegt, welche nicht lebendig werden können, und dann ſpät erſt aus eurem Wahne erwacht, wo ihr nicht mehr die Kraft habt, Euch in das Unvermeidliche zu fügen. Carl wird nächſtens von hier abreiſen, und Du—wirſt ihn vergeſſen.«

Das Mädchen ſchüttelte zweifelnd den Kopf. »So plötzlich, ſo auf einmal wieder?« klagte ſie; »es iſt, als ob ein

Dämon, neidiſch über unſer Glück, ſich mit der ganzen Welt verſchworen hätte, um alle Qual des Leides auf uns auszugießen. Weiß Robert davon?«

»Bis jetzt noch nicht,« antwortete die Mutter. »Wie ſollte er es auch. Er hat ſich ſeit mehreren Tagen nicht bei uns blicken laſſen, und Du weißt, daß ich erſt vorgeſtern den Beſuch des Baron Linden erhielt. Er mag noch Alles in den alten Verhältniſſen glauben. Aber ich bin überzeugt, daß, wenn er die Gründe hören wird, welche der Baron mir ans Herz legte, er ganz mit mir und meinem Verſprechen einverſtanden ſein wird.«

»Glaube das ja nicht,« rief Sophie, »Robert liebt mich zu ſehr, und war ſelbſt zu glücklich in meinem und Carls Glücke.«

— — Mutter und Tochter waren ſo ſehr mit ihren Gedanken beſchäftigt, daß ſie ganz überhörten, wie es bereits mehrmals leiſe an der Stubenthür pochte. Endlich wurde Frau Haimon aufmerkſam, ſie rief: »Herein!« und wie die Thüre aufging, ſtand ein hoher Mann von ernſtem würdigen Ausſehen vor den beiden Frauen.

Wir kennen ihn bereits, es iſt der ehemalige Provincial.

Bei dem Anblicke der fremden Erſcheinung auf der Schwelle war Sophie aufgeſtanden. Mit niedergeſchlagenen Augen, worin noch Thränen perlten, hatte ſie ihn begrüßt; jetzt blickte ſie auf und blieb erſtaunt vor ihm ſtehen.

Mit mildem freundlichen Lächeln wandte ſich der Provincial zur alten Frau, welche ſtrickend am Tiſche ſitzen geblieben war, und erklärte, gekommen zu ſein, weil er gehört, daß bei ihr eine kleine Stube zu vermiethen wäre.

»Es iſt das Zimmer, welches mein Sohn früher bewohnte,« ſagte Frau Haimon und ſtand auf, um den Man-

flüchtig zu betrachten, welcher ihr neuer Hausgenoſſe werden wollte. Ihre Forſchung mußte wohl zur vollkommenſten Zufriedenheit ausgefallen ſein; ſie ließ mit einem leichten Kopfnicken gegen den Fremden ſich wieder auf ihren Stuhl nieder und befahl Sophie, dem Herrn das Zimmer zu zeigen.

Das Mädchen fühlte ſich in der Nähe des Provincials wunderbar erleichtert, und mit einem Herzklopfen, in welches ſich die Freude der Troſteshoffnung miſchte, bat ſie ihn, ihr zu folgen und ſich ſelbſt zu überzeugen, ob die neue Wohnung ſeinen Anſprüchen genüge.

Nach einer flüchtigen Beſichtigung der Stube kehrten ſie wieder zur Mutter zurück. Wenige Worte genügten, um die Sache abzumachen, während Sophie klopfenden Herzens daneben ſtand.

»Darf ich um den werthen Namen bitten?« fragte die alte Frau beſcheiden ihren neuen Zimmerherrn; »es iſt nicht Neugierde von mir, aber Sie werden es gewiß in der Ordnung finden, daß ich in unſerer Lage mir dieſe Bitte erlaube.«

Der Provincial ſah mit mildem Lächeln auf Sophie und ſagte dann ruhig: »Mein jetziger Name iſt Clemens Beker. Als ich noch Provincial des Ordenshauſes am Hof war, führte ich noch einen andern.«

»Jeſus, Maria! hochwürdiger Herr!« rief die Matrone überraſcht aus und ſprang vom Stuhle auf; »dieſe Ehre, die Sie mir erweiſen —«

»Laſſen Sie das, Madame Haimon,« ſagte der Provincial lächelnd; »werfen wir einen Schleier über die vergangenen Tage. Ich will in Ruhe und Zurückgezogenheit leben, fern von dem Geräuſche der Welt, und doch in einer Umgebung von Herzen, wo ich frommen Sinn und menſchenfreundliche Theilnahme zu finden gewiß bin.«

Nach einigen mehr gleichgiltigen Worten zog ſich Frau Haimon wieder an ihren Platz zurück und der Provincial machte Miene, ſich zu entfernen.

Bevor er aber ging, ergriff er die Hand des Mädchens, und während er ſeine großen milden Augen auf ſie heftete, ſagte er halbleiſe:

»Wenn ich nicht irre, ſo kennen Sie mich; wenn Sie mich näher kennen, ſo hoffe ich, daß Sie mir auch vertrauen!«

Sophiens Wangen glühten. Sie fühlte jetzt ſchon das Vertrauen zu dieſem Manne in ihrem Herzen wie eine große Blume ſich entfalten, es ſtanden lebhaft jene Momente vor ihrem Auge, wo ſie einſt kniend vor ihm Worte des Troſtes und der Beruhigung aus ſeinem Munde vernommen hatte, und troſtreich entfaltete ſich der Gedanke, in ihm einen neuen Beſchützer zur Seite zu haben.

»Weinen Sie nicht mehr um Denjenigen, der Ihrem Herzen theuer iſt,« flüſterte er ihr zu; »vertrauen Sie meinem Worte, ich kenne Carl.«

Sie blickte überraſcht zu ihm auf.

»Was Ihnen ein Räthſel ſcheint,« ſetzte er hinzu, »es wird eine glückliche Löſung finden. Denken Sie daran, daß Sie nicht allein ſtehen, und daß Ihre Zukunft von Augen bewacht wird, die klar und hell ſehen, deren Strahl Sie aber nie erblicken.«

Sie wollte in tiefer Rührung ſeine Hand ergreifen, um ſie an ihre Lippen zu führen.

Er entzog ſie ihr ſanft und nahm Abſchied, indem er noch der Mutter, welche ſich bei ſeinem Weggehen wieder erhob, verſprach, noch heute in ſeiner neuen Wohnung ſich einzurichten.

VII.

Rosa ließ sich eben von ihrer Köchin, die zugleich Stubenmädchen war, ankleiden, um der verwitweten Frau Hofräthin Stauber den versprochenen Besuch zu machen, als es leise an die Thüre klopfte und gleich darauf Frau Rosl ihr rundes Gesicht zur Thüre hereinstreckte.

»Küss' die Hand unterthänigst, Euer Gnaden Fräulein Baronin!« sagte die Hausmeisterin ins Zimmer hinein; »ist's erlaubt, daß ich eintreten kann?«

Rosa, deren Frisur sich eben unter den Händen der Köchin befand, rief, ohne den Kopf zu wenden, sie zu sich hinein, und die runde Figur kugelte sich durch die Thüre bis zu dem Stuhle des Fräuleins, deren Hand sie ehrerbietigst küßte.

»Was bringt Sie, Frau Hausmeisterin?« fragte das Fräulein in einem Tone, der nur zu deutlich verrieth, daß die Baronin sie zum Sprechen auch in Gegenwart der Köchin aufforderte, vor welcher, wie Rosl ohnehin wußte, das Fräulein ebenso wenig, als vor ihr selbst ein Geheimniß habe.

»Mein Gott! was soll ich bringen? Nicht viel um ein Gröschl, Euer Gnaden, gnädiges Fräulein! Die Zeiten werden immer schlechter und wenn der Mensch ehrlich sein Fortkommen finden will, ist's gar so bitter, beschwerlich.«

Rosa kannte zu genau diesen Ton der Einleitung, um nicht zu wissen, wo es hinaus wolle. Jetzt war das Mädchen auch mit dem Kopfputz fertig, das Fräulein warf den Pudermantel weg und nahm aus ihrem Börschen einen neuen Siebzehner, den sie der Hausmeisterin in die Hand drückte.

»Da, mache Sie ſich einen guten Tag, Frau Hausmeiſterin und denke Sie dabei an mich,« ſagte die Baronin.

»Glauben denn Euer Gnaden, daß ich ſo ſpornſtreichs von meiner Arbeit heraufgelaufen wär', wenn ich nicht an das gnädige Fräulein denken möchte?«

»Iſt denn etwas geſchehen?« fragte Roſa in faſt ängſtlicher Erwartung.

»Ob ſchon etwas geſchehen iſt, das kann ich wirklich nicht ſagen, aber daß etwas vorgeht, iſt gewiß. Denken ſich Euer Gnaden nur, wer glauben Euer Gnaden, daß gerade jetzt um das Haus unten herumſchleicht?«

»Doch nicht . . .«

»Ja doch, wenn Euer Gnaden der Name des jungen Herrn von Linden im Hals ſtecken geblieben iſt, nur heraus damit, denn mit dieſen meinen Augen habe ich ſeinen lumpigen Kerl, den Bedienten, Euer Gnaden wiſſen, den Chriſtoph, geſehen, und wenn der irgendwo herumſchleicht, ſo ſpionirt er nur für ſeinen Herrn. Ich hab' mir gedacht, ich muß das Euer Gnaden gleich ſagen, denn es iſt gewiß nicht ſchön vom jungen Herrn von Linden.

»Ich danke Ihr, Frau Hausmeiſterin,« ſagte Roſa, welche ihre Aufregung nur mit Mühe verbergen konnte; »aber Sie hat nur den Chriſtoph und nicht den jungen Baron ſelbſt geſehen. Das iſt doch ein Unterſchied, oder glaubt Sie vielleicht, daß Chriſtoph — —«

»Gewiß, Euer Gnaden, hat er wenigſtens einen Brief bei ſich, den er auf gute Art der Jungfer Haimon zuſtecken ſoll,« verſicherte voll Eifer die Hausmeiſterin, »und glauben *denn* Euer Gnaden, daß ſo eine heimliche Briefſchreiberei *nichts iſt*? Ich möcht' nur wiſſen, wo der junge Baron ſeine

Augen hat? Euer Gnaden und die Jungfer Haichon! Aber die Männer sind schon einmal so, ich weiß es am besten.«

Rosa hatte bereits ihren Entschluß gefaßt, den sie auch sogleich der Hausmeisterin mittheilte.

»Frau Rosl,« sagte sie, »Sie muß mir einen Gefallen thun. Der Christoph darf nicht ins Haus, bevor ich nicht weggegangen bin. Gehe Sie nur gleich wieder hinab und stelle Sie sich zum Thore hin; wenn er Sie sieht, wagt er sich nicht herein. Das Uebrige werde ich schon machen.«

»Aber, Euer Gnaden, wenn er, während ich da war, entweder schon ins Haus herein, oder die Jungfer schon hinausgegangen ist?«

»Das wäre freilich schlimm,« meinte Rosa, welche an diese Wendung nicht gedacht hatte; »aber ich hoffe, daß es noch immer Zeit sein wird. Nur jetzt rasch und keine Zeit verloren, wie ich mit dem Anziehen fertig bin, komme ich dann selbst hinab.«

Frau Rosl entfernte sich so eilig, als ihr fortzukommen möglich war. Als sie sich zum Thore stellte und über den Platz forschend hinblickte, sah sie in der That Carls Diener, wie rathlos und den Blick auf das Haus gerichtet, in der Nähe stehen. Der arme Mensch schien es nicht zu wagen, jetzt einen Schritt vorwärts zu machen und sah sich selbst besorgt und wie Jemand erwartend nach allen Seiten um.

Es dauerte nicht lange, so kam Rosa, glühend vor Ungeduld und schon vollständig für den Besuch angekleidet, die Treppe herab und rief, als sie die Hausmeisterin bei dem Thore stehen sah, diese sogleich zu sich.

»Nun, wie ist's, Frau Rosl,« sagte sie, »steht der Christoph *noch immer auf* der Wache?«

Die Hausmeisterin hatte noch nicht einmal geantwortet als Christoph schon mit einem großen Sprunge unter dem Thore war, bei dem Anblicke des Fräuleins aber wie eingewurzelt stehen blieb. Der arme Bursche hatte geglaubt, die Hausmeisterin sei, weil sie sich so rasch entfernte, in das Innere des Hauses abgerufen, er meinte, die Luft rein zu finden und so wie früher den Auftrag an Sophie glücklich ausführen zu können und sah sich jetzt so plötzlich und unerwartet gerade derjenigen Person gegenüber, welcher er am meisten Ursache hatte, auszuweichen.

»Ei, Christoph!« sagte die Baronin höhnisch, »woher so eilig? gewiß mit einem Auftrage an mich von seinem Herrn?«

Der Bursche war in der peinlichsten Verlegenheit und konnte kein Wort hervorbringen, er war bleicher als die Wand geworden.

»Wo ist denn Sein Herr?« fragte Rosa weiter, »ich habe erwartet, daß Er mir eine Post bringen wird.«

»Ich weiß nicht, Euer Gnaden, wo der junge Herr Baron ist,« brachte Christoph stotternd hervor und sah sich nach allen Seiten um, als wenn er an einen guten Rückzug dächte. »Ich weiß wahrlich nicht, wo er ist, Euer Gnaden!« versicherte er, ohne gefragt zu sein, nochmals.

»Da Er also von Seinem Herrn keinen pressanten Auftrag hat,« meinte Rosa, »so kann Er bei mir bleiben und wird mich jetzt zu einem Besuche begleiten, Sein Herr wird nichts dagegen haben; das übernehme ich. — Es ist mir sogar lieb, daß Er gekommen ist, Er kann dann warten, bis ich nach Hause gehe und ich brauche mich von niemand von *meinen Leuten* abholen zu lassen. Sie wird so gut sein, Frau *Rosl, und dieses* oben sagen.«

»Aber — Euer Gnaden —« ſtammelte Chriſtoph.

Ein ſtrenger Blick des Fräuleins hieß ihn ſchweigen und geſenkten Kopfes wandelte der Arme betrübt hinter Roſa her, welche von einem freudigen Gefühle der Rache wie neu belebt, ſtolz gegen die Stadt zuſchritt.

Die Hausmeiſterin blieb unter dem Thore ſtehen und ſah den Beiden nach.

»Wahr iſt wahr,« ſagte ſie zu ſich ſelbſt, »die noblen Leute haben ſo was Gewiſſes, daß unſereins ſich ordentlich vor ihnen fürchten muß. Aber ſchmutzig — ſchmutzig iſt die Baronin, daß es eine ordentliche Schand' iſt. Ein Siebzehner für ſo ein Aufpaſſen! Doch nun muß ich zur Jungfer Sophie gehen und der die ganze Geſchichte erzählen. Eine ordentliche Hausmeiſterin muß ſich mit allen Parteien verhalten.«

Mit dieſen Worten wendete ſie ſich gegen den Hof, um dort die Treppe zur Wohnung der Frau Haimon hinaufzuſteigen.

Als Roſa in das Geſellſchaftszimmer der Hofräthin eintrat, ſaß die alte Dame im vollen Staat auf dem Sopha, bereit, ihre Abendgeſellſchaft zu empfangen. Roſa war die erſte der Ankommenden und die Frau vom Hauſe erhob ſich etwas vom Sopha, als die Baronin ſich ihr näherte, und die Umarmung beider Damen war ſo förmlich und gemeſſen, daß man deutlich erkennen mußte, wie ſehr jede für ihre eigene Toilette beſorgt ſei.

»Ich bin außerordentlich glücklich, meine liebe Baronin, Sie bei mir zu ſehen,« begann die Hofräthin, »mich hat *ſchon die Ungeduld verzehrt, ich habe Ihnen ſo Vieles zu ſagen und es iſt gut, daß Sie* ſo pünctlich waren und die

Erſte bei mir ſind. Ich habe heute einige Freundinnen geladen, die Sie zwar alle kennen, aber ich habe auch nicht ausweichen können, eine Witwe einzuladen, die erſt neuerlich hier unten in dem erſten Stock eingezogen iſt und da begreifen Sie wohl, meine Liebe, daß man ſich dann im Geſpräche wird etwas menagiren müſſen, denn die Perſon gehört doch eigentlich nicht zu uns und ich habe ihr nur aus gewiſſen Rückſichten die Ehre erwieſen, alſo mit einem Worte, wir wollen plaudern, bevor die übrigen kommen. Jetzt vor allem ſagen Sie mir aber, wie ſteht Ihre Sache?«

Roſa warf in ihrer hochmüthigen Weiſe den Kopf etwas zurück und ſagte verächtlich: »Mein Gott! ſie ſteht eigentlich gar nicht!«

»Was Sie ſagen?« rief die Hofräthin aus und ſchlug die Hände zuſammen, »aber Sie haben mir ja angezeigt, daß Sie Braut ſind?«

»Ja — aber ohne Bräutigam. Der junge Herr läuft noch immer der larmoyanten Figur nach und hat vielleicht jetzt gerade ein Rendezvous.«

»Kind!« ſagte die Hofräthin tröſtend, »daran muß man ſich bei den Männern gewöhnen, das iſt noch nicht das Aergſte. Treulos ſind ſie alle, und die ſanften Empfindungen der hingebenden Zärtlichkeit an das geliebte Weſen wohnen nur in unſerem Buſen. Ach, wenn ich an meine Jugend denke!«

Wäre Roſa nicht ſo verſtimmt geweſen, die verdrehten Augen, welche die alte fingerdick geſchminkte Hofräthin bei dieſen Worten machte, hätten ſie vielleicht zum Lachen gebracht. So aber achtete ſie gar nicht auf dieſen Ausbruch abgetragener Sentimentalität und fuhr fort zu erzählen.

»Ich wußte ja gar nicht, wie ich auf einmal Braut geworden,« ſagte ſie. »An dem Tage, wo ich Ihnen ſchrieb, geſtern, kam mein Herr Vater Mittags ganz wohlgelaunt nach Hauſe. Auf mein finſteres Geſicht antwortete er mit Lachen und als ich endlich in Thränen ausbrach, rief er: »So machen es alle Bräute, ſie weinen äußerlich, damit man nicht ſehen ſolle wie innen das Herz ihnen lacht.« Ich ſah ihn erſtaunt an, da rückte er endlich mit der Nachricht heraus, er ſei ſo eben bei dem alten Baron Linden geweſen, habe mit ihm über die Sache geſprochen und dieſer ihm zugeſagt, ſeinem Neffen den Kopf zurecht zu ſetzen. Die Frau Hofräthin können mir glauben, daß ich im erſten Augenblicke ganz außer mir vor Erſtaunen war, aber es war purer Ernſt, was mein Vater ſagte und ich merkte es ſchon daraus, daß er mir ankündigte, der alte Linden und Carl würden Abends ihren Beſuch bei uns machen. Darauf hin habe ich Ihnen, verehrteſte Freundin, gleich die Meldung gemacht; aber hätte ich gewußt, was noch kommen ſollte —.«

»Sie machen mich neugierig,« drängte die Hofräthin; »was iſt denn geſchehen?«

»Denken Sie nur, die beiden Herren ſind richtig gekommen. Der alte Linden iſt ein wahrer Cavalier, ein Mann der vortrefflichſten Erziehung, durch und durch Nobleſſe. Carl dagegen, ich ſah es deutlich, kehrte abſichtlich alle ſeine Schwächen, alle Untugenden, die einen Mann in den Augen einer Dame unliebenswürdig machen müſſen, heraus, und zwar in einer wahrhaft verletzenden Weiſe. Ich ſchäme mich, es Ihnen zu geſtehen, wie er ſeine Werbung anbrachte. »Mein gnädiges Fräulein,« ſagte er, »auf Befehl meines Oheims, *der Vaterſtelle bei mir vertritt,*« — — und in dieſer Weiſe *hat der abſcheuliche Menſch* um meine Hand.«

»Das ist ja ganz fürchterlich,« schrie die Hofräthin entsetzt auf; »was glaubt denn der junge Herr eigentlich? Wo soll denn das hinaus?«

Die Beiden wurden in ihrem Gespräche unterbrochen. Zwei Damen traten ein, denen in Kurzem noch ein Theil der Gesellschaft folgte, so daß bald alles versammelt war, bis auf die erwartete Witwe aus dem ersten Stocke.

Die Hofräthin, welche den Caffee und die Chocolade nicht eher auftragen lassen wollte, als bis die ganze Gesellschaft vollzählig, entschuldigte sich bei den Anwesenden über die Verzögerung, welche nicht ihre Schuld sei.

»Aber liebe Hofräthin,« bemerkte eine dicke Dame, deren Fächer in ewiger Bewegung war, »wie haben Sie auch nur diese Person einladen können? Ich höre, ihre Abkunft soll etwas zweifelhafter Natur sein, man weiß nicht, was man aus ihr machen soll.«

»O meine Theure, ich hätte sie ja auch nicht geladen, aber sie wohnt hier als Witwe; dann höre ich, daß sie das Haus kaufen wird. Sie begreifen also, daß ich als eine Dame von Erfahrung beinahe die Pflicht habe, mich einer alleinstehenden Frau anzunehmen und zudem gibt es doch auch noch Rücksichten —«

»Vorzüglich wenn man den Zins ein paar Jahre schuldig bleibt,« flüsterte eine kleine bewegliche Frau ihrer eben nicht mehr jungen Tochter zu, neben welcher sie saß und die fortwährend die Augen zu Boden geschlagen hielt.

»Sagen Sie uns, liebe Hofräthin,« fing die dicke Dame wieder an, »hört man denn nichts von einer Liaison oder dergleichen von dieser jungen Frau? es würde mich sehr interessiren, darüber etwas Näheres zu erfahren, denn sie macht Aufsehen, das muß man sagen.«

Die Hofräthin ſchüttelte zweifelnd den Kopf. »Sie glauben nicht, meine Lieben,« ſagte ſie, »wie ich mir ſchon Mühe gegeben habe, hinter etwas zu kommen, aber ſie ſcheint in der That — wie ſoll ich nur ſagen — Grundſätze zu haben.«

»O! O!« tönte es von allen Seiten, »das wäre ja in unſerer Zeit ein Weltwunder von einer jungen Witwe!«

»Oder von einer klugen vorſichtigen Perſon,« ſagte kichernd die alte Mutter der ältlichen Tochter, »denn ſie wird doch nicht ein Narr ſein und wenn ſie jung und reich iſt, ſich bei lebendigem Leibe begraben.«

»Das iſt wahr, ſo etwas können Gott und die Welt nicht von einer jungen Frau verlangen,« meinte eine Dame, welche auf der verhängnißvollen Grenzſcheide jener Jahre ſtand, wo man nicht mehr jung, aber auch noch nicht alt iſt.

»Wenn nur die Dehors beobachtet werden, meine Damen,« ließ ſich die dicke Frau mit dem Fächer wieder vernehmen, »wenn nur der Welt kein Aergerniß gegeben wird und die Geſellſchaft keinen Scandal zu erzählen weiß —«

»Mama, ſolche Grundſätze! Abſcheulich!« flüſterte die ältliche Tochter ihrer Mutter ins Ohr und verdeckte verſchämt ihr halbes Geſicht mit dem Schnupftuche.

Roſa hatte bisher keinen Antheil an dem Geſpräche genommen. Sie fühlte ſich zum voraus eingenommen gegen die Fremde, ohne ſich den Grund dafür angeben zu können; es war ein geheimnißvoller Zug von Antipathie, welcher ſie von der Unbekannten abſtieß und welche durch den *Gang des Geſpräches nur noch* vermehrt worden war.

Ein allgemeines Flüſtern der Erwartung ging durch

die Geſellſchaft, als ein Mädchen der Hofräthin eintrat und dieſe der Geſellſchaft eröffnete, daß ſoeben die Gräfin Raunek angekommen ſei. Sie erhob ſich vom Sopha, um ihrem Gaſte entgegen zu gehen und hatte kaum einige Schritte gegen die Thür zu gemacht, als die Langerwartete eintrat.

Es war die Dame aus dem erſten Stocke des Hauſes gegenüber von Robert, Antonie, die Nichte der Gräfin Vietinska.

Nach den erſten gegenſeitigen Verbeugungen und Vorſtellungen wurde wieder Platz genommen. Für die Gräfin war der Ehrenplatz auf dem Sopha neben der Hausfrau vorbehalten worden, neben ihr auf der anderen Seite hatte Roſa ſich ſetzen müſſen und ſo ging es weiter nach der Rangordnung, auf welche die Hofräthin ſehr viel hielt.

Das Geſpräch wollte anfangs trotz aller geſelligen Kunſt der Hofräthin nicht recht in den Gang kommen, ſie und die Gräfin waren faſt die einzigen, welche es führten, denn die andere Geſellſchaft hatte nicht Augen genug, um den neuen Gaſt vom Kopfe bis zum Fuße durchzumuſtern.

»Sie ſcheint nicht mehr ſo jung, als ſie ausſieht,« war das erſte Urtheil, welches eine lange hagere Dame ihrer dicken Nachbarin zuflüſterte.

»Ich bin ganz Ihrer Meinung, meine Theure,« war die Antwort, »das gute Ausſehen ſcheint mir mehr Wirkung des rouge zu ſein.«

Es entging Roſa nicht, daß die Augen der Gräfin mit einem mehr als gewöhnlichen Intereſſe auf ihr ruhten, und ohne daß ſie wußte warum, fühlte ſie ſich faſt beklemmt durch dieſe Blicke. Sie verſuchte, ſich dem Geſpräche zu entziehen, welches die Hofräthin angeknüpft und ſie hineingeflochten

hatte, aber Antonie hielt den Faden mit so außerordentlicher Geschicklichkeit fest, daß sie sich nicht loswinden konnte.

»Liebe Frau Hofräthin,« begann Antonie plötzlich, »Sie, welche so viele und ausgebreitete Bekanntschaften haben, werden mir am besten darüber Aufschluß geben können: was ist dies für eine Familie, die des Barons von Linden?«

Rosa erbleichte und ihr Herz begann beinahe hörbar zu klopfen. Die Hofräthin warf ihr einen Blick des Einverständnisses zu und sagte dann leichthin zur Gräfin: »Fragen die Frau Gräfin nach dem alten Baron oder seinem Neffen?«

»Wahrhaftig, Sie thun mir Unrecht,« antwortete Antonie lächelnd, »wenn Sie glauben, daß mich einer der Herren mehr als der andere interessire, es ist eine reine Geschäftssache, nebenbei freilich auch eine kleine pikante Geschichte —«

»Was ist Ihnen, gnädige Baronin!« rief jetzt vom Stuhle aufspringend das alte Fräulein und eilte zu Rosa hin. Die ganze Gesellschaft kam in Aufruhr, aus jeder Tasche flogen die Riechfläschchen heraus, denn Rosa war ohnmächtig auf ihrem Stuhle zusammengesunken.

»Was ist dem Fräulein?« fragte Antonie besorgt die Hofräthin und leise erwiederte diese: »Die Arme ist die verlassene Braut des jungen Baron Linden!«

VIII.

Frau Rosl hatte redlich ihre Maxime, sich mit allen Parteien im Hause zu »verhalten«, befolgt und war in der That geradenweges in das Quartier der Frau Haimon gegangen. Da sie wußte, daß die alte Frau ihre Besuche nicht gern sah, gebrauchte sie die Vorsicht, erst ganz leise an der äußeren Thüre zu klopfen; diese, wußte sie, werde entweder nur von dem Dienstmädchen, oder von Sophie selbst geöffnet. Wirklich erschien jetzt auch die Letztere, und nun begann ein Parlamentiren durch Zeichen, indem die Hausmeisterin mit dem Finger auf die Stubenthür zeigte und mit einem bedeutungsvollen Blicke zu fragen schien: ob die Frau Mutter nicht herauskommen werde? Sophie wies mit der Hand auf ihre Kammer, in welche die Hausmeisterin sofort ganz leise wie eine Katze schlich.

Sophie ging nur einen Augenblick noch in das Zimmer zu ihrer Mutter und kehrte dann sogleich zur Frau Rosl zurück

»Da bin ich wieder,« sagte sie im Eintreten, und lehnte leise die Thüre hinter sich zu; »was bringt die Frau Hausmeisterin zu mir herauf? Was ist geschehen?«

»Ich kann's nicht über's Herz bringen. Jungfer Sophie, aber die junge Baroneſſe ist doch eine abscheuliche Person.«

»Ich weiß nicht, was das mich angeht, oder was mir daran liegen soll?« antwortete Sophie mit scheinbarer Ge-

laſſenheit, während ſie innerlich erbebte; »die Baronin Roſa mag thun, was ihr gefällig iſt.«

»So? ach! Sie ſind gar zu gut. Wiſſen Sie denn, was ſie gerade jetzt wieder Ihnen gemacht hat? 's iſt zu ſchlecht — ſo eine Perſon!«

»Was denn? was iſt alſo geſchehen?« fragte Sophie wieder, aber jetzt ſchon dringender. In ihrer Stimme zitterte es wie die bange Ahnung eines Unglücks.

Frau Rosl erzählte mit einigen Ausſchmückungen alles, was ſich zwiſchen Roſa und Chriſtoph begeben hatte, und verſäumte nicht, gehörig auszumalen, mit welcher Aengſtlichkeit der arme Chriſtoph Jemand geſucht zu haben ſchien, daß er gewiß irgend eine Poſt bei ſich getragen, und wie ſehr man der Baroneſſe die Freude angeſehen, ihn aufgehalten zu haben. Die Hausmeiſterin begleitete ihre Erzählung mit einer Flut von Betheuerungen des Bedauerns, und bot ſchließlich auf das bereitwilligſte ihre eigenen guten Dienſte an, wenn die Jungfer vielleicht eine Poſt »irgendwohin« zu beſorgen habe.

Sophie war äußerlich ganz ruhig und lehnte ſanft und mit einem Ausdrucke von Herzlichkeit das Anerbieten ab. In ihrem Innern ſtürmte es aber um ſo gewaltiger, nur war ſie ſtolz und vorſichtig genug, keinem fremden Auge die Wunde zu zeigen, welche eben friſchblutend in ihrem Herzen wieder aufgeriſſen worden. Denn trotzdem ſie aus der Erzählung der Hausmeiſterin herausſah, daß Carl ihrer gedachte, ſo ſah ſie doch in dem herausfordernden ſtolzen Betragen der Baronin einen Hohn für ſich und den vollen Sieg ihrer Nebenbuhlerin. Zudem fühlte ſie, daß die Hausmeiſterin am wenigſten der Character war, welcher ihr Vertrauen verdiente, und wie ſie es vermeiden

wollte, dieser Frau irgend etwas Unangenehmes zu sagen, eben so lag ihr auch daran, sich alle Vertraulichkeiten derselben so fern als möglich zu halten.

Frau Rosl schien von der Aufnahme, welche ihre Nachricht gefunden hatte, nicht sehr erbaut. Die scheinbare Ruhe Sophiens durchschaute sie nicht und der erste Gedanke, welcher in ihr aufblitzte, war der, daß das Mädchen selbst nicht ungern das Verhältniß abgebrochen sehe. Sie hielt dies für um so ausgemachter, als Sophie ihr Anerbieten von sich gewiesen, und hielt diese Entdeckung für wichtig genug, um sie der Baronin so bald als möglich mittheilen zu sollen. Daß hier bei Sophie für sie nichts mehr zu thun sei, erkannte sie zu wohl, und doch hielt sie es für passend, auch fernerhin einen Verbindungsfaden mit diesem Mädchen fortzuspinnen, um bei gelegener Zeit ihre Dienste daran anknüpfen zu können.

Deshalb empfahl sie sich heute mit eben der Wärme und Freundlichkeit, als dieses nur jemals früher der Fall gewesen war. Sophie sollte keine Ahnung davon haben, daß die Alte unbefriedigt sie verlasse.

So gefaßt das Mädchen in Gegenwart der Hausmeisterin erschienen, so sehr brach ihre Kraft zusammen, als sie sich allein befand. Wohl hatte sie bisher gehofft, Carl noch einmal zu sehen oder wenigstens eine Nachricht von ihm zu erhalten, denn die Mutter hatte ihr zwar erklärt, daß nach dem Besuche des alten Baron Linden, welcher die Verbindung aufgelöst wissen wollte, kein Gedanke mehr an eine gegenseitige Annäherung in ihr auftauchen dürfe, aber Carl selbst hatte ja noch nicht das Band zerrissen, von ihm war noch kein Wort zu ihr gedrungen, und nur sein Ausbleiben seit einigen Tagen mußte es ihr fast zur Gewißheit machen,

daß er sich dem Befehle seines Onkels unterworfen habe. Deswegen fühlte sie gegen die Baronin die größte Erbitterung, seit sie erfahren, daß diese Christoph aufgehalten; denn daß er nur zu ihr gewollt, war klar, und nicht minder ausgemacht, daß der Bursche in geheimen Aufträgen Carls den Weg angetreten.

Im ersten Augenblicke dachte Sophie daran, Alles ihrer Mutter zu entdecken, im nächsten Momente faßte sie aber den Entschluß, sich ihrem Bruder anzuvertrauen, und in seine Brust, welche vom ersten Anfange an das Geheimniß ihrer Liebe verschlossen hatte, auch diesen Kummer auszugießen. Mit wenigen Zeilen setzte sie ihn davon in Kenntniß, daß die Mutter besorgt über sein langes Nichtkommen sei, daß sie sich bereits seit zwei Tagen nach ihm sehne, und bat ihn, sobald es seine Zeit erlauben würde, zu ihnen zu kommen. Am Schlusse meldete sie ihm auch, wer zu ihnen in die Wohnung gezogen sei, und ganz zuletzt endlich schrieb sie nur ein paar Worte, welche ihn auf ihren eigenen Seelenzustand aufmerksam machen mußten.

Als das Dienstmädchen nach Hause kam, schickte sie dasselbe sogleich mit dem Briefe an Robert, und als hätte schon der Entschluß, sich ihrem Bruder anzuvertrauen, neue Kraft in ihr Herz gegossen, ging sie jetzt wieder ruhiger und heiterer an ihr nächstes Geschäft, das Zimmer des Provincials in Bereitschaft zu setzen, da derselbe ja noch heute einziehen wollte.

Der Miether fand sich gegen Abend ein, in Begleitung eines Dieners, welcher ein ziemlich bescheidenes Gepäck trug. Sophie führte ihn in sein Zimmer, und fragte nicht ohne Befangenheit, ob auch Alles nach seinem Wunsch eingerichtet sei?

»Unſer Herr und Meiſter,« ſagte er ernſtfreundlich, »mußte ſich noch beſcheidener begnügen; wäre es nicht ſündiger Stolz von mir, wenn ich unzufrieden mit dem wäre, was die einfache Herzlichkeit mir bietet? — Glauben Sie mir, mein Kind,« fügte er ſanft hinzu und nahm Sophie bei der Hand, »die Anſprüche der Menſchen wären angemeſſener ihrem ganzen Leben, wenn ſie eben zu leben verſtänden. Darin liegt der Grundton aller Weisheit, und die Welt wird nicht eher glücklich und die Menſchheit nicht eher ihrem Ziele der endlichen Vervollkommnung näher kommen, als bis man lernt, nur das Nothwendige zu brauchen, und das Ueberflüſſige blos zu genießen.«

Er ſtellte den Diener, welcher ihm das Gepäck getragen, Sophien vor, und theilte ihr mit, daß dieſer Mann jeden Tag zu ihm kommen würde und jederzeit frei in ſein Zimmer eintreten dürfe. »Ich mache Sie ausdrücklich darauf aufmerkſam,« ſagte er dann mit einem gewiſſen Nachdruck, »daß, wenn dieſer Mann mit einer Nachricht, oder mit einem Wunſche, oder einem Auftrage von mir kommt, Sie ihm vollkommen ſo wie mir ſelbſt vertrauen können.«

Er ſah bei dieſen Worten Sophien ſo feſt und tief in die Augen, daß ihr die helle Röthe in die Augen ſchoß.

Sie verneigte ſich und wollte das Zimmer verlaſſen, um der Mutter die Ankunft des Zimmerherrn zu melden. Er hielt ſie zurück.

»Einen Augenblick noch bitte ich Sie mir zu ſchenken,« ſprach er, »ich muß eine Frage an Sie ſtellen. Kommt Ihr Bruder oft zu Ihnen? und glauben Sie, daß er in den nächſten Tagen bereits die Mutter beſuchen wird?«

»Ich hoffe, er kommt vielleicht heute noch,« ſagte das Mädchen freudig.

»Dann bitte ich Sie,« erwiederte der Provincial, »mich davon zu unterrichten, und uns Beide bekannt zu machen, wenn Sie oder Ihre Mutter nicht dringendere Angelegenheiten mit dem jungen Herrn abzumachen haben. Ich sehne mich nach seiner Bekanntschaft.«

Er verbeugte sich leicht gegen Sophie; diese verließ das Zimmer und fühlte sich, ohne zu wissen warum, erleichterter, ruhiger, unbesorgter. Die Gegenwart des mildernsten Mannes hatte einen beschwichtigenden Eindruck auf das Mädchen ausgeübt.

Bald darauf kam das Dienstmädchen zurück. Sie hatte Robert weder in seiner Kanzlei noch zu Hause gefunden, und ihm auf jeden Fall das Briefchen in seiner Wohnung zurückgelassen.

Seit geraumer Zeit schon war die Stunde zwischen der Dämmerung und der Nacht Sophien nicht so lang vorgekommen, als heute, wo sie mit solcher Ungeduld den Bruder erwartete. Endlich hörte sie ziemlich spät schon die bekannten Schläge an der äußeren Thür; rasch wie ein junges Reh sprang sie auf um selbst zu öffnen, und lag im nächsten Augenblicke an der Brust des theuren Bruders.

Robert machte sich sanft von ihr los und ging dann voraus in das Wohnzimmer der Mutter, während Sophie freudig an die Thür des Provincials klopfte und ihm mittheilte, daß Robert so eben angekommen und erst zur Mutter gegangen sei.

Frau Haimon empfing ihren Sohn mit aller Zärtlichkeit ihres vollen heißen Herzens, und ihr Gemüth fühlte sich bei seinem Anblicke um so freudiger erregt, als der Kummer um das Schicksal Sophiens ihr die letzten Tage nur zu sehr verbittert hatte. Nach den ersten freundlichen Begrüßungen konnte

die Mutter nicht umhin, sogleich selbst diesen Gegenstand zu berühren. Sie hatte Robert bisher nichts davon mitgetheilt, doch konnte sie ihn nicht länger in Unkenntniß über die Verhältnisse lassen.

Robert blieb während der ganzen Erzählung der Mutter, die ihm die Verhandlungen mit dem alten Baron Linden mittheilte, vollkommen ruhig, und kein Ausbruch der Entrüstung, weder über den Baron noch über Carl, unterbrach ihre Worte.

Als sie geendigt und schweigend seine Meinung erwartete, antwortete er ruhig: »Daß Carl vollkommen schuldlos ist, davon bin ich überzeugt —«

»Gewiß! gewiß!« warf Sophie hastig ein.

»Und was den alten Baron betrifft,« fuhr Robert ruhig fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, »so glaube ich, daß man ihn gezwungen hat.«

»Gezwungen?« meinte Frau Haimon ungläubig; »wer kann einen Mann wie den Baron zwingen?«

Robert sah seine Mutter scharf an und sagte dann langsam: »Die Verhältnisse! Oder glaubst Du nicht, Mutter, daß dieses möglich ist?«

Er sprach nicht weiter, aber ein Seitenblick, welchen er auf Sophie warf, sagte deutlich, daß Robert es in Gegenwart der Schwester nicht angemessen finde, ausführlicher darüber zu reden.

»Ich werde heute nicht lange dableiben können, ich komme morgen wieder,« sagte der junge Mann bedeutungsvoll.

Frau Haimon, welche den Sinn dieser Worte verstand, begann Robert zu erzählen, in welcher Weise der Provincial zu ihr gezogen.

Der junge Mann ſchien nichts weniger als erbaut von dieſer Nachricht.

»Es wäre mir lieb geweſen, wenn es nicht geſchehen wäre,« ſagte er, und ſeine Gedanken ſchweiften in ſeine jüngſte unglückſelige Vergangenheit zurück; ihm fielen manche von den Erzählungen ein, welche damals über die geheimen Verbindungen, die große Wirkſamkeit des Ordens im Munde des Volkes lebten; »doch weil es ſchon geſchehen iſt, Mutter, ſo möchte ich wenigſtens den Mann kennen lernen, von dem Sophie mir auch ſo begeiſtert geſchrieben hat.«

»Sophie, frage an, ob mein Sohn ſich dem hochwürdigen Herrn vorſtellen darf?« befahl die Mutter, und Sophie eilte den Auftrag zu erfüllen.

»Du ſcheinſt im vorhinein gegen ihn eingenommen,« ſagte die Mutter, als ſie allein waren, zu Robert; »ich glaube aber, Du haſt in dieſem Falle unrecht. Mir iſt ſelten ein Mann vorgekommen, deſſen Weſen einen gewinnenderen Eindruck zu machen im Stande wäre. Ueberzeuge Dich ſelbſt und Du wirſt finden, daß ich Recht habe.«

Robert antwortete nicht — aber er ſchüttelte zweifelnd den Kopf. Sophie kam zurück und benachrichtigte ihren Bruder, daß der Provincial mit Vergnügen bereit ſei ihn allein zu empfangen.

»Allein?« ſagte Robert ſtutzend für ſich, aber er ließ von ſeiner Ueberraſchung weder Mutter noch Schweſter etwas merken und begab ſich nach dem Zimmer des Provincials.

Dieſer kam ihm bei ſeinem Eintritte einige Schritte entgegen, und mit jener gewinnenden Macht ſeiner ſonoren Stimme, welche er für jede Schattirung des Gefühles ſo

vollkommen in seiner Gewalt hatte, begrüßte er ihn mit den Worten: »Seien Sie mir herzlich willkommen!«

Robert, welcher sich diesen Mann, von dem er öfter schon gehört, ganz anders gedacht hatte, war im ersten Augenblicke zu sehr überrascht und eingenommen von dem Gewinnenden dieser Erscheinung, als daß er die kalte Ruhe und Ueberlegenheit, mit welcher er ihm hatte entgegen kommen wollen, jetzt noch hätte bewahren können — der weiche warme Ton des Zutrauens, den er aus dem Klange dieser Stimme heraushörte, griff wohlthuend in die Saiten seines verstimmten Gemüthes, und mit der ganzen Wärme jener vertrauensvollen Hingebung, welche die Jugend dem reiferen Alter darzubringen im Stande ist, fühlte er sich von diesem Augenblicke an zu dem Provincial hingezogen.

Diesem war der Eindruck, welchen er auf den jungen Mann hervorgebracht hatte, auf den ersten Blick klar geworden. Zufrieden damit, vermied er, die ganze imponirende Hoheit seines Wesens jetzt schon auf Robert wirken zu lassen, es konnte ihm nicht darum zu thun sein, den Geist des jungen Mannes zu fesseln, er wollte sein Herz zu sich heranziehen, seinen Gefühlen jene Richtung geben, welche er für seine Zwecke für nothwendig hielt, und dies, wußte er, konnte nicht das Werk einer Unterredung, nicht das Resultat einer Stunde sein

»Ich bin glücklich, daß Ihre Wahl unser Haus getroffen hat,« sagte Robert freudig bewegt nach einem kurzen Verlaufe des Gespräches.

»Mein junger Freund,« antwortete der Provincial, »wenn man die Ruhe finden will, muß man in der Nähe edler Herzen leben; nur die Tugend übt jene zauberische Gewalt über alle Stürme unserer Seele, um die Wogen der

Leidenſchaften wie mit einem ſüßen Hauche zu glätten — Sie ſehen mich erſtaunt an, es ſcheint Ihnen ſo ſeltſam, daß ich von Leidenſchaften ſpreche, ich, deſſen Bruſt jahrelang von dem Kleide des Friedens bedeckt war? Und doch, gibt es denn ein Weſen auf dieſer Welt, welches frei von dieſer treibenden drängenden Sehnſucht in ſeinem Innern wäre, deren glühender Ausbruch die verſchiedene Form der Leidenſchaft iſt?« —

Die Beiden hatten ſich während dieſer Worte an dem Tiſche, der mit Büchern bedeckt war, niedergelaſſen.

»Ich habe,« fuhr der Provincial fort, »in meinem früheren Leben nur zu oft Gelegenheit gehabt, die Menſchen in den verſchiedenen Ausbrüchen ihrer Gefühle, in ihrer Ausartung der Leidenſchaft zu ſehen, eine Zeitlang freute es mich zu meinen Studien, über das Leben und Wirken der Seele mir manche Bilder zu zeichnen, welche mir dann als Anhaltspuncte zu weiteren Studien gelten ſollten. Sehen Sie, hier in dieſem Buche zum Beiſpiele,« — er ergriff bei dieſen Worten ein in rothes Leder gebundenes großes Buch — »ſind Studien über die menſchlichen Leidenſchaften, wie ich in der letzten Zeit noch ſie gezeichnet habe. Wollen Sie anſehen?«

Robert rückte, angeregt von dem Gegenſtande, neugierig näher. Der Provincial ſchlug das Buch auf, und ein jedes Blatt zeigte ein menſchliches Antlitz, jedes von dem Ausdrucke irgend einer Leidenſchaft bewegt, und in immer höherem Ausdrucke, bis zur vollſten Verzerrung.

Der junge Mann beſah mit vielem Intereſſe dieſe verſchiedenen Köpfe, ohne ſich aber dadurch anders, als durch ein Kunſtwerk, oder eine wiſſenſchaftliche Studie angeregt zu

fühlen.

Jetzt ſchlug der Provincial, der ihn in dieſem Augenblicke feſt ins Auge faßte, das nächſte Blatt um.

Robert ſtieß einen lauten Schrei aus, als er dieſen Kopf, das Antlitz eines Mannes in den beſten Jahren, jeden Zug des Geſichtes von tödtlichem Haſſe verzehrt, erblickte.

»Marcell!« rief der junge Mann aus, und in höchſter Aufregung ergriff er den Arm des Provincials: »woher haben Sie dieſen Kopf? Dieſes Blatt können Sie nicht gezeichnet haben!«

»So vielleicht dieſes doch!« lautete die Antwort, und ein anderes Blatt ſchlug ſich vor Roberts Augen auf.

»Martin!« ſchrie er faſt außer ſich, als er einen Blick hingeworfen hatte. Er blätterte raſch weiter. — »Heiliger Gott!« rief er, »da iſt Mesmer — da jener Schurke der Kanzliſt — und hier, wer iſt dieſe Frauengeſtalt, dieſe Engelszüge verzerrt von niederer Sinnesglut — o! um aller Heiligen willen,« ſagte er, und hob flehend die Hände zum Provincial empor, — »was iſt dieſes Buch, was ſoll es für mich bedeuten?«

»Die Nachtſeite Ihres Lebens! Die Gefahren Ihrer Zukunft.«

IX.

Es war ſehr ſpät in der Nacht geworden, als Robert endlich das Zimmer des Provincials verließ. Die Mutter hatte ſich ſchon lange zur Ruhe gelegt. Selbſt Sophie, welche doch ſo gern noch ihr volles Herz vor dem Bruder ausgeſchüttet hätte, war vor Müdigkeit überwältigt eingeſchlummert; nur das Dienſtmädchen war wach geblieben und leuchtete ihm jetzt die Treppen hinab.

Der junge Mann fühlte ſich wie ein Träumender. Erſt die Nachtluft, die im Freien kühlend und ermunternd an ſeine Wangen ſchlug, gab ihm nach und nach mit der Klarheit ſeiner Gedanken die Fähigkeit wieder, alles was er geſehen und gehört, nach richtigem Maße zu beurtheilen. Betäubt und ſchwindelnd, umflattert von den ſeltſamſten Bildern, hatte er den Provincial verlaſſen. Wie im Herentanz wogten die verſchiedenſten Geſtalten, welche theils einen Einfluß auf ſein Leben geübt, theils nach dem Worte des Provincials erſt in der Zukunft auf ihn üben ſollten, vor ſeinem inneren Auge vorüber, es wurde ihm immer mehr und mehr klar, daß dieſer Abend, dieſer Beſuch, dieſe Bekanntſchaft von entſchiedenem Einfluſſe für ſein Leben ſein müßten. Er hatte verſprochen, ſobald als es ihm leicht möglich ſein würde, wieder zu kommen, und war entſchloſſen, das Verſprechen zu halten, denn je mehr er mit ſeinem neuen Freunde geſprochen, deſto ſtärker fühlte er ſich zu ihm hingezogen und mit geheimen ſtarken Banden an ihn gefeſſelt.

Erſt gegen Morgen gelang es ihm, die Ruhe des Schlafes zu finden, welche er heute ſo ſehr benöthigte. Aber die kurze Raſt war von den ſeltſamſten Traumbildern bewegt; die aufgeregten Nerven ließen ſich nicht ſo leicht in das Gleis des gewöhnlichen Lebens bringen. Er erwachte in einer dumpfen Betäubung, ſo daß er im erſten Augenblicke nicht recht wußte, ob er geträumt, oder ob er der ernſten Wirklichkeit ins Auge geſehen.

Je mehr er aber über alles, was er mit dem Provincial geſprochen, nachdachte, mit deſto ernſterem Blicke überſah er ſeine Lage. Jener hatte ihm kein Geheimniß daraus gemacht, daß die Zeit der Prüfungen bei weitem noch nicht vorüber, daß vielmehr er der Mittelpunct ſei, um welchen vielleicht in nicht ſehr langer Zeit ſich neue Ereigniſſe bewegen würden, welche zu beſiegen aller Aufwand ſeiner Kraft erforderlich ſein dürfte.

Robert war eben aufgeſtanden, als er im Vorzimmer ſchwere Tritte und ein überſtürztes haſtiges Sprechen hörte, woran er ſogleich Rubin erkannte. Er öffnete die Thüre und hieß den alten Studenten eintreten.

»Nun, was bringen Sie?« fragte er raſch; »haben Sie etwas erfahren und ſind Ihre Neuigkeiten gut oder ſchlecht?«

»Wer wird mit ſchlechten Neuigkeiten ſo früh kommen? Hört man die nicht immer zeitlich genug? Und bin ich der Mann, welcher ſchlechte Neuigkeiten bringen kann? Gold, pures Gold, was ich Ihnen erzählen werde, mitunter auch Brillanten, ſo koſtbar alles!«

»Sie machen mich neugierig? Erzählen Sie, Sie glauben nicht, wie ſehr mich die Leute intereſſiren!«

»Augenblicklich! Aber ſagen Sie mir nur vorher gefälligſt, haben Sie ſchon gefrühſtückt?«

Robert lächelte. »Aus Ihrer Frage,« ſagte er, »ſehe ich, daß Sie noch nichts zu ſich genommen haben. Sie ſollen mein Gaſt ſeyn. Aber, Rubin, geſtern Abend haben Sie von mir drei Kronenthaler bekommen und heute haben Sie nicht einmal ein Frühſtück?«

»Verehrteſter Herr von Haimon, das iſt immer das Unglück, wenn Frau und Kinder an einem hängen!«

»Sind Sie etwa verheirathet?« fragte Robert ganz erſtaunt und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er in Rubins trübſeliges Geſicht ſah.

»Gott ſoll mich bewahren! Wo denken Sie hin? Aber die Frau iſt meine Hausfrau, die deswegen ſo an mir hängt, weil ich bei ihr hänge, und die Kinder — wiſſen Sie, Herr von Haimon, was das heißt, in meinen Jahren Kindsmädel ſeyn? und wie Sie mich hier ſehen, muß ich einmal zu Haus den einen Rangen herumtragen, den andern auf mir reiten laſſen, und der älteſte, mein hoffnungsvoller Zögling, hat die Gewohnheit, wenn ich in die Stube trete, gleich meine Rocktaſchen zu viſitiren. Geſtern iſt er unglückſeligerweiſe noch auf geweſen, wie ich nach Hauſe gekommen bin, und geräth mir gar über die Weſte. Sie hätten den Höllenſpectakel hören ſollen, wie er die Kronthaler, es waren noch ganze zwei Stücke, entdeckte. Ich ſage Ihnen, kein Zollaufſeher kann bei einer Confiscation kürzeren Proceß machen, als es hier der Fall war. Geſehen, genommen, verſchwunden. Hier haben Sie das Schickſal meiner — oder vielmehr Ihrer armen Kronen. Zum Glücke können Sie das erhebende Bewußtſeyn haben, damit einen Theil meiner Schuld bei Frau Nani getilgt zu haben. Aber Schade iſt's

darum, die Gute hatte sich schon so sehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, von mir in ihrem Leben nichts zu bekommen.«

»Lassen wir das,« sagte Robert, »der Verlust ist kein unersetzlicher, aber jetzt sagen Sie mir endlich, wie weit gehen Ihre Entdeckungen?«

»Bis auf den Alsergrund!«

»Ich verstehe Sie nicht, erklären Sie sich deutlicher.«

»Gut. So hören Sie. Als Sie aus dem Bierhause weggingen, machte ich wenig Umstände, und trug mein Bier sogleich an den andern Tisch, wo die Beiden saßen. — »Die Herren erlauben schon,« sagte ich »allein sitzen ist gar so grauslich, es schmeckt nicht ordentlich, wenn man nicht zwischen jedem Schluck ein gescheidtes Wort mit einem klugen Manne reden kann.« Im ersten Augenblicke waren die Beiden etwas verlegen, aber sie nickten mir doch höflich zu und ich hätte sie gewiß zum Beichten gebracht, da sie nicht mehr fest waren, wenn nicht der Satan gleich hinter mir den geheimen Kanzlisten Schreiber — Sie kennen doch den Patron — hereingeführt hätte. Ich saß mit dem Rücken gegen die Thüre zu, und wie er an unsern Tisch trat und mich erblickte, schien es ihm ordentlich einen Stich zu geben. Ich sah ganz gut, wie er den Andern mit den Augen winkte, die aber, Gott, die haben so kleine Augen gemacht, daß ich geglaubt habe, sie schlafen jeden Augenblick ein.«

»Nun und endlich?« fragte Robert etwas ungeduldig.

»Endlich sind ihnen wirklich die Augen zugefallen, aber nur auf einen Augenblick, denn im nächsten war wenigstens der eine wieder ganz munter, und ich bemerkte sehr gut, wie der Kanzlist ihm fortwährend winkte. Das muß ich Ihnen aber sagen, wer der Eine ist und wo er wohnt, hatte ich

bereits herausbekommen. Ich ſah nämlich, während er mit ſeiner Doſe ſpielte, daß oben ein Name eingravirt war. Im Laufe des Abends hatte ich bald Gelegenheit gefunden, ihn um eine Priſe zu bitten, und las nun den Namen: Thomas Kikelberger und den Grund, die Gaſſe und Nummer ſeiner Wohnung. Seinem Cameraden, der weniger im Kopfe zu haben ſchien, war es ſichtlich nicht recht, daß ich dieſes geleſen. Das beſtärkte mich freilich ſchon in der Vermuthung, daß der Name auf der Doſe auch der Name meines Mannes ſei, aber ich wollte ganz ſicher gehen und ſagte wie hingeworfen: »Eine ſchöne Doſe das, Herr Kikelberger!« Jetzt hätten Sie die Augen ſehen ſollen, die der Kanzliſt gemacht hat, der Baſilisk in der Schönlaterngaſſe muß dagegen verliebte Gucker gehabt haben; aber das hat mich um ſo erpichter gemacht, und gerade um den Galgenvogel zu ärgern, habe ich wieder angefangen: »Ein prächtiges Bier das, Herr Kikelberger!« — Das war ein Blitz in die duſelige Seele meines Mannes, er gähnte zuerſt wie erwachend, und ſagte dann ſchmunzelnd: »Ein prächtiges Bier! Noch eine Halbe, Kellner!« Ich wußte jetzt genug, und wollte nun ſehen fortzukommen, um ſo mehr, als ich nur zu gut bemerkte, wie der Kanzliſt mich fortwährend lauernd betrachtete. Ein Geſpräch ſchien er abſichtlich vermeiden zu wollen, und trotzdem wir uns doch vom Baron her kennen, grüßte er mich nur froſtig und — damit war es aus.«

»Alſo das iſt alles, was Sie mir zu ſagen haben?« fragte Robert ziemlich enttäuſcht.

Für drei Kronenthaler iſt dies, wie ich glaube, genug geleiſtet. Ich habe Ihnen zwei wichtige Anhaltspunete gegeben, den Namen des einen und die Verbindung aller zwei mit dem Kanzliſten. Aber ich bin großmüthig und will Ihnen

einen Vorschuß machen. Als ich wegging — die Andern warteten, wie es mir schien, absichtlich auf mein Fortgehen, überlegte ich, ob es nicht am gerathensten sei, mich sogleich, wo der Herr Kikelberger im Bierhause saß, etwas näher über seine Verhältnisse zu unterrichten. Ich trabte deshalb bei den Schotten vorbei auf den Alsergrund hinaus, und hatte richtig trotz Nacht und Finsterniß bald das Haus gefunden. Unter dem Thorwege — sehen Sie, das ist der Nutzen ausgebreiteter Bekanntschaften — finde ich eine alte Amour aus den untergegangenen Paradiesen längst vergessener Schwärmereien. Das Auge der Liebe, vorzüglich der verlassenen Leidenschaft, sieht scharf, denn trotz der Dunkelheit bei dem Lichte der kleinen Oellampe unter dem Thore hatte sie mich doch gleich am Arme gepackt, und eine nie mehr erwartete Stimme flüsterte mir zu: Ist doch schön, daß er nicht vergessen hat auf mich! — Kathl! rufe ich entsetzt. Meli! lispelt sie leidenschaftlich, und jetzt denken Sie sich diese Scene für Götter unter dem dämmerigen Hausthor!«

»Kathl, bei wem dienst Du jetzt?« fragte ich nach den ersten Augenblicken des Wiedersehens.

»Bei gewissen Kikelberger, ist aber schlechter Dienst, Lump!«

»Denken Sie sich meine Ueberraschung. Jetzt war ich liebenswürdiger als je gegen Kathl, und erfuhr nun mehr, als Sie vielleicht wissen wollen. Thomas Kikelberger ist ein abgewirthschafteter Lebzeltner, der die Süßigkeiten des Lebens so rasch durchkostete, daß ihm nach ein paar Jahren nur der harte Marcipan der Entbehrung übrig blieb. Seit einiger Zeit aber ist er, wie Kathl erzählt, wieder lustig und guter Dinge, und spricht von nichts als vom Goldmachen!«

»Also auch ein Adept!« murmelte Robert für sich.

»Ob er ein Adept ist oder nicht, weiß ich nicht, aber daß man den Kanzlisten für einen solchen hält, weiß ich be-

ſtimmt. Ueberhaupt gehört ja, wie Sie wiſſen, faſt die ganze Bekanntſchaft des Barons im Freihauſe zu dieſen Leuten. Sie können jetzt ungefähr combiniren, ob ich Recht hatte, als ich ſagte, es ſei mir im Bierhauſe vorgekommen, als ob der Kanzliſt etwas mit dem Kikelberger zu thun habe.«

»Ich danke Ihnen, Rubin,« ſagte Robert, »Ihre Mittheilung iſt für mich von großem Werthe, ſie würde aber noch koſtbarer, wenn Sie mir vielleicht ganz untrügliche Beweiſe über das Leben und Treiben dieſes Menſchen verſchaffen könnten. Wäre dies möglich?«

»Wollen Sie mit Kathl ſelbſt ſprechen? Ich ſag' Ihnen, Kathl iſt gar nicht ſo uneben, und bis auf den kleinen Fehler, daß ſie in mich verſchoſſen iſt, ſonſt eine ganz geſcheidte Perſon. Und für den einen Fehler kann die Arme ja auch nichts!«

»Schreiben Sie mir gefälligſt die Hausnummer und den Namen auf,« ſagte Robert, »der geſchriebene Buchſtabe bleibt.«

»Gott im Himmel! ganz wie der Herr Regierungsrath Sonnenfels!« meinte Rubin für ſich; »wenn der junge Herr da wüßte, was ich dem Herrn Regierungsrath damals mitgetheilt habe! Aber er erfährt nichts und ich kann da mittheilen und dort mittheilen, darin liegt ja eben die wahre Lebensphiloſophie!«

Er hatte indeſſen das Gewünſchte auf ein Blatt geſchrieben und reichte es Robert hin. Dieſer las es und verwahrte es dann in ſeiner Brieftaſche. Rubin ſtand immer, als wenn er auf etwas wartete, vor Robert.

»Wünſchen Sie noch etwas?« fragte dieſer lächelnd.

»Wünſchen! Herr Haimon, wann hört der Menſch auf

zu wünſchen, und wo endet das Wünſchen als in der Gewährung? Und die Gewährung, wo iſt ſie?«

»Vielleicht dies?« ſagte Robert und ließ einen Ducaten zwiſchen ſeinen Fingern ſpielen.

»Das iſt nicht mehr Gewährung, das iſt ſchon Seligkeit!« rief Rubin entzückt und ſtreckte die Hand nach dem Goldſtück aus.

»Halt,« entgegnete Haimon und zog die Münze zurück, ſo leicht bekommen Sie den Fuchs nicht. Sie haben ein Wort fallen laſſen von noch einer intereſſanten Entdeckung, die Sie gemacht haben. Heraus damit, und das Goldſtück gehört Ihnen.«

»Herr Haimon, das iſt eine ſchwere Sache, ich glaube, ich habe eine Dummheit geſagt, ich habe mich geirrt —«

»Sie haben ja noch gar nichts geſagt! Womit ſollten Sie ſich alſo geirrt haben? Alſo, beſinnen Sie ſich! Eins — zwei —«

»Halt! Es iſt jetzt, wo Sie die Sache von Kikelberg wiſſen, einerlei, ob ich Ihnen das andere verſchweige, oder lieber gleich ſage, denn am Ende wird es bei dieſer Gelegenheit doch aufkommen, und ich will nicht für einen Mitſchuldigen gelten — —«

»Was reden Sie von Mitſchuld — um was handelt es ſich denn — Sie ſind ängſtlich?«

»Man ſoll nicht ängſtlich ſein, wenn man ſo ins Examen genommen wird? Was glauben Sie denn; ich wohne ja nicht weit davon — der Verdacht liegt ja ſo nahe.«

»Immer beſſer! Sie beichten ja nach und nach recht gut. Es handelt ſich alſo um etwas, das auf der Wieden *vorgeht?*«

»Gott im Himmel! Sie machen mich ja ganz confus.

Sie sollen alles wissen, alles, was ich selbst weiß. Sie sind der Mann, um daraus das Wahre zu ziehen. Wo ich wohne, ist Ihnen bekannt, ob Sie aber in dieser Gegend selbst bekannt sind, daran zweifle ich. Ein paar Gassen von mir weiter hinaus fängt Wien schon an mit Bretern verschlagen zu sein. Dort finden Sie nichts als Felder mit Planken herum, höchstens alle hundert Schritte weit ein Haus, das so einsam dasteht, wie ein Aug' auf einer Spitalsuppe. Denken Sie nun, in dieser Gegend ist ein Wirthshaus, freilich das schönste Haus weit und breit herum, aber — — doch nicht so schön wie die Leute, die ich selbst dort habe hineingehen sehen.«

»Nun? und was weiter?« sagte ruhig der junge Haimon.

»Weiter? Wissen Sie, welche Leute dort hineingegangen sind? ich werde Ihnen nur ein paar von Ihrer eigenen Bekanntschaft nennen — der Herr Baron aus dem Freihause — der Herr von Linden — der Herr Kanzlist —«

»Rubin! ist das wahr?« rief Robert betreten und faßte mit einemmale die Wichtigkeit der Entdeckung.

»Ob es wahr ist! Sie können sich ja selbst überzeugen! Ich wette darauf, wenn wir uns heute Abend auf die Lauer stellen, können wir sie wieder sehen. Es gehen übrigens mehr Leute, als die ich Ihnen genannt habe, ins Haus; wahrscheinlich gehört das alles zu einer Bande.«

Robert war schon während der letzten Worte Melchiors aufgeregt im Zimmer auf und ab gegangen. Offenbar beschäftigte ein wichtiger Gedanke seine Seele. In der That schien ihm mit dieser Angabe des alten Studenten ein wichtiges Geheimniß in die Hände geliefert, denn was konnte diese Männer, deren Treiben ohnehin ein unlauteres war, dazu

bewegen, sich an einem so entlegenen Orte und in so später Nacht geheimnißvoll zusammenzufinden, wenn es nicht irgend ein Werk galt, welches eben so sehr das Licht des Tages, als das Auge der Menge scheute?«

»Rubin!« sagte er endlich, »wollen Sie mich begleiten? Sie müssen mir den Weg und das Haus zeigen. Hier Darangabe,« und er drückte ihm den Ducaten in die Hand, — »finde ich, was ich suche, und erreiche ich, was ich hoffe, dann, Rubin, soll auch für Sie gesorgt sein.«

— — In später Nacht stand Robert an der Ecke einer einsamen, kaum halb ausgebauten Gasse am äußersten Ende der Vorstadt Wieden, und schaute mit gespannter Aufmerksamkeit auf ein einstöckiges Haus, welches nur matt von einer Lampe erleuchtet war, und dessen sämmtliche Fenster im ersten Stocke in tiefes Dunkel gehüllt waren.

Von Zeit zu Zeit schlichen einzelne Männer, die sich vorsichtig überall umblickten, in dieses Haus. Knapp an der Thür fiel ein Strahl des Lichtes auf das Gesicht jedes Eintretenden. Robert hatte Alle, Alle erkannt, welche er hier vermuthet, er hatte sie Alle hineingehen sehen, zuletzt noch Kikelberger und seinen andern Gefährten. Der Allerletzte war — Doctor Mesmer!

Robert und Melchior blieben noch eine Zeit lang auf ihrem Posten, Niemand ging mehr hinein, aber Niemand hatte auch bisher das Haus verlassen.

»Es ist kein Zweifel, hier ist ihre Loge!« sagte Robert zu sich selbst, als er nach Mitternacht mit Melchior den Rückweg antrat.

X.

Robert konnte in seiner Unruhe kaum den Morgen erwarten. — Seine Entdeckung war von der größten Erheblichkeit, indessen war ihm nicht recht klar, in welcher Weise und gegen wen, oder ob er nur überhaupt vor der Hand Gebrauch davon machen sollte. Er kam endlich zu dem Entschlusse, sich dem Provincial mitzutheilen und dessen Meinung zu hören.

Es war noch nicht acht Uhr Morgens, als er bereits in der Wohnung seiner Mutter eintraf. Sophie, an welche er sich wendete, um bei dem Provincial anfragen zu lassen, ob er ihn bereits empfangen könne, theilte ihm mit, daß der hochwürdige Herr bereits seit mehreren Stunden auf sei, und wie sein Diener ihr gesagt, arbeite. Er habe aber befohlen, daß Niemand in sein Zimmer kommen sollte, er würde schon selbst, wenn er etwas wünschte, das Zeichen geben. — »Wenn Du aber,« fuhr Sophie fort, »warten willst, bis dieser Mensch, den er nur fortgeschickt hat, wiederkommt, so mag dieser Dich anmelden. Ich, das siehst Du ein, kann füglich nicht so mir nichts dir nichts in sein Zimmer eintreten.«

»Ich möchte aber nicht gern hier warten; es könnte der Mutter, wenn sie herauskäme, auffallen, daß ich so zeitlich hier bin, und doch kann ich ihr nicht die Ursache mittheilen, welche mich *hieher geführt*.«

»*Robert, Du machst* mich auch ängstlich; ist etwas

geſchehen? Du ſcheinſt aufgeregt, und — mein Gott, wie Du blaß biſt, als wenn Du die ganze Nacht nicht geſchlafen hätteſt. Sage mir nur das Eine, iſt vielleicht für Dich wieder eine Gefahr?«

Der junge Mann beruhigte ſeine Schweſter und verſprach gegen Mittag wieder zu kommen; nur bat er die Schweſter, auf jeden Fall den Provincial wiſſen zu laſſen, daß er ihn um eine Unterredung bitte. »Am liebſten wäre es mir freilich,« ſagte Robert, »wenn es nicht hier wäre, ſchon der Mutter wegen.« —

— — Sophie mußte ihren Auftrag ganz pünctlich ausgerichtet haben, denn noch im Laufe des Vormittags erhielt Robert durch einen Menſchen, der ihn in ſeiner Kanzlei aufſuchte, ein Billet des Provincials. Dieſer ſchrieb ihm darin, daß er im Laufe des Nachmittags ihn zu Hauſe erwarte. »Ich habe meine Gründe dafür,« hieß es in dem Briefe, »daß Ihre Mutter von unſerer genaueren Bekanntſchaft wiſſe, es wäre ein Theil des Zweckes verfehlt, wenn wir ihr verheimlichen ſollten, wie genau unſer Zuſammenwirken, ihr gewährt es Troſt, zu wiſſen, daß ihr Sohn mehr als einen Freund beſitzt.«

Als Robert Nachmittags ſich auf eine Stunde von ſeinen Geſchäften freimachte und in die Wohnung ſeiner Mutter kam, fand er den Provincial bereits ſeiner harrend. Die Mutter war mit Sophien zu einem Beſuche gegangen.

»Ich habe Sie zu mir herausbemüht, mein junger Freund,« ſagte der Provincial nach den erſten Worten der freundſchaftlichſten Begrüßung, »und ich bin Ihnen eine ausführlichere Erklärung darüber ſchuldig, was ich im Briefe blos andeutungsweiſe Ihnen geben konnte. Wenn es ein Zu-

fall war, der mich gerade in dieſe Wohnung führte, ſo war es ein Zuſammentreffen, welches meinem Plane auf das glücklichſte entgegenkam. Welcher Plan dies aber iſt, — darüber muß ich vorläufig noch ſchweigen, aber ſeien Sie überzeugt, daß es nicht einer iſt, der gegen Ihre oder Ihrer Familie Ruhe, ſondern ganz anderswohin gerichtet iſt. Daß Sie dabei mitwirken können, daß Manches, was damit zuſammenhängt, auch in einer gewiſſen Beziehung zu Ihnen ſteht, werden Sie aus unſerem letzten Geſpräch entnommen haben. Daß ich mich jetzt gern zurückziehe und nicht öffentlich erſcheine, werden Sie dem gekränkten Stolze eines Mannes verzeihen, der es nicht ertragen kann, die liebloſen Urtheile mit anzuhören, welche ein blinder Pöbel über mich und meine zerſtreuten Brüder fällt, Gerüchte, Vermuthungen und Urtheile, die um ſo niederträchtiger ſind, als es Niemand gewagt hätte, zur Zeit unſerer Macht und unſeres Glanzes auch nur das Geringſte davon zu erwähnen. — Glauben Sie mir, mein Freund!« ſagte er mit ſteigendem Affect, »unſere Zeit wird wieder kommen, dann aber — —« Er brach ab, und fuhr, als wollte er einen Gedanken verſcheuchen, mehrmals mit der Hand über die Stirn, worauf er mit der vorigen Ruhe weiter ſprach: »Die Feinde unſeres Ordens laſſen es an keiner Verleumdung, und ſei ſie noch ſo niedrig, fehlen, um uns, die ohnehin Gebeugten, noch mehr in den Staub zu treten. Ich werde aber hoffentlich dieſes ganze Gewebe zerreißen. Dies iſt auch mit eine Urſache, daß ich mich jetzt ſo in die Einſamkeit zurückziehe. Ich weiß es, daß Manches geſponnen und ausgeführt wird, das man auf unſere Rechnung ſchreibt, ich weiß es auch, daß eine Anzahl meiner Brüder in Frankreich ſich hinreißen ließ, den

falschen Göttern zu dienen, sich an Werkzeuge der unlautersten Art anzuschließen, um diese zu ihren Zwecken zu benützen, während ich die Ahnung habe, daß sie mißbraucht werden. Sie selbst, Robert, waren ja nahe daran, ein Opfer dieser Ränke zu werden — —«

»Sie sprechen von jenem fürchterlichen Marcell!«

»Die Zeit wird kommen, wo Sie über diesen Menschen und die unsichtbaren Obern, denen er, von einer traurigen Leidenschaft gefesselt, blindlings folgt, die vollsten Aufschlüsse erhalten werden. Daß sich hier Zweige jener großen französischen Verbindung befinden, weiß ich, aber es ist mir noch nicht die Zeit erschienen, ihrem Treiben offen entgegenzutreten. Jetzt, wo ich frei von allen Banden bin, welche mich einst gefesselt hielten, jetzt, wo es für mich keine Rücksicht, keine Schonung mehr gibt, wo ich nicht mehr Partei zu sein brauche, jetzt werde ich von meiner Verborgenheit aus all dieses Getriebe überschauen, und im geeigneten Augenblicke richtend dazwischen treten.«

Robert hatte neben ihm im Zimmer auf- und abgehend, ihm aufmerksam zugehört.

»Wenn ich das,« sagte er endlich, »was ich jetzt gehört, und jenes, welches Sie mir das letzte Mal mittheilten, mit einander in eine Verbindung bringe, so scheint es mir, als ob zwei große geistige Strömungen, jede durch einen Kreis von hervorragenden Männern repräsentirt, durch die Welt zögen. Wie kommt es, daß man einen Orden, welcher Männer Ihres Geistes und Ihres Herzens besitzt, allüberall verfolgt, dagegen einen Verein von Menschen, welche sich und ihr Streben in ein beinahe undurchdringliches Dunkel hüllen, für die wahren Vertreter von Tugend, Sitte und Bildung anzuerkennen so leicht bereit ist?«

»Ich weiß, wen Sie meinen,« warf der Provincial mit einem feinen Lächeln ein, »Sie sprechen von den Freimaurern.«

»Ja, von diesen,« fuhr Robert mit steigender Lebhaftigkeit fort, »von diesen Menschen, welche die Tugend im Munde führen und ihre Symbole als die Zeichen des wahren Glaubens, der echtesten Menschenliebe, der reinsten Humanität anpreisen, und deren einzelne Mitglieder —«

Robert stockte. Dem Scharfblick des Geistlichen entging nicht, daß die Bewegung des jungen Mannes keine zufällige sein könne.

»Sie mögen nicht Unrecht haben, mein Freund, aber so viel mir bekannt ist, hat dieses Treiben seit dem Tode des seligen Kaisers aufgehört, er hatte es geduldet, weil unter ihm die Freimaurer mehr die Spielerei der Adeptenwirthschaft trieben. Sein Tod hat diese Menschen ihrer wenigstens eingebildeten Stütze beraubt, und ich glaube kaum, daß —«

»Daß sie jetzt noch fortbestehen?« fiel Robert ein; »o, ich weiß es sicher, oder wenigstens so gut wie sicher. Deswegen kam ich ja auch hieher, das war die Ursache, die mich drängte, mit Ihnen zu sprechen, denn Ihnen, dessen Geist mit Höherem beschäftigt ist, und der die Verhältnisse im großen Maßstabe betrachtet, Ihnen ist vielleicht unbekannt geblieben, was mich ein Zufall entdecken ließ.«

»Nicht möglich!« rief der Provincial aus; »wissen denn diese Menschen nicht, welchen Strafen sie sich aussetzen?«

»Die Leute, die daran jetzt theilnehmen,« antwortete Robert bitter, »*scheinen* mir auch vor noch mehr nicht zurückzubeben!«

*

»Also, Sie wissen auch die Theilnehmer?«

»Ich will nicht mehr sagen, als ich weiß. Ich kenne einen Ort, wo nächtlicher Weile eine Gesellschaft von Männern sich versammelt, von denen Einige nicht über jeden Verdacht erhaben, Andere offenkundige Adepten sind. Man sieht kein Licht an den Fenstern, man sieht keinen Rauch aus dem Schornstein steigen, man hört von außen kein Geräusch, und so viel ich selbst gesehen habe, hat das Haus auch keinen Seitenflügel, kein anderes Gebäude im Hofe, wo ein Laboratorium sein könnte; welchen Zweck mithin können diese geheimen Zusammenkünfte haben, als zu bauen?«

Der Provincial schwieg einen Augenblick nachdenkend still — »Haben Sie sich selbst überzeugt?« fragte er endlich mit Nachdruck.

»Ja!« antwortete Robert eben so bestimmt und theilte mit, wovon er in der vergangenen Nacht selbst Zeuge gewesen. Er verhehlte nicht, daß diese Entdeckung den eigentlichen Grund zu seinem frühen Besuche gegeben, er fügte hinzu, was er von dem Kanzlisten bei der Gräfin gesehen, so wie von der Auskunft, welche Melchior ihm gebracht. — »Wo dieser Schreiber ist,« schloß er seine Worte, »da ist die Bosheit, die Tücke, ich will nicht sagen — das Verbrechen.«

Der Provincial schien diese Worte überhört zu haben. Er hatte in seiner Brieftasche nachgesucht und ein kleines Blatt Papier hervorgezogen, welches er nun aufmerksam überlas. Endlich wendete er sich wieder zu Robert.

»Ich zweifle kaum, daß Sie sich nicht getäuscht haben,« sagte er, »die Sache ist aber von solcher Wichtigkeit, daß *man vollkommen* sicher sein und alle Umstände genau erwogen *haben muß*, bevor man gegen diese Bande einschreitet.

Wichtig iſt ſchon, daß man den Schlupfwinkel kennt und dadurch Gelegenheit hat, ſie Alle mit einem Schlage zu treffen. Nur ſo kann dieſer Schlange der Kopf zertreten werden, denn werden dieſe Menſchen einzeln gefaßt, ſo gereicht das nur zum Vortheile für Jene, welche unentdeckt geblieben ſind, und die hernach ihr Treiben zwar geheimer, aber umfaſſender fortſetzen. Jeder Unentdeckte wird der Erbe ſeiner enthüllten Genoſſen. Vorläufig bitte ich Sie, das tiefſte Stillſchweigen zu bewahren; das Eine aber fordere ich von Ihnen, daß Sie mich in einer der nächſten Nächte an den Ort führen, wo Sie Alles beobachtet haben. — Vielleicht,« ſagte er lächelnd, »wird mir dort noch Manches klar, was Ihnen entgehen konnte, entgehen mußte «

Robert verſprach es ihm, und nahm Abſchied. Der Provincial blieb nach ſeinem Weggehen noch einige Minuten in Nachſinnen verloren.

»Er hat keine Ahnung,« ſagte er endlich, »wie tief dies alles in ſein eigenes Schickſal eingreift, und welch ein verſchiedenes Räderwerk in einander greift, um ſeine Lebensbahn zu durchkreuzen. Man wird in Frankreich nicht ruhen, bis man ihn vernichtet haben wird, und doch ſcheint er nur mehr von allen den geheimen Triebfedern zu ahnen, als ſelbſt vollkommen zu kennen. Ich zweifle ſogar, daß die hieſigen Verbündeten Marcells genau in deſſen Plane eingeweiht ſind; ſie ſcheinen mehr die ſchmutzige Außenſeite, als den tiefen unterſten Abgrund zu kennen. Ich aber will mich überzeugen, ich will klar ſehen — — und dann —« hier flog ein eigenthümliches Lächeln über ſeine Züge, »dann mag Kaunitz ſich überzeugen, wer von uns Beiden Recht oder Unrecht hat.«

Der Blumengarten in Antoniens Zimmer war seit zwei Tagen noch viel reicher und dichter geworden, als er bisher gewesen. Kleine Bäumchen mit breiten Blätterkronen standen jetzt in zierlichen Holzkübeln in einem offenen Halbkreise gegen das Innere des Zimmers zu bei jedem Fenster, und während dadurch jeder neugierige Blick aus den gegenüberliegenden Häusern in das Zimmer vollkommen abgesperrt wurde, blieb doch zwischen dem Blätterdache so viel Raum, daß man von dort aus genau sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Ohne Absicht war die Anordnung wohl nicht getroffen Antonie, die gegen ihre Gewohnheit schon ziemlich früh aufstand, war von dem Tischchen kaum wegzubringen, welches sie unter die Bäumchen in das Eckfenster hatte stellen lassen. Die alte Maria lächelte nur geheimnißvoll, wenn sie in das Zimmer trat und die Gräfin immer auf dem einen Platze sitzen sah. Antonie aber ließ es sich nicht nehmen, daß dieses eigentlich der Lieblingsplatz ihres Papageis sei, den sie zu Hause immer so gern neben sich hatte.

Marie sagte nichts darüber, sie gab sich den Anschein, als ob sie ebenfalls nur derselben Meinung sei; aber hinter dem Rücken der Gräfin hatte sie ihre eigenen Wege gemacht, und nicht den letzten in das Haus, wo Robert wohnte. Die unbegrenzte Hingebung, welche sie für ihre Herrin fühlte, die tiefe, fast mütterliche Zärtlichkeit, mit welcher sie an der jungen Frau hing, die sie einst als Kind schon gepflegt hatte, jener dem Weibe so allgemeine und natürliche Zug endlich, ein Weh des Herzens und ein Leid der Sehnsucht doppelt mitzufühlen, hatte sie beinahe schon empfänglich gemacht für die schwärmerische Richtung der Gedanken, welche Antonie

zwar noch nicht gegen sie ausgesprochen, welche aber nur zu schnell in Maria's eigenem Herzen eine Vertheidigung gefunden hatten. Sie kannte die Gräfin zu genau, um nicht zu wissen, daß in dieser reinen starken Seele kein flüchtiges Gefühl Raum finden könne, daß die Empfindungen dieses Herzens zu tief und nachhaltig, um blos dem Momente zu gehorchen, und die klare Einsicht des Verstandes gänzlich auszuschließen. Weil eben vor den Augen der Matrone das ganze frühere Leben Antoniens offen dalag, hielt sie sich um so mehr verpflichtet, jeden Athemzug dieser jungen Seele zu überwachen, als die Gräfin im Besitze von allem, was das Leben beneidenswerth machen kann, eben erst beinahe zu leben begann. Ihre Vergangenheit war in mehr als einer Beziehung eine freudlose gewesen. Wie konnte Maria es verantworten, daß eine überströmende Aufwallung des Gefühles auch noch einen düsteren Schatten auf ihre Zukunft werfe?

Deswegen hatte sie klug und vorsichtig nicht zu viel von dem jungen Mann im vierten Stocke des gegenüberliegenden Hauses gesprochen; sie kannte Antonie und wußte, daß überhaupt gerade jene Gedanken sich festzusetzen pflegten, die man von außenher zu verdrängen sich abmüht. Sie lächelte nicht mehr, wenn sie die Gräfin unter ihren Blumen am Fenster sitzen sah, sie sprach nicht davon, daß es Jemand im Hause auffallen könnte, aber sie hatte beschlossen, selbst zu handeln und mit eigenen Augen sich zu überzeugen.

Deswegen hatte sie versucht, in dem Hause selbst, wo Robert wohnte, sich genaue Auskunft zu verschaffen, ohne den Zweck ihrer Nachfrage zu verrathen. Sie erschien dort noch nicht *in ihrer* eigentlichen Gestalt, sondern unter dem *theilweise sogar* wahren Vorwand, eine kleine Wohnung zu

miethen, wenn eine ſolche im Hauſe zu vergeben ſei. Der Zufall, der Gelegenheitsmacher, war ihr günſtiger, als ſie es nur vermuthen konnte. Gerade die Wohnung, in welcher Robert zwei Zimmer inne hatte, ſollte in der nächſten Zeit vermiethet werden, da die Familie, deren Hausgenoſſe der junge Haimon jetzt war, in Folge einer Verſetzung nach Böhmen, Wien verlaſſen mußte. Maria war nicht lange unentſchloſſen. Ein Geſpräch, welches ſie mit der Inhaberin der Wohnung hatte, und wobei ſie ſehr geſchickt die Rede immer auf den jungen Zimmerherrn zu lenken verſtand, ließ ſie ſelbſt wünſchen, ihn näher und durch längere Zeit zu beobachten. Man hatte ihr ſo viel des Lobes und Ruhmes von ihm gemacht, daß ſie ſtill für ſich hinlächelte, und zu jener Frau, welche die Wohnung hergeben mußte, nur ſagte: Wenn er ein ruhiger Menſch iſt, dann iſt's mir freilich lieber, aber ich bin ſonſt nicht gewohnt, viel Umſtände mit einem Zimmerherrn zu machen. Gefällt er mir nicht, ſo ſind wir gleich in den erſten Tagen geſchieden, ich finde ſchon Mittel, ihn aus dem Hauſe zu bringen, und wenn er auch das Quartier längere Zeit gemiethet hat.«

»Wo denkt die Madame hin!« verſicherte jene Frau; »einen ſolchen jungen Herrn gibt es gar nicht mehr, ich wollt' ich könnt' mir ihn mitnehmen.«

Maria lächelte ſtill vor ſich hin und dachte an Antonie. »Ich muß mir die Sache doch noch überlegen,« ſagte ſie zur Quartierfrau etwas bedenklich; »es hat immer ſeinen Haken, wenn man einen Fremden zu ſich ins Quartier nimmt. Ich werde morgen aber wieder kommen und der Madame meine Antwort ſagen — — —«

Als Maria nach Hauſe kam, fand ſie Antonie auf ihrem gewöhnlichen Platze bei dem Fenſter.

»Ich werde Sie um einen kurzen Urlaub bitten müſſen,« begann die Matrone, »denn ich muß Ihr Haus verlaſſen «

Antonie ſah ſie erſtaunt an, ſie begriff nicht, was Maria eigentlich meinte.

»Ich verſtehe Sie nicht,« ſagte ſie endlich, »Sie wollen mich verlaſſen? Was iſt Ihnen denn? Und wohin wollen Sie?«

Die Matrone faßte ſie lächelnd bei der Hand, zog ſie näher gegen das Fenſter und wies mit dem Finger auf das Haus wo Robert wohnte:

»Sehen Sie, theure Gräfin — dort werde ich eine Zeit lang wohnen!«

»Maria, meine gute, meine zweite Mutter!« rief Antonie tief erregt aus und warf ſich in die Arme der alten Frau, um an ihrem Herzen das erſte Zittern freudiger Ueberraſchung ausbeben zu laſſen.

XI.

Der Ohnmacht, welche Rosa in der Gesellschaft bei der Hofräthin befallen und einige der anwesenden Damen zu sehr lieblosen Bemerkungen verleitet hatte, war ein ernsteres Unwohlsein gefolgt, welches die junge Baronin zwang, das Zimmer zu hüten. Der Ernst ihrer Gedanken und der Groll, der nur zu oft aus ihrem Herzen jetzt aufstieg, erhielten durch die Einsamkeit, worin sie sich während ihres Unwohlseins befand, nur noch neue Nahrung.

In diesen trüben Stunden des Alleinseins ging ihr ganzes vergangenes Leben wie ein warnender Schatten an ihr vorüber, sie erkannte deutlicher, als sie es sich jemals eingestanden, daß auf dem tiefsten Grunde ihres Herzens jene reine Perle glückseliger Neigung, welche die Jugend beseligt und den Menschen über die Qual irdischen Jammers zu erheben im Stande ist, — daß diese Perle in ihrem Herzen nie rein und lauter geglänzt, sondern daß von dem Tage an, wo sie zum Verständnisse der Macht eines jugendlichen Weibes gekommen, sie ihre Schönheit, ihren Geist und ihren Witz nur zum Köder für die flüchtigen Launen ihres Wankelmuthes gemacht habe.

Es gab jetzt, wenn sie allein und wie verlassen in ihrem Zimmer im Lehnstuhl lag, Augenblicke für sie, wo wirklich ein Strahl von Reue, ein Aufflammen besserer Vorsätze, ein Gedanke an das Glück der Ruhe und eines still bescheidenen Familienlebens in ihr aufdämmerten; im nächsten Augen-

blicke dachte sie aber wieder an Alles, dem sie dann entsagen müßte, und sie konnte es nicht fassen, daß die Natur es zur Aufgabe des Weibes gemacht, zu beglücken, selbst in dem Falle, wo ein Frauenherz auf das eigene Glück verzichten muß.

Jetzt war ihre ganze Seele mit dem Gedanken an Carl erfüllt, und jeder Tag erzeugte in ihrem Kopfe andere Pläne, wie sie ihn an sich fesseln wollte, Pläne, welche die nächste Stunde wieder verwarf. Der eigenthümliche Zug ihres Characters, welcher sie am liebsten zur Intrigue leitete, gewann auch hier, je mehr sie über ihr Verhältniß nachdachte, und je genauer sie alle Vortheile und Nachtheile erwog, die Oberhand. Zu eitel, um ein Herz, das sich in stolzer Kälte von ihr abwendete, nicht eben deswegen durch alle möglichen Mittel an sich fesseln zu wollen, zu tief gekränkt, um nicht die Schmach, welche Carl ihr zugefügt, vollkommen zu fühlen, sann sie nur auf ein Mittel, ihn ebenso unauflöslich an sich zu fesseln, als gleichzeitig auf demselben Wege von Sophie zu entfernen.

Sie gehörte zu jenen Naturen, welche manche Geheimnisse ihres Herzens eher Fremden, als den nächsten Freunden oder Anverwandten zu vertrauen geneigt sind, so wie man manches Geständniß lieber in einem Briefe, als Auge in Auge macht, und deswegen hatte sie es bisher vermieden, des letzten Vorfalles, welcher die fortgesetzte Verbindung Karls mit Sophien ihr gezeigt, gegen ihren Vater zu erwähnen. Sie befürchtete, daß dieser Mann, der sie abgöttisch liebte, irgend einen unüberlegten Schritt machen würde, um so mehr, als er schon vor ihr die Worte hatte fallen lassen: ob es denn nicht doch *besser wäre, wenn* der junge Baron jetzt auf Reisen *geschickt würde? Das wäre* das beste Mittel, ihm seine Le-

besgedanken mit der Jungfer Sophie aus dem Kopfe zu treiben!

Rosa hatte sich zwar auf das Entschiedenste dagegen ausgesprochen, als ob eine Ahnung ihr sagte, daß durch die Entfernung ihre Nebenbuhlerin allein gewinnen, sie selbst aber verlieren müsse. Indessen hatten dennoch des Vaters Worte in ihrer Seele einen Plan angeregt, der ganz darauf berechnet war, mit Carls edler Gesinnung schnöden Mißbrauch zu treiben. Der Einfall bewies, daß sie weder durch die Einsamkeit der letzten Tage in ihrer Krankheit, noch durch die Erfahrung, noch durch die flüchtige Anwandlung besserer Vorsätze, irgendwie im Geringsten gebessert worden sei.

Carl hatte sie seit jenem Tage, wo Rosa seinen Bedienten aufgehalten und mit sich genommen hatte, nicht besucht. Er fühlte sich durch die Besprechung seines Oheims und des Barons wegen seiner Verlobung mit Rosa deswegen doch nicht verpflichtet, ihr mehr Rücksichten zu schenken, als durch die allgemeinen Gesetze des Anstandes geboten war, und hatte sich vorgenommen, nur jeden Sonntag Mittag nach der Kirche seiner sogenannten Braut die Aufwartung zu machen; eine Pflicht der Höflichkeit, durch deren Beobachtung er sich von jeder weiteren Verbindlichkeit, öffentlich an ihrer Seite zu erscheinen, loszukaufen meinte.

Rosa hatte dieses Betragen nur einen Sonntag mit angesehen und war dann entschlossen, auch ihrerseits in einer Weise zu handeln, welche, wie sie erwartete, nicht den Eindruck auf Carl verfehlen würde.

Tags darauf nemlich, als er ihr die erste Sonntagsvisite abgestattet und sie unwohl gefunden hatte, ließ sie ihn zu sich bitten.

Sie empfing ihn im Lehnstuhl sitzend, noch angegriffen

von dem Unwohlsein der letzten Tage. Carl mußte sich gestehen, daß sie in dieser mehr bequemen, als für den Empfang eines Besuches passenden Toilette, bei diesem Mangel alles rouge auf den bleichen durchsichtigen Wangen und mit diesem mattschimmernden Glanze des feuchten Auges reizender als jemals erschien. Zum ersten Male fühlte er sich beinahe versucht, Vergleiche zwischen ihr und Sophie anzustellen, und nur der Gedanke an die rührende Einfachheit des schlichten Mädchens, an den ergreifenden Zauber ihrer unschuldsvollen Seele war im Stande, ihn Rosa gegenüber nicht seine Versprechungen vergessen zu lassen.

Die Baronin schien, als er eintrat, und ohne ihre Hand zu fassen sich in einen Sessel neben ihr niederließ, neuerdings von einer Schwäche befallen zu werden, welche sie nur mühsam zu überwinden vermochte. Sie nickte ihm zu, gleichsam wie zum Danke, daß er ihre Bitte, sie zu besuchen erfüllt, und schien einige Minuten nach Worten zu einer passenden Einleitung des Gespräches zu ringen; in der That aber wollte sie ihm nur Zeit lassen, den Eindruck ihrer leidenden schmachtenden Züge mit Muße in sich aufzunehmen.

Carl mochte wohl diese Absicht errathen. Keine Miene an ihm zeigte, daß er mehr Theilnahme fühle, als man in der guten Gesellschaft überhaupt schon der Höflichkeit wegen durchblicken lassen muß. Er begann von ganz gleichgiltigen Dingen mit ihr zu sprechen, brach aber dann ab, wie um ihr Gelegenheit zu geben, den Gegenstand, wegen dessen sie seinen Besuch gewünscht hatte, zu berühren. Als sie fortwährend schwieg, glaubte er endlich, sie daran erinnern zu dürfen, daß sie seine Anwesenheit gewünscht, um ihm eine Mittheilung zu machen.

Sie zuckte unwillkürlich zusammen und heftete einen

langen brennenden Blick auf ihn. Sie ſchien nachzudenken. Endlich verzogen ſich ihre Züge zu einem ſchmerzlichen Lächeln und ſie begann:

»Ich habe Sie zu mir bitten laſſen, Herr Baron, weil ich es endlich an der Zeit halte, daß wir Beide uns offen gegen einander ausſprechen.«

Carl verneigte ſich wie dankend und ſchwieg.

»Es iſt meinem Herzen,« hob Roſa wieder an, und fuhr mit dem Tuche über die Augen, »gewiß eine ſchmerzliche Erfahrung, daß weder die Eigenſchaften meines Geiſtes noch mein Aeußeres im Stande ſind, jenes Intereſſe bei Ihnen zu erwecken, welches mich, ich ſchäme mich nicht, es zu geſtehen, unter anderen Verhältniſſen ſo glücklich machen würde. — Unterbrechen Sie mich nicht, Carl,« ſagte ſie ſanft, als ſie ſah, daß der junge Mann ihr in das Wort fallen wollte; »wir ſcheinen Beide uns in einander zu irren, wir ſcheinen Beide andere Anſprüche an unſer gegenſeitiges Verhältniß machen zu wollen, als es in der That theils möglich, theils räthlich iſt. Uns Beiden ſchwebt ein Ideal des inneren Glückes vor, dem wir nachſtreben; meine Schuld iſt es nicht, daß ich ſo unglücklich bin, Ihrem Ideale nicht zu gleichen.«

Carl hörte aufmerkſam zu. Dieſer Ton überraſchte ihn um ſo mehr, als er in der That vom Herzen zu kommen ſchien, und ohne daß Roſa es hindern konnte, ergriff er raſch ihre Hand und ſagte mit dem Ausdrucke des tiefſten herzlichſten Mitgefühles: »Wer von uns Beiden iſt der Beklagenswertheſte? Sie, deren edles Herz ſich jetzt in ſolcher Schönheit vor mir entfaltet, oder ich, der mir den Vorwurf machen muß, ein ſolches Gemüth verkannt zu haben? Sie werden die Ruhe finden, die dieſe Stunde mir vielleicht auf lange raubt.«

»Es war nicht so gemeint, mein Freund,« erwiederte die Baronin rasch; »ich ließ Sie nicht zu mir bitten, um Sie an mich zu fesseln, sondern Ihnen Ihre Freiheit wieder zu geben. Was jetzt zwischen uns besprochen wird, bleibt unser strengstes Geheimniß, bis die Zeit da sein wird, es zu lösen. — Hören Sie also meinen Vorschlag. Ich weiß, daß es Ihr Wunsch ist, die große Tour zu machen, Ihr Onkel hat nichts dagegen, Sie waren es vielmehr, welcher in der letzten Zeit diesen Plan zu hintertreiben suchte. Jetzt muß es aber anders werden, jetzt müssen Sie reisen —«

Carl machte eine Bewegung der Ueberraschung.

»Hören Sie meine Gründe,« fuhr Rosa fort. »Sie werden reisen, Sie werden in der Ferne neue Eindrücke aufnehmen, die Sie des lästigen Bandes, das Sie hier an mich knüpft, vergessen lassen werden. Die Entfernung verklärt das Zurückgebliebene, wenn dessen Bild tief im Herzen eingegraben ist, es verwischt das Bild, wenn es nur eine flüchtige Erscheinung des Augenblicks war. Sie werden deshalb mich vergessen, so wie ich — hören Sie wohl, was ich Ihnen jetzt sage — Sie vergessen will. Ich bin davon so fest überzeugt, daß Sie nach sechs Monaten einen Brief Ihres Onkels erhalten werden, der Sie beschwört, eilends zurückzukehren, weil ich Sie vergessen und vielleicht — mein Herz einem Andern geöffnet habe. Sie werden natürlich nicht zurückkommen und — zwei Monate darauf erkläre ich dann diese Vernachlässigung als eine Beleidigung, welche ich nur mit dem Bruche unseres Verhältnisses ausgleichen kann. Sind Sie zufrieden?«

Carl stand sprachlos da. Die Baronin hatte mit so viel überzeugender Wärme, mit einer so sichtlichen Anstrengung eines niederzudrückenden Gefühls gesprochen, daß er das

Mißtrauen fahren ließ, welches ſich gegen dieſe plötzliche und überraſchende Umwandlung in ihm geregt hatte. Im erſten Augenblicke ſträubte ſich ſein Edelmuth gegen die Annahme eines ſolchen Opfers, und Sophiens demuthsvolle Geſtalt trat vor dieſer Seelengröße der Baronin bei ihm in den Hintergrund; Roſa aber, welche zu errathen ſchien, was ihm auf den Lippen ſchwebte, hielt ihm raſch die Hand hin.

»Keinen Widerſpruch!« rief ſie; »Sie ſind mir verfallen! Ich weiß es zu wohl, daß jedes Verſprechen, wozu Ihr gutes Herz Sie vielleicht in dieſem Augenblicke hinreißen würde, in der nächſten Stunde für Sie eine neue noch drückendere Feſſel ſein würde. — Deswegen, ich bitte Sie darum, Carl,« ſagte ſie faſt flehend, »binden Sie ſich durch kein neues Verſprechen mir gegenüber. Verlaſſen Sie mich jetzt, wir Beide bedürfen der Ruhe!«

Bei dieſen Worten erhob ſie ſich und ſchien nur mit Anſtrengung die wenigen Schritte bis zur Thür des Nebenzimmers zurückzulegen. Carl wollte unterſtützend beiſpringen, ſie lehnte durch ein ſanftes Verneinen mit dem Kopfe den Beiſtand ab und verſchwand im Nebenzimmer. Carl ging ihr zögernd ein paar Schritte nach; ſie aber zog die Thüre gleich hinter ſich zu und einige Augenblicke ſpäter hörte ſie, wie auch ihr Bräutigam das Zimmer verließ.

»Endlich, endlich!« rief ſie aus tiefer Bruſt aufathmend aus; »es war höchſte Zeit, daß ich die Sache abſchnitt, länger hätte ich nicht dieſe Dulderrolle ſpielen können. Und der Thor glaubt wirklich, daß ich einen Entſchluß, einen Plan, den ich gefaßt, eine Leidenſchaft, der ich ſo viel Raum gegönnt, ſo leicht, ſo ohne alle Entſchädigung an erfüllter Rache mir aus der Bruſt reißen werde?«

Sie trat vor den Spiegel und ſchrak zurück vor dem

eigenen Ebenbilde. Fort mit dieſem Kleide!« rief ſie, »das mich an Schwäche und Krankheit erinnert, meine Wangen, ſo blaß jetzt, ſollen bald wieder, wenn auch nur künſtliche Roſen tragen. — — Komm! komm!« rief ſie dem Mädchen zu, »ich will mich umkleiden; vielleicht daß ich ſogar heute noch ausgehe.«

Es dauerte nicht lange, ſo war die Toilette vollendet. Man hätte die leidende Geſtalt nicht wieder erkannt. Nichts hatte ſie von früher behalten, als das Tuch, welches ſie noch jetzt von Zeit zu Zeit an die Augen drückte, um die Thränen des Haſſes abzutrocknen, die bei dem Gedanken an Sophie ſich daraus hervordrängten. Sie ſtand wie von innerer Unruhe getrieben am Fenſter und ſah auf die Straße hinab; es war ihr immer, als müßte ſie da wieder eine neue und für ſie bedeutungsvolle Entdeckung machen.

Ein leiſes Klopfen an der Thür weckte ſie aus ihren Gedanken. Auf ihren Ruf: »Herein!« erſchien die überaus gekrümmte Figur des geheimen Kanzliſten Schreiber auf der Schwelle.

»O, willkommen!« rief ſie ihm zu und trat ihm einige Schritte entgegen; »wäre Er früher gekommen, Er hätte ſeine Freude an mir gehabt.«

»Euer Gnaden thun mir unrecht,« ſagte er höflich, »wenn Sie glauben, daß ich nur glücklich bin in Ihrem Anblicke, ich bin es ja ſchon bei dem bloßen Gedanken an Sie.«

»Er ſtrengt ſich in der Galanterie ſehr an, Herr Kanzliſt,« ſagte Roſa ſchnippiſch.

»Galanterie iſt die flüchtige Lüge augenblicklichen Gefallens,« antwortete er, »was ich aber ſage —«

»O ſchweig' Er, ſchweig' Er, ich will Ihm lieber ſagen, wie meine Sache jetzt ſteht, und wie ich gethan habe.« Sie erzählte ihm nun den ganzen Verlauf ihrer Unterredung mit Carl. »Das iſt der einzige Weg,« ſagte ſie, »um ihn von ihr loszureißen. Er muß fort, und wird im Gewühle der Fremde ſie vergeſſen, während ſie, hier allein und ohne ſeinen Schutz zurückbleibend, uns nicht widerſtehen kann.«

»Wie wäre es,« meinte der Kanzliſt, »wenn wir ihm ſchon ein kleines Denkzettelchen mit auf die Reiſe gäben?«

Als Roſa wie verneinend den Kopf ſchüttelte, fuhr er fort:

»Es muß, bevor er abreiſt, ſchon ein kleines Zwiſtchen eingefädelt werden, ſicher und wirkſam, ſo daß ihm Hören und Sehen vergehe, und er es gar nicht ſich mehr wünſche, länger hier zu bleiben, denn ich fürchte, der gute Baron iſt wie ein Weidenrohr, jetzt ſo, dann wieder ſo, da muß man nachdrückliche Mittelchen anwenden.«

Roſa hatte ſich bei den letzten Worten dem Kanzliſten ſehr genähert, und ſagte: »Alſo was glaubt Er, was zu machen wäre?«

Der Kanzliſt begann leiſe und eindringlich dem Fräulein ſeinen Plan zu entwickeln. Man ſah an dem wechſelnden Spiele ihrer Mienen, mit welchem Intereſſe ſie zuhörte; endlich rief ſie aus: »Schreiber! wenn Er das im Stande wäre!«

»Dann?« fragte jener lauernd.

»Dann wollen wir ſehen!« rief Roſa flüchtig und reichte dem Glücklichen, bevor ſie aus dem Zimmer ſprang, wie im Fluge die Hand zum Kuſſe hin.

XII.

Robert war unangenehm überraſcht, als ſeine Hausfrau ihm ankündigte, ſie müſſe ihre Wohnung aufgeben; da ſie jedoch hinzufügte, er könne nach wie vor ſeine Zimmer behalten, ſo war er ſchnell getröſtet. Der junge Mann hatte ſich bisher ſo wenig um ſeine Nachbarn als um ſeine Vermietherin gekümmert, und da er nicht auszuziehen brauchte, galt es ihm gleich, wem er den Miethzins zu bezahlen hatte.

Freilich würde er bei dieſem Wechſel ſchwerlich ſo ruhig geblieben ſein, wenn er geahnt, wie nahe die Angelegenheit mit den ſtillen Träumereien ſeiner einſamen Stunden zuſammenhing.

Seit einiger Zeit ſchon übte das geheimnißvolle Gegenüber mit ſeinen Blumen und Kübelpflanzen den eigenthümlichen Zauber auf ihn aus. Er glaubte die Umriſſe einer hohen und ſchlanken Frauengeſtalt einmal dort unter den Blättern verborgen geſehen zu haben, und mit dem Morgen, wo er dieſe Entdeckung gemacht, war es ihm zur ſüßen Gewohnheit geworden, Früh eine Zeit lang am Fenſter zu verweilen. Die reizende Erſcheinung hatte ſich nicht mehr blicken laſſen. Das aber ſtörte ihn nicht. Er verlangte nicht einmal nach näherer Bekanntſchaft, die nur allzuleicht den idealen Traum ſeiner Seele verſcheuchen konnte. Er gehörte überhaupt zu jenen Menſchen, *welche jahrelang einen ſtillen Traum tief in der Bruſt verſchloſſen* mit ſich herumtragen können, glück-

lich durch den Beſitz, doppelt beglückt durch das Geheimniß ihrer verſchwiegenen Seligkeit.

So ſpannte ſich zwiſchen den beiden Häuſern, dem luftigen Regenbogen gleich, die Brücke zu dem Bunde der Herzen, welchen die Ahnung ſchloß, ohne daß Robert und Antonie ſich näher kannten. Doch ſtand Antonie im Vortheile gegen den jungen Mann; ſie wußte ja von ihm, ſein Bild war für ſie kein Schatten von geiſterhaften Umriſſen, und zudem ſtand die alte Maria ihr bei, klug und beſonnen, thätig und hingebend.

Robert, welcher die Schlüſſel ſeiner Wohnung ſelten mit ſich nahm, ließ ſich nicht träumen, daß bereits ein fremder Fuß ſein Zimmer betreten und ein Weſen — wenn auch nur eine kurze Zeit — darin geathmet hatte, in deſſen Nähe einen Augenblick zu ſein er ſo glücklich geweſen wäre. Unter dem Vorwande nämlich, die Zimmer Roberts zu beſehen, hatte ſich Maria dahin führen laſſen, begleitet von einer verſchleierten Frau, »einer Verwandten, die ſie von Zeit zu Zeit beſuchte.« Antonie wohnte noch nicht lange genug in der Straße, um ſchon von den Nachbarn gekannt zu ſein; ſie ging ſo ſelten zu Fuße aus und — ihre Fenſter waren ja ſo verſtellt, daß man höchſtens, wenn ſie unter den Blumen ſaß, die Umriſſe ihrer Geſtalt, keineswegs aber die Züge ihres Antlitzes erkennen konnte.

Als ſie bei Robert in das zweite Zimmer eintrat, blieb ſie an der Schwelle mit gefalteten Händen ſtehen.

Die alte Maria ſtand hinter ihr, den Ausdruck tiefer Rührung in den Zügen.

Antonie wendete ſich um, in ihren Augen glänzten Thränen, und die gefalteten Hände waren wie zum Gebete erhoben.

»Maria,« ſagte ſie mit erbebender Stimme, »kennſt Du noch den Winkel? Da, wo jetzt wieder das Bett ſteht, da ſtand es auch damals, und da,« ſie trat einige Schritte bis zum Kopfende des Bettes vor, »da kniete ich in jener ſchweren traurigen Nacht, als ihr letzter Seufzer ihren letzten Segen über mich ſprach. Hier ſtarb meine Mutter, und ich ſollte mich nicht ſehnen, an dieſer Stelle den vergangenen Traum meiner Jugend noch einmal durchzuträumen? Hier, wo jeder Schritt mich an einen Tag meines Lebens erinnert, jede Stelle in dieſem Zimmer mir das Bild meiner unvergeßlichen Mutter zurückruft, hier, ich fühle es, werde ich wieder ſo werden, wie ich einſt war, bevor der trügeriſche Glanz der großen Welt mich über mich ſelbſt eine Zeit lang zu täuſchen vermochte.«

»Aber,« wollte Maria einreden; Antonie fiel ihr ins Wort: »Warum willſt Du mich in meinen Träumen ſtören? warum willſt Du mich daran erinnern, daß ich jetzt eine Andere bin, als ich damals war?«

»Ihr Herz iſt dasſelbe edle, reine, vortreffliche Herz geblieben!« rief Maria aus.

»Bis jetzt vielleicht,« antwortete Antonie, »wer bürgt mir aber dafür, daß ich mich nicht dennoch ändere? Welches Weib will behaupten, daß ſie bis an das Ende ihrer Tage ganz ſo bleibt, wie ſie in ihren heiligſten Augenblicken es ſich einſt zugeſchworen! Wir ändern uns mit der Welt, in welcher wir uns bewegen, und Du weißt, Maria, welche Welt mich in ihren Kreis ziehen will.«

»Ihre gnädige Frau Tante liebt Sie doch ſo ſehr,« ſagte Maria.

»Und ich verehre die Gräfin Vietinska, wie dieſes edle Herz es verdient, aber es gibt Augenblicke, wo es mir vor-

kommt, als wenn ſie doch der Gedanke an das, was ich einſt geweſen, beſchliche, und in ſolchen Momenten fühle ich es klar, daß eine unüberſteigliche Scheidewand uns trennt.«

Maria fühlte, daß ſie mit dieſem Geſpräche eine Saite in dem Herzen Antoniens angeſchlagen, welche dieſe ſo ſelten als möglich berührt wiſſen wollte, und beeilte ſich deshalb, die Aufmerkſamkeit der Gräfin auf die äußerſt nette Weiſe zu lenken, wie der Zimmerherr eingerichtet war, und auf die muſterhafte Ordnung, welche hier herrſchte.

»Es muß ein Phönix von einem jungen Herrn ſein,« meinte die alte Frau mit einem feinen Lächeln, »man mag hinſehen wo man will, nirgends entdeckt man Etwas, das an ein zärtliches Verhältniß, an eine ſtille Liebe oder dergleichen mahnen könnte. Nirgends ein weibliches Portrait, keine getrockneten Blumen in der Vaſe, kein geſticktes Band in einem Buche, kein parfumirter Damenhandſchuh auf dem Bijoutiſchchen vor dem Spiegel; oder ſollte der feine Schalk dieſe Pfänder vielleicht in einer geheimen Lade verborgen haben?«

»Gewiß nicht!« ſagte Antonie überraſchend haſtig; verbeſſerte ſich aber gleich und meinte: »Es wäre freilich nur ein Beweis von Discretion, wenn er ſo zarte Erinnerungen nicht vor den Augen aller Welt ausbreitete. Aber,« fuhr ſie in einem veränderten Tone fort, »haſt Du denn auch ſchon gefragt, Maria, wie dein neuer Zimmerherr heißt?«

»Wie er heißt, weiß ich wohl, aber was er iſt, und das bleibt am Ende die Hauptſache, darüber habe ich keine Auskunft erhalten können. Er ſoll ein ganz ſtiller, ruhiger, zurückhaltender junger Mann ſein, der Früh fortgeht und manchmal ſchon vor Abend wieder nach Hauſe kommt. Die bisherige Inhaberin der Wohnung weiß nur, daß er ſo ei

Art von Secretär oder Geſchäftsführer bei einer Gräfin ſein ſoll. Mein Gott, liebe Antonie, dergleichen Leute, wie dieſe Frau, kümmern ſich um ihre Miethsleute nur in einem Puncte, hinſichtlich der regelmäßigen Bezahlung, das Uebrige — was liegt ihnen daran?«

»Ich möchte es aber wiſſen!«

»Sie ſind auf einmal ſo neugierig?« ſagte Maria lächelnd und hob wie ſchalkhaft drohend den Finger auf, »ich fürchte, Antonie, ich hätte Ihnen diesmal nicht nachgeben ſollen! Sie hätten Ihren Wunſch hinſichtlich des Zimmers — und vielleicht noch Manches vergeſſen.«

Antonie wollte eben antworten, als die Hausfrau durch ihr Eintreten dem Geſpräch eine andere Richtung gab.

Es war einige Tage ſpäter, nachdem der Kanzliſt Roſa das letzte Mal beſucht hatte.

Frau Rosl ſaß im Lehnſtuhl und hielt ihr Nachmittagsſchläfchen, als ſie durch ein leiſes Klopfen an der Thür aus ihrer ſüßen Ruhe geſtört wurde. Hausmeiſtersleute und Haſen ſchlafen bekanntlich mit offenen Augen, deswegen war auch Frau Rosl bereits bei dem erſten Tone aufgeſprungen und ſchon ein paar Schritte der Thüre entgegen gegangen, als dieſe ſich öffnete und der Herr Kanzliſt Schreiber lächelnd eintrat.

»Die Frau Rosl iſt halt immer munter und fleißig,« ſagte er und bot aus der ſilbernen Doſe eine Priſe an.

»Euer Gnaden — die unverdiente Ehre!« erwiederte die Hausmeiſterin mit einem Knix und griff mit drei Fingern in den Tabak; »*mit was* kann ich Euer Gnaden dienen? *Ich bin ein Weib, das ſchon* weiß, was ſich gebührt.«

»Die Frau iſt eine kluge und verſtändige Frau, und ich bin ein Mann, der nichts umſonſt verlangt. In der ganzen Welt muß immer Eins vom Andern leben, das iſt mein Grundſatz, und wenn mir Jemand einen Gefallen thut, — à propos, hat die Frau Rosl ſchon die neuen Thaler geſehen?«

»Geſehen, Euer Gnaden, aber 's Anſchauen macht nicht ſatt. Haben Euer Gnaden vielleicht ein Paar da?«

»Einen, Frau Hausmeiſterin,« ſagte der Kanzliſt pfiffig lächelnd, und holte einen blanken Thaler aus ſeiner Weſtentaſche, »einen hätte ich da, der jetzt gerade vacirend iſt und ein Obdach ſucht.«

»Da iſt ja die Hausmeiſterin da, Euer Gnaden, die wird ihm ſchon Quartier verſchaffen,« meinte Frau Rosl und ſtreckte die Hand aus, in welche auch alſobald der Thaler fiel, um von da in der tiefen Taſche unter dem Fürtuch zu verſchwinden.

»Aber,« fuhr der Kanzliſt fort und zog langſam einen Brief aus der Bruſttaſche ſeines Rockes, »da iſt noch ein vacirend Ding, das eben ſo ſchnell, ja wenn möglich noch ſchneller als der Thaler eine Unterkunft ſucht.«

Frau Rosl beſah den Brief aufmerkſam nach allen Seiten und bemerkte dann trocken: ihr Mann ſehe es nicht gern, wenn ſie ſich mit ſolchen Parteien einlaſſe, und man könne einem Menſchen nicht ins Herz ſehen, viel weniger einem verſiegelten Briefe. »Und für wen iſt denn eigentlich der Brief da beſtimmt?« fragte ſie neugierig; »man muß ja wiſſen — vielleicht — ich möcht' Euer Gnaden gern zu Befehl *ſein* —«

»*Es hat gar keine Gefahr*, alles in beſter Ordnung,

der Brief ist für die liebenswürdige Sophie Haimon bestimmt.«

»Was? Euer Gnaden! Sie schicken an die Jungfer Sophie einen Brief? Was wird die gnädige Baronin dazu sagen? die kann die Jungfer nicht zweimal gut leiden, und Euer Gnaden schreiben ihr einen Brief! Ah! da steckt was dahinter!«

»Nichts für ungut, Frau Hausmeisterin!« sagte der Kanzlist kalt und ruhig, indem er sich zur Thüre wendete; »wenn die Frau Rosl sich fürcht't, einem jungen Mädchen einen Brief zuzustecken, dann ist's freilich schon weit gekommen. Wenn ich hinaufgehen könnte zu der Haimon, ich hätte die Frau Rosl gar nicht angesprochen; aber ich habe mir gedacht, die Frau ist eine gescheidte Frau, man verhalt sich mit einander, heut' ist's ein Thaler, ein andermal vielleicht ein Ducaten — —«

»Oder ein Siebzehner,« sagte Frau Rosl für sich, »denn die Schmutzereien kenne ich. — Wissen Euer Gnaden was, lassen Euer Gnaden mir den Brief da, ich will's doch thun; wenn mein Mann das wüßte — na, ich kann achtgeben, daß er nichts davon merkt. Nicht wahr, der Jungfer Sophie muß der Brief heimlich zugesteckt werden?«

»Freilich, freilich!« bekräftigte der Kanzlist, »es darf Niemand etwas davon wissen, die Frau Rosl muß aufpassen, bis der geeignete Augenblick kommt, und dann den Brief flugs ihr in die Hand — sie muß überrascht werden — überrumpelt —«

»So!« sagte spöttisch die Hausmeisterin, »daß sie den Brief fallen läßt, oder ihn gar nicht nimmt, oder, wenn ja so *mißtrauisch geworden* ist, daß sie ihn gleich der Mama *zum Lesen gibt.* Euer Gnaden mögen ein ganz gescheidter

Mann ſein, aber in dem Geſchäft kennt der Herr ſich noch nicht aus.«

»Gut, gut! ich habe gar nichts dagegen, wie die Frau es macht, wenn ſie es doch ſo gut verſteht; aber nochmals, Klugheit, Vorſicht und Verſchwiegenheit.«

»Schon gut, Euer Gnaden, es wird Alles in Ordnung gehen, aber Euer Gnaden werden dann gewiß Einſicht haben und ein andermal ein Uebriges thun. Mein Gott! man bringt ſich in der ſchlechten Zeit ſo ſchwer durch; wenn mein Mann das weiß —«

Sie begleitete den Kanzliſten bis zur Thüre und blieb ihrer Gewohnheit nach noch einen Augenblick auf der Schwelle ſtehen, um einen Blick in den Thorweg und den Hof zu werfen. — Eben wollte ſie wieder in ihr Zimmer zurücktreten, als ſie Sophie die Treppe herabkommen ſah. Das Mädchen war im Hauskleide, augenſcheinlich im Begriffe, nur einen Sprung über die Gaſſe, vielleicht in ein Gewölb zu machen. Frau Rosl blieb unter der Thür ſtehen und flüſterte, als Sophie ſich näherte, ihr leiſe zu: »Jungfer Sophie — nur auf ein Wort.«

Das Mädchen blieb bei dieſen Worten überraſcht ſtehen und folgte dann nach augenblicklichem Beſinnen der Alten, welche voraus in ihre Stube ging. Sophie fühlte ſich bei dem Eintritt in das Zimmer etwas beklommen, und doch war es ihr geweſen, als wenn eine geheime Stimme ihr geboten hätte, den Schritt zu machen.

»Jungfer Sophie,« begann die Hausmeiſterin, »ich hab' Ihnen eine große Freude zu machen.«

»Mir?« fragte Roberts Schweſter überraſcht; »ich wüßte in der That nicht, was das ſein könnte,« fügte ſie traurig hinzu.

»Sehen Sie, was ich da habe!« sagte Frau Rosl und hielt den Brief des Kanzlisten zwischen den Fingern in die Höhe, »errathen Sie Etwas?«

In Sophiens Zügen spiegelte sich die Verlegenheit ihres Innern ab. »Sollte der Brief von Carl sein? Wie kam er dann hierher, warum durch diese Hände? Wußte der junge Linden keinen andern Weg?« Sie war unschlüssig, was sie der Hausmeisterin antworten sollte, welche ihr den Brief in die Hand schob, und zögerte ihn anzunehmen. »Von wem ist er?« fragte sie.

Die Hausmeisterin lächelte verschmitzt: »Jungfer Sophie, kann ich das wissen?« sagte sie mit einem so seltsamen Tone, daß das Mädchen sich höchst unangenehm davon berührt fühlte.

»Wer hat den Brief gebracht, und hat man gar nichts dazu gesagt?«

»Nicht ein Sterbenswort, ein Bedienter hat mir ihn übergeben, kurz und bündig: ist an die Jungfer Haimon sicher einzuhändigen.«

»Kennt die Frau Rosl den Mann nicht?« fragte Sophie etwas ängstlich.

»Hab' ihn mein Lebtage nicht gesehen.«

»Wie hat er ausgesehen?«

»Ein Alter mit ganz weißen Haaren, und ein so ernstes, grimmiges Gesicht, daß man glauben muß, er will unsereinen fressen. Nein, Jungfer Sophie, der sieht mir nicht aus, wie einer, der einen Liebesbrief bringt.«

»Also glaubt die Frau Rosl —«

»Man kann ja nicht wissen — ob es nicht etwas Heimliches ist, *was den jungen* Herrn oder die Frau Mutter *angeht, und — was liegt* daran, gefällt Ihnen der Brief

nicht, ſo haben Sie ihn geleſen und weiter iſt's aus. Sie können ja immer thun, was Sie wollen — —«

»Sie hat Recht, Frau Rosl, ich danke Ihr, aber ich bitte Sie, Niemand was davon zu ſagen, es iſt ja doch nicht recht.«

»Jungfer Sophie, ich bin ſtumm wie das Grab, aber nicht wahr, Sie ſagen mir ſpäter, was denn eingentlich in dem Brief geſtanden iſt?«

XIII.

Sophie fand in dem Briefe, welchen die Hausmeiſterin ihr übergeben, eine geheimnißvolle Einladung zu einer wichtigen Unterredung, um welche ſie »ein wahrer und ergebener Freund« bat. Im erſten Augenblicke hatte ſie nur an Carl gedacht, es erſchien ihr ſo natürlich, daß er ſie ungeſtört zu ſprechen wünſche; aber warum ließ er auf dieſe Art ihr den Brief zukommen? Warum war die Handſchrift verſtellt? Was konnte ihn abhalten, ihr gegenüber ſich zu nennen? Wenn auch ihre Verbindung durch die Macht äußerer Verhältniſſe zerriſſen war, das Band ihrer Seelen war noch nicht gelöſt. Wozu dann alſo der förmliche, faſt kalte Ton in dieſem Briefe, wenn Carl ihn geſchrieben? Sie begann daran allmälig zu zweifeln.

Sophie wagte nicht, der Mutter ein Wort davon zu ſagen, aber dem väterlichen Freunde, welcher ſich in der kurzen Zeit ihrer näheren Bekanntſchaft bereits ihr ganzes Vertrauen erworben hatte, dem Provincial theilte ſie das *Schreiben* ſogleich mit und machte ihn mit den Umſtänden *bekannt, unter* welchen es in ihre Hände gelangt war.

»Und was denken Sie zu thun? was ist Ihre Meinung?« fragte dieser, als er den Brief aufmerksam gelesen hatte.

Sophie wurde feuerroth und konnte lange nicht antworten. »Wenn ich sicher wäre, daß Carl den Brief geschrieben,« stammelte sie endlich, »so würde ich ohne Besinnen der Aufforderung gefolgt sein. So aber — —«

»Sie haben Recht, Sophie, Ihre Vermuthung scheint vollkommen gegründet, Carls Schrift ist es nicht. Was hätte ihn auch abhalten können, sogar wenn er nicht selbst kommen konnte, doch wenigstens sich an Ihren Bruder zu wenden, statt auf solchem Wege eine Unterredung von Ihnen zu verlangen? Haben Sie keine Vermuthung, von wem dieser Brief herrühren könnte?«

Sophie schwieg. In ihrem Herzen regte sich wohl ein Verdacht, aber sie sprach ihn nicht aus, um Niemand Unrecht zu thun. »Ich habe wohl auch daran gedacht,« sagte sie, »daß Robert vielleicht am besten wissen dürfte, woher dieser Brief stammt, und daß er am leichtesten mit Carl darüber sprechen könne; aber ich wollte erst Ihren Rath hören. Ich trage Bedenken, dem guten Bruder neue Unruhe zu bereiten.«

»Wenn es diese Sorge ist, welche Sie quält, so überlassen Sie mir die Einleitung. Ich werde selbst mit Ihrem Bruder, ich werde auch, wenn es nothwendig sein sollte, mit Carl sprechen, und hoffe bereits heute Abend Ihnen genaue Auskunft geben zu können.«

— In der That zögerte der Provincial nicht, sich zu Robert zu begeben. Er sah in diesem Briefe, wenn er wirklich nicht von Carl kam, mehr als eine gewöhnliche Intrigue, und *obgleich er noch* nicht den Zusammenhang errieth, *so bedünkte die Sache ihn* doch wichtig genug, um den jun-

gen Mann von der Gefahr zu unterrichten, welche seiner Schwester möglicher Weise drohte.

Er traf Robert nicht in seiner Kanzlei, sondern mußte zu ihm in die Wohnung gehen, wo dieser eben die Ankunft seiner neuen Hauswirthin erwartete, welche heute noch ihre Zimmer beziehen wollte. Der Provincial fand den jungen Mann etwas verstört und zögerte deswegen, ihn von der Ursache seines Kommens in Kenntniß zu setzen. Sie sprachen von unwichtigen Dingen, die Robert ziemlich gleichgiltig ließen, wenigstens stand er öfter während des Gespräches auf und trat mit unverkennbarer Unruhe an das Fenster.

Plötzlich wurde die Thüre aufgerissen und Melchior Rubin stürzte ganz erhitzt herein.

»Gut, daß ich Sie finde!« rief er, ohne den Provincial zu bemerken; »Gott! was bin ich für ein unglücklicher Mensch! muß ich gerade heute wie ein Kettenhund zu Hause angeschmiedet sein, und erst jetzt abkommen, heute, wo ich so gern schon gleich vor Tags bei Ihnen gewesen wäre!«

»Was gibt es denn? was ist geschehen? oder was geht denn vor?« sagte der junge Haimon sichtbar etwas unmuthig; »ich glaube doch, Sie wissen, wo ich zu finden bin, wenn Sie mich suchen wollen, und wenn Sie mir zur Zeit etwas mitzutheilen haben!«

»Gut! Seien Sie jetzt noch bös mit mir! Zanken Sie noch! Ich hätt' mir denken sollen, daß es so werden wird, das ist der Lohn meiner Bemühungen, meiner Aufopferung, der Dank, daß ich mich Ihretwegen in Gefahr begeben habe —«

»Hören Sie, Rubin,« sagte Robert geringschätzig, »ich halte nichts darauf, wenn man von seinen eigenen Opfern in solchem Tone spricht.«

»Gut! Halten Sie nichts darauf; was kann ich dafür? Kann ich deswegen dem Zuge meines Herzens eine andere Richtung geben, und aus dem Pochen desſelben, das mir immer den Namen Haimon zuruft, einen andern Namen Heraushorchen? — Hören Sie mich an, ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, die Sie nicht wenig überraſchen wird. — Vor allem leſen Sie dieſen Brief.«

Er übergab bei dieſen Worten Robert ein zierlich gefaltetes Billet, aber bei dem erſten Blicke, welchen der junge Mann darauf warf, rief er überraſcht aus: »Wenn ich nicht irre, ſo iſt mir die Schrift nicht ganz unbekannt; ja, gewiß, es iſt dieſelbe Hand, von welcher ich Briefe bei Carl ſah, es iſt die Schrift —«

»Von der jungen gnädigen Baronin Roſa aus dem Freihauſe, wollen Sie ſagen,« fiel ihm Rubin raſch in's Wort »— ja — möglich — aber leſen Sie nur das Billet — das iſt ja die Hauptſache —«

Robert las: »Eine Dame, die Ihnen eine intereſſante Mittheilung zu machen hat, erſucht Sie, ſich am nächſten Donnerſtag Nachmittag ſchlag halb fünf Uhr bei der dritten Bank links im zweiten Gange des oberen Belvedere-Gartens einzufinden. Sie werden eine blonde Dame in einem himmelblauen Seidenkleide, grauem Ueberwurf und weißen Atlashute dort finden, welche erwartet, von Ihnen angeſprochen zu werden. Sie werden gebeten, eine braune Nelke im dritten Knopfloche Ihres Rockes auf der linken Seite zu tragen. — Eine Freundin.« —

Robert las den Brief aufmerkſam zweimal durch und ſchüttelte dann mißmuthig den Kopf. »Was ſollen die Poſſen? Was *geht mich* dieſer Brief an?« ſagte er verdrießlich *zu Rubin,* »*mag Carl* die Galanterien Roſa's überwachen!.«

»Wenn es nur Rosa's Galanterie wäre!« meinte Rubin nicht ohne Beziehung, »dann wäre ich auch der Meinung, daß Sie ganz ruhig dabei sein könnten. Aber glauben Sie denn nicht, daß dahinter etwas ganz Anderes steckt?«

»Sind Sie auch schon ein Geisterseher geworden?« rief Robert verächtlich; »der tolle Wahn meines ehemaligen Freundes Mesmer findet ja äußerst zahlreiche Schüler. Ueberall neue Naturkräfte, überall ein Herausragen der unsichtbaren Welt in unsere irdischen Kammern! Mein Gott, wann wird dieser Wahnsinn wohl ein Ende nehmen?«

Jetzt trat der Provincial, welcher bisher den stummen Beobachter gemacht hatte, näher zu Robert, und sagte halblaut: »Sie thun Unrecht, die Sache gar so leicht zu nehmen; auch ich habe Ihnen in einer ähnlichen Angelegenheit ähnliche Mittheilungen zu machen.«

Robert fuhr erschrocken einen Schritt zurück — »Wie!« rief er aus, »auch Sie? Welche Gefahr droht mir denn wieder, daß Sie zu meinem Schutze herbeieilen? Ist es denn noch nicht genug, habe ich noch nicht alles leiden müssen, was ein Herz quälen und peinigen kann?«

»Es betrifft diesmal nicht Sie allein, es will mir scheinen, als ob der Pfeil der Feinde sich ein anderes Ziel gesetzt hätte, wo Sie aber mitgetroffen werden sollen.«

Robert sah erstaunt den Provincial an, der ihm nun ebenfalls einen Brief gab, und zwar denjenigen, welchen Sophie erhalten hatte.

»Ich habe,« sagte der Provincial dazu, »durch den andern Brief den Beweis, daß zwischen beiden ein geheimer Zusammenhang herrschen muß, der auf irgend einen heimtückischen Anschlag abzielt.«

Robert las: »Angebetete Sophie! Jemand, der Ihnen nicht fremd ist, wendet sich an Ihr edles Herz mit der Bitte, seine flammenden Schmerzen durch die Gewährung einer einzigen kurzen Unterredung zu löschen. Er hat Ihnen Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzutheilen, und würde diesen Schritt nicht gewagt haben, wenn ihm nicht die Thüren Ihres Hauses grausam verschlossen wären. Ich erwarte Sie am nächsten Donnerstage Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr bei der dritten Bank links im zweiten Gange des oberen Belvedere und werde im dritten Knopfloche meines Rockes auf der linken Seite eine braune Nelke tragen. Sie würden mich sehr glücklich machen, wenn Sie in jenem Anzuge erschienen, in welchem Sie mich bereits öfter bezauberten, nämlich in dem blauen Kleide mit grauem Ueberwurf und weißem Hütchen. Ich hoffe, weil ich weiß, daß Ihr edles Herz einem Unglücklichen nichts abzuschlagen im Stande ist. Ein wahrer Freund.«

Robert traute seinen Augen kaum, als er auch diesen Brief gelesen hatte.

»Hier geht wieder etwas vor, hier ist wieder ein Schurkenstreich im Werke!« sagte er aufbrausend, als er beide Briefe verglichen hatte, »und ich ahne jetzt auch schon den Zusammenhang; die Schriften beider Briefe, obwohl verstellt und verzogen, sind mir doch zu bekannt. Der mit der Unterschrift »eine Freundin« ist von der Baronin, und dieser da, wo der Schurke sich als wahrer Freund unterschrieben hat, o, ich kenne die Schrift, dieser ist von dem Kanzlisten Schreiber gefälscht. Aber wie kommen diese Briefe in euere Hände, vorzüglich Sie, Rubin, wo erhielten Sie das Schreiben?«

Der Angeredete warf einen mißtrauischen Blick auf

den Provincial, Robert aber rief ungeduldig aus: »Reden Sie! Reden Sie! Sie haben am allerwenigsten Urſache, irgend wen mit Mißtrauen zu betrachten.«

Rubin ſah mit einem unbeſchreiblichen Blicke des Mitleids Robert an: »Sie beleidigen mich zwar, Herr Haimon, Sie greifen mich bei meiner Ehre an, aber ich verzeihe es Ihnen. Sie ſind aufgeregt, Sie ſind nicht ganz Ihrer mächtig. Alſo hören Sie. Geſtern, wie Sie wiſſen, habe ich von Ihnen wieder etwas Geld bekommen —«

»Und waren gewiß liederlich,« fuhr Robert ihm in's Wort, »kommen Sie zur Sache, zur Sache!«

»Ich wäre ja ſchon dabei, wenn Sie mich nicht unterbrochen hätten,« klagte der Andere. »Alſo ich hatte Geld und nahm mir vor, wieder einmal in unſere Abendgeſellſchaft zu gehen, um die Bekannten zu ſehen, ein geſcheidtes Wort zu ſprechen und Neues zu hören. Wie ich in unſer Extrazimmer eintrete, höre ich ſchon aus dem Tabakqualm Blumauers Stimme heraus: »Gibt es etwas Luſtigeres? Kaum aus dem Kloſter und ſchon ein Rendezvous!«—»Wird auch danach ſein!« war mein erſtes Wort, und weil die Andern darüber gar nicht aus dem Lachen herauskamen, ſteckt mir Blumauer den Brief hin und ruft: »Da! lies ſelbſt, das kann nur eine Gräfin geſchrieben haben, zum mindeſten eine Baronin; dieſer ariſtokratiſche Styl, dieſe Einfachheit, dieſe Nobleſſe, und dann — reiß die Augen auf und ſchau das Papier an. So etwas haſt Du in deinem Leben noch gar nicht in der Hand gehabt, wie glatt, wie fein, und die beiden Amouretten, die darauf gemalt ſind« — — — »Haſt Du keine Ahnung, von wem dieſes Briefchen ſein kann?« *fragte ich*, denn ich hatte auch augenblicklich die Schrift erkannt. »Wie ſollte ich!« ſagte Blumauer, »wie kann ich

wiſſen, in weſſen Herz ich den verzehrenden Funken der Leidenſchaft geworfen?«—»Und wirſt Du gehen zu dieſem Rendezvous?« fragte ich weiter.—»Ob ich gehen werde, kannſt Du noch fragen?«—»Wie aber, wenn Du zum Narren gehalten biſt?« Blumauer ſah mich hiebei mit großen Augen an, aber er ſchwieg jetzt ſchon. »Wenn ich Dir den Beweis liefere, daß man mit Dir einen plumpen Scherz vor hat?«—»Das iſt nicht möglich!« ſchrie er. Das Ende vom Liede war, daß er mit mir wettete, und mir bis morgen ſogar den Brief überließ, um die Beweiſe zuſammenzuſtellen, daß man ihn zum Narren halten wollte.«

»Und wie wollen Sie dieſe finden?« fragte Robert.

»Ich habe ſie ſchon gefunden, Herr Haimon,« antwortete Rubin, »und zwar auf ſehr einfache Weiſe. Ich habe ſoeben mit dem jungen Baron Linden geſprochen, welcher, wie Sie wiſſen, als der Bräutigam der Baronin Roſa gilt. Da nun dieſer Brief von der Baronin geſchrieben iſt, ſo konnte es entweder nur ein Scherz, oder eine Treuloſigkeit ſein. War es erſteres, und ich vermuthete es, denn der eitle Blumauer würde ſo eine Lection verdient haben, dann wußte der junge Linden wahrſcheinlich darum; war aber etwas Anderes dahinter, dann glaubte ich es der Freundſchaftspflicht ſchuldig zu ſein und ihn warnen zu müſſen. In jedem Falle konnte ich keinen Schaden haben —«

»Und was ſagte Carl?« fiel Robert ungeduldig ihm in die Rede, »was erklärte er Ihnen auf Ihre Anfrage —«

»Aufrichtig geſagt, gar nichts. Er war im erſten Augenblicke blaß, dann wechſelte er fortwährend die Farbe, endlich nahm er noch einen Brief aus ſeinem Portefeuille, las ihn aufmerkſam durch, und —«

In dieſem Augenblicke klopfte es laut an die Zimmer-

thür und Derjenige, von dem man so eben sprach, trat rasch in's Zimmer.

Robert warf ihm einen finstern Blick zu und rührte sich nicht, ihm einen Schritt entgegen zu machen. Carl aber ging mit der ganzen Wärme der alten Freundschaft, welche er so rein in seiner Brust bewahrt hatte, auf Robert zu und breitete ihm die Arme entgegen.

»Von Dir möchte ich am allerwenigsten verkannt sein!« rief er aus, »vorzüglich heute, wo ich selbst deine Schwelle betreten muß.«

»Du hast Dir lange genug Zeit gelassen, es Dir zu überlegen,« sagte Robert kalt und finster.

»Ich bin nicht gekommen um einen alten Zwist aufzurütteln, eben so wenig als bei Dir um ein warmes Wort zu betteln, wenn dein Herz nicht freiwillig eines für mich findet. Mich führt ein anderer Grund hieher. Ah — sieh da!« rief er, als er Rubin erblickte, »da ist ja Freund Rubin, der in der Sache eingeweiht ist und Dir wohl schon alles erzählt hat.«

»Ja — und was willst Du jetzt noch?«

»Dir schwören, daß Du mich verkannt hast, wenn Du glaubtest, mein Herz wäre jemals Sophien untreu gewesen. Ich kann Dir noch mehr sagen —«

»Bevor Du weiter sprichst, laß uns eine andere Angelegenheit in Ordnung bringen. Du weißt durch Rubin von dem Briefe, dessen Schrift so sehr der Hand Rosa's gleicht. Lies nur dieses Papier, das man,« sagte er scharf betonend, »meiner Schwester übergab, — und dann, wenn es Dir gefällig ist, zeige mir auch jenen, welchen Du, wie *Rubin* erzählt, in einer ähnlichen Angelegenheit erhalten hast.«

Carl hatte kaum die wenigen Zeilen überflogen, als er *empört ausrief*: »Das ist zu schändlich, das ist ein Complot,

um deine Schweſter in meinen Augen zu verderben. Weißt Du, was mein Brief enthielt? Nichts weniger als eine Einladung des Barons und meiner ſogenannten Braut, ſie am Donnerſtage, Nachmittag um vier Uhr nach dem Belvedere-Garten zu begleiten.«

»Das iſt fein abgekartet,« ſagte der Provincial lächelnd.

»Und wie teufliſch!« rief Carl, »ſelbſt die Kleidung, welche Sophie gewöhnlich am liebſten trägt, iſt angegeben, damit gar keine Verwechslung ſtattfinden könne, und mich ladet man ein, damit man mich überzeugen könne, daß Sophie mir treulos iſt.« —

»Wenn ich noch ein Wort dazu reden darf,« meinte Rubin, »ſo ſcheint mir die Hauptconjonerie darin zu liegen, daß man Blumauer aufgehetzt hat. Man ſcheint ihn nur zu gut zu kennen, und zu wiſſen, daß, wenn er mit einem Mädchen zehn Worte geſprochen hat, ſie dann ein halbe Stunde lang nicht von ihm loskommt.«

»Ich will ſogleich zur Baronin,« ſagte Carl, »und ihr dieſe Schändlichkeit —«

Rubin faßte ihn leiſe am Arm. »Lieber Herr Baron, glauben Sie mir, es iſt das ſchlechteſte Mittel gegen die Bosheit der Welt, mit Knütteln darein zu ſchlagen. Hat man es mit Schurken zu thun, ſo muß man noch ſchurkiſcher ſein. Nun will ich dieſes zwar nicht wörtlich gemeint wiſſen — aber — — ich glaube es ließe ſich ein Mittel finden, wo man den Herrn Baron und die ſaubere Baronin Roſa in ihrer eigenen Schlinge fangen könnte.«

»Welches? welches?« ſagte Carl ungeduldig. Auch Robert und der Provincial äußerten ihre Neugierde.

»*Gönnen Sie mir bis* morgen Zeit,« bat Rubin, »*ich habe einen Plan, wo ich* dieſes Intriguenſtück ſo zu einem

Luſtſpiele für uns umgeſtalte, daß Sie am Ende gewiß: Bravo Rubin! rufen werden. Laſſen Sie mir alſo bis morgen Zeit?«

»Ja, ja!« ſagten Alle. Rubin entfernte ſich. Das Geſpräch zwiſchen dem Provincial, Robert und Carl nahm eine ruhigere Wendung, und die beiden jungen Leute, welche ſich ſeit einiger Zeit etwas fern geſtanden, begannen ſich wieder zu nähern.

XIV.

Als Rubin verhieß, die tückiſchen Abſichten Roſa's und des Kanzliſten zu durchkreuzen, war in ſeinem erfinderiſchen Kopfe der ganze Plan dazu ſchon beinahe fertig. Aber er bedurfte einiger Gehilfen, die noch anzuwerben waren. Er rechnete dabei auf ſeine Hausfrau die Kaſtanienbraterin und für die Hauptrolle hatte er eine andere Perſon im Sinne, einen kleinen Satan, immer bereit, wenn es ſich darum handelte, einen luſtigen Streich auszuführen.

Er rechnete nämlich auf jenes neckiſch tolle Mädchen, welches vor einigen Tagen plötzlich um neun Uhr Nachts mit einem kleinen Bündel unter dem Arm in die Stube der Frau Nani getreten war und ganz ruhig geſagt hatte: »Frau Godl, jetzt bleib' ich bei Ihr, keine vier Roſſ' bringen mich fort von da.«

Frau Nani war eben von ihrem Geſchäfte nach Hauſe gekommen und ſchlug über den unerwarteten Beſuch die Hände zuſammen.

»Margareth!« ſchrie ſie, »wo kommſt denn Du ſchon wieder her? biſt denn ſchon wieder vacirend!«

»Vacirend! Was die Frau Godl redt! Die Gnädige hat mich nur ſpaziren geſchickt und weil ſie geſagt hat, ich kann bleiben wo ich will, ſo hab' ich mein Bündel gleich mitgenommen und jetzt bin ich da.«

»Aber was willſt denn da machen, Du Thunichtgut? Du hältſt ja in gar keinem Dienſt aus —«

»Ich weiß nicht, wie die Frau Godl mir vorkommt, ich möcht' ſchon aushalten in einem Dienſt, aber der Dienſt halt's nicht bei mir aus. Was kann denn ich dafür, daß die jetzigen Frauen ſo ſchlimm ſein! was die jetzt von ſich denken, na, das glaubt kein Menſch.«

»Aber Mädl, was ſoll denn aus Dir werden, wenn's ſo fortgeht? ſag'.mir nur das!«

»Ja, Frau Godl, wenn man ſich das beſtellen könnt'! Am liebſten möcht' ich eine gnädige Frau werden!«

»Schauſt nicht, daß Du weiter kommſt?«

»Noch weiter ſoll ich kommen, Frau Godl? Ich wär' ſchon mit dem zufrieden.«

»Nein! Da ſoll ein Menſch die Verworfenheit anſchauen. Und das Mädl iſt erſt achtzehn Jahre. Was wird denn aus Dir, wenn Du einmal vierzig biſt —«

»Eine alte Jungfer, Frau Godl, und das wäre gar bitter!«

Solchen Antworten gegenüber mußte Frau Nani endlich verſtummen. Einen Blick unermeßlicher Rathloſigkeit warf ſie auf das Mädchen, welche ganz ungenirt eben daran war, ihr Leibchen auszuziehen, nachdem ſie die Haube ſchon abgelegt hatte. Dabei aber gab ſie ſorgſam Acht, daß ſie mit ihren hohen Stöckelſchuhen nicht zu ſtark auf den Boden aufklappte, *denn die Kleinen* ſchliefen ſchon und wenn ſie vor *den Bettchen der Kinder* vorüberging, ſo war ſie noch zehn-

mal vorsichtiger als sonst. Das entging nun auch der Frau Nani nicht und sie konnte dem Mädchen nicht gram sein, welche, wenn auch etwas leichtsinnig, doch von Herzen noch gut und unverdorben war und über welche Niemand irgend sonst etwas hätte sagen können. So wurde denn endlich beschlossen, daß Margarethe vorläufig bei der Frau Godl bleiben sollte, es gab ja ohnehin zu Hause immer etwas zu thun, schon die Zimmerherren sowohl als die Kinder konnten allein vollauf zu schaffen geben; aber sie sollte auch der Frau Nani, deren Kastaniengeschäft um diese Jahreszeit ausgesetzt wurde, beim Waschen helfen. Die alte Frau hätte sich ja ohnehin keine geschicktere Büglerin wünschen können.

Bei diesem Geschäfte befand sich Margarethe eben als Rubin nach Hause kam und mit den Worten in die Stube trat: »Frau Nani! hat der Herr Regierungsrath noch nicht nach mir geschickt?«

Die Zimmerfrau, welche eben mit dem Stoppen defecter Strümpfe beschäftigt war, sah ihn halb böse von der Seite an: »Hat sich was mit dem Schicken — warum hat Er es denn so getrieben, daß der gnädige Herr Regierungsrath Ihn fortgejagt hat?«

»Rubin! Er ist auch aus dem Dienst gejagt worden!« rief Margarethe freudig aus und stellte ihr Eisen rasch zur Seite, »komm' Er her, Rubin! jetzt sehe ich erst, daß wir zusammen passen, ich muß Ihn umarmen.«

»Du unverschämtes Ding!« schrie Frau Nani und sprang auf.

»Aber Frau Godl!« lachte das Mädchen aus vollem Halse, »so einen häßlichen Menschen! das schad't ja nichts!«

»Die Jungfer scheint heute gut aufgelegt zu sein,«

meinte Rubin ſpitzig und konnte den Ton beleidigter Eitelkeit nicht unterdrücken.

»Die?« ſagte Frau Nani achſelzuckend, »was hat die auch für Sorgen!«

Margarethe, bei welcher, wie bei jungen Mädchen lebhaften Temperamentes überhaupt, die Gefühle ungemein wechſelten, ſah ſchon ein, daß ſie dem alten Studenten wehe gethan hatte, trat jetzt mit niedergeſchlagenen Augen zu ihm hin und bot ihm die Hand. — »Ich hab' es nicht gerne gethan, wenn Er glaubt, daß ich Ihn beleidigte, es iſt mir halt ſo herausgerutſcht —«

»Der Rubin meints auch nicht ſo übel,« beſchwichtigte Frau Nani ebenfalls, »er weiß ja, daß man es mit ihm doch gut meint.«

»Frau Nani,« begann Rubin, »Sie iſt eine vortreffliche Perſon und ich hab gut gedacht, daß ich mich in Ihr nicht geirrt habe, ich bin heute ſo zeitlich nach Hauſe gekommen, weil ich gleich gewußt habe, Sie wird einen guten Rath wiſſen.«

»Wenn ich helfen kann, Rubin,« ſagte die Kaſtanienbraterin geſchmeichelt, »ſo weiß Er, es iſt ja ohnedies Chriſtenpflicht.«

»Sie muß helfen, Frau Nani, und Sie, Jungfer Margareth.«

»O je, gibt's einen Jux, ich bin ſchon dabei!« rief das Mädchen freudig.

Rubin erzählte nun den Beiden von den verſchiedenen Briefen, ſo viel als ſie wiſſen mußten, um ſeinen Plan zu begreifen. Die Kaſtanienbraterin, welche die beiden Mädchen aus dem Freihauſe, die Baronin ſowohl als Sophie kannte, war um ſo leichter gewonnen, als ſie ohnehin Roſa ihres

hochmüthigen Weſens wegen nicht recht leiden mochte, während ſie dagegen auf die freundliche beſcheidene Sophie große Stücke hielt.

»Und ich ſoll das eine Fräulein vorſtellen! Nicht wahr, das meint Er doch, Rubin?« fragte Margarethe eifrig.

»Ja, freilich, müßte es ſo ſein, die Jungfer müßte die Kleider der Mamſell Sophie anziehen, einen Schleier über thun, ſo daß die Baronin, wenn ſie Sie im Belvedere-garten ſieht, glauben muß, die Mamſell Haimon vor ſich zu haben.«

»Sag' Er mir, Rubin,« rief das Mädchen neugierig, »ſind es ſchöne Kleider, die ich zum Anziehen bekommen werde?«

»Das will ich glauben, lauter Seidenkleider.«

»Seidenkleider!« ſagte Margarethe und ſchlug vor Freude die Hände zuſammen; »Rubin, Er ſoll ſeine Freude an mir haben, wie ich die noble Dame ſpielen werde. Da ſchau Er an. So werde ich gehen.« Sie machte langſam und gemeſſen einige Schritte; — »ſo werde ich den Kopf halten.«

»Halt!« rief der Student, »ſo darf es nicht ſein, der Kopf muß anders getragen werden. Sie wird einen Fächer in die Hand bekommen — wird die Jungfer wiſſen mit einem Fächer umzugehen? es iſt keine kleine Kunſt, hinter dem Fächer hervor —«

»Zu coquettiren, will Er ſagen,« fiel das Mädchen ihm raſch in die Rede; »wart' Er nur einen Augenblick, da ſoll Er mich kennen lernen.«

Mit dieſen Worten ſtürzte ſie auf ihr Bündel zu und nahm einen grünſeidenen ziemlich abgeſchoſſenen Fächer heraus, den ſie blitzſchnell entfaltete.

»Jetzt geb' Er Acht!« ſagte ſie und während ſie im Zimmer rund herum ging, entwickelte ſie ein ſo reizend coquettes Fächerſpiel, ein Verbergen des Kopfes und ein halbes Winken mit den Augen, ein Wegwenden und verſtohlen Betrachten, daß Rubin, außer ſich vor Freude, wüthend mit den Händen Beifall klatſchte, während Frau Nani verwundert ein= über das andere Mal ausrief: »Woher hat denn nur das Mädel das!«

»Das weiß man bei den Mädchen niemals und doch iſt es immer da!« ſagte Rubin lachend, fühlte ſich aber in dieſem Augenblicke von Margarethe unter dem Arm genommen.

»Jetzt will ich Ihm zeigen,« ſagte ſie, »wie ich es machen werde, wenn der falſche Galanthomme mir ins Ohr reden wird und ich mich ſtelle, als wenn ich ihn noch nicht recht anhören wollte. So wird es ja im Belvederegarten ſein müſſen, nicht wahr?«

Während ſie nun wie ſpazirend an Rubins Arm hing, begann neuerdings das alte Fächerſpiel. So oft ſie aber vor Frau Nani vorüberging, zeigte ſie hinter dem Fächer ihr heiter lächelndes blühendes Geſichtchen, der lebendige Ausdruck des liebenswürdigſten Spottes. Endlich ließ ſie Rubins Arm los.

»Wird Er mit mir zufrieden ſein? Werde ich meine Sachen gut machen?« fragte ſie lächelnd, und als Rubin in ein enthuſiaſtiſches Lob ausbrach, ſagte ſie: »Die Frau Godl wird mir erlauben, mit Ihm zu gehen, wir wollen Ihm und ſeinen Freunden den Spaß nicht verderben, aber jetzt iſt's genug, ich muß wieder bügeln, man darf's Holz *auf die paar Eiſen nicht* umſonſt verbrennen laſſen.«

Mit dieſem Worte eilte ſie, das Bügeleiſen in der

Hand, in die Küche hinaus und kam gleich darauf zurück, um von jetzt an ihre Abeit fleißig fortzusetzen. Was sich aber alles für Gedanken in dem kleinen Köpfchen wälzten!

Roberts neue Hausfrau war bereits eingezogen und der junge Mann hielt es an der Zeit, ihr am nächsten Tage seinen Besuch abzustatten. Er fand in ihr eine Frau in bereits vorgerückten Jahren, von stillem freundlichen Wesen, nicht so gesprächig, wie er gefürchtet hatte, und auch nicht so förmlich wie ihre erste gemessene Begrüßung bei seinem Eintritte angekündigt. Der junge Mann, welcher seine früheren Hausleute zwar nur einmal besucht hatte, fand doch auf den ersten Blick im Zimmer, daß hier ein neuer rühriger Geist walte, ein Hauch des Friedens, der es deutlich verkündete, daß die fast ängstliche Nettigkeit in allem, was er ringsum sah, nur ein Abglanz des Gemüthes sei, welches allein in solcher Umgebung sich wohl befinden konnte. Er fühlte sich wie heimisch angeregt in dieser Behaglichkeit der zweckmäßigsten Anordnung.

»Ich bedaure nur,« sagte die alte Frau, nach den ersten Begrüßungen, »nicht öfter von der Annehmlichkeit Ihrer Nachbarschaft Nutzen ziehen zu können, denn am Tage hab' ich doch noch immer so manches auswärts zu thun; höchstens daß ich manchmal am Nachmittage zu Hause sein kann und gerade die Abende, wo meine Zeit frei wäre, da hat wohl der junge Herr —«

»O, Madame!« antwortete Robert rasch, »auch ich bringe die Abende meistens zu Hause zu, außer wenn ich die Stunden mit einem Besuche bei meiner Mutter ausfülle und mein Tag ist ebenfalls den Geschäften gewidmet, der Vormittag ganz und ein Theil des Nachmittags.«

»Tante!« rief es jetzt vom anstoßenden Zimmer; die alte Frau erhob sich mit einer kurzen Entschuldigung über die Störung, versprach aber gleich wieder zu kommen, als sie sah, daß Robert Miene machte, sich zu entfernen. Er selbst hatte eigentlich gar nicht daran gedacht, sich schon zu entfernen, denn der Ton der Stimme, den er so eben nur in dem einen Worte gehört, hatte ihn so eigenthümlich ergriffen, daß er sich von diesem Gefühle kaum Rechenschaft zu geben vermochte. Er war ihm so überraschend, so fremd und doch wieder so bekannt vorgekommen, es war, als tönte er in immer neuen und schöneren Schwingungen durch sein ganzes Innere wieder, den tiefsten Grund seines Herzens mit all' jener süßen geheimnißvollen Macht aufregend, welche in der Menschenstimme liegt.

Er hatte sich noch nicht ganz gefaßt, als die Matrone über die Schwelle des Zimmers in Begleitung eines Frauenzimmers eintrat, bei dessen Anblick in Roberts Seele ein längstvergessener Traum in neuer Farbenpracht aufzublühen schien. Es war ihm in ersten Momente, als habe er diese schlanke, hohe gebietende Gestalt schon irgendwo gesehen, als sei die schlichte einfache Tracht eines Bürgermädchens, welche die Fremde jetzt umhüllte, nur eine Maske und doch konnte er in der Schnelligkeit sich es nicht klar machen, ob seine Vermuthung Wahrheit oder eine Täuschung seiner Sinne.

»Meine Nichte, Herr Haimon!« sagte die alte Frau, die jungen Leute gegenseitig vorstellend und lud Robert ein, noch ein Bischen Platz zu nehmen und ihnen das Vergnügen seiner Gesellschaft zu schenken.

Robert sträubte sich nicht. Fühlte er sich doch seit dem *Eintreten jener Verwandten* seiner Hausfrau wie mit magi-

scher Gewalt gefesselt und es war ihm nicht entgangen, daß er ebenfalls der Gegenstand der Aufmerksamkeit jenes jungen Wesens sei, wenigstens schien ihm in ihrem Auge ein Strahl jenes Feuers aufzudämmern, welches die Herzen entflammt und die Seelen entzündet.

Das Gespräch, welches Robert bisher zum größten Theile allein geführt, begann seit dem Eintritt einer dritten Person jetzt im Gegentheile fast ganz allein auf die Matrone überzugehen. Der junge Mann fühlte sich unter einem Einflusse, von welchem er sich keine Rechenschaft geben konnte, der aber um so lebhafter hervortrat, als Robert keine Aeußerung aussprach, ohne daß er nicht in dem Antlitze der jungen Frau nach der Billigung seiner Worte zu forschen schien.

Eine junge Frau — ja das schien sie ihm zu sein. denn wenn auch der helle Sonnenschein der Jugend über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, so lag doch in der Sicherheit ihres Auftretens, in dem ernsteren Ausdrucke ihres Antlitzes, wenn sie schweigend dasaß, und endlich in dem Auge, das fast ohne Scheu seinem Blicke begegnete, jenes unaussprechliche Etwas, welches kein Mädchen besitzt und das die Frauen unwillkürlich verräth. Das Schweigen der alten Frau hatte nicht wenig dazu beigetragen, um ihn auch in diesem halben Zweifel zu erhalten — sie hatte die neue Erscheinung als ihre Nichte vorgestellt, ohne Namen oder Stand zu nennen.

Robert wußte nicht, war dieses Absicht oder zufälliges Vergessen? Eines aber fühlte er klar und deutlich, daß mit dieser Stunde ein Wendepunct in seinem Leben eingetreten sei. Alle die Gedanken, die Sorgen und die Hoffnungen, welche bisher seine Seele erfüllt hatten, waren jetzt wie mit *einem Male* von diesem einen Bilde verdrängt, welches sein *ganzes inneres* Wesen auszufüllen schien. Eine neue Welt

glänzender Träume ſtieg in ihm auf und mit der unaufhaltſamen Phantaſie der Jugend ſpannen ſich blitzſchnell in ſeinem Geiſte die goldenen Fäden einer Zukunft von Glück und Seligkeit.

Den beiden Frauen ſchien dieſe plötzliche Umwandlung der Stimmung Roberts keineswegs entgangen zu ſein. Das Auge der alten Frau, das unbefangenſte von allen, ſah auch am ſchärfſten und während ſie das Geſpräch mühſam fortzuführen verſuchte, flog ihr Blick von einem zum andern ihrer Gäſte.

Sie lächelte ſtill vor ſich hin; ſie ſah die Brücke zwiſchen den beiden Herzen ſich ſpannen.

XV.

An demſelben Tage, an welchem die alte Maria die Wohnung neben Robert bezog, ging auch in den Zimmern Antoniens und in ihrem ganzen Hausweſen eine große Veränderung vor. Am Abende vorher hatte ſich nämlich unter der Dienerſchaft ſchon das Gerücht verbreitet, daß die Gräfin plötzlich abreiſen müſſe, und es ſehr unbeſtimmt ſei, wann ſie zurückkehren würde. In der That kam auch bald der Befehl, alle Vorbereitungen für eine längere Entfernung zu treffen, der größte Theil des Schmuckes und der Koſtbarkeiten wurde eingepackt, die prachtvollen Meubles, die Luſtres und Bilder in den Zimmern verhüllt, die Fenſterläden geſchloſſen, ein Theil der Lieblingsblumen der Gräfin von Maria übernommen, die anderen einem Gärtner übergeben, und am Abend nahm Antonie in der That von ihrer Dienerſchaft Abſchied, um, wie es hieß, am nächſten Tage abzureiſen.

Deswegen war auch Robert am nächſten Morgen nicht

wenig überraſcht, als er mechaniſch den Blick auf jenes Fenſter mit den vielen Blumen warf, und nur die graue, mit Goldſtreifen eingefaßte Wand eines Spaletladens bemerkte. Zu jeder andern Zeit würde ihn dieſe Entdeckung vielleicht betrübt haben, er hätte um das entſchwundene Bild, das ſich ſeine Phantaſie dort hinter jenen Blumenblättern ſo reizend ausgemalt, getrauert und ſein Mißgeſchick beklagt, auch dieſes freundlichen Sonnenblickes des Schickſals beraubt zu ſein.

Heute aber, nach jenem erſten Beſuche bei ſeiner neuen Hausfrau war die geheimnißvoll reizende Erſcheinung, welche er ſich hinter jenen grünen Blättern geträumt, vor dem Bilde lebender Wirklichkeit ſchon halb verwiſcht, und beinahe gleichgiltig wendete er ſich von dem Fenſter, welches noch wenige Tage vorher das Ziel ſo vieler ſeiner Gedanken und Träume geweſen. Ohnehin war er in der Einſamkeit der Nacht, wo die Eindrücke der letzten Stunden erſt in voller Kraft ſich ſeiner Seele einprägten, mit ſich über ſein ferneres Verhalten gegenüber der neuen Hausfrau zu Rathe gegangen, und kein Bedenken regte ſich in ihm gegen die Fortſetzung der anmuthigen Bekanntſchaft. Er ſah zugleich ein, daß es die Artigkeit und gute Sitte ſeinerſeits erforderte, der neuen Nachbarſchaft gleich vom Anbeginn mehr Aufmerkſamkeit zu widmen, als er der früheren Vermietherin geſchenkt hatte, die er oft ganze Wochen hindurch nicht geſehen.

An Gelegenheit konnte es ihm, wenn er nur wollte, um ſo weniger fehlen, als ein einſamer Junggeſell nur zu oft in die Lage kommt, die Gefälligkeit weiblicher Nachbarſchaft in Anſpruch zu nehmen.

Und die neue Hausfrau ſchien ſogar darauf gerechnet zu haben; würde ſie ihm denn ſonſt ſo warm und bereitwillig

alle Dienſte und Gefälligkeiten angeboten haben, deren ein junger alleinwohnender Mann ſo häufig bedarf?

Während Robert frühmorgens mit dieſen Gedanken noch beſchäftigt und zu keinem Reſultate gekommen war, klopfte es, kurz bevor er fortgehen wollte, an ſeine Thüre; das Dienſtmädchen ſeiner Hausfrau trat herein und fragte, ob er vielleicht irgend etwas zu beſtellen oder eine Poſt zurückzulaſſen habe? Man würde gern jeden Auftrag von ihm auf das Beſte beſorgen.

Der junge Mann ergriff dieſe Gelegenheit, um fragen zu laſſen, ob er vor dem Weggehen einen Augenblick vorſprechen dürfe? Das Mädchen brachte gleich darauf die Antwort: »Es werde der Gnädigen ſehr angenehm ſein.«

Als Robert in das Zimmer bei Maria eintrat, fand er ſie bereits an einem Tiſchchen beim Fenſter mit Arbeiten beſchäftigt.

»Sie bemühen ſich ſelbſt zu mir herüber,« ſagte ſie, indem ſie aufſtand und ihm freundlich ein paar Schritte entgegenkam; »mir iſt eingefallen, daß Sie den ganzen Tag oft nicht zu Hauſe ſind, wie Sie mir ſagten, und doch mag manchmal Jemand kommen und Sie ſuchen. Ich war deshalb ſo frei, zu Ihnen hinüber zu ſchicken und Ihnen unſere Dienſte anbieten zu laſſen. Irgend Jemand iſt bei mir immer zu Hauſe, entweder ich oder das Mädchen, und trifft es ſich manchmal, daß wir Beide weggehen müſſen, dann iſt meine Nichte ſo gut, hereinzukommen und das Haus zu führen.«

»Wohnen Sie denn allein?« fragte Robert überraſcht, denn er hatte bisher geglaubt, daß jene Erſcheinung, welche einen ſolchen Eindruck auf ſein Herz gemacht, mit ihm unter einem Dache ſich befinde.

Die alte Frau lächelte traurig, und antwortete dann ſanft und wie im Tone des Bedauerns: »Das arme Kind hat mich erſt eine zu kurze Zeit hier, um bereits das Verhältniß, in welchem ſie ſeit einigen Jahren ſteht und worin ſie ſich ziemlich wohl zu befinden ſcheint, löſen zu können.«

Maria hielt hier einen Augenblick inne, dann aber, als ſie ſah, in welcher nicht zu verbergenden peinlichen Spannung ſich Robert befand, fuhr ſie fort: »Antonie war eine Waiſe, als ihre arme Mutter, meine Schweſter, ſtarb, ich ſelbſt war fern und da war es noch ein Glück für ſie, daß ſich eine wohlhabende Dame fand, welche ſie als Geſellſchafterin zu ſich ins Haus nahm. In der Zukunft vielleicht wird es mir möglich werden, das Mädchen zu mir zu nehmen — vor der Hand aber —«

Für Robert lag in dieſen Worten viel Aufſchluß über ſo manches Wichtige, was ihn ſeit geſtern ſchwer gedrückt hatte. War auch die eine ſüße Illuſion verſchwunden, mit ihr unter einem Dache zu wohnen, ſo fühlte er ſich doch durch die kurzen Andeutungen über ihre Verhältniſſe, welche Maria ihm ſo eben gegeben, ihr näher gerückt, als er nach dem Eindrucke, welchen ihre Erſcheinung auf ihn gemacht hatte, vermuthen konnte. Er fand keine Kluft zwiſchen ihr und ſich, und dies mußte ſein Selbſtvertrauen in dem Grade erhöhen, als es ihn auch in der Abſicht beſtärkte, das angeknüpfte freundſchaftliche Verhältniß mit ihrer Tante auf das Eifrigſte zu pflegen. Deswegen dankte er zwar heute für das Anerbieten, welches Frau Maria ihm gemacht hatte, bat aber zugleich um die Erlaubniß, ein andermal von ihrer Güte Gebrauch zu machen. Dadurch hatte er ſich für immer die Thüre geöffnet, es ſtand ihm von jetzt an frei, jeden Tag in irgend

einer Angelegenheit mit ſeiner Hausfrau in Verbindung zu treten, und Maria, welche dieſem Wunſche kein Hinderniß in den Weg legte, wußte nur zu gut, daß er den ausgedehnteſten Gebrauch davon machen würde. Sie ſelbſt hatte mit jener ſcharfen Beobachtungsgabe, welche älteren Frauen bei Beurtheilung von Verhältniſſen junger Herzen eigen iſt, gleich nach dem erſten Geſpräche den trefflichen inneren Kern des jungen Mannes herausgefühlt, und da ſie Antoniens eigenthümliche Gedankenwelt wenigſtens oberflächlich zu begreifen im Stande war, ſo hatte ſie nicht allein ohne Widerſtreben, ſondern ſogar mit einem gewiſſen Gefühle von Vorliebe ſich zu jener ſeltſamen Rolle verſtanden, welche ſie ſeit einigen Tagen ſpielte. Die junge Gräfin hatte ſo viel Gewalt über ſie, daß aus der Beobachterin jetzt ſchon eine Vermittlerin geworden war.

Antonie ſelbſt hatte dieſe wenigen Tage in einer fortwährenden Aufregung verlebt. Sie hatte ſich plötzlich aus dem gewohnten Kreiſe ihres Lebens und ihrer Umgebung losgeriſſen, um in geheimnißvoller Zurückgezogenheit die Entwicklung eines Dramas abzuwarten, in welchem ihr Herz die erſte Liebhaberrolle ſpielte. Selbſt ihre Tante, die Gräfin Vietinska, glaubte ſie verreiſt, während ſie, nur von einem treuen und verläßlichen Mädchen begleitet, unter fremdem Namen als die junge Witwe eines Beamten in eine beſcheidene Wohnung auf der Landſtraße gezogen war, von wo ſie täglich in die Stadt zu Maria ging, ſo einfach gekleidet und ſo verſchleiert, daß Niemand ſie zu erkennen im Stande war.

Robert hatte es endlich an der Zeit gehalten, der Gräfin Vietinska gegenüber vollständig den Schleier zu lüften, welcher über dem Character des Kanzlisten lag. Er hatte in den letzten Tagen vorsichtigerweise einmal das Gespräch mit der Dame auf diesen Menschen gebracht, und sie hatte ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß ihre Unterredung, welche sie mit dem Pater Mansperger über diesen Gegenstand gehabt, nicht ganz zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen sei. Aber sie verschwieg auch nicht, daß der würdige Dechant eben so wenig als Robert im Stande gewesen war, ihr solche Beweise vorzulegen, oder sie mit so schlagenden Thatsachen bekannt zu machen, daß sie daraus die volle Ueberzeugung, welchen Mißbrauch jener Mensch mit ihrer Güte getrieben habe, hätte schöpfen können.

»Wenn ich aber, gnädigste Gräfin, einen Zeugen zu stellen im Stande bin, dessen Wort über allen Zweifel erhaben ist, und welcher hinlängliche Beweise, selbst vielleicht schriftliche, in seiner Hand besitzt?«

Die Gräfin hatte den jungen Mann erstaunt angesehen.

»Er scheint ja sehr wichtige Verbindungen zu haben,« sagte sie ernst; »lasse Er hören, wer ist der Mann?«

Robert nannte kaum den Provincial, als die Gräfin überrascht ihm ins Wort fiel:

»Wie, den kennt Er? und Er glaubt, Haimon, daß der hochwürdige Herr sich herbeilassen würde, mein geringes Haus zu besuchen, um meine Zweifel zu lösen?«

»So weit ich dieses große Herz kenne,« antwortete Robert bescheiden, »geht sein ganzes Leben nur dem einen

Zwecke zu, der Wahrheit die Ehre zu geben, das Recht zu vertheidigen und die Heuchelei zu entlarven.«

»Wenn ein ſolcher Mann es mir ſagte,« rief die Gräfin aus, und ſchien ſchon in dem Gedanken der Ehre eines ſolchen Beſuches ſich zu wiegen.

Robert war es leicht geworden, den Provincial zu einem Beſuche bei der Gräfin zu bewegen, um ſo mehr, als dieſer darin auch noch ein Mittel ſah, den Einfluß der Dame zu den ferneren Schritten gegen den Kanzliſten und ſeine Genoſſen zu benutzen Man wußte es, in welchem Anſehen die Gräfin bei dem allgewaltigen Fürſten Kaunitz ſtand, und je mehr ſich die Stimmung ſelbſt in den höchſten Kreiſen gegen die Jeſuiten geltend zu machen verſtanden hatte, deſto nothwendiger ſchien es dem Provincial, ſich einer Bundesgenoſſin zu verſichern, deren Unterſtützung ihm gerade an ſolcher Stelle von der höchſten Wichtigkeit werden mußte. Deswegen war er auch bald entſchloſſen, der Aufforderung Roberts zu folgen, und hatte ihm zugeſagt, an einem der nächſten Tage bei der Gräfin zu erſcheinen.

Trotzdem war Robert nicht darauf vorbereitet, ihn ſobald bei ſich zu ſehen, und deswegen um ſo freudiger überraſcht, als der Provincial in ſeine Kanzlei trat.

»Ich halte Wort und komme ſobald ich es nur im Stande war,« ſagte er beim Eintreten. »Es gibt Geſchäfte, die man nicht verſchieben darf, und dazu gehört dieſes, der Gräfin die Binde von den Augen zu nehmen. Ich werde ihr Schriften vorlegen, aus welchen ſie wenigſtens den Beweis erhalten ſoll, daß ihre großmüthigen Spenden nicht in ſolcher Weiſe wie ſie glaubte und hoffte, verwendet wurden. Das Nähere ihr *jetzt ſchon* zu ſagen, halte ich noch nicht für an-

gemeſſen. Der Eifer ſolcher Frauen iſt im Stande, mehr zu verderben als gut zu machen.«

Robert fragte nicht weiter und eilte, den Beſuch ſeiner Herrſchaft melden zu laſſen. Als er zurückkam, ſagte der Provincial traurig: »Ich habe noch eine Botſchaft für Sie, und ich weiß es, daß Ihr Herz darunter leiden wird, aber diesmal laufen alle Fäden in einen Punct zuſammen, es wird ein großes, ſchwer zu zerreißendes Netz.«

Robert ſah ihn erſtaunt an und der Provincial fuhr fort:

»Ich habe eine Botſchaft von dem alten Martin erhalten,« — Robert fuhr ergriffen zuſammen — »ich wußte es, daß dieſer Name und die Erinnerung, welche ſich daran knüpft, Sie ſchmerzlich berühren wird, aber es handelt ſich diesmal um etwas anderes noch. Der alte Mann hat Mittel gefunden, mich zu benachrichtigen, daß er mich dringend zu ſprechen wünſche. Er ließ fragen, ob ich Sie und Ihre Mutter kenne, denn er ahnt nicht, wie nahe wir uns ſind, er ſchickte an einen Ort, wo er wußte, daß man mich finden würde. Ich habe ihm verſprechen laſſen, ſeinen Wunſch in der kürzeſten Zeit zu erfüllen; ich vermuthe aus einigen Andeutungen, die mir geworden ſind, um was es ſich auch hier handeln wird.«

Robert ſah den Provincial fragend an, dieſer aber lächelte ruhig.

»Quälen Sie ſich nicht mit Gedanken, junger Freund,« ſagte er, »überlaſſen Sie für eine kurze Zeit mir die Sorge, in dieſe Verhältniſſe einzugreifen und den Weg zu ebnen, auf welchem Sie dann zum Ziele der Vernichtung dieſes hölliſchen Gewebes ungehindert fortſchreiten können.«

Die Kammerfrau der Gräfin unterbrach ihr Geſpräch. Robert führte den Provincial in das Empfangszimmer der Dame, welche ihrem Beſuche bis zur Thüre entgegenkam. Nach den erſten Worten zog ſich Robert zurück und ließ die Gräfin mit dem Provincial allein.

Das Geſpräch dauerte lange, endlich öffnete ſich die Thüre wieder und der Provincial ſchritt mit einem Ausdrucke der Zufriedenheit heraus, wie Robert ihn lange nicht auf dieſem Antlitze geſehen. Die Gräfin hatte ihn bis an die Thüre des nächſten Zimmers begleitet und da erſt das Haupt gebeugt, um den Segen des ehemaligen Ordensmannes zu empfangen.

Robert hatte in ſeiner Kanzlei mit Ungeduld die Rückkehr des Provincials erwartet; endlich trat dieſer ein.

»Nun, iſt ſie überzeugt?« rief der junge Mann ihm entgegen.

Der Provincial neigte ſich zu ihm und ſagte halbleiſe: »So ſehr, daß ſie noch heute zu Kaunitz fahren wird, um ihm das zu ſagen, was ich ihr vorgeſtellt.«

»Und Sie ſelbſt?« fragte Robert, als wollte er einen Gedanken nur andeuten.

»Ich — ich werde den Erfolg dieſes Schrittes abwarten und dann — handeln wir Beide zuſammen.«

XVI.

So sehr die Adepten in Wien damals ihr Treiben auch mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen bestrebt waren, so wenig war dieses für längere Zeit vollkommen möglich. Von mehreren Seiten waren der Regierung schon Winke zugekommen, welche sie auf eine Verbindung aufmerksam machen mußten, die im Finstern schleichend sich vielleicht auch noch zu anderen Zwecken gebrauchen ließ, als zu denen, welche sie angeblich verfolgte. Der schlichte Verstand des Volkes hatte sie ohnehin noch mit einer anderen geheimen Gesellschaft in Verbindung gebracht, mit den Freimaurern nämlich, deren Zwecke, in Wien wenigstens, noch viel tieferes Dunkel umhüllte, als das Treiben und die Absichten der Goldmacher.

Aber so seltsame Begriffe und Ansichten sich auch im Volke gebildet hatten, in den einflußreichen uud entscheidenden Kreisen herrschten darüber andere Meinungen, und man schien nicht abgeneigt, diese geheime Verbindung in Zusammenhang mit den eben aufgehobenen Jesuiten zu bringen.

Schon aus diesem Grunde wäre man bereit gewesen, gegen eine wirkliche Verbindung, wenn sie entdeckt worden, mit um so größerer Strenge vorzugehen, als man damals in dem Glauben befangen war, der aufgehobene Orden sei nur eine Vereinigung von politischen Verschwörern gewesen, welcher seine Zwecke unter dem Deckmantel der Religion mit grosser Klugheit und Energie immer weiter verfolgt hatte. Die

eigentlichen Adepten, jene Ueberbleibsel der großen Verbindung, welche nach dem Tode des Kaisers Franz fortwährenden Verfolgungen ausgesetzt waren, hielt man für viel weniger bedenklich, weil man von dem Gedanken ausging, daß diese Menschen, indem sie auf dem Wege einer, wenn auch mißverstandenen Wissenschaft einem Phantom nachjagten, sich dagegen nicht mit den idealen Zwecken anderer geheimer Orden beschäftigten, und eine mehr den neuesten Forschungen in der Naturwissenschaft förderliche Rolle spielten.

Deswegen war auch die Aufsicht über die Adepten nach dem großen Schlage, der bald nach des seligen Kaisers Tode auf Anordnung van Swietens gegen sie geführt worden, immer lässiger und nachsichtiger geworden. Man wußte, daß von jener ungeheuren Zahl von Adepten und Schatzgräbern, welche sich damals in Wien befunden hatte, nach der Katastrophe in Rodaun kaum mehr der hundertste Theil übrig geblieben, und diese Menschen hielt man, beraubt ihres energischen und ohne Zweifel geistreichen Hauptes Sehfeld, für ungefährlich genug, um sie in ihren, wie man glaubte, nur chemischen Spielereien nicht zu stören.

Erst in der allerjüngsten Zeit war die Aufmerksamkeit der Regierung wieder auf dieses Treiben gerichtet worden, und um so mehr, als sich seit der bisher noch immer nicht ganz aufgeklärten Geschichte mit dem Wächter des Stephansfreidhofes bei mehreren einflußreichen Männern immer fester der Gedanke einzuwurzeln begann, daß die eine Zeit lang abgebrochene Verbindung der Adepten mit den Jesuiten in der neuesten Zeit wieder angeknüpft worden sein müsse. Man hatte zwar keinen Beweis dafür, man wußte auch nicht, in welcher Weise man sich volle Klarheit über diese Thatsachen würde

verſchaffen können, aber man hatte ſich bereits ſo ſehr in dieſen Gedanken hineingelebt, daß man nach der Aufhebung der Jeſuiten nicht ohne ängſtliche Haſt nach Schriften und Documenten ſuchte, welche jenen Verdacht beſtätigen ſollten. Zwar war nichts dergleichen gefunden worden, aber trotzdem der Verdacht damit nicht niedergeſchlagen, und es gab ſchlaue Leute genug, welche darin eben nur einen neuen Beweis der Klugheit und Vorſicht der Jeſuiten ſehen wollten, die Alles, was ihnen nur im Entfernteſten hätte ſchaden können, wohlweislich immer raſch genug auf die Seite zu räumen verſtanden hatten. Und vor Allem war es eine Partei bei der Regierung, welche, damals im Beſitze der Macht und des Einfluſſes, ſelbſt trotz dieſes Mangels an Beweiſen nicht von dem Gedanken ablaſſen wollte, eine großartige Unterſuchung einzuleiten. Man wollte ſichere Angaben in der Hand haben, daß es ſich um eine nicht ungefährliche Verbindung mit Frankreich handle, mit jenem Lande, in welchem damals bereits die erſten Leuchtkugeln jenes großen geiſtigen Feuerwerkes aufſtogen, welches zwanzig Jahre ſpäter die Welt in Flammen ſetzte. Es war damals eine Zeit in Wien, wo man plötzlich allen Schutt einer jahrhundertlangen Vergangenheit mit einem Male hinwegräumen wollte, ohne zu bedenken, daß der Boden für die neue Saat, welche man pflanzen wollte, noch bei weitem nicht urbar gemacht worden war.

Selbſt der große Kaunitz, Oeſterreichs genialſter Staatsmann, war von dem Einfluſſe dieſer neuen Art von Aufklärung nicht unberührt geblieben, und ſo wie er Alles, was ſein Geiſt erfaßte, mit der ganzen Kraft einer unverwüſtlichen Jugend feſthielt, ſo war er auch in dieſer Beziehung raſcher und weniger beſonnen, als es vielleicht gut geweſen wäre,

und ließ ſich mehr vom Vorurtheile, das damals zum erſten Male Zeitgeiſt hieß, beherrſchen und ſuchte auch ſeinen eigenen Gedanken und Anſichten bei ſeiner Umgebung Geltung zu verſchaffen.

Am meiſten und liebſten beſprach er ſich über dieſe Verhältniſſe mit dem Regierungsrathe von Sonnenfels, einer ihm in vieler Beziehung verwandten, wenn auch weniger ſtarren und energiſchen Natur.

Dieſer war es auch geweſen, welcher dem Fürſten den erſten Bericht über Martin und den Verdacht, welcher ſich an dieſen Menſchen knüpfte, gemacht hatte, und auf des Fürſten eigenen Befehl mußte Sonnenfels ihm die Berichte und Protocolle des Unterſuchungsrichters, welcher Martins Angelegenheiten führte, regelmäßig vorlegen.

Wir finden in einer ſolchen Audienzſtunde Sonnenfels in dem Cabinet des Fürſten, welcher in einem Lehnſtuhle dem Vortrage des Regierungsrathes zuhört.

»Und was glauben Sie wohl, Sonnenfels,« ſagte der Fürſt nach einer Pauſe, »daß aus dieſer ganzen Sache herauskommen wird? Wie Sie ſehen, iſt dieſer alte Menſch ein harter Sünder, und es wird kaum ohne etwas ſcharfe Mittel abgehen, wenn man ihm die Zunge wird löſen wollen.«

»Euer Durchlaucht,« ſagte Sonnenfels etwas betreten, »erſchrecken mich. Das kann nicht der ernſtliche Wille des großen Kaunitz ſein.«

»Mein lieber Regierungsrath,« antwortete der Fürſt lächelnd, »Sie ſcheinen mein Wort etwas genau genommen zu haben. Wer denkt denn daran, bei einem ſo alten Manne, bei einem ſo gebrechlichen Körper, bei einem beſchränkten Geiſte, *welchen die Acten* noch dazu als halbverwirrt ſchil-

rn, jene Mittel anwenden zu wollen, welche ich in meinem erzen eben so verabscheue, wie Sie! Aber Sie, der diese cten ebenfalls durchgemacht hat, werden mir doch zugeben müssen, daß es sich hier nicht um einen ganz gewöhnlichen Fall handelt. Es ist unzweifelhaft, daß bereits die bisherigen Vernehmungen, so wenig sie auch noch zu einem bestimmten Resultate geführt haben, doch schon so viel Einsicht in andere Verhältnisse bieten, um eine Angelegenheit nicht fallen zu lassen, welche auch in politischer Beziehung mir von großer Bedeutung zu sein scheint.«

»Euer Durchlaucht meinen unzweifelhaft die Verbindung dieser Menschen, welche hier die Hand im Spiele haben, mit Frankreich?«

»Darüber bin ich klar,« sagte der Fürst, »denn Choiseul hat mir genug Anhaltspuncte geliefert, aus welchen sich die ununterbrochenen Verbindungen unserer deutschen und erbländischen Jesuitenhäuser mit jenen in Frankreich herausstellen; aber ich bin der Meinung, daß wir auch noch auf einen andern Umstand unsere Aufmerksamkeit wenden sollen.«

Der Fürst schwieg hier einen Augenblick still und kramte in den Papieren auf seinem Tische.

»Ich muß Sie auf einen Umstand aufmerksam machen,« sagte er endlich, »welcher dem Untersuchungsrichter dieses alten Mannes nicht bekannt sein wird, worauf ich aber ein großes Gewicht lege, auf die Verbindung der Freimaurerlogen in Frankreich mit den Jesuiten. Erinnern Sie sich, um welche Zeit und unter welchen Verhältnissen die ersten Logen entstanden, wer die ersten Meister waren, und welche Embleme und Symbole dort aufgestellt wurden?«

»Es ist mir wohl bekannt, Euer Durchlaucht, daß die

französische Maurerei eine Tochter der schottischen ist, und die allgemeine Stimme will deshalb wissen, die Priester in der Umgebung des aus England geflüchteten Jacob II. hätten in Frankreich die verschiedenen Logen gestiftet, um dort ihre geheimen Zwecke der Prätendentschaft auf den englischen Thron weiter auszuspinnen. Ich wage es aber, Eurer Durchlaucht meine bescheidene Meinung dahin abzugeben, daß diese Sage wohl meist von Solchen herrührt, welchen die geheimen Statuten der Verbindung die Aufnahme verweigern, und die in solcher Weise einen Act der Rache auszuführen sich nicht scheuen.«

»Halt, Sonnenfels, Sie glauben doch nicht auch mich darunter? Sie charakterisiren so scharf, daß es wohl schon der Mühe lohnt, sich dagegen zu sträuben. Aber ich muß Sie in dieser Sache auf einen Umstand aufmerksam machen, welcher sonderbar bei dem gegenwärtigen Processe auffällt. Ich habe die Acten durchgelesen und gefunden, daß die Andeutungen, welche aus den halbverworrenen Reden dieses Martin hervorgehen, doch nichtsdestoweniger eine mehrfache Betheiligung dieses Menschen nach der einen und nach der andern Seite hin herausstellen. Er scheint eben so sehr das Vertrauen des hiesigen Provincials der Jesuiten, als mehrerer Mitglieder jener Verbindung genossen zu haben, welche als Adepten und Eingeweihte ihre täuschenden Künste treiben.«

»So vollkommen Euer Durchlaucht Scharfblick hier gesehen zu haben scheint, so darf ich es doch nicht verhehlen, daß in der einen Commission, welche ich selbst vor einigen Tagen mit diesem Greis hatte, seine Verbindung mir von einem andern Gesichtspuncte erschienen ist. Er dürfte meinem Dafürhalten nach — ich wage es, Euer Durchlaucht in sei-

nem und der Sache Intereſſe darauf aufmerkſam zu machen — mehr ein bloßes Werkzeug in verſchiedenen Händen geweſen zu ſein, von jeder Seite wohl nur deswegen benutzt, um vielleicht durch ihn einige Aufſchlüſſe über die andere Partei zu erhalten. Dieſen Geſichtspunct, Euer Durchlaucht, glaubte ich jetzt verfolgen zu müſſen, denn nach den letzten Aufklärungen, welche er, wenn auch nur abgebrochen, gab, hängt er mit einer bewunderungswürdigen Hingebung an dem ehemaligen Provincial vom Hof hier, und nur in deſſen Intereſſe ſcheint er jene gefährliche Verbindung mit dem franzöſiſchen Emiſſär angeknüpft zu haben.«

»Sie haben doch die Einleitungen getroffen, daß über dieſen Menſchen Auskünfte eingeholt werden?« fragte Kaunitz.

»Graf von Mercy iſt, wie Euer Durchlaucht wiſſen,« antwortete der Regierungsrath, »jetzt von Paris abweſend, und der Geſchäftsträger, Herr von Barre, hat bisher noch keine darauf bezügliche Depeſche an uns gelangen laſſen.«

»Die Herren in Paris machen es ſich bequem,« ſagte der Fürſt etwas verdrüßlich, und ſchrieb ſich mit einem Rothſtift eine kurze Notiz auf einen Bogen Papier, den er vor ſich liegen hatte. — »Sie glauben alſo,« fuhr er nach einigen Augenblicken fort, »daß die Unterſuchung nicht jene Aufklärungen bieten wird, welche ich davon erwarte?«

»Ich hoffe, Euer Durchlaucht vielleicht auf einem anderen Wege darüber Aufſchlüſſe geben zu können. Jener junge Mann nemlich, deſſen Scheintod vor einiger Zeit ſo großes Aufſehen machte — die erſte Urſache der Verhaftung des alten Martin —«

»Ja wohl — ich erinnere mich dieſer Sache ganz genau,« ſagte der Fürſt; »wie kommt es aber, daß noch kein Proto-

coll mit ihm aufgenommen wurde? Sie haben Recht, er muß ziemlich viel von jenen französischen Planen wissen, denn sonst hätte man ihn nicht so gewaltthätig auf die Seite zu schaffen versucht. Um desto unbegreiflicher, daß er noch nicht vernommen wurde!«

Sonnenfels zuckte schweigend mit den Achseln. — »Die Herren von der Justiz,« sagte er endlich langsam, »scheinen es nicht sehr nothwendig gefunden zu haben. Ich habe bereits mehrmals urgirt —«

»Und welche Antwort hat man denn gegeben?« fragte der Fürst hastig.

»Es sei noch nicht an der Zeit, den Proceß so sehr auszudehnen, man wolle noch abwarten, ob nicht der alte Martin sich selbst eines Besseren besinnt, und endlich — in diesem Puncte muß ich freilich die Bedenken der Commission theilen — sei es zweifelhaft, ob aus den Aussagen jenes jungen Mannes irgend etwas Gravirendes für den Alten hervorgehen werde, da Beide in einem nahen verwandtschaftlichen Grade stehen.«

»Warten Sie, mir fällt etwas ein, wie heißt der junge Mann?«

»Robert Haimon, Euer Durchlaucht. Er soll ein sonst ausgezeichneter junger Mensch sein.«

»Richtig. Da sehen Sie!« rief der Fürst und hielt dem Regierungsrathe eine Schrift vor, welche ganz oben auf den Papieren des Tisches lag. »Da steht der Name Robert Haimon. Denken Sie, gestern war eine Cousine von mir da, dieselbe Gräfin Vietinska, welche mich, wie ich Ihnen vorhin sagte, auf das abscheuliche Treiben einiger Adepten, die sich hier noch befinden sollen, aufmerksam machte. Ihr selbst

ſind die Augen durch ihren Secretär, dieſen jungen Menſchen, geöffnet worden. Es ſoll in dem Memoire da alles ausführlich auseinandergeſetzt ſein. Ich habe noch nicht die rechte Zeit gehabt, es durchzuleſen, wollen Sie es indeß einſehen?«

»Ich erlaube mir, Euer Durchlaucht einen Vorſchlag zu machen, der meinem geringen Erachten nach vielleicht raſcher als auf dem gewöhnlichen Wege der Juſtiz zum Ziele führen dürfte. Ich würde mir nämlich erlauben, dieſen Robert Haimon ſelbſt, und zwar in nicht amtlicher Weiſe zu vernehmen. Euer Durchlaucht werden es hoffentlich billigen, wenn ich eine ſo delicate Sache, wie die Perluſtrirung der Verhältniſſe dieſes jungen Mannes mit dem franzöſiſchen Emiſſär, ſeine Verbindung mit Martin und die Umſtände, welche ſeine ſpätere ganz veränderte Stellung zu dieſem Letzteren herbeiführten, keinem Fremden überlaſſe. Ich errathe, daß dieſer junge Mann ein Gefäß iſt, welches wichtige Geheimniſſe einſchließt.«

»Handeln Sie nach Ihrem beſten Ermeſſen, nur ſorgen Sie dafür, daß ich regelmäßig von allem unterrichtet bleibe. Sie wiſſen aus dem Bisherigen, daß es ſich nicht um die Schurkerei von ein paar Menſchen, nicht um kleine Intereſſen handelt. Beſtätigt ſich der Verdacht, daß von hier aus ein geheimer Verkehr mit den franzöſiſchen Logen ſtattfindet, und klärt es ſich auf, daß in der That die Hände, welche ich vermuthe, dabei im Spiele ſind, dann muß die Milde ein Ende haben, und ich werde ein Exempel ſtatuiren laſſen, trotz all' den weichen Herzen, welche da glauben, die Welt ſei mit ſchönen Worten zu lenken.«

Sonnenfels lächelte ſchmerzlich; er fühlte die Anſpielung, und ſie verwundete ihn um ſo tiefer, als ſie von einem

Manne herrührte, an welchem er mit aller Begeiſterung hing, die jener große Staatsmann hervorzurufen verſtand.

Kaunitz ſchien ſelbſt zu fühlen, daß er ein Wort zu viel geſagt, — er nickte jetzt freundlicher als ſonſt mit dem Kopfe und ſagte: »Adieu für jetzt, das nächſte Mal ſprechen wir von etwas Angenehmerem. Sie vertheidigen dann Ihre deutſche, ich meine franzöſiſche Literatur, Sie begeiſtern ſich dann für Klopſtock und Mendelsſohn, ich leider kann von meinem ungezogenen Voltaire nicht laſſen! Adieu!«

XVII.

Das neue Leben, welches ſeit kurzer Zeit in Roberts Herzen aufgeblüht war, erfüllte ſeine Seele mit ſo ſüßen Bildern, daß der ganze Ernſt jener Verhältniſſe, in welche er gegenwärtig noch immer ſo tief verflochten war, in den Hintergrund ſeiner Gedanken trat, und eine neue ſchönere Welt ſich ſeinem entzückten Gemüthe zu öffnen ſchien. Schon der Gedanke an jenes Weſen, deſſen Bild fortwährend vor ſeinem inneren Auge ſchwebte, goß einen Strahl der Ruhe über ſeine Seele, wie er ſie lange nicht gekannt, ein Engel des Friedens ſchien ſie auf ſeinem Lebenspfade ihm aufgeſtiegen zu ſein, und ſein weiches, nur in der letzten Zeit verdüſtertes Gemüth öffnete ſich um ſo freudiger dieſem Eindrucke, als er dadurch gleichzeitig einen dichten Vorhang vor den verſunkenen Liebestraum ſeiner Jugend zog. Das Bild jener Helene, die in ſchweſterlichen Verhältniſſen mit ihm aufgewachſen, dann ſo plötzlich das Haus ſeiner Mutter verlaſſen hatte, war bis jetzt noch nicht von einer andern Neigung

verdrängt worden, und ihr Andenken hatte wie das Andenken an einen geliebten Hingeſchiedenen in ihm fortgelebt, bis dieſer neue Stern an dem Himmel ſeines Herzens aufſtieg.

Er brachte ungewöhnlich viel Zeit zu Hauſe in ſeiner Wohnung zu. Vorzüglich die Arbeitsſtunden am Nachmittage ſuchte er in ſeiner Kanzlei ſo viel wie möglich abzukürzen, um nur bald wieder in ſein Zimmer, und von da — zum Beſuche bei ſeiner Hausfrau zu gelangen. Dieſer ſchien das häufigere Kommen des jungen Mannes gar nicht aufzufallen, ſie blieb ihm gegenüber ſich immer gleich in ihrer milden Freundlichkeit und Ruhe, es war der herzliche Ton eines faſt mütterlichen Verhältniſſes, mit welchem ſie Robert entgegenkam. Beide wußten es, ohne darüber ein Wort zu ſprechen, daß ein drittes Weſen die unſichtbare Kette zwiſchen ihnen bilde.

Auch Antonie fühlte ſich von dieſem neuen Stillleben, das ihrem ohnehin zum Romanhaften geneigten Geiſte ſo viele Nahrung gab, mächtiger angeregt, als ſie in einſamen Stunden, wo ſie mit ihrem Herzen zu Rathe ging, ſich ſelbſt geſtehen wollte. Sie ſah eine neue Welt vor ſich ausgebreitet, welche ihr bisher jungfräuliches Herz noch nicht gekannt hatte, und erſchrak im erſten Augenblicke über die Unermeßlichkeit des Glückes, das ſie noch größer ahnte, als es ein Menſchenherz je zu erfüllen vermag. Sie dachte in dieſen Augenblicken nicht an die Kluft von Stand und Rang, welche ſie von ihrem neuen Abgott trennte, und als ſie daran dachte, fühlte ſie ſich freudig genug zu jedem Opfer bereit, ſie konnte der großen Welt entſagen, aber nicht jener kleinen, welche für ſie den Inbegriff aller Seligkeit enthielt.

Derſelbe Zug des Herzens, welcher ſeit einigen Tagen

Robert ſo zeitlich des Nachmittags nach Hauſe führte, bewog auch ſie, faſt täglich um die gleiche Stunde die »Tante« zu beſuchen. Ein Zufall ſchien es zu wollen, daß Robert ſie niemals ankommen ſah; es hätte ihm ſonſt auffallen müſſen, daß ſie ſo dicht verſchleiert war, und manchmal angefahren kam, wo ſie dann den Wagen in der Nähe der Franciscanerkirche verließ. Aber ſo tief Beiden bereits die Neigung in's Herz gewachſen, es war noch nicht ſo weit gekommen, daß ſie ohne Zeugen ſich geſprochen hätten, ihre Lippen hatten noch nicht den Riegel des Geheimniſſes weggeſchoben, welches ihnen nur allzu verſtändlich in den gegenſeitigen Blicken zu leſen war.

Daß auch dieſer Augenblick kommen würde, war vorauszuſehen, aber er kam früher, als beide erwartet hatten.

Die alte Maria hatte, wie es wohl öfter geſchah, einen Gang zu machen, der ſie gewöhnlich eine Stunde, wohl auch etwas länger vom Hauſe fernhielt. Es ſchien an ſolchen Tagen ein Einverſtändniß zwiſchen ihr und ihrer Nichte zu herrſchen, denn nie kam dieſe früher, als bis ſie Maria wieder zu Hauſe wiſſen mochte. Heute aber wollte ein neckiſcher Zufall es anders, denn die alte Maria wurde auf der Straße von einer Bekannten, die ſie lange nicht geſehen hatte, angehalten, und um dieſelbe nicht nach ihrer Wohnung führen zu müſſen, nahm ſie die Einladung der andern an, welche ihr ſo viel zu erzählen haben wollte. Da wurde nun die gewöhnliche Zeit, welche Maria ſonſt ausblieb, weit überſchritten, und ſie dachte nicht ohne Unruhe daran, daß Antonie indeß zum Beſuche gekommen ſein konnte.

Es war in der That ſo der Fall geweſen.

Antonie, welche am Nachmittage zur gewöhnlichen

Stunde gekommen, war im erſten Augenblicke unangenehm von der Abweſenheit Maria's überraſcht. Da ſie aber ihrem Nachhauſekommen bald entgegenſah, nahm ſie an dem Tiſchchen der Alten bei dem Fenſter Platz und wollte die Arbeit, welche Jene begonnen, für ſie fortſetzen. Aber ſonderbarer Weiſe ſchienen die Nadeln ſpröder als ihre Gedanken, die mechaniſche Bewegung der ſchlanken weißen Finger wurde jeden Augenblick unterbrochen, ſie dachte an etwas ganz Anderes, als die Arbeit, welche ſie unter den Fingern hatte.

Jetzt hörte ſie die Thüre des Vorzimmers öffnen, ſie vernahm die Stimme des Mädchens, welches aus der Küche getreten war, aber ſie konnte nicht unterſcheiden, mit wem ſie ſprach; ohne daß ſie in dieſem Augenblicke wußte, was ſie that, eilte ſie zur Zimmerthür, öffnete ſie haſtig, — und ſtand Robert gegenüber, eine Begegnung, welche ſie vielleicht gewünſcht, aber jetzt nicht erwartet hatte.

»Ich höre eben, daß die Frau Tante noch nicht zu Hauſe iſt,« ſagte Robert endlich nach einer augenblicklichen Pauſe, in welcher Beide ſich ſtumm gegenüber geſtanden waren, »und ich möchte um alles in der Welt nicht ſtören.«

»Wenn es Ihm gefällig iſt, Herr Haimon, indeß in der Stube Platz zu nehmen. Er ſtört gewiß nicht!« antwortete Antonie, nicht ohne eine gewiſſe Befangenheit in der Stimme.

»Wenn mir erlaubt iſt, Geſellſchaft zu leiſten!« ſagte Robert und folgte bewegt der ſchlanken Geſtalt, welche mit einer leichten Verbeugung ihm einen Sitz ihr gegenüber anbot.

»Ich halte es für eine herrliche Gnade des Schickſals,« *begann der junge* Mann nach einem kurzen Stillſchweigen,

»daß dieſer Wechſel meiner Nachbarſchaft vor ſich gegangen iſt, und Ihre würdige Tante mir mit ſo großem Vertrauen entgegentrat.«

»Nicht mehr als nur verdient,« antwortete Antonie, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken; »ſo viel ich weiß, ſchätzt meine Tante Ihn ſehr hoch.«

»Dieſes Wort macht mich um ſo glücklicher, als Sie es beſtätigt; es thut ſo wohl, ein freundliches Wort aus freundlichem Munde zu hören.«

»Ei —« ſagte Antonie lächelnd und ſchaute ihm dabei ſo klug und forſchend in die Augen, »man ſollte doch meinen, daß den jetzigen jungen Herren ſolches nicht ſo ganz ungewohnt wäre.«

»Mir gewiß!« antwortete Robert wehmüthig, »mein Leben war bisher nichts weniger als von den Roſen der Freude umkränzt.«

»Und hält Er dies für ein Unglück? Iſt Er nicht auch der Meinung, daß jene Menſchen, deren Herzen nie die Bitterkeit des Lebens gekoſtet, auch nicht wohl im Stande ſind, die Freuden des Daſeins zu empfinden? Ich habe immer gehört, daß das Unglück die Läuterungsſchule der Freude ſei.«

Robert ſah ihr erſtaunt in's Geſicht. — Sie lächelte. — »Es wundert Ihn vielleicht,« ſagte ſie, »daß ich ſolche Gedanken ausſpreche. Ich weiß es wohl, Ihr Männer haltet uns ſchwaches Geſchlecht nicht für geeignet, ſo ernſt zu denken, wie Ihr es thut. Das iſt ein Irrthum. Es kommt nur darauf an, in welchen Verhältniſſen ein Weib ſich befindet, um ihrer Seele dieſelbe Kraft und Stärke der Empfindung zu verleihen, wie ſie nur je ein Mann beſitzen

kann. — Ihr Männer,« fuhr sie lächelnd fort, »habt nicht das ausschließende Recht, stark zu sein.«

»Eben so wenig, als Ihr Mädchen das ausschließende Recht, stark zu empfinden,« sagte Robert bedeutungsvoll.

»Wie meint Er das?« fragte Antonie so unbefangen, daß Robert im ersten Augenblicke um eine Antwort verlegen war. Endlich aber — sie merkte es wohl, welcher schwere Kampf in seinem Innern tobte — stand er von seinem Stuhle auf und näherte sich ihr. — Ich muß schon, auf die Gefahr hin, daß Sie es mir übel nimmt, wagen, das was ich sagte, an mir selbst zu beweisen« —

Antoniens Blick flog in diesem Momente unruhig über ihn hin, und sie fühlte es wie eine heiße Lohe über ihr Herz schlagen. Robert bemerkte, daß sie zitterte, und rasch den Ton seiner Stimme ändernd, sprach er anscheinend ruhig: »Verzeihung! wenn ich schon zu viel gesagt habe, ich hätte wissen sollen, daß für mich der Sonnenschein des Lebens nur da ist, um Wolken zu ziehen.«

»Wo denkt Er hin!« rief Antonie rasch aus, »habe ich denn ein Wort gesagt?« Und als fühlte sie, zu weit gegangen zu sein, setzte sie flüsternd hinzu: »Ich achte Ihn gewiß eben so sehr hoch, als Ihn meine Tante schätzt.«

Robert wagte es jetzt, ihre Hand zu ergreifen und sagte traurig: »Hochachtung ist ein kühles Wort für ein heißes Verlangen — —«

Ihre Hand zuckte in der seinen, dann zog sie sie langsam zurück. — »Sprechen wir von etwas Anderem,« sagte Antonie, »es will mir scheinen, als ob wir Beide — nicht unbefangen genug für diesen Augenblick wären.«

»Und glaubt Sie, daß eine Zeit kommen wird, wo wir es wirklich ſein werden?«

»Wer kann es wiſſen? Das hängt von Umſtänden ab, die theils außer uns, theils in uns ſelbſt liegen. Das läßt ſich ſo wenig ſagen, als —«

»Als was?« fragte Robert lächelnd und geſpannt. Sie aber ſchüttelte, ebenfalls einen heitern Ton anſchlagend, den Kopf und ſagte: »Ach, laſſ' Er uns von etwas Anderem ſprechen, mir iſt ganz ängſtlich geworden bei ſeinem Examen. Er war ja wie ein Profeſſor.«

»Gut,« ſagte der junge Mann; »alſo wovon wollen wir ſprechen? Ich mache Ihr einen Vorſchlag, wir wollen uns gegenſeitig unſere Geſchichte erzählen.«

»O! was fällt Ihm ein? Was hat ſo ein unbedeutendes Ding, wie ich bin, für eine Geſchichte? Und ſeine Beichte — wer weiß, ob Er aufrichtig iſt, und ſich nicht beſſer macht, als er war,« ſagte ſie ſchalkhaft; »nein, das iſt nichts, aber wenn es ſchon erzählt ſein ſoll, ſo will ich Ihm die Geſchichte einer jungen Frau erzählen, Er wird ſie vielleicht einmal bei der Tante ſehen, und es iſt dann immer gut, daß Er weiß, mit wem Er zu thun hat. — Er kann ſein feuerfangendes Herz dann deſto beſſer bewahren,« ſetzte ſie lachend hinzu.

»Zu ſpät! zu ſpät!« rief er in demſelben Tone aus, und ſetzte ſich zu ihren Füßen auf einen Schämel nieder, um ihrer Erzählung zu horchen.

»Ja, was iſt denn das?« ſagte ſie verwundert.

»Will Sie mich nicht zu Ihren Füßen laſſen?« fragte er halb bittend, halb lächelnd.

»Nun, *meinetwegen*, wenn Er es ſchon nicht anders

will,« ſagte ſie erröthend und begann von einem jungen Mädchen zu erzählen, das in beſcheidenen, ſtillen Verhältniſſen aufwachſend, ſelig und unbefangen in das Leben ſchaute, deſſen Schmerzen ſie nicht kannte, deſſen Bitterkeiten ſie nicht ahnte, ſo lange ihre Eltern, die ſie abgöttiſch liebten, noch am Leben waren.

»Endlich,« hier begann Antoniens Stimme weicher zu werden, »kamen auch jene Tage, welche keinem Sterblichen vorenthalten werden, Tage des Kummers und des Leidens. Der Vater ſtarb plötzlich, und Mutter und Tochter blieben allein, ſchutzlos, verwaiſt und ohne Stütze im Leben zurück. Es war dies ein Schlag, der um ſo ſtärker traf, je unvorbereiteter er gekommen. Aber er ſollte nicht der letzte ſein. Wenige Jahre darauf ſtand Antonie —«

»Wie! Antonie!« — rief Robert überraſcht aus und ſah der Sprecherin in's Antlitz —

»Sie hieß wie ich, weil wir Verwandte ſind,« ſagte ſie ruhig, und fuhr wie mechaniſch mit ihrer feinen warmen Hand ihm über die Stirn; »wenige Jahre darauf ſtand Antonie allein ganz verlaſſen da. Die Welt ſchien ihr ein großes Grab, und in der Seele des kaum ſiebzehnjährigen Mädchens hatten die trübſten Gedanken ihren Lieblingsaufenthalt genommen. Da trat eine neue und glänzende Wendung in ihrem Leben ein. Ohne daß ſie es ahnte, hatte ihr Weſen einen unvertilgbaren Eindruck auf das Herz eines Mannes gemacht, der bereits im Greiſenalter ſtand —«

Antoniens Stimme begann hier zu zittern, ſie mußte alle Stärke zuſammenraffen, um nicht noch mehr ſich zu verrathen, als ſie befürchtete, bereits gethan zu haben.

»Ein Greis,« fuhr ſie fort, »trat jetzt vor das junge, blühende Leben hin. Er bot ihr ſeine Hand und verlangte nicht ihr Herz — ich will Ihr Glück,« ſagte er, »ich will, wenn ich von dieſer Erde ſcheide, die dankbare Erinnerung eines geliebten Herzens mit mir nehmen.«

»Und das junge Mädchen?« fragte Robert geſpannt.

Antonie ſchien einen Augenblick mit ſich zu kämpfen. »Sie ward die Gemalin des Greiſes!« ſagte ſie endlich mit halb tonloſer Stimme.

Robert ſah ſie erſtaunt an. Er war betroffen von dem Eindrucke dieſer Wehmuth, welcher ihr Geſicht überſchattete.

»Und iſt ſie glücklich geworden?« fragte er endlich langſam und faßte leiſe Antoniens Hand zwiſchen ſeinen Fingern.

Ein tiefer Seufzer, wie einer ſchwermüthigen Erinnerung geltend, hob ihre Bruſt; endlich ſagte ſie faſt tonlos:

»Wenn keine Wünſche kennen, glücklich ſein heißt, ſo war ſie es. Ihr Gemal betrachtete ſie wie ein Kind, das er ſchützend vor Gefahr auf ſeinen Armen durch das Leben tragen ſollte, er bewachte jeden ihrer Schritte mit der Aufmerkſamkeit eines Freundes, und lauſchte jedem Wunſche mit der zärtlichen Fürſorge eines Geliebten —«

»Ein herrlicher Greis!« rief Robert ergriffen aus.

»Ja wohl, ein herrlicher Greis!« wiederholte Antonie, und Robert ſah in ihrem Auge eine Thräne ſchimmern. — »Sein Herz war edel und gut,« fuhr ſie fort, »wie die lichte Sonne, die nur Wärme und Segen ſpendet, deswegen ward es auch wie Nacht in ihrer Seele, als er nach zwei kurzen Jahren in ihren Armen entſchlummerte.«

Antonie ſchwieg. Sie neigte den Kopf etwas gegen den Roberts hin, er fühlte das Wehen ihres Athems und zwei heiße Thränen brannten auf ſeine Stirn nieder. Betroffen blickte er ihr in's Auge. Eine unnennbare Trauer ſprach aus ihren feuchten Blicken.

»Antonie!« rief er, »welches Geheimniß verbirgt der tiefe Schmerz, der Sie bei dieſer Erinnerung ergreift und ſo erſchüttert?«

Sie antwortete einen Augenblick nicht, dann ſagte ſie leiſe: »Ich habe Ihm ſchon geſagt, es iſt die Geſchichte einer Freundin, die meinem Herzen theuer iſt.«

XVIII.

Die hübſche Margarethe konnte in ihrer Ungeduld kaum den Donnerstag erwarten. Schon am Tage vorher, wo Rubin dem Mädchen Sophiens die in dem Briefe beſchriebenen Kleider nach Hauſe gebracht hatte, war mit ihr kaum mehr zu reden; ſie betrachtete fortwährend ein Stück nach dem andern, ſetzte bald den Hut auf, bald verſuchte ſie die Mantille, dann ging ſie wieder vor dem kleinen Spiegel hin und her, um jede Bewegung, jedes Neigen und Biegen des Kopfes, jede Wendung des Fächers zu ſtudiren.

Frau Nani, welche anfangs nichts gegen den »Jur« einzuwenden gehabt, ſchnitt jetzt, da ſie Ernſt ſah, ein bedenkliches Geſicht, und hätte gern — wenn ſie nur gewußt, wie — die ganze Sache wieder rückgängig gemacht. Dazu zeigte ſich aber um ſo weniger Ausſicht, als Margarethe, je näher

der entſcheidende Moment kam, für nichts Anderes mehr Sinn und Gedanken zu haben ſchien.

»Ich wollt', der Rubin wär' geblieben wo er war,« brummte Frau Nani halblaut vor ſich hin; »das habe ich noch gebraucht, daß er dem Mädel ſolche Sachen in den Kopf ſetzt! Was wird denn heute aus der Arbeit werden?«

»Aber, Frau Godl, es iſt ja ſchon alles faſt fertig,« ſagte das Mädchen in einem ruhigern Tone, als man ihn ſonſt von ihr hätte erwarten ſollen; »habe ich denn nicht die halbe Nacht gearbeitet, damit die Frau nur nichts zu ſagen haben ſoll?«

Frau Nani ſchwieg. Sie ſah ein, daß das Mädchen im Rechte war, und ſuchte eben wieder nach einem neuen Vorwande, um vielleicht noch am letzten Tage die Sache ſcheitern zu machen, als Rubin aus ſeiner Kammer trat. Er erkannte auf den erſten Blick, daß hier etwas auszugleichen ſei und es war ihm bereits am Tage vorher nicht entgangen, daß die Hausfrau gern ein Mittel oder eine Ausrede finden würde, um ihrer Nichte den Ausgang in den Belvederegarten zu verbieten.

»Wie ich geſtern die Kleider von der Jungfer Sophie abgeholt habe,« begann er, »habe ich wieder einmal recht geſehen, in welchem Anſehen die Frau Nani bei der Welt ſteht!«

»Ich? wie ſo denn? was will Er damit ſagen?«

»Glaubt denn die Frau, daß die Jungfer mir ſo leicht die Kleider gegeben hätte, wenn ſie nicht wüßte, daß es eigentlich die Frau Nani iſt, welche ſie in ihre Verwahrung bekommt? Man kennt mich wohl jetzt auch bei Haimon, aber ich hab' es gleich gemerkt, man hat lange geglaubt, daß ich

Antonie ſchwieg. Sie neigte den Kopf etwas gegen den Roberts hin, er fühlte das Wehen ihres Athems und zwei heiße Thränen brannten auf ſeine Stirn nieder. Betroffen blickte er ihr in's Auge. Eine unnennbare Trauer ſprach aus ihren feuchten Blicken.

»Antonie!« rief er, »welches Geheimniß verbirgt der tiefe Schmerz, der Sie bei dieſer Erinnerung ergreift und ſo erſchüttert?«

Sie antwortete einen Augenblick nicht, dann ſagte ſie leiſe: »Ich habe Ihm ſchon geſagt, es iſt die Geſchichte einer Freundin, die meinem Herzen theuer iſt.«

XVIII.

Die hübſche Margarethe konnte in ihrer Ungeduld kaum den Donnerstag erwarten. Schon am Tage vorher, wo Rubin dem Mädchen Sophiens die in dem Briefe beſchriebenen Kleider nach Hauſe gebracht hatte, war mit ihr kaum mehr zu reden; ſie betrachtete fortwährend ein Stück nach dem andern, ſetzte bald den Hut auf, bald verſuchte ſie die Mantille, dann ging ſie wieder vor dem kleinen Spiegel hin und her, um jede Bewegung, jedes Neigen und Biegen des Kopfes, jede Wendung des Fächers zu ſtudiren.

Frau Nani, welche anfangs nichts gegen den »Jur« einzuwenden gehabt, ſchnitt jetzt, da ſie Ernſt ſah, ein bedenkliches Geſicht, und hätte gern — wenn ſie nur gewußt, wie — die ganze Sache wieder rückgängig gemacht. Dazu zeigte ſich aber um ſo weniger Ausſicht, als Margarethe, je näher

der entſcheidende Moment kam, für nichts Anderes mehr Sinn und Gedanken zu haben ſchien.

»Ich wollt', der Rubin wär' geblieben wo er war,« brummte Frau Nani halblaut vor ſich hin; »das habe ich noch gebraucht, daß er dem Mädel ſolche Sachen in den Kopf ſetzt! Was wird denn heute aus der Arbeit werden?«

»Aber, Frau Godl, es iſt ja ſchon alles faſt fertig,« ſagte das Mädchen in einem ruhigern Tone, als man ihn ſonſt von ihr hätte erwarten ſollen; »habe ich denn nicht die halbe Nacht gearbeitet, damit die Frau nur nichts zu ſagen haben ſoll?«

Frau Nani ſchwieg. Sie ſah ein, daß das Mädchen im Rechte war, und ſuchte eben wieder nach einem neuen Vorwande, um vielleicht noch am letzten Tage die Sache ſcheitern zu machen, als Rubin aus ſeiner Kammer trat. Er erkannte auf den erſten Blick, daß hier etwas auszugleichen ſei und es war ihm bereits am Tage vorher nicht entgangen, daß die Hausfrau gern ein Mittel oder eine Ausrede finden würde, um ihrer Nichte den Ausgang in den Belvederegarten zu verbieten.

»Wie ich geſtern die Kleider von der Jungfer Sophie abgeholt habe,« begann er, »habe ich wieder einmal recht geſehen, in welchem Anſehen die Frau Nani bei der Welt ſteht!«

»Ich? wie ſo denn? was will Er damit ſagen?«

»Glaubt denn die Frau, daß die Jungfer mir ſo leicht die Kleider gegeben hätte, wenn ſie nicht wüßte, daß es eigentlich die Frau Nani iſt, welche ſie in ihre Verwahrung bekommt? Man kennt mich wohl jetzt auch bei Haimon, aber ich hab' es gleich gemerkt, man hat lange geglaubt, daß ich

vielleicht gar einen andern Schwank vorhabe, der nicht so gut ausfallen könnte. Wie ich aber den Namen von der Frau Nani genannt habe, und wie die Jungfer Sophie wußte, daß die Jungfer Margareth die Godl von den Frau Nani ist, da hat die Jungfer mir nicht widerstehen können, und —«

Margarethe, welche ebenfalls den Widerwillen ihrer Pathin wohl gemerkt hatte und Rubins Absicht durchschaute, meinte jetzt auch:

»Ich möchte eigentlich gar nicht gehen, wenn es sich nicht um ein so gutes Werk handelte. Ist es denn nicht eine Schande und ein Spott, daß ein vornehmes Fräulein, eine Baronin, einem einfachen Bürgermädchen ihren Liebhaber abspenstig machen will? Wenn es nicht Christenpflicht wäre, und wenn ich nicht wüßte, daß daraus gewiß für die arme Jungfer ein großes Malheur entstehen könnte, ich ginge gar nicht!«

Frau Nani, welche am Fenster sitzend, Erbsen für den Mittagstisch klaubte, nahm plötzlich die Brille von der Nase und schlug mit der Hand auf den Tisch.

»Wem wollt Ihr denn solches Zeug einreden?« rief sie aus, »glaubt Ihr mich dadurch vielleicht eher kirre zu machen!«

»Gott bewahre, die Frau Nani kirr machen!« sagte Rubin, »wer möcht' denn das unternehmen?«

»Also was soll denn das fortwährend mir zu Gehör reden: Ich möcht' nicht gehen — und von Christenpflicht! Glaubt Ihr denn, ich möcht' nicht wie ein Donnerwetter drein fahren, wenn ich mir vorgenommen hätte, daß die Margareth nicht dabei sein darf?«

»Also ist die Frau Godl nicht bös — wenn ich gehe —«

»Ich könnt' gerade nicht sagen, daß ich eine große Freude habe, denn Du und der Rubin da. Ihr seid Beide

Ich denke, Frau Nani, Sie ſollte mich in dieſer Beziehung beſſer kennen und wiſſen, daß ich Ihr immer den Vorzug gebe — —«

»Im Ausborgen!« brummte die Frau.

»Und wenn es nur in einem iſt, es zeigt, wie gut ich von Ihrem edlen Herzen denke, und das will in der jetzigen Zeit nicht wenig ſagen.«

Der Zwiſt, welcher bereits für die Unternehmung drohend zu werden begonnen, wurde endlich, theils durch die gutmüthigen Einwürfe Rubins, theils durch die Schmeichelworte Margarethens geſchlichtet, und Frau Nani ſogar bis zu einem ſolchen Grade verſöhnt, daß ſie ſelbſt es übernahm dem jungen Mädchen bei ihrer Toilette behilflich zu ſein. Rubin mußte indeß in ſeine Kammer, er bürſtete ſeinen Rock und Hut, um ſelbſt auch mit einem gewiſſen Ausſehen von Eleganz zu erſcheinen, und als ihn endlich die Beiden wieder in die Stube zurückriefen, ſchrie er bei dem erſten Anblicke des jungen Mädchens vor Ueberraſchung ſelbſt laut auf.

Man hätte ſchwören mögen, Sophie Haimon ſtehe da, ſo ſehr ähnelte Margarethe in den Kleidern von Roberts Schweſter dieſer ſelbſt an Größe, Wuchs und Art, ſich zu bewegen. Um die Täuſchung noch vollkommener zu machen, verbarg ein Schleier das Geſicht. Rubin jauchzte vor Freude laut auf, als die zierliche Geſtalt einen Gang durch die Stube machte, und ſelbſt Frau Nani konnte in verwandtſchaftlichem Wohlgefallen ſich nicht der Worte enthalten:

»Wer ſieht es jetzt dem Mädel an, daß ſie eigentlich nur eine Wäſcherin iſt?«

»O, Frau Nani,« ſagte Rubin, »das iſt ja eben das Glück der Täuſchung in der Welt Wenn man Jedem gleich

hatte die beſſere Einſicht bei ihr bereits Grund gefaßt, »Er mag Recht haben — meine Haube paßt nicht in den Belvederegarten. Es war ſo ein dummer Schnickſchnack von mir, und die Kleider da, die Er gebracht hat, ſollten mir doch eigentlich ſchon Beweis genug ſein, daß alles mit rechten Dingen zugeht, — ſonſt hätte die Jungfer Sophie ihre Garderobe nicht hergeborgt.«

»Ja — und was noch mehr iſt als die Garderobe, ſelbſt den Namen, das Ausſehen, die Form; denn das begreift die Frau doch, wenn die Margareth in den Kleidern der Jungfer Haimon erſcheint, und ſich ſo vermaskiren muß, daß die Baronin glauben ſoll, es ſtecke die Jungfer Sophie ſelbſt darunter, ſo ſteht ja eigentlich die Jungfer Sophie für alles, was daraus werden könnte. Wenn man die Margareth von weitem ſehen wird, ſoll man nicht wiſſen, daß es die Margareth hier, unſer kleiner Teufel iſt, man muß glauben, es ſei die Jungfer Haimon, und ſchon deswegen — —«

»Na, meinetwegen, ich hab' mich vom Satan verblenden laſſen und es einmal mitangeſehen, mag es jetzt geſchehen. Das ſage ich ihm aber, Rubin, Er darf ſich nicht mehr über meine Schwelle rühren, wenn er ſelbſt bei der Sache den Schalk macht und das Mädel da auf unrechten Weg leitet. Ich muß es Ihm nur ſagen, Er will mir ſeit einiger Zeit gar nicht gefallen, Er miſcht ſich in allerlei Sachen, die Ihn nichts angehen, und denkt nicht, was aus Ihm werden ſoll, oder wann Er zu Geld kommen wird; ewig kann ich Ihm nicht borgen!«

»Frau Nani!« rief Rubin aus, »das iſt eine Beleidigung. Bin ich Ihr ſchon mit etwas durchgegangen? Oder *glaubt Sie, ich* zahle anderswo und bleibe nur Ihr ſchuldig?

»Nun, Margareth,« ſagte er auf dem Wege zu ihr, »wie iſt Dir jetzt? Haſt Du ſchon mehr Courage?

Das Mädchen lachte ihm in's Geſicht.

»Wie Er nur ſo fragen kann?« antwortete ſie; »hat Er denn nicht gemerkt, daß ich mich nur der Godl gegenüber ſo verſtellt habe? Glaubt Er denn, daß die mich hätte allein mit Ihm gehen laſſen, wenn ich nicht ſo ſchüchtern gethan hätte? Höre Er, Rubin, Er iſt noch ſehr ungeſchickt und iſt doch ein Studirter!«

»Alſo verſtellt haſt Du Dich blos?« ſagte er erſtaunt und ließ halb ihren Arm los —

»Nennt Er das Verſtellung? Es iſt doch ſo natürlich! Die Godl glaubt, daß ich über die Schnur hauen werde, und da muß ich ja ſo ſchüchtern thun, als wenn ich nicht drei zählen könnte! — Aber, jetzt ſag' Er mir, — nicht wahr, wenn wir in den Garten kommen, läßt Er mich allein?«

»Ganz allein nicht, ich werde immer hinter Dir hergehen, denn man kann ja doch nicht wiſſen, — es gibt kecke Leute —«

»Das Abtrumpfen überlaſſe Er nur mir! Er wird mit mir ſchon zufrieden ſein.«

Die Beiden waren im Geſpräche bis zu dem oberen Eingangsthore des Belvedere gekommen. Rubin ließ den Arm des Mädchens los und ſagte dann feierlich: »Margareth, bedenke, wen Du vorſtellſt und befolge, was ich Dir ſage. Du wirſt eine Bekanntſchaft machen. Denke daran, daß der Mann, der Dir jetzt die größten Complimente ſagen wird, Dich eigentlich nur zum Narren halten will, und ſei deswegen geſcheit. Ich werde immer in deiner Nähe bleiben, und im

kann. — Ihr Männer,« fuhr ſie lächelnd fort, »habt nicht das ausſchließende Recht, ſtark zu ſein.«

»Eben ſo wenig, als Ihr Mädchen das ausſchließende Recht, ſtark zu empfinden,« ſagte Robert bedeutungsvoll.

»Wie meint Er das?« fragte Antonie ſo unbefangen, daß Robert im erſten Augenblicke um eine Antwort verlegen war. Endlich aber — ſie merkte es wohl, welcher ſchwere Kampf in ſeinem Innern tobte — ſtand er von ſeinem Stuhle auf und näherte ſich ihr. — Ich muß ſchon, auf die Gefahr hin, daß Sie es mir übel nimmt, wagen, das was ich ſagte, an mir ſelbſt zu beweiſen« —

Antoniens Blick flog in dieſem Momente unruhig über ihn hin, und ſie fühlte es wie eine heiße Lohe über ihr Herz ſchlagen. Robert bemerkte, daß ſie zitterte, und raſch den Ton ſeiner Stimme ändernd, ſprach er anſcheinend ruhig: »Verzeihung! wenn ich ſchon zu viel geſagt habe, ich hätte wiſſen ſollen, daß für mich der Sonnenſchein des Lebens nur da iſt, um Wolken zu ziehen.«

»Wo denkt Er hin!« rief Antonie raſch aus, »habe ich denn ein Wort geſagt?« Und als fühlte ſie, zu weit gegangen zu ſein, ſetzte ſie flüſternd hinzu: »Ich achte Ihn gewiß eben ſo ſehr hoch, als Ihn meine Tante ſchätzt.«

Robert wagte es jetzt, ihre Hand zu ergreifen und ſagte traurig: »Hochachtung iſt ein kühles Wort für ein heißes Verlangen — —«

Ihre Hand zuckte in der ſeinen, dann zog ſie ſie langſam zurück. — »Sprechen wir von etwas Anderem,« ſagte Antonie, »es will mir ſcheinen, als ob wir Beide — nicht *unbefangen* genug für dieſen Augenblick wären.«

»Und glaubt Sie, daß eine Zeit kommen wird, wo wir es wirklich ſein werden?«

»Wer kann es wiſſen? Das hängt von Umſtänden ab, die theils außer uns, theils in uns ſelbſt liegen. Das läßt ſich ſo wenig ſagen, als —«

»Als was?« fragte Robert lächelnd und geſpannt. Sie aber ſchüttelte, ebenfalls einen heitern Ton anſchlagend, den Kopf und ſagte: »Ach, laſſ' Er uns von etwas Anderem ſprechen, mir iſt ganz ängſtlich geworden bei ſeinem Examen. Er war ja wie ein Profeſſor.«

»Gut,« ſagte der junge Mann; »alſo wovon wollen wir ſprechen? Ich mache Ihr einen Vorſchlag, wir wollen uns gegenſeitig unſere Geſchichte erzählen.«

»O! was fällt Ihm ein? Was hat ſo ein unbedeutendes Ding, wie ich bin, für eine Geſchichte? Und ſeine Beichte — wer weiß, ob Er aufrichtig iſt, und ſich nicht beſſer macht, als er war,« ſagte ſie ſchalkhaft; »nein, das iſt nichts, aber wenn es ſchon erzählt ſein ſoll, ſo will ich Ihm die Geſchichte einer jungen Frau erzählen, Er wird ſie vielleicht einmal bei der Tante ſehen, und es iſt dann immer gut, daß Er weiß, mit wem Er zu thun hat. — Er kann ſein feuerfangendes Herz dann deſto beſſer bewahren,« ſetzte ſie lachend hinzu.

»Zu ſpät! zu ſpät!« rief er in demſelben Tone aus, und ſetzte ſich zu ihren Füßen auf einen Schämel nieder, um ihrer Erzählung zu horchen.

»Ja, was iſt denn das?« ſagte ſie verwundert.

»Will Sie mich nicht zu Ihren Füßen laſſen?« fragte er halb bittend, halb lächelnd.

»*Nun, meinetwegen*, wenn Er es ſchon nicht anders

ſchickt geleitet und Rubin wich ſo nachläſſig aus, daß in wenigen Augenblicken ſich die Gruppen gegenüberſtanden.

»Wohl bekomm's, Jungfrau Sophie!« rief Roſa höhniſch und griff nach dem Schleier, den aber Margarethe mit einer raſchen Handbewegung bereits zurückgeſchlagen hatte, ſo daß die Baronin vor dem fremden Geſichte ganz entſetzt zurückfuhr.

»Wohl bekomm's, Euer Gnaden!« ſagte Rubin; »ich glaube, der Wunſch wird nothwendiger ſein, und die gnädige Baronin werden einſehen, daß es nicht immer die Kleider ſind, welche die Leute machen.«

»Ihnen, Herr Baron,« ſagte Margarethe lachend, »will ich zum Andenken das Billet geben, welches mein Chapeau mir ſoeben zurückgegeben hat, als ich ihm erklärte, ich glaube die eigentliche Schreiberin desſelben zu erkennen. Da ſehen Sie —«

»Das iſt ein Complot,« rief Roſa erbleichend, als ſie ihren Brief an Blumauer in Carls Hand erblickte.

»Das iſt ein koſtbares Pfand!« rief dieſer, — »das Pfand meiner Freiheit!«

Roſa antwortete nicht, und verließ an der Seite ihres Vaters haſtigen Schrittes den Garten.

Ende des zweiten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Die letzten Adepten.

Roman

von

Julius Seidlitz.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

In dem Garten eines freundlichen Landhauſes im Dorfe Baſtide, gegenüber von Bordeaux, ſaß an einem ſchönen Frühlingsnachmittage des Jahres 1774 ein Mädchen und ließ den Blick hinaus über die Fläche der breiten Garonne ſchweifen, welche nicht weit von dem Landhauſe ihre grünlichen Fluten dem Meere zuwälzte. Die Erſcheinung der jungen Dame hatte etwas ungemein Feſſelndes. Ihre Tracht, nach der ausgeſuchteſten Mode der damaligen Zeit zuſammengeſtellt, zeigte eine Miſchung von Pracht, Reichthum und Eleganz, wie man ſie nur bei den vornehmſten Familien der reichen Stadt vermuthen konnte. Die Dame ſelbſt, deren friſche, blühende Farbe, heller, als man ſie ſonſt in dieſem Theile des ſüdlichen Frankreichs zu finden gewohnt iſt, bei dem erſten Anblick eine Fremde vermuthen ließ, zeigte vollere Formen, als man ſonſt bei Mädchen oder Frauen ihres Alters, gewöhnlich findet, ein Umſtand, welcher einigermaßen über ihre Jugend einen Zweifel gelaſſen hätte, wenn nicht das klare, tiefblaue Auge, das in aller Unbefangenheit der Jugend unter den hochgeſchwungenen ſchwarzen Brauen hervorleuchtete, dafür geſprochen.

Abgeſehen von der prächtigen, koſtbaren Kleidung der Dame, zeigte auch ſchon der Garten und das Haus, welches

sie bewohnte, daß sie den besseren Ständen angehören mochte. Dazu kam noch, daß das Haus selbst eine große Anzahl von Dienerschaft enthielt, welche sämmtlich nach der Sitte jener Zeit in prächtigen gestickten und betreßten Kleidern einherging. In der Nähe der jungen Dame selbst befand sich nur ein kleiner Mohrenknabe, in ein scharlachrothes mit reichen Goldstickereien besetztes Gewand gekleidet, welcher den Papagei hielt, mit dem sie halb gedankenlos spielte.

Wenn man ihre Züge, deren erster Eindruck ein so überaus gewinnender war, etwas genauer betrachtete, so entging es nicht, daß um die vollen Lippen ein leiser Zug böser Begierden leidenschaftlichen Sinnes spielte, aber nur so ungemein leicht angedeutet, daß es einer sehr scharfen Beobachtungsgabe bedurfte, um diese, die liebliche Harmonie des Antlitzes störende Linie gleich zu bemerken. Eben so würde es jedoch auch einem strengeren Beobachter nicht entgangen sein, daß dieses tiefblaue, schöne Auge Momente hatte, wo es unruhig aufblitzte und ein Strahl wilder Glut daraus leuchtete, der durch sein verzehrendes Feuer erschrecken mußte.

So bot diese Erscheinung die wunderbarste Mischung von hinreißender Schönheit und abstoßend unheimlichem Wesen, und war es diese Wirkung ihres Aeußern, oder lag Absicht zu Grunde, die junge Dame schien abgeschlossen von der Außenwelt, ohne Verkehr mit den Nachbarn, ohne größere Verbindung mit den zahlreichen Familien Bordeaux's, fast einsam und nur auf den Umgang mit einigen sehr wenigen Personen beschränkt, auf ihrem Landhause zu leben.

So eben trat ein Diener zu ihr und meldete einen der gewohnten Besucher an. Ohne zu antworten, erhob sich die junge Dame rasch und machte ein paar Schritte im Garten gegen die Thüre zum rückwärtigen Eingange.

»Willkommen, Marcell!« rief ſie dem Kommenden ſchon von weitem entgegen und ſtreckte ihm die Hand zum Gruße hin, welche dieſer, als er zu ihr herantrat, ehrerbietig an ſeine Lippen führte.

Dieſer Marcell war derſelbe, welcher in jener Begräbnißnacht auf dem Stephansfreidhof in Wien eine ſo verhängnißvolle Rolle geſpielt hatte, derſelbe, welcher als der Mittelpunct eines großen geheimnißvollen Gewebes aufgetreten war, in welches er Robert Haimon ebenſo, wie den alten Martin verſtrickte, während er anderſeits auch Verbindungen mit den Adepten unterhalten hatte.

»Es iſt gut, daß Sie kommen, Marcell!« rief die junge Dame. »Sie glauben nicht, wie ich mich ſeit einigen Tagen wieder langweile und doch bin ich ein ſo folgſames Kind, daß ich nichts thue, was Sie nicht für gut finden. Sie haben gewollt, daß ich hier lebe, wie eine verzauberte Prinzeſſin und ich unterwerfe mich dem, obgleich es mir manchmal um meine goldene Freiheit herzlich leid iſt.«

»Sie werden in kurzer Zeit zehnfachen Erſatz dafür finden, denn wenn nicht neue und unerwartete Hinderniſſe dazwiſchen kommen, ſo ſtehen Sie in wenigen Wochen vielleicht ſchon am Ziele Ihrer Wünſche, als die Trägerin eines glänzenden, erlauchten Namens und als Beſitzerin eines Vermögens, welches Ihnen geſtatten wird, die kühnſten Träume ihrer Phantaſie zu verwirklichen. Ich hoffe, theure Flore, daß es bald an der Zeit ſein wird, wo die Schleier fallen müſſen, welche das mühſame Werk mehrerer Jahre bisher umhüllten.«

Die Dame hatte ihm überraſcht, aber mit unverkennbarer Freude und Spannung zugehört.

»Wie?« rief ſie aus, »Sie glauben, Marcell, daß wir

ſchon ſo nahe dem Ziele ſind? Ach, es iſt mir immer, als wenn dieſe Unternehmung kein Glück bringen ſollte und in ſtiller Nacht, wenn ich über die Zukunft nachdenke, iſt es mir oft, als ob eine leiſe Stimme durch das Zimmer flüſterte und in traurigen Tönen mich abhalten wollte, weiter dieſen Weg zu verfolgen. Glauben Sie mir, Marcell, es iſt mir manchmal, als ob ich dieſen Glanz und Wohlſtand von mir werfen ſollte, als ob es mich auf die Straße hinaustriebe, es dort allen Leuten zu verkündigen, daß ich . . .«

»Halten Sie ein,« rief Marcell raſch; »bedenken Sie, wie nahe wir dem Ziele ſtehen und welche Opfer, welche Mühen und Gefahren es gekoſtet hat, ſo weit nur zu kommen. Jetzt zurücktreten, hieße ſich ſelbſt aufgeben, hieße den Demant, den man ſchon in der Hand hat, wegwerfen, weil er noch geſchliffen werden muß, hieße die Kette ſprengen, welche unſere ganze Zukunft an ein Reich des Glückes gefeſſelt hält. Und weswegen? Weil vielleicht das trübe Bild eines Traumes für einen Augenblick den hellen Spiegel Ihres Geiſtes dunkler angehaucht hat? Um aller Heiligen willen, Flore, was iſt Ihnen geſchehen, daß Sie, die ſtarke, muthige, entſchloſſene Fürſtin unſeres Bundes, ſo plötzlich ſich von Allem losſagen wollen?«

»Wer ſagt Ihnen denn, daß ich mich losſagen will?« entgegnete Flore raſch und ging einige Schritte weiter in den Garten; »ich glaubte, Sie ſollten mich kennen und wiſſen, daß mir manchmal ein toller Einfall wohl durch den Kopf ſchießt. — Aber — — wiſſen Sie wohl, Marcell, ich glaube, daß ich noch manchmal an den übrig gebliebenen Folgen ehemaliger Frömmigkeit leide,« fügte die junge Dame lachend hinzu; »Sie müſſen deswegen ſchon noch ein bischen Geduld mit mir haben.« Man treibt die Gedanken, welche von Zu-

gend auf, ſich eingeniſtet haben, nicht leicht wie Schmetterlinge aus dem Kopfe.«

»Ich bewundere den ſtarken Geiſt, mit welchem Sie ſich über die Vorurtheile Ihrer Erziehung hinwegzuſetzen beſtreben, es iſt dies der hoffnungsreiche Anfang eines glücklichen Endes unſerer Unternehmungen. Der heutige Tag ſcheint mir überhaupt ein von Glück geſegneter. Ich habe ſo eben ein Schreiben aus Wien auf geheimem Wege erhalten und dieſes iſt eigentlich die Urſache, welche mich vor allem bewogen hat, in Ihre beglückende Nähe zu eilen.«

»Ich danke Ihnen, Marcell,« ſagte Flore etwas kurz abbrechend, »Sie wiſſen, ich bin keine Freundin ſo ſüßer Redensarten. Aber der Brief, dieſe Hauptſache, was enthält er? Ach, ein Schreiben von Wien, Sie glauben nicht, Marcell, wie mich dieſes bloße Wort ſchon ergreift.«

»Hier iſt der Brief,« antwortete Marcell und reichte ihr ein ziemlich ſtarkes Schreiben.

»Ich glaube, Sie wollen ſpotten,« rief die junge Dame und ein dunkles Roth färbte ihr Geſicht; »Sie wiſſen doch, ich liebe es nicht, ſelbſt zu leſen, ich erſuche Sie deshalb, mich mit dem Inhalte des Briefes bekannt zu machen.«

»Ja ſo — verzeihen Sie mir. Iſt es denn möglich, in Ihrer Gegenwart an etwas anderes als den Verein aller Vollkommenheiten zu denken?«

»Der Brief! der Brief!« rief Flore ungeduldig.

»Nun wohl, ſo hören Sie. Der Vater der Baronin Roſa — Sie wiſſen, daß dieſe Dame ſich unſeren Zwecken ſehr geneigt zeigte, — iſt bereits ſeit einiger Zeit durch meinen Freund, *den geheimen Kanzliſten Schreiber*, vorzüglich *aber durch Doctor Mesmer*, vollkommen gewonnen. Alle

Einleitungen sind getroffen, daß die Erbschaft, auf welche Baron Linden das vollste Recht zu haben glaubt, ihm entrissen, und —« hier neigte Marcell das Haupt — »der rechtmäßigen Eigenthümerin überantwortet werde.«

»O, endlich! endlich!« rief Flore mit einem Ausdrucke der tiefsten Befriedigung aus.

»Aber der Baron schreibt mir, daß es von der höchsten Wichtigkeit wäre, wenn Sie selbst in Wien erschienen. Er versichert mir, daß Niemand mehr an mein letztes Auftreten dort denkt, an dessen Mißglücken Sie selbst nicht ohne alle Schuld sind.«

»Ich? warum ich? Befahl ich Ihnen, so gewaltthätige Mittel zu ergreifen? Das sei ferne von mir.«

»Gewiß nicht, aber Sie empfahlen mir, diesem Haimon zu vertrauen und welche Erfahrungen mußte ich dann bei ihm und seiner Schwester machen?«

»Also nach Wien sollen wir?« sagte Flore nachdenkend, ohne die letzten Bemerkungen Marcells zu beachten. — »Gut,« rief sie nach kurzem Bedenken aus, »es sei! ob früher oder später, ich fühle es, daß in meiner Vaterstadt sich auch mein Schicksal entscheiden muß und es wäre Feigheit, wollte ich ausweichen. Hören Sie, Marcell, wir reisen!«

»Wie? so rasch sind Sie entschlossen?« sagte er verwundert, konnte aber seine geheime Freude kaum verbergen.

»Wir reisen! sage ich Ihnen,« wiederholte sie entschlossen, »und ich beauftrage Sie, sobald als möglich alles Nothwendige zu veranlassen.«

Marcell verbeugte sich und fragte, ob sie nicht früher *noch etwas Näheres* aus dem Briefe des Barons wissen *wolle.*

»Wozu?« ſagte ſie; »die Hauptſache iſt, daß er meine Anweſenheit in Wien für nothwendig hält. Das Uebrige erlaube ich Ihnen, Marcell, mir während der langweiligen Reiſe auseinanderzuſetzen. Leben Sie wohl. Ich hoffe, Ihr Eifer wird es möglich machen, daß wir Bordeaux bald verlaſſen.«

Um dieſelbe Zeit, als Marcell in Bordeaux dieſe Unterredung mit Flore hatte und der Entſchluß zur Abreiſe nach Wien gefaßt wurde, befand ſich in einem mit auserleſener Pracht eingerichteten Salon zu Paris eine kleine Geſellſchaft beiſammen. Wir kennen bereits einen dieſer Herren — den Marquis von Saint Germain, welcher mit drei älteren Herren in einem, wie es ſchien, ſehr angelegentlichen Geſpräche begriffen war. Die Geſellſchaft ſaß in der Nähe des Fenſters, deſſen ſchwere Vorhänge zum Theile ſtark zurückgeſchlagen waren und der warmen Frühlingsluft den Eintritt gewährten. Ein alter Mann, deſſen Haupt nur noch mit wenigen ſchneeweißen Haaren bedeckt war, führte ſoeben das Wort und Alle, vorzüglich aber Saint Germain, ſpendeten ſeiner Rede geſpannte Aufmerkſamkeit.

»Das iſt meine Meinung,« ſchloß er endlich, »es handelt ſich darum, den Orden von allen jenen Auswüchſen und Charlatanerien zu befreien, welche der reinen ungehemmten Entwicklung der Menſchheit nur hindernd in den Weg treten, Alles abzuſtreifen, was allzuſehr an den irdiſchen Staub des gemeinen Werktaglebens mahnt und vor allem nur immer die freie, gottähnliche Entwicklung des Menſchengeiſtes zu befördern. Wir wiſſen es, wie viele Unberufene ſich eingedrängt haben, und haben es leider nur zu ſehr erfahren, zu

welchen unlauteren Zwecken oft der Name des Ordens und die Macht unſerer Verbindungen mißbraucht worden ſind.«

»Vor allem,« nahm ein Anderer, ebenfalls ſchon ein Greis, das Wort, »wäre ich dafür, daß wir unſeren Einfluß in Deutſchland geltend zu machen ſuchen. Dieſes Volk der Gedanken iſt nur zu leicht empfänglich für alle Täuſchungen gewiſſenloſer Phantaſten und der Verfall in Secten iſt nirgends ſo ſehr zu beſorgen, als eben in Deutſchland, wo man leichtgläubig genug iſt, ſich an das Wort und nicht immer an den Sinn zu halten.«

»In Wien,« ſagte der Dritte, »ſtehen wir jetzt faſt ganz ohne Verbindung und die Nachrichten von dort lauten traurig genug. Die öffentlichen Logen ſind verſchwunden, aber in den geheimen Tempeln machen Heuchelei und Schlechtigkeit ſich breit, der erhabene Zweck des Bauens iſt herabgezerrt zur elenden Adeptenwirthſchaft und jetzt haben wir noch einen großen Verluſt erlitten — —«

Saint Germain allein ſchien nicht dieſer Meinung. »Unſer erhabener Bruder,« ſagte er, »hat nicht Unrecht, wenn er die Lage des Tempels in Wien als traurig ſchildert, aber ich hege die feſte Ueberzeugung, daß dieſe Verhältniſſe ihrem Ende entgegengehen. Meine letzte Anweſenheit an den Ufern der Donau iſt, wie ich weiß, nicht fruchtlos geblieben. Neue Kräfte, thätig für uns, ohne es ſelbſt zu wiſſen, weſſen Werkzeuge ſie ſind, bereiten eine neue herrliche Zeit vor. Aber es iſt nothwendig, daß, bevor dieſe eintreten kann, der Boden geebnet werde, auf welchem der neue Bau der Zukunft fußen ſoll. Ich werde ſchonungslos die Baalsdiener *verfolgen*, welche den heiligen Namen des Bundes zu ihren *niedrigen* Zwecken benützen und muß hier zugleich erklären,

daß in der nächsten Zeit meine Anwesenheit in Wien wieder nothwendig sein wird.«

Eine Bewegung des Erstaunens wurde bei allen Anwesenden sichtbar.

»Ich habe nicht ohne Absicht,« fuhr der Marquis fort, »diese heutige Besprechung gewünscht. Ich reise noch in dieser Nacht ab, denn es gilt, ein Verbrecherpaar zu beobachten, welches wahrscheinlich in den nächsten Tagen bereits den Weg nach Wien nehmen wird, um dort mit Hilfe niedriger Diener unseres Bundes einen Raub an Vermögen, einen Mord an Ehre, einen Todtschlag an dem stillen Glücke mehrerer reinen Wesen zu begehen.«

In diesem Augenblicke flog eine weiße Taube durch das offene Fenster und in einen großen Bauer, welcher auf einem prachtvollen Marmortische stand.

»Ach! mein Bote aus Bordeaux ist schon da,« sagte der Marquis und löste einen kleinen Papierstreif aus einer Federspule, welche die Taube unter einem Flügel befestigt trug; »da seht, hier steht es: Reisefertig! Also man hat mich genau von Wien aus unterrichtet, als man mir meldete, es seien Briefe abgegangen, um jenen aus allen Orients ausgestoßenen Marcell zu einem gemeinsamen Wirken mit seinen dortigen Spießgesellen nach Wien einzuladen.«

Saint Germain reichte Allen die Hand zum Abschiede. »Es braucht unter uns keiner Worte,« sagte er, »wir alle wissen es, daß wir treu aneinander und an der großen Sache hängen, der wir unser Leben geweiht haben. Was ich zu thun habe, weiß ich, so wie Ihr auf mich, so kann ich auch auf Euch bauen. Sendet mir jeden Tag in den Abendstunden die *Nachrichten*, die aus Spanien, aus England und *Italien durch unsere* Tauben gebracht werden. Ich werde le-

den Morgen meinen geflügelten Boten ſchicken, ſo daß wir mit der Schnelligkeit des Vogelfluges genau von allem unterrichtet bleiben. Ich hoffe, dieſes unſchuldige Geheimniß unſeres Briefverkehrs wird durch das Glück begünſtigt auch fernerhin ebenſo wie bisher bewahrt bleiben. — Iſt es doch ohnehin die einzige Täuſchung, welche wir uns erlauben.«

Die Männer reichten doppelt verſchlungen ſich die Hände, ihre Stirnen berührten ſich gegenſeitig, ein leiſer Geſang floß von ihren Lippen, dann ſchieden ſie ſchweigend von einander.

II.

Flore und Marcell waren in der That abgereiſt, und zwar waren die Vorbereitungen mit ſolcher Raſchheit betrieben worden, daß man bei den Nachbarn in Baſtide eben ſo wenig eine Ahnung davon hatte, als man es in den Kreiſen jener Familien in Bordeaux erfuhr, welche Flore von Zeit zu Zeit theils ſelbſt zu beſuchen pflegte, oder deren jüngere Mitglieder ſie bei ſich ſah. Die ſchnelle Abreiſe erregte indeſſen kein beſonderes Aufſehen. Man war es, vorzüglich von Marcell, gewohnt, daß er oft auf längere Zeit ſich entfernte und dann plötzlich wieder in Bordeaux erſchien; Marcell galt aber als Florens naher Verwandter, als eine Art Vormund und natürlicher Beſchützer, wenn ſie auch in Gegenwart von Fremden ihm gegenüber eine kalte, ruhige, gemeſſene Haltung bewahrte.

Das Reiſen in damaliger Zeit war noch kein ſolches *durch das* Land fliegen wie heute. Der Kutſcher, wel-

cher ſeine Pferde ſchonte, und die ſchlechten Straßen, welche dem Wagen keine allzugroße Schnelligkeit erlaubten, ſtanden in einer ſo innigen Wechſelwirkung zu einander und mit der Bequemlichkeit der Reiſenden, daß es ſchon viel war, wenn man acht bis zehn Wegſtunden des Tages machte, und nach ſolcher Anſtrengung hielt man viel darauf, bei guter Zeit und hellem Tageslichte noch in irgend einem Wirthshauſe an der Heerſtraße einzukehren, wo ein reichliches Abendeſſen den hungrigen Leib erquicken und ein gutes Bett die Ermüdung des mehrſtündigen Fahrens aus den Gliedern treiben mußte.

So war Flore und ihr Begleiter in bequemen Tagereiſen durch ganz Frankreich gezogen und kehrten eines Abends in einem kleinen Städtchen nicht weit von der deutſchen Grenze ein. Marcell ſchien mit dieſem Aufenthalte ziemlich unzufrieden; es war ihm unangenehm, gerade hier die Nacht zuzubringen, aber einer der damals auf Reiſen ſo häufigen Unfälle, eine Beſchädigung des Wagens, hatte eine Fortſetzung der Fahrt für heute unmöglich gemacht. Flore dagegen ſchien ſich in dem ſchön gelegenen Wirthshauſe, in deſſen Garten eine Terraſſe die prachtvolle Ausſicht über die anmuthige Landſchaft bot, ſo ſehr zu gefallen, daß ſie befahl, das Nachteſſen auf eben dieſer Terraſſe aufzutragen.

Da es bei ihrer Ankunft in dem Wirthshauſe noch leidlich früh am Nachmittag war, hatte Flore den Wunſch geäußert, einen Gang durch das Städtchen zu machen, deſſen reizende Lage ſie ſo anzog. Marcell, welcher ſeit der Ankunft an dieſem Orte überhaupt finſterer war, als Flore ſich erinnerte, ihn je geſehen zu haben, und eine ſichtliche Unruhe nicht bemeiſtern konnte, hatte anfangs ſeine Begleiterin von ihrem Vorhaben *abzubringen geſucht*. Der Widerſpruch hatte das *Verlangen, wie gewöhnlich*, nur erhöht. Nachdem die junge

Dame erſt die Einwendung ganz zu überhören geſchienen, war ihr Marcell ſchroffer, wie ſie es bei ſeinem ſonſt ſo glatten Weſen gewohnt war, entgegen getreten, ſo daß ſie es für gerathen gehalten, einen Wunſch fallen zu laſſen, welcher zu einem Zwiſte mit dem Manne Veranlaſſung geben konnte, in deſſen Händen ſie ſich wenigſtens während der Reiſe befand. Sie hatte deshalb ſchweigend das Zimmer verlaſſen, um ſich auf die Terraſſe zu begeben, welche noch ganz leer von Beſuchern war.

Sie lehnte dort in Gedanken verſunken an dem hölzernen Geländer, welches rings herumlief, und ſtarrte in die Landſchaft hinaus, welche ſich vor ihren Blicken ausbreitete. Ihr Blick ſchweifte über das üppige Thal zu ihren Füßen, aus welchem die weißen Gruppen blühender Obſtbäume wie Schwäne auf der grünen Flut auftauchten, während die fernen Berge am Horizonte in tiefblauem Dufte ſchwammen. Eine wunderbare Ruhe herrſchte ringsum, das Geräuſch des Hauſes drang nicht durch den Garten, noch weiter entfernt lag die kleine Stadt mit ihrem lauten Treiben, nur das beginnende Flüſtern des Abendwindes ſpielte in den Blättern der Bäume, und der einzelne, lang gezogene Ruf eines Vogels drang durch die Ruhe der ſich zum Schlummer vorbereitenden Natur.

Plötzlich ſtörte ein Geräuſch von Tritten unter der Terraſſe die Dame in ihren Träumen. Sie blickte hinab. Das weinende Flehen einer Bettlerin traf ihr Herz. — »Die heilige Muttergottes wird es vergelten!« tönte es zu ihr bittend hinauf. Zwei abgemagerte zitternde Arme ſtreckten ſich aus einer Umhüllung von Lumpen hervor, um die Gabe aufzufangen. — Flore warf ihr ein Goldſtück zu, das die Bett-

lerin vor Freude an ihre Lippen drückte; plötzlich aber schleuderte sie es weit von sich.

»Was ist das?« schrie sie mit heiserer, krächzender Stimme, »dieses Gold brennt wie das höllische Feuer. Das ist nicht eine Gabe des Glückes, nicht eine Spende, die Segen bringt, an diesem Golde klebt ein Fluch, es ist im Unrecht erworben und wird mit Schande wieder schwinden.«

Flore fühlte, wie sie bei den Worten der alten Bettlerin zu zittern begann, fast krampfhaft mußte sie sich an das Geländer halten, und alle Farbe war selbst unter der leichten Schminke aus ihrem Gesichte gewichen. Glücklicherweise betrat der Wirth des Hauses mit einem Fremden die Terrasse. Flore fühlte sich nicht mehr allein, und ihr Muth begann zurückzukehren. Der Wirth, welcher im ersten Augenblicke ihr verstörtes Aussehen bemerkt hatte, fragte besorgt, was ihr zugestoßen sei? Sie wies mit abgewendetem Gesichte auf die Bettlerin, welche noch immer unter der Terrasse stand.

»Geht heim, Mutter Sibylla,« sagte er gutmüthig, als er die Alte erblickte; »jetzt wird es schon Abend, und Ihr wißt, es thut Euch der Sonnenuntergang nicht gut. — Sie ist eine arme Wahnsinnige,« flüsterte er leise zu Flore, »aber man darf nicht hart mit ihr sprechen, sie ist verwöhnt, das Volk hält sie für eine Wahrsagerin und Heilige.«

Die Alte aber hatte auf seine Aufforderung nur gelacht und jetzt tönte wieder ihre Stimme herauf: »Kommt der Abend, laß ihn kommen, er ist doch noch besser als die Nacht, die aus der Sünde, als die Sünde, die aus dem Betruge, und der Betrug, der aus der niedern Gier hervorgeht. Betet Ihr Unglücklichen, die Ihr noch in den Banden der bösen Welt verstrickt seid, betet alle, die Ihr jung seid, denn die

Zeit der Prüfung naht, und fürchterliche Tage werden über Euch hereinbrechen. O, wie die Flammen auf allen Seiten hervorlodern! das sind die rothen Arme, welche die Hölle heraufstreckt, um die ihr verfallene Welt in die Tiefe zu reißen. Thut Buße, eh' es zu spät wird!«

Der Wirth starrte bleich auf Flore, bald auf den Fremden, in dessen Begleitung er die Terrasse bestiegen hatte. — »Die Wahnsinnige,« sagte er endlich leise, »ahnt ein Unheil, das sich an die Schritte einer Person ketten wird, welche jetzt in ihrer Nähe sich befindet. Betet, Euer Gnaden,« wendete er sich zu Flore. »Und auch Ihr, mein Herr,« sagte er zu dem Fremden, »denn man erzählt hier in der Gegend, daß noch Alles eingetroffen, was die alte Frau in ihrem Wahnsinn voraussagte.«

Flore faltete unwillkürlich die Hände zum Gebete, ihre Lippen flüsterten Worte der Andacht, wenn auch ihre Gedanken zerstreut über ihr vergangenes Leben hinflogen und über die Zukunft, deren Schleier für einen Augenblick sich heben wollte.

Der Fremde hatte sich indeß über die Gallerie der Terrasse gelehnt, und mit ernster, wohlklingender Stimme, welche wunderbar ergreifend zum Herzen drang, rief er der Armen hinab:

»Geh' zur Ruhe, Mutter, die Sterne des Himmels wachen des Nachts über die Welt.«

Der Ton dieser Worte äußerte eine ganz unerklärliche Wirkung auf die Wahnsinnige. Wie in Verzückung hob sie die welken Arme zu dem Fremden empor, welcher segnend seine Hand gegen sie ausstreckte, und je länger er sie ober dem Haupte der Wahnsinnigen hielt, desto ruhiger wurden ihre Züge. Mit unverkennbarer Scheu betrachtete sowohl der

Wirth als Flore dieſen wunderbaren Einfluß des Fremden. Die junge Dame konnte ſich bei dem Anblick dieſes Mannes, deſſen Weſen von einer unnennbaren Würde umfloſſen war, eines geheimen Grauens nicht entſchlagen, es war jenes ahnungsvolle Gefühl, welches den Menſchen oft beſchleicht, wenn ſich unbewußt ſeiner äußern Sinne der Schleier der Zukunft etwas lüftet. Man ahnt dann das Weſen eines, in das gewöhnliche Leben hineingreifenden Unbekannten und Unſichtbaren, ohne ihm Namen oder Körper verleihen zu können.

»Jeder Schritt von Dir ſei geſegnet! Jedes Wort von Dir ſei gelobt!« rief die Wahnſinnige zu dem Fremden hinauf, und ging langſam in derſelben Richtung unter der Terraſſe fort, welche er mit den ausgeſtreckten Händen ihr vorzuzeichnen ſchien. Man hörte beinahe ihren ſchweren Tritt auf dem Graſe, ſo ſtill war es eben geworden. Der Fremde ſchien Flore genau ins Auge faſſen zu wollen, welche aber ſeinem Blicke ſcheu auszuweichen ſuchte.—

»Ich werde nicht hier ſpeiſen,« ſagte ſie zum Wirth, welcher ſich eben mit der Frage: ob er auftragen ſollte, an ſie gewendet hatte; »nein, nein, nicht hier! die Erſcheinung der Alten hat mich erſchreckt, und man weiß ja nicht, ob der nächſte Augenblick ſie nicht neuerdings hierher zurückbringt. Ich fürchte mich vor Wahnſinnigen und dieſe hat mich ſo ſehr erſchreckt.«

Die junge Dame verließ die Terraſſe und zog ſich in ihr Zimmer zurück. Sie wollte eine kurze Zeit die Erſchütterung ihrer Seele austoben laſſen, bevor ſie ſich in den Speiſeſaal begab, wohin ſie die Mahlzeit beſtellt hatte.

Marcell war ausgegangen, und im erſten Augenblicke *Flore nicht unangenehm* von dieſer Entdeckung überraſcht.

Sie fühlte es, daß der Einfluß dieſes Mannes auf ſie ſeit einiger Zeit ein ganz anderer, ein ſtärkerer geworden war, als ſie jemals ſelbſt hatte ahnen können. Statt in ihm den dienſtfertigen Vollſtrecker ihrer Pläne zu finden, ſah ſie ſeinen Einfluß immer mehr und mehr zunehmen, und das Verhältniß zwiſchen Beiden ſchien ein vollkommen umgewechſeltes zu ſein, er war der Herr, ſie das Werkzeug geworden. Sie hatte dadurch, daß ſie ihm die Leitung aller Verbindungen übertragen, ihm eine Macht eingeräumt, welche er nur zu wohl zu benützen verſtand, und deren Druck Flore bereits zu empfinden begann. Sie fühlte ihr Gewiſſen nicht rein genug, um nicht über die Erinnerung an die drohenden Worte der Wahnſinnigen von einem tiefen Schauer ergriffen zu werden. Marcell fand ſie in Thränen, als er, heimkehrend von einem Geſchäftsgange, wie er ſagte, in ihr Zimmer trat.

Sie erzählte ihm Alles. Sie mußte durch eine Mittheilung ihre quälenden Gedanken erleichtern, und ſie war in dieſem Augenblicke zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß ſie den Eindruck, welchen ihre Worte auf Marcell machten, hätte beobachten können.

Er war im erſten Augenblicke, als ſie ihm die Wahnſinnige ſchilderte, bleich geworden und ſeine Stirn runzelte ſich wie im Zorn; je weiter ſie ihm aber erzählte, deſto mehr wurde er wieder Herr ſeiner innern Bewegung.

»Einer Wahnſinnigen wegen,« ſagte er lachend, »wollen Sie die Heiterkeit Ihrer Seele trüben? Sind Sie auch der ſtarke, freie Geiſt, der bisher uns Männer zu Thaten anſpornte, und, wo wir noch glauben mußten zu überlegen, unſere Bedenken ſiegreich widerlegte? Erheben Sie ſich über dieſe verrätheriſche Schwäche, welche nur die Ueber-

raſchung des Augenblickes, nicht aber Ihre Ueberzeugung Ihnen aufgedrungen hat.«

»Daß es hier, ſo nahe der Grenze Deutſchlands war, wo dieſer Eulenruf an mein Ohr drang, das war es, was mich im erſten Augenblicke erſchütterte. Es kam mir in den Sinn, als wenn mein Glück hier zurückbliebe und ein Fluch mir nun folgen würde.«

»Thörichte Gedanken, kindiſche Ausgeburten eines furchtſamen Gehirns. Kommen Sie, ſoeben klopft man an unſere Thüre. Es wird der Wirth ſein, welcher die Tafelzeit ankündigt. Wir wollen die böſen Träume in einer Flut goldenen Champagners ertränken. Die hellen Perlen des Weines werden ſchönere Bilder vor Ihre Seele zaubern.«

»Marcell, ich war ſeit langer Zeit nicht ſo beklommen, als heute, es iſt mir immer, als ob ich an einem Scheidewege ſtünde, und der nächſte Schritt zum unrettbaren Verderben führen müßte.«

»Wer ſollte denken, daß die ſtarke, geiſtreiche, muthige Flore ſich mit ſolchen Gedanken quälen könne? Kommen Sie, kommen Sie!«

Sie gab nach. Sie verſuchte es, die düſteren Ahnungen ihrer Seele zurückzudrängen und war bemüht, ſich über ihre eigene Unruhe zu beſchwichtigen. Es gelang Ihr um ſo leichter, als ſie mit einer Art Haſt ſich ſelbſt zu betäuben und Vergeſſenheit zu finden hoffte. An Marcells Arm trat ſie in den kleinen, aber ſehr niedlichen Speiſeſaal des Gaſthauſes, wo bereits ein Tiſch für ſie und ihren Begleiter bereit war. Sie zuckte leicht zuſammen, als ſie an einem Tiſche nebenan den Fremden, welcher mit dem Wirthe auf der Terraſſe geweſen war, *ſitzen ſah.* Auch Marcell erblickte ihn nicht ohne

Ueberraſchung, und ein Ausdruck von Staunen und Erſchrecken glitt bei dieſem Anblicke über ſeine Züge. Er verſtand es aber, dieſe Bewegung ſeines Innern ſo meiſterhaft zu verbergen, daß Flore, ohnehin nur [redacted] ihren eigenen Gedanken beſchäftigt, gar nichts davon gemerkt zu haben ſchien.

Man ſetzte ſich zu Tiſche. Sie waren Beide im Anfange ziemlich ſchweigſam, doch der Champagner, welchen Marcell fleißig einſchenkte, ſollte bald ſeine Wirkung äußern.

»Wie thöricht war ich doch!« rief Flore nach einer Weile, »daß ich von dieſen Träumen einer Wahnſinnigen mich beunruhigen ließ!«

»Wann hätte die Welt etwas Großes geſehen,« antwortete ihr Begleiter, »wenn es nicht die Eigenthümlichkeit ſtarker Geiſter wäre, ſich über alle kleinlichen Rückſichten hinweg zu ſetzen? — Der Aberglaube iſt der Feind jeder großen That,« rief er aus und ſein Glas hebend trank er Flore den Toaſt zu: »Nieder mit dem Aberglauben!«

Die junge Dame ſchien immer wärmer und wärmer zu werden.

»Auf das Gelingen unſerer Reiſe, auf das Wohl unſerer Freunde, auf die Thatkraft unſerer Genoſſen in Wien!« rief ſie aus und hielt ihm das Glas zum Anſtoßen hin.

Die Gläſer klangen zuſammen, aber in demſelben Augenblicke rief eine tiefe, gebietende Stimme hinter ihnen: »Gedenkt des Ausſpruches der Prophetin! Thut Buße, ſo lange es noch Zeit iſt!«

Ueberraſcht ſahen ſich Beide um. Niemand war im Saale, als jener Fremde, welcher ſich erhoben hatte und einen Blick voll unſäglicher Verachtung auf das Paar ſchleuderte.

»Mein Herr!« rief Marcell, dem der Wein bereits

den klaren Sinn zu trüben begann, »wem gilt dieser Blick, in welchem so viel Herausforderung liegt?«

»Dem Verbrecher,« sagte Saint Germain — denn dieser war der Fremde — ernst und mit unerschütterlicher Ruhe.

»Mir das!« schrie jetzt Marcell, den der Zorn noch mehr verwirrte, und stürzte trotz des Zurückhaltens von Flore gegen den Marquis; dieser hielt ihm aber die Hand entgegengestreckt und Marcell blieb wie eingewurzelt zwei Schritte vor ihm stehen.

»Thor!« sagte der Marquis, »Du bist erbärmlicher noch, als ich dachte, wir werden uns wiedersehen.«

Vor Marcells Augen schwamm es wie ein dunkler Schleier, auf den Ruf Florens stürzte von allen Seiten Dienerschaft herbei, Saint Germain war verschwunden.

III.

Ohne ein weiteres neues Abenteuer legten von jetzt an die beiden Reisenden den Weg bis Wien zurück. Nicht ohne einige Unruhe betrat Marcell wieder das Weichbild einer Stadt, welche er vor länger als einem Jahre als Flüchtling, und mit der Schuld eines beabsichtigten Verbrechens beladen, verlassen hatte. Er scheute sich darum, in der innern Stadt zu wohnen, wo er mehr beobachtet und eher erkannt werden konnte; er für seine Person stieg in einem kleinen Gasthause in Mariahilf, im goldenen Ochsen, ab, während Flore ihre Wohnung im Schwan auf dem Mehlmarkte nehmen mußte.

Der erste Gang Marcells war zu dem Doctor Mesmer, seinem alten Freunde und dem Genossen des nächtlichen Vorganges auf dem Stephansfreidhof. Mesmer hatte zwar bereits seit längerer Zeit alle Verbindung mit jenen Männern

abgebrochen, welche damals zu einem Zwecke zusammenzuwirken schienen, er hatte selbst Marcell auf dessen letzte Briefe nicht mehr geantwortet; dieser aber schien entschlossen, den Doctor, wenn er sich der Verbindung sollte entziehen wollen, selbst mit Gewalt daran zu fesseln. Die Gemeinschaft bei früheren Unternehmungen galt Marcell für ein hinlänglich zwingendes Mittel, um den Doctor, selbst wider dessen Willen, für seine Interessen zu benützen, und es schien ihm eine um so geeignetere Person, als Mesmer seit einiger Zeit begonnen hatte, durch seine Wundercuren die Aufmerksamkeit selbst der höchsten Kreise auf sich zu ziehen.

Mesmer war es nun, welcher Marcell von dem neuesten Stande der Verhältnisse unterrichtete. Die Nachrichten klangen nicht ganz erwünscht. Es ging daraus hervor, daß ein mächtiger Schutz sowohl über Linden als Robert seine Hand gebreitet habe, und vorzüglich der Letztere eine genaue Einsicht in das Räderwerk jener Maschine gewonnen habe, zu deren willenlos bewegender Kraft man ihn damals hatte machen wollen.

Jetzt war es nothwendig, in anderer Weise vorzugehen. Marcell hätte Robert gern ganz aus dem Spiele gelassen, wenn er nicht bei der ihm bekannten genauen Verbindung des jungen Linden mit Haimon befürchten mußte, jedenfalls verrathen zu werden. Hätte er gewußt, daß die Verbindung beider Familien durch das Machtwort des alten Barons zerrissen sei, so wären der Vater Rosa's und der Kanzlist Schreiber gefügige und entschlossene Werkzeuge genug gewesen, um bei dem alten Linden seinen Zweck zu erreichen. So wollte er denn um jeden Preis sich des jungen Haimon versichern.

Ein Weg schien ihm dazu am geeignetsten und dieser wurde auch eingeschlagen. —

Robert war nicht wenig überraſcht, als eines Morgens, wie er eben im Zimmer ſeiner Hausfrau mit dieſer bei dem Frühſtücke ſaß, der Hausknecht des Gaſthauſes zum Schwan in der Küche nach ihm fragte, und darauf beſtand, ihm ſelbſt einen Brief von einer fremden Dame übergeben zu müſſen, da er ſogleich auch eine Antwort zurückbringen ſollte.

Als das Dienſtmädchen Robert dieſes meldete, warf er überraſcht einen Blick auf die ihm gegenüberſitzende Maria, und es entging ihm nicht, daß eine gewiſſe Unruhe ſich in ihren Zügen abſpiegelte.

»Unerklärlich!« rief er aufſtehend aus; »wer kann dieſe Dame ſein, und was überhaupt hat eine fremde Dame mir ſo Wichtiges mitzutheilen? — Seien Sie unbeſorgt,« ſagte er mit der ganzen unverſchleierten Offenheit ſeines ehrlichen Sinnes, »es kann nur ein Mißverſtändniß, eine Verwechslung von Namen ſein: doch, wir werden ſogleich Klarheit haben.«

Er verließ raſch das Zimmer und trat in die Küche, wo der Hausknecht vom Schwan, eine vierſchrötige Figur mit blauem Fürtuch vor und eine ſchwarze Pelzkappe in der einen Hand, ihn erwartete.

»Euer Gnaden, der Brief gehört wohl hieher,« ſagte er und zog einen zierlichen kleinen Brief aus der Bruſttaſche, deſſen Adreſſe er Robert zu leſen gab. Dieſer fand in der That ſeinen Namen feſt und deutlich aufgeſchrieben, und — ſeine Hand begann zu zittern, als er die Schrift etwas näher und aufmerkſamer prüfte. Dem Hausknecht entging es nicht, daß Robert, während er den Brief unſchlüſſig in der Hand hielt, mehrmals die Farbe wechſelte.

»*Euer Gnaden! ich* muß eine Poſt zurückbringen,« *ſagte der Burſche, wie um* Robert zum Eröffnen des Brie-

ſes aufzufordern: »die Gnädige hat gemeint, daß ich gewiß eine Antwort krieg' und ſoll nicht eher fortgehen.«

Faſt unwillkürlich löſte Robert jetzt das feine Siegel, und die Schriftzüge, welche zu ſehen er geahnt und zugleich gefürchtet hatte, blickten ihn in ſo herzlichen, milden, ſchweſterlichen Worten an, daß die ganze, in ſeiner Erinnerung faſt bereits verſunkene Vergangenheit jetzt neuerdings mit aller Kraft des erſten ungeſchwächten Eindruckes vor ſeine Seele trat.

Ja, es war ein Schreiben von der unglücklichen Geſpielin ſeiner Jugend, von Helene, die ſeinem Herzen einſt ſo theuer geweſen, und die ſelbſt das innige Band, welches ihre beiden Seelen verknüpft hatte, in ſo unbegreiflich leichtſinniger Weiſe durch ihre Flucht aus dem Hauſe ſeiner Mutter gelöſt hatte.

Das Schreiben an Robert lautete:

»Die arme Helene an ihren Bruder Robert!

»Mit tiefgebeugter Seele ſende ich dieſe Zeilen an Dich. Mögeſt Du ſie nicht wie zudringliche Bettler von Dir ſtoßen. Sie kommen als eine Erinnerung jener ſchönen Zeit, von welcher ich glauben will, daß ihr Andenken in Dir eben ſo wenig erloſchen iſt, als bei mir, deren ſeligſten Anknüpfungspunct eines vergangenen Glückes ſie bildet. Dieſe Zeilen ſagen Dir, daß ich in deiner Nähe bin, und ſie ſprechen zugleich die flehende Bitte aus, mir den Troſt einer Unterredung mit Dir nicht zu verſagen. Ich baue auf Dich mit derſelben Kraft der Zuverſicht, mit welcher meine Seele ſich einſt an deinem Geiſte emporrankte, vergiß für einen Augenblick, daß deine Lehren bei mir auf einen ſcheinbar unfruchtbaren Boden gefallen ſind, ſei Du jetzt milder, als ich einſt offen

gegen Dich war. Laſſe mir eine Antwort ſagen, es harrt derſelben in ungeduldiger Erwartung deine vergeſſene Helene. — P. S. Sag' nur Ja! oder Nein! Die genaue Angabe meiner Wohnung findeſt Du unten.«

Robert hielt wie betäubt einen Augenblick den offenen Brief in der Hand und ſtarrte in die feinen Züge der Schrift, die ſo wohlbekannt ſein Auge getroffen hatten.

»Nun? was ſoll ich denn der Gnädigen ſagen?« fragte mahnend der Hausknecht, dem ſichtbar ſchon die Zeit zu lang wurde.

»Sagt — ich werde kommen!« rief Robert raſch und wie aus ſeiner Betäubung erwachend, »ich werde bald, ſehr bald nach Euch kommen,« ſagte er dringend, und ohne den Dank des Hausknechts für den empfangenen Botenlohn anzuhören, eilte er in das Zimmer zur alten Maria zurück, welche in ſcheinbarer Ruhe noch immer am Caffeetiſche ſaß. Sie warf bei ſeinem Eintritt einen forſchenden Blick auf ihn und erkannte ſeine Verſtörung.

Robert legte ihr den Brief vor. — »Leſen Sie,« ſagte er, »und ermeſſen Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſes Schreiben von jener Helene iſt, welche die Geſpielin meiner Jugend war, und als Schweſter mit mir aufwuchs, wie begreiflich es iſt, daß dieſe Zeilen und eine ſolche Sprache mich tief ergreifen mußten.«

Die alte Maria holte langſam ihre Brille hervor und begann noch langſamer den Brief zu leſen.

Endlich war ſie damit zu Ende und legte ihn Robert wieder hin. — »Sie haben doch geſagt, daß Sie kommen werden?« fragte ſie in einem Tone, welcher gar keine andere als eine bejahende *Antwort* zuließ.

»*Ich habe zugeſagt,*« antwortete Robert mit gepreß-

ter Stimme, »aber, weiß es Gott, es kostet mich Ueberwindung, denn ich ahne nichts Gutes.«

»Man muß immer darauf gefaßt seyn,« sagte die Matrone, »im Leben manchen unangenehmen, manchen bittern Gang zu machen. Ich wünsche, Ihre Ahnung möge sich nicht erfüllen. — Gehen Sie jetzt bald, die arme Person hat so dringend geschrieben, daß ich mir wohl denken kann, mit welcher Ungeduld Sie erwartet werden, und,« fügte sie lächelnd und mit dem Finger drohend hinzu, »es ist gar nicht hübsch von Ihnen, eine junge Dame warten zu lassen. — Noch eins — heute Nachmittag werde ich nicht zu Hause sein, aber Abends sind Sie mir willkommen wie immer.«

Robert sah sie zögernd an, eine Frage schien noch auf seinen Lippen zu schweben, die Matrone lächelte und sagte endlich:

»Ob Antonie kommen wird, wollen Sie wissen? Ich weiß es selbst nicht, denn es gehen wichtige Dinge bei ihr vor. — — Wie Sie ungeduldig werden — Sie werden alles, was Sie zu wissen brauchen, erfahren, wenn die rechte Zeit gekommen sein wird. — Jetzt muß ich Sie gehen heißen, sonst kommen Sie zu spät zu Ihrer Pflegeschwester, und noch später in Ihre Kanzlei.«

Endlich entfernte er sich. Der neue Eindruck, welchen Maria's Worte: es gehen wichtige Dinge bei ihr vor — auf ihn, der Antoniens Bild bereits so tief und innig im Herzen trug, gemacht hatte, war ein so gewaltiger, daß für einen Augenblick fast der Gedanke an Helene bei ihm in den Hintergrund trat. Im nächsten Momente aber brach sich die *Ueberzeugung*, daß weder Maria noch Antonie einer Falschheit *gegen ihn* fähig seien, so siegreich in ihm Bahn, daß er be-

ruhigt das Haus verließ, um im Schwan ſeine unglückliche Pflegeſchweſter aufzuſuchen.

Da ſie ihm genau ihre Wohnung angegeben hatte, ſtieg er ohne zu fragen in den zweiten Stock hinauf, und befand ſich an der Thüre des bezeichneten Zimmers einem jungen Mädchen gegenüber, das ihn franzöſiſch anſprach. Auf ſeine Aeußerung: er wünſche der Comteſſe Fréle ſeine Aufwartung zu machen, bat ſie ihn, einen Augenblick zu verziehen, und verſchwand dann im Nebenzimmer. Bald erſchien ſie wieder und hieß den Beſucher eintreten. Nicht ohne tiefe Bewegung machte Robert die verhängnißvollen Schritte. Die Thür ſchloß ſich hinter ihm und ſein Blick fiel auf die verführeriſche Geſtalt Florens, welche in einem leichten Morgenkleide, das Haupt geſenkt und die Wangen von tiefer Glut übergoſſen, ihm langſam entgegentrat.

Sie blieb einen Schritt vor ihm ſtehen und ſchlug endlich, da er in ihrem Anſchauen verſunken das Schweigen nicht brach, das große, herrliche Auge mit einem flehenden Blicke voll tiefſter unermeßlicher Innigkeit zu ihm auf. Sie hatte die Hände wie bittend zu ihm erhoben, und es ſchien ihm, als ob eine Thräne in ihrem Auge erglänzte.

»Mein Bruder Robert!« ſagte ſie endlich mit leiſer, zitternder Stimme, deren Klang ihn in die glückliche Zeit vergangener Jahre zurückverſetzte, »ſo ſehen wir uns endlich wieder, und ſo fremd trittſt Du deiner armen, verlaſſenen Helene entgegen?«

»Arm biſt Du, Helene! verlaſſen!« rief er aus und ergriff ihre Hand in einem Auflodern des Mitgefühls. Im nächſten Augenblicke aber ſchweiften ſeine Blicke über ihre Geſtalt, *über das reiche* Zimmer, und wenn auch ohne einen *Ton der Bitterkeit*, ſo ſagte er doch ganz ernſt: »Verlaſſen —

Helene, ich will dies glauben! Arm aber? Deine Umgebung zeugt von Reichthum. — Freilich,« ſetzte er ſchmerzlich hinzu, »es kann einen Reichthum geben, in deſſen Glanz man ſich dennoch ſehr arm fühlt.«

In Florens Auge blitzte es bei dieſen Worten wie ein unheimliches Feuer auf, ſie wechſelte die Farbe, aber im nächſten Augenblicke hatte ſie bereits wieder ihre ſcheinbare Ruhe, den äußeren Anſtrich jener Demuth gewonnen, mit welchem ſie ihm entgegengetreten war.

»Wenn Du mir zürnſt, Robert, ich werde es ertragen; iſt es doch für mich ſchon Gnade genug, daß Du mich ſelbſt deines Zornes würdig hältſt. Beantworte mir eine Frage: Was macht deine, — ich wage es nicht zu ſagen: unſere Mutter? Denkt ſie meiner noch manchmal?«

Robert ſchwieg und ſah düſter zu Boden, endlich ſagte er halblaut: »Auch ihre Geſundheit iſt gebrochen und zum Theil durch Dich, durch jenen Marcell nämlich, den Du vor anderthalb Jahren an mich ſchickteſt, und — doch Du wirſt dieſes ſelbſt am beſten wiſſen,« ſetzte er bitter hinzu.

Flore ſchlug ſchluchzend die Hände vor das Antlitz; es war in dieſem Augenblicke ihr in der That ernſt mit dem tiefen Schmerze, den ſie zeigte, mit der Reue, welche ſie äußerte.

»Glaubſt Du, Robert, daß ich es werde wagen können, zu den Füßen der Mutter um Verzeihung zu flehen? Wird ſie mich mild empfangen?«

Robert ſchwieg; er war zu ſicher ſich bewußt, daß er Floren keine tröſtende Antwort geben könne.

»Und Sophie — meine Schweſter, wird auch ſie mich *verſtoßen* — wie mich die Mutter von ſich weiſt, und der *Bruder*, von dem ich es niemals erwartet hätte?«

Da Robert hartnäckig ſtumm blieb, fuhr ſie nach einer Weile fort: »Ich ſehe es wohl, ich bin Euch allen wie eine Todte, und mehr als dies noch, denn ſelbſt der Gedanke an mich ſcheint Euch peinlich zu ſein.«

»Glaube das nicht, Helene,« antwortete Robert, dem es wehe tat, der einſt geliebten Schweſter ſo ſchmerzliche Nachrichten mittheilen zu müſſen; »wir denken Deiner oft, aber — iſt es unſere Schuld, daß dieſes Andenken kein freudiges ſein kann?«

»O, Du haſt Recht, und ich fühle nur zu tief die Wahrheit deiner Worte. Aber Eines, Robert, laß Dir geſagt ſein. Ich bin jetzt nicht gekommen, um alte Wunden wieder aufzuwühlen, ich werde es ertragen, wenn die Mutter mich von ſich ſtößt und Sophie mir ihre Hand entzieht, ich habe vor allen nur mit Dir allein zu reden, deinetwegen bin ich nach Wien gekommen, denn ich hoffte immer, wenn alles mich verlaſſen würde, Du, Robert, würdeſt an mein Herz glauben.«

Der junge Mann antwortete nicht. Flore ergriff ſeine Hand und führte ſie an ihre Lippen. — »Ich habe eine weite Reiſe gemacht, um ein Geheimniß in deine Bruſt niederzulegen, um deine Hilfe bei einem entſcheidenden Schritte meines Lebens in Anſpruch zu nehmen; wirſt Du mir dieſe verſagen, Du, der Einzige, zu welchen mein Herz Vertrauen hat?«

»Ich werde Dir nach meinem beſten Gewiſſen rathen — nur darf es nicht etwas ſein, das gegen alles Gewiſſen iſt —«

»Du verkennſt mich, Robert, trage ich denn die Schuld, wenn Andere in meinem Namen und ohne meinen Willen ſündigen? *Komm'*, ſetze Dich zu mir und laſſe uns *ein vernünftiges Wort* mitſammen ſprechen.«

IV.

Flore hatte ihren Gast in das anstoßende Zimmer geführt, um ganz ungestört mit ihm zu reden. Es schien ihr Schlafgemach zu sein, wenigstens deuteten die geschlossenen Vorhänge eines Alcoven darauf hin. Hieher wagt meine Kammerfrau ungerufen uns nicht zu folgen, sagte sie, und meines Wissens wohnt Niemand nebenan.

»Du hast also eine Kammerfrau?« bemerkte Robert nicht ohne einen Anflug von Ironie; »in der That, man muß sagen, Du hast es weit gebracht, was den äußeren Glanz betrifft. Wir, meine Mutter, Sophie und ich sind noch eben so arm, wie sonst.«

Flore schien von diesen Worten unangenehm berührt. — »Noch Niemand,« sagte sie mit einer leichten Betonung verletzten Stolzes, »hat es mir zum Vorwurfe gemacht, daß ich die kleinen Annehmlichkeiten des Wohlstandes nicht von der Hand weise, da ich die Gelegenheit habe, sie zu genießen.«

»Aber um welchen Preis, Helene?« sagte Robert ernst; »ich frage Dich als Bruder, um welchen Preis?«

»Ich verstehe Dich nicht. Es will mir scheinen, als ob gerade Du, dem am meisten mit daran gelegen sein sollte, daß mir mein Recht werde, am wenigsten Antheil an meinem Loose und an meinem künftigen Schicksale nähmest. Robert, theurer Robert! das betrübt mich um so mehr, als gerade *meine* Hoffnung auf deine werkthätige Unterstützung nicht *der letzte* Beweggrund war, der mich hieher geführt.«

Der junge Mann ſah ihr erſtaunt und betroffen in das Geſicht. Jene aber, welche bemerkte, daß er ihr antworten wollte, ließ ihn nicht zu Worten kommen, und fuhr, ſeine Hand ergreifend fort:

»Ich weiß es wohl, Robert, daß Du Gründe genug zu haben glaubſt, um mir mit Mißtrauen entgegen zu treten; ich fühle es, daß ich vor Dir wie eine Abenteurerin daſtehen muß, und daß Du endlich vielleicht auch mir die Schuld deines unglücklichen Verhältniſſes mit Marcell aufbürdeſt.«

»Woher weißt Du, daß jenes Verhältniß unglücklich war, wenn Du nicht eine weitere Verbindung mit jenem Schurken unterhieltſt? Und wenn es in der That geſchehen, dann verlange nicht, daß ich noch ein Wort weiter anhöre.«

Er ſtand auf und machte Miene fortzugehen. Flore hielt ihn ſanft am Arme zurück und zog ihn wieder auf den Seſſel neben ſich nieder. »Es ſoll Dir Alles, Alles klar werden, ſagte ſie; ich fühle es zu tief, daß ich eine ſchwere Schuld gegen Dich gutzumachen habe, und ich verſpreche Dir, es ſoll anders werden, wenn ich nur endlich einmal mein Ziel, das Streben meines Lebens erreicht habe.«

»Armes Mädchen, biſt Du denn noch immer in dieſer Phantaſie befangen?« rief Robert aus und rückte ſeinen Stuhl näher an ſie heran; »biſt Du denn noch nicht zur Erkenntniß gekommen, daß Du getäuſcht, betrogen biſt, daß man Dich nur zum Werkzeuge ſchlechter Zwecke, vielleicht zu dem unwiſſentlichen Hebel eines Verbrechens benützen will?«

Flore ſchüttelte ungläubig den Kopf, und ſah ihn lächelnd an. »Und wer bürgt Dir dafür,« ſagte ſie ruhig, »daß man Dich nicht abſichtlich betrogen hat, um eben nur feindlich gegen mich aufzutreten und mich meines guten Rechtes zu berauben?«

»Das glaube ja nicht!« rief Robert eifrig; »weißt Du wohl, daß ſeit Kurzem für mich das Dunkel deiner Herkunft gelichtet iſt? Wenn ich Dir die Perſon nenne, welche mir Alles entdeckte, ſo wirſt Du gewiß nicht ſagen können, daß dieſe dein Feind iſt «

»Nenne ſie mir doch,« antwortete Flore mit einem Tone, ſo unbefangen, wie nur das reinſte, unbelaſtetſte Gewiſſen fragen kann.

»Es iſt meine Mutter,« ſagte Robert; »ſie wird, das magſt Du wohl glauben, deine Herkunft kennen, und ſie würde gewiß auch, wenn Dir ein Glück in der Entdeckung deiner Eltern bevorſtünde, keinen Augenblick zögern, dein Recht vor aller Welt zu vertheidigen. So aber — —« Robert ſchwieg und ſah traurig zu Boden.

Die junge Dame konnte, ſo viel Mühe ſie ſich auch gab, ihre Erſchütterung nicht verbergen. Im nächſten Augenblicke hatte ſie ſich aber bereits wieder gefaßt, und mit jenem einnehmenden, herzgewinnenden Lachen, über deſſen ſiegende Wirkung ſie ſo gewiß war, fragte ſie: »Und wen nannte Dir denn die Mutter als meinen Vater?«

Robert blickte ſie ſchmerzhaft an. — »Erlaß es mir,« ſagte er bittend, »Dir jetzt alles zu ſagen, es würde Dich aufſcheuchen aus deiner Pracht und deinem Glanze, wenn Du es wüßteſt — doch nicht ändern könnteſt!«

»Das kann nicht ſein! das iſt unmöglich!« rief Flore mit zitternder Stimme. Eine geheimnißvolle Ahnung ihres Herzens flüſterte ihr zu, daß Robert nur zu wahr geſprochen; »nein, nein,« rief ſie und ging aufgeregt einige Schritte im Zimmer auf und ab; »das ſind nur Vermuthungen, weil man *nicht das* Wahre, das Rechte weiß. Ich ſehe es ein, Marcell *kann* Dir damals unmöglich alles mitgetheilt haben, ſonſt

würdeſt Du ſelbſt mein Recht auch deiner Mutter gegenüber vertheidigt haben. Robert, die Zeit iſt gekommen, wo ich, ich ſelbſt, Dir Alles entdecken muß, denn ich bin jetzt ſelbſt hier, um meine Anſprüche zu vertheidigen und mein Recht in Beſitz zu nehmen, und habe auf deine Hilfe gerechnet, der Du mich von früheſter Kindheit an kennſt. — Unterbrich mich nicht, ich muß Dir Alles erzählen, damit Dir keiner meiner Schritte dunkel bleibe.«

Sie rückte ihren Lehnſtuhl wieder hart an den ſeinen und begann:

»Du kannſt es nicht begreifen, wie es gekommen, daß ich auf den Namen und das Erbe des fürſtlichen Hauſes Cotaldo jetzt erſt meine Anſprüche erhebe, und mein gutes Recht, das mir von Gottes wegen zukommt, mit aller Kraft vertheidige. Du wirſt hoffentlich anders urtheilen, wenn Du Alles wiſſen wirſt, was meine Entfernung aus dem Hauſe deiner Mutter veranlaßte, und in welchen Verhältniſſen ich mich ſeit dieſer Zeit bewegt habe. — Erinnerſt Du Dich noch, daß ich kurze Zeit, bevor ich euer Haus verließ, ganz verändert in meinem Weſen war, und daß meine Heiterkeit, mein Lebensmuth geſchwunden ſchienen, und Du ſelbſt mich öfters beſorgt um die Urſache meiner ſtillen Trauer und meiner Thränen fragteſt? Denkſt Du daran noch? O Du warſt damals ſehr um mich beſorgt!«

»Ich weiß es noch, als wenn es heute wäre,« antwortete Robert, der ſich in dieſem Augenblicke ganz in die vergangene Zeit zurückzuverſetzen ſchien.

»Um dieſe Zeit alſo war es« — fuhr Flore fort — »als ich die erſten Nachrichten über meine Herkunft erhielt, welche *wie ein Blitz in die bisherige Nacht* meiner Verhältniſſe fielen.«

»Unglückliche! Du täuſcheſt Dich ſelbſt! Der Gedanke der Größe hat dein Herz ſo berauſcht, daß Du der ruhig klaren Ueberlegung keinen Raum mehr gönnſt. Denke nur an deine Vergangenheit, und frage Dich dann, ob man Dich jahrelang in ſolcher Verborgenheit gelaſſen hätte, um hernach plötzlich ohne alle Urſache Dich zu ſolchem Glanze zu erheben?«

»Ohne alle Urſache? Wer ſagt Dir dieſes? Du unterbrichſt mich und läßt mich nicht zu Worte kommen, wenn ich gerade im Begriffe bin, Dir das Räthſel meines Lebens zu löſen, das mir ſelbſt leider ſo ſpät erſt enthüllt wurde. Du weißt, es ſind jetzt bald vier Jahre, ſeit ich das Haus deiner Mutter verließ, faſt um dieſelbe Zeit, wenigſtens kurz nachher, als Baron Linden durch den Tod des Fürſten Cotaldo zu ſolch ungeheurem Vermögen kam. Ich wiederhole es Dir nochmals, Robert, dieſes Vermögen gehört von Gottes und Rechtswegen mein, iſt mein Eigenthum, mein rechtmäßiges Erbe von meinem Vater her!«

Robert machte wieder eine Bewegung des Unmuthes und der Ungeduld, und wollte ſich erheben. Flore faßte ſeine Hand und drückte ihn ſanft wieder auf den Seſſel nieder. — »Ich muß Dich an mehrere Ereigniſſe der Vergangenheit erinnern,« ſagte ſie, »die alle für mich ſprechen, und erſt dadurch, daß man ihren näheren Zuſammenhang weiß, ihre eigentliche Bedeutung erhalten. Erinnerſt Du Dich noch, Robert, jenes ſchönen großen Mannes, welcher zu Lebzeiten deines Vaters ſo oft unſer Haus beſuchte, und erſt dann ſeltener kam, als deine Mutter Witwe war?«

»Ich ſehe ihn noch vor mir, es war ein Baron Korn,« ſagte der junge Mann, »ein feingebildeter Herr, der öfters zu dem Vater kam, um ſich mit ihm über Gegenſtände der

Wiſſenſchaft zu beſprechen, ein Mann in gleichem Alter ungefähr wie mein armer Vater!«

»Ganz recht, und erinnerſt Du Dich nicht auch, wen von den Kindern er am meiſten liebte, wen er am häufigſten herzte, und wer ſich bei ihm die größte Freiheit herausnehmen durfte, wem er alles nachſah?«

»Das warſt unſtreitig Du, die lebhafteſte, die neckiſcheſte von uns, die ihm keinen Augenblick Ruhe ließ, und die er doch fortwährend bei ſich haben wollte, ich erinnere mich ſehr wohl daran, er fragte auch immer gleich nach Dir, wenn er ins Zimmer trat.«

»Und ahnſt Du jetzt nichts? Wird Dir jetzt nicht klar, was damals dem Kinde ein Geheimniß bleiben mußte?« fragte Flore langſam.

Robert ſah ſie erſtaunt an. — »Du wirſt doch nicht glauben? Nein! das wäre den Wahnſinn zu weit getrieben.«—

»Nenne es wie Du willſt,« antwortete Flore beleidigt, »aber die Beweiſe ſind in meinen Händen geweſen und befinden ſich jetzt im Beſitze des Mannes, welcher, mehr als der Freund und Geſpiele meiner Jugend, geneigt iſt, mein Recht zu vertheidigen; ich ſage Dir nur dieſes, Robert, jener Mann, welcher als Baron Korn deinen Vater beſuchte, war der ſelige Fürſt, mein Vater, der während ſeines Aufenthaltes in Wien unter dieſem Namen am unbemerkteſten ſeinem Kinde ſich nähern konnte. Seine Freundſchaft für deinen Vater war nur die Maske, die er vornahm, um deſto unbeobachteter dem Zuge ſeines Herzens folgen zu können.«

»Unerhört, in welcher Selbſttäuſchung Du befangen biſt!« rief der junge Mann aus. Flore ließ ihn nicht weiter reden, ſie fiel ihm ſogleich wieder ins Wort: »Warum fühlte mein

Herz ſich immer ſo ſehr zu ihm hingezogen, warum war er mir mehr, als alle anderen Menſchen, mit denen ich ſo oft Gelegenheit hatte zuſammenzukommen? Wie willſt Du dieſen Zug der Seelen anders erklären, als durch das Band des Blutes, das mich an ihn knüpfte! Du weißt es ja ſelbſt, daß er oft in Begleitung des Baron Linden kam, den er für ſeinen Freund hielt, und willſt noch nicht den Zuſammenhang jenes abſcheulichen Complottes errathen, das man gegen mich geſponnen? Ich ſchwöre Dir, Robert, was ich hier ſage, iſt meine tiefſte, innerſte Ueberzeugung, und welcher Grund ſollte dafür geweſen ſein, mich ſo grauſam getäuſcht zu haben?«

Robert ſchwieg einige Augenblicke, endlich ſagte er nachdenkend: »Ich will glauben, daß Du Dich ſelbſt täuſcheſt, aber vor allem muß ich, bevor ich Dich von deinem verderblichen Wahne heilen kann, bevor ich Dich aus den Schlingen jenes Betrügers reißen kann, der Dich zu einem Werkzeug für ſeine ſchlechten Zwecke benützen will, genau wiſſen, wie kamſt Du zur Kenntniß dieſer deiner vermeintlichen Abkunft?«

Flore ſchien mit ſich zu kämpfen, ob ſie ihm Alles entdecken ſollte, endlich ſagte ſie: »Gut, Robert, ich will Dir mit dem ganzen Vertrauen der früheren Zeit entgegenkommen, obgleich Du es mir entzogen haſt. Ich werde Dir ein Geheimniß entdecken, welches bisher verborgen in meiner Bruſt geſchlummert hat, es wird Dir die Erklärung geben, warum ich heimlich das Haus deiner Mutter verließ, warum ich mich euren Nachforſchungen entzog, und wo ich während dieſer Zeit lebte. Es iſt dieſes jetzt um ſo nothwendiger, als ich weiß, daß Marcell Dir im vorigen Jahre nicht Alles mittheilte, was er Dir mittheilen ſollte.« —

»Iſt dieſer Schurke vielleicht noch immer dein Vertrauter?« rief Robert voll Unwillen aus; »geſchah es viel-

leicht auch mit deinem Wiſſen, daß er den Mordanſchlag auf meine Perſon ausführte?«

»Mordanſchlag!« ſagte Flore erbleichend; »Du redeſt irre, mein Bruder, deſſen kann Marcell nicht fähig ſein, oder man hat Dich mit einer falſchen Angabe getäuſcht. Marcell ein Mörder! nein Robert, das kann nicht ſein!« —

»O Du vertheidigſt ihn wie dein eigenes Herz; er muß viel bei Dir gelten!« ſagte der junge Mann mit einem Tone voll Bitterkeit.

»Er iſt mein ergebenſter, mein treueſter Freund!« antwortete raſch die junge Dame, »und ich kann es Niemand geſtatten, in dieſem Tone von einem Manne zu ſprechen, dem ich ſeit mehreren Jahren ſo Vieles verdanke.«

»Unglückliche! in weſſen Hände biſt Du gefallen? welches Menſchen Werkzeug biſt Du geworden? O jetzt wird Alles doppelt klar vor meinen Augen. Man hat deine Leichtgläubigkeit, deine Jugend, deinen Leichtſinn benützt, man hat Dich berauſcht mit den Gedanken an eine künftige Größe, man leitet Dich den Weg des Verbrechens, den Pfad, auf welchem dieſer Menſch ſein ganzes Leben gewandelt iſt, zu Betrug und Falſchheit mußt Du die Hand bieten, und ſiehſt nicht den Abgrund, an welchem Du ſtehſt!«

»Du biſt von Sinnen! Du raſeſt!« rief Flore und ſuchte den jungen Mann zu beſänftigen.

»Glaube das nicht, ich ſehe jetzt klar in alle Verhältniſſe. Das Gewebe des Truges, das vor einem Jahre nicht zu Ende gebracht werden konnte, weil ich mich mit Recht weigerte, daran Theil zu nehmen, dieſes ſoll jetzt von neuem wieder aufgenommen, vielleicht um ſo dichter weiter geſponnen werden. Sag' es mir, biſt Du in dieſer Abſicht hiehergekommen? *Haben die Verruchten*, in deren Banden Du Dich

befindeſt, Dich zu dieſem Schritte gezwungen? Sag' es mir, Helene, theure Schweſter! ſei wahr gegen mich, faſſe Vertrauen, und ich will alle Kraft anwenden, um Dich aus dieſer Hölle zu retten.«

Flore ſchüttelte ſchluchzend das Haupt. »O wie unglücklich bin ich,« rief ſie aus, »daß gerade Du mir nicht glauben willſt, wovon ſo viele Fremde überzeugt ſind! Fremde ſind bereit, mein Recht zu vertheidigen, und Du nicht!«

»Weil ich dein Bruder bin!« ſagte Robert im herzlichſten Tone, »weil ich das Ende dieſes Betruges vorausſehe und Dich retten möchte von einem Leben voll Schande, das jene Unwürdigen herzlos Dir bereiten, um nur die eigenen ſchlechten Zwecke zu verfolgen. Ich beſchwöre Dich, Helene, vertraue mir! Folge mir zu meiner Mutter, die mit geöffneten Armen Dich aufnehmen, die dem reuigen Kinde verzeihen wird! Zerreiße die Bande, welche Dich an Menſchen ketten, denen Du nichts biſt —«

»Nein, nein, nein!« rief Flore heftig unter hervorſtürzenden Thränen, »ich will nicht — und ich kann auch nicht!«

»Du kannſt nicht? — Wer hält Dich ab?« fragte Robert erſtaunt.

»Ich!« rief eine ſtarke Stimme aus der Tiefe des Zimmers. Erſchrocken wandte ſich Robert um und ſah Marcell zwiſchen den geöffneten Vorhängen des Alcovens ſtehen.

V.

»Helene! wußteſt Du davon?« ſtammelte Robert, ſobald er von dem erſten Schrecken vor der unerwarteten Erſcheinung ſich erholt hatte. — »Wußteſt Du um dieſes verrätheriſche Horchen?« fragte er dringender und faßte krampfhaft ihren Arm; »Du ſchweigſt? Du wendeſt Dich von mir ab? So war es alſo ein abgekartetes Spiel zwiſchen Euch, mich arglos Vertrauenden hieher zu locken?«

»Keine Declamation, junger Herr!« ſagte Marcell kalt, »weder ich noch Madame ſind geneigt, derlei anzuhören. Wir haben Geſchäfte abzumachen und nicht Comödie zu ſpielen. Ich bin kein Freund von vielen Worten.«

»Ja wohl, Elender!« rief Robert aus, »Du liebſt es die Leute ſtumm zu machen. Ich kenne deine Art, aber Du ſollſt Dich diesmal in deinem eigenen Netz gefangen haben. Du haſt zu deinem Unglücke wieder den Weg nach Wien, der Stätte deiner Schandthaten, gefunden, ſieh zu, wie Du diesmal dem Arme der Gerechtigkeit entgehſt, welche Du vor einem Jahre um ein reifes Opfer betrogen haſt.«

Ein dämoniſches Lachen Marcells war die Antwort, welche Roberts Zorn nur um ſo höher anfachte.

»Dieſem Teufel haſt Du Dich überliefert?« rief er aus und zog Flore feſter an ſich; »in dieſe Hände haſt Du dein Geſchick, das Glück deines Lebens, die Hoffnung deiner Zukunft geſetzt? Wie tief biſt Du geſunken, daß Du, ſeinem Befehle gehorchend, mich zu verrathen bereit warſt!«

»Robert,« bat Flore mit flehendem Tone und gebrochener Stimme, »konnte ich vorausſehen —«

»Sparen Sie Ihre Worte, Madame,« ſagte Marcell befehlend; »mit Menſchen dieſes Schlages iſt es verlorne Mühe, vernünftig reden zu wollen. Verlaſſen Sie uns jetzt, Madame, ich habe allein mit dieſem Herrn zu ſprechen.«

»Du bleibſt,« rief der junge Haimon; »ich will ſehen, wer in meiner Gegenwart ſich das Recht anmaßen wird, Dir zu befehlen.«

Die junge Dame ſchien zwiſchen dieſen beiden ganz entgegengeſetzten Stimmen ſichtlich zu ſchwanken. Ihr Blick flog abwechſelnd von Einem zu dem Anderen und in ihren Zügen malte ſich die tiefe Aufregung ihres Innern. Die ſtattgehabte Unterredung mit Robert hatte in ihrem Herzen Gefühle wieder wach gerufen und Stimmungen angeregt, welche ſie bereits längſt verklungen und vergeſſen geglaubt, und jetzt befand ſie ſich ſeit Marcells Erſcheinen wieder wie unter dem Banne dieſes gewaltigen Menſchen.

»Robert, mein Bruder,« rief ſie aus und wandte ſich mit aufgehobenen Händen zu dem jungen Manne, »gib nach! erhöre meine Bitte und wende Dich nicht von deiner Schweſter ab, welche Du einſt ſo ſehr geliebt.«

»Weil ich Dich liebte,« antwortete Haimon nicht ohne Rührung, »kann ich nicht in dein Verlangen willigen, weil Du meinem Herzen einſt theuer warſt, darf ich nicht die Hand zu einem Schritte bieten, der Dich unfehlbar in das Verderben reißen muß.«

»Hören Sie, Madame,« rief Marcell, welcher mit Unruhe Florens wankende Haltung bemerkte, ihr höhniſch zu, »hören Sie, das iſt der Mann, dem Sie ſich ganz vertrauen zu können glaubten, in deſſen Hände Sie Ihr Schick-

ſal legen wollten. Vertrauen Sie ihm, überlaſſen Sie ſich ihm und er wird Ihr Erbe dem Geliebten ſeiner Schweſter zuwenden. Sie können dann das Gnadenbrot in ſeinem Hauſe eſſen.«

Dieſe Worte und der höhniſche Ton, in welchem ſie geſprochen wurden, übten auf Flore offenbare Wirkung. »Es muß ſein,« rief ſie Robert, »es muß ſein. Warum ſoll ich ein Recht aufgeben, das vor Gott mir gebührt? Warum ſoll ich mein ganzes Leben hindurch eine freudenloſe Zukunft bis an das Grab fortſchleppen, während mächtige Freunde mir zur Seite ſtehen, bereit meine Sache zu verfechten?«

»Mächtige Freunde,« ſagte Robert voll Verachtung, »ein Verein von Schurken, wie dieſer da!«

»Und doch gab es eine Zeit,« warf Marcell ironiſch ein, »wo Sie es nicht unter Ihrer Würde hielten, mit dieſen Schurken, wie Sie ſich auszudrücken belieben, gemeinſame Sache zu machen, es gab eine Zeit —«

»Erinnere mich nicht daran!« antwortete Robert finſter; »es mahnt mich nur, daß ich einmal verblendet genug ſein konnte, den trügeriſchen Sirenenſtimmen gehorcht zu haben, welche verlockend genug klangen, um einen unerfahrnen Jüngling eine Zeitlang zu bethören. Oder glaubſt Du vielleicht, ich hätte damals Dir Gehör geſchenkt, wenn Du mit ſo plumpem Betruge offen aufgetreten wäreſt? Erinnere Dich, daß es ſich damals um andere Zwecke handelte; wenigſtens hatteſt Du mir andere Zwecke vorgeſpiegelt.«

»Weil ich klug war, den jungen Herrn nicht ganz in die Karten ſehen zu laſſen,« ſagte Marcell lachend.

»Und als ich etwas davon zu entdecken ſchien,« fuhr Robert fort, »da beſannſt Du Dich nicht, mich aus dem Wege räumen zu wollen.«

»Leider daß es nur beim Wollen geblieben iſt,« meinte Marcell achſelzuckend.

»Niederträchtig!« ſchrie Robert außer ſich und ſtürzte auf Marcell zu, dieſer aber ſprang raſch zurück und riß von einem kleinen Tiſche im Abgehen einen Degen, den er Robert vorhielt.

»Robert, ums Himmels willen! Was willſt Du thun!« rief Flore und eilte dem jungen Heißsporn nach. Dieſer aber hatte mit einer geſchickten Wendung den Arm Marcells gepackt und entwand ihm blitzſchnell den Degen aus der Fauſt — in dieſem Augenblicke fühlte er ſich von Flore gefaßt und ſah, wie Marcell wüthend einen zweiten Degen vom Tiſche geriſſen hatte.

»So haben wir nicht gewettet, Bürſchlein,« ſchrie der Franzoſe, »auf ſolche Stückchen iſt unſereins ſchon gefaßt. — Madame,« ſagte er befehlend zu Flore, »gehen Sie jetzt. Wir Beide haben hier ein ernſtes Geſpräch abzumachen. Ich glaube, es wird ein Zwiegeſpräch mit eiſernen Zungen ſein. Gehen Sie, Madame. Wir haben ſchon zu viel Zeit mit bloßen Worten verloren, es muß zu Ende gehen.«

»Mit Dir!« rief Robert und verſuchte einen Stoß zu führen — den aber Marcell geſchickt parirte.

»Um aller Heiligen willen, Ruhe, Marcell!« flehte Flore und hing ſich an den Arm des Franzoſen, um ihn von einem neuen Ausfalle zurückzuhalten. — »Iſt es ſo weit gekommen?« fuhr ſie fort, »iſt das das Ende meines mit ſchwerem Herzen unternommenen Verſuches, Frieden und Verſöhnung zwiſchen Euch beiden zu ſtiften? Bin ich, die arme unglückſelige Urſache dieſes Haſſes, denn Euch gar nichts mehr, *daß mein* Flehen den blutigen Streit nicht zurückzudrängen *vermag?*«

Beide Männer ſchwiegen. Die verſchiedenſten, widerſprechendſten Gefühle kämpften in ihnen, es war ſichtlich, daß ſie mit ihren Gedanken rangen, ein Jeder ſchien haßerfüllt mit ſeinen Blicken die tiefe Verachtung, die Wuth und Rache, welcher ihn gegen den Gegner beſeelten, ausſprechen zu wollen, und doch fühlten Beide, daß durch das Dazwiſchentreten Florens ſich eine Art Brücke von Einem zum Andern bilde.

Marcell war der Erſte, welcher mehr Herr ſeiner Leidenſchaften, nun auch den Anfang machte, ſeinem Gegner verſöhnend entgegenzukommen.

»Wir ſtehen uns hier,« ſagte er, »mit blanker Waffe gegenüber, ſtatt durch ein vernünftiges Wort vielleicht den beſten Ausgang, der ſich uns bietet, einzuſchlagen. — Ich,« ſprach er weiter und trat einen Schritt näher an Robert, »ich fühle keinen Haß, ich will alles vergeſſen, was hier zwiſchen uns geſprochen worden iſt, ich will der Erſte ſein, der in dieſem Streite die Hand zur Verſöhnung bietet.«

»Dank, Marcell,« rief Flore freudig aus, und Robert umſchlingend ſagte ſie in ihrem wärmſten gewinnendſten Tone: »Und kannſt Du ſtolz und kalt bleiben, willſt Du der Unverſöhnliche ſein, wenn Dir derart der Friede angeboten wird?«

»In der That,« ſagte Robert höhniſch, »Du ſcheinſt Dich gut in die verkehrte Welt zu finden! Ich ſoll die Verſöhnung annehmen, welche dieſer Menſch mir bietet? Ich ſoll nachgeben, wo das an mir begangene Verbrechen ſo laut zum Himmel um Rache ſchreit?«

»Ein Wort, junger Herr,« fiel ihm Marcell hier in die Rede; »*bevor Sie weiter reden, hören Sie mich einen Augenblick nur an.* Sie werden es begreifen, daß mir an

der Verſöhnung mit Ihnen nicht viel liegen kann. Menſchen wie ich brauchen den Haß in ihrem Leben, wie andere das Gewürz zu einer Speiſe, er ſoll aufregen, er ſoll in Spannung erhalten, er ſoll Feuer durch die Adern gießen. Aber es gibt ein Etwas, wo man ſelbſt dieſes Gewürz des Lebens hinwirft und ſich mit dem Nutzen begnügt, den man andererſeits daraus ziehen kann, wenn man ihm entſagt. Ich bin alſo zu einer ſolchen Entſagung bereit, aber ſie muß mir in anderer Weiſe aufgewogen werden. Verſtehen Sie mich?«

Robert ſah ihm, ohne ein Wort zu ſprechen, ins Antlitz, er verzog keine Miene, aber ein fortwährender Wechſel der Farben war in ſeinem Geſichte zu bemerken; man wußte nicht, ſchwieg er, weil er keine Antwort geben, oder weil er jetzt Alles, was Jener zu ſagen hatte, anhören wollte.

»Noch einmal, Robert,« begann Marcell wieder, »mache ich deshalb den Vorſchlag: bleiben Sie einer der Unſeren, oder vielmehr kehren Sie zu uns zurück. Die Motive meiner That, welche Sie zu meinem Todfeinde gemacht hat, werden Sie näher kennen und wer weiß ob Sie dann nicht milder urtheilen. Bedenken Sie nur, daß ich Sie noch nicht ſo genau kannte, daß ich wider meinen Willen Ihnen Alles anvertrauen mußte und daß ich alſo um ſo weniger darauf vorbereitet ſein konnte, Sie im entſcheidenden Augenblicke als Feind unſerer Sache auftreten zu ſehen. Ich frage Sie, wenn Sie an meiner Stelle geweſen wären, gewußt hätten, welch ein unermeßliches Gewicht an einer glücklichen Entſcheidung hängt, was hätten Sie als ein kühner, entſchloſſener Mann dann gethan?«

Robert antwortete mit tiefem Ernſte:

»Ich würde gehandelt haben, wie es das Geſetz der Ehre mir vorſchreibt, ich würde meine Pflicht bis auf den letzten

Augenblick erfüllt haben, aber ſelbſt dann — würde ich nicht zum Meuchelmörder geworden ſein. Werfen Sie immerhin dieſe vergifteten Blicke auf mich, ich frage, ob es etwas anderes war als ein Meuchelmord, entſprungen aus der niedrigſten Feigheit, aus der verächtlichen Sorge um die eigene Sicherheit. — Und nach ſolchen Erfahrungen verlangſt Du, Helene! daß ich mit dieſem Menſchen Frieden ſchließen ſoll? Willſt Du, daß ich die Hand biete zu einem neuen Frevel, zu einem Verbrechen, das nur die Fortſetzung deſſen wäre, wovon ich einſt mich entſetzt abgewendet habe? Nimmermehr!«

»Iſt dies Ihr letztes Wort? — Ihr letzter, feſter, unwiderruflicher Entſchluß?« fragte Marcell mit einem Tone, vor welchem ſelbſt Flore erbleichte.

»Ich werde nie anders handeln!« antwortete Haimon. »Das aber ſag ich Dir, wenn Du geglaubt haſt, mich durch Helene hierher zu locken, mich durch die Erinnerungen an die Vergangenheit zu einer Untreue an jenen Principien des Rechtes zu verleiten, deren heiligſte Grundſätze in meiner Seele ruhen, dann haſt Du heute ſo wie damals geirrt. Ich kam hierher, ohne zu wiſſen wem ich begegnen würde und war am allerwenigſten darauf vorbereitet, Dich zu finden. Aber von dieſem Augenblicke an, als ich weiß, daß Du deine vervehmten Schritte wieder in das Bereich von Wien geſetzt haſt, als ich durch deinen eigenen Ausſpruch und das Geſtändniß dieſer Unglücklichen hier den Beweis habe, daß Du neuerdings mit ſchwarzen Plänen umgehſt, von jetzt an, Marcell, wirſt Du ſichtbar und unſichtbar einen Gegner auf allen deinen Wegen finden, ich werde die Bedrohten warnen, die Betrogenen *aus ihrem* Wahne reißen, ich werde das *Geſetz anrufen und die* Gerechtigkeit auf deine Spur leiten.«

»Kein Wort mehr!« schrie Marcell, welcher nur mit äußerster Anstrengung sich so lange zurückgehalten hatte, »kein Laut mehr, Du hast genug gezischt, giftige Schlange, Du sollst dein Gift gegen mich nicht ausspritzen.«

Ein Schrei, den Flore ausstieß, indem sie sich an Roberts Brust warf und ihre Arme um seinen Hals schlang, schien den Degen, den Marcell bereits zum Stoße ausgeholt hatte, zu lähmen. Der Franzose sprang hinzu und wollte Flore von dem Halse des jungen Mannes reißen.

»Madame,« sagte Marcell, »das ist gegen alle unsere Verträge; die Feinde, die uns verderben wollen, selbst mit dem eigenen Leben schützen, ist mehr als Thorheit. — Entfernen Sie sich,« rief er fester und streng, »ich habe einige Worte allein mit Haimon zu sprechen, es ist nicht gut, wenn Sie alles sehen.«

Flore schien bei diesen Worten wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt. »Gib nach, Robert, gib nach!« rief sie und sank zu dessen Füßen nieder. »O ich Aermste, daß ich es sein mußte, die Dich hieher einlud und nun Ursache an dem Schrecklichen werde! O gib nach, schwöre wenigstens kein Wort von dem zu sagen, was Du hier gehört hast, es zu verschweigen, daß Du unsere Angelegenheit kennst, nie Zeugenschaft gegen mich abzulegen, nie Marcell zu verfolgen. Schwöre dies! Nicht wahr, Marcell, dies würde genügen!«

»Ich würde es wenigstens als eine Abschlagszahlung annehmen, daß der junge Herr künftig vernünftiger würde.«

»Niemals, niemals werde ich diesen schmachvollen Pact mit dem Verbrecher eingehen,« rief Robert.

»Dann fort, Madame,« war die Antwort Marcells, welcher in diesem Augenblicke auch schon gegen Robert aus-

holte. Dieſer konnte mit äußerſter Mühe ſich kaum der raſchen Stöße erwehren, welche Jener nach ihm führte. Flore, welche Marcell zurückhalten wollte, wurde von dieſem mit einem Arm voll Wuth zur Seite gedrängt und in dem Momente, wo der Franzoſe einen Angriff ausführte, der Robert in offenbaren Nachtheil verſetzte, klopfte es plötzlich dreimal in lauten, hellen Schlägen an die Thüre.

Betroffen ließ Marcell den Degen ſinken und Flore eilte zur Thüre; dieſe aber öffnete ſich in demſelben Augenblicke von außen und Saint Germain erſchien an der Schwelle, das große durchdringende Auge vernichtend auf Marcell gerichtet, der beſtürzt ſich abwandte.

»Madame,« ſagte der Marquis, »Ihr Vorzimmer iſt ſchlecht bewacht, laſſen Sie uns allein, ſorgen Sie dafür, daß wir nicht geſtört werden.«

Flore verſchwand durch den Alcoven und der Marquis ſchritt langſam in das Zimmer.

VI.

Wir müſſen den Leſer auch einmal in das Innere der Behauſung des geheimen Kanzliſten Schreiber führen. Der Ehrenmann bewohnte zwei kleine Zimmer im dritten Stocke des Federlhofes, und man mußte über einen langen hölzernen Gang ſchreiten, bevor man an die letzte Thüre kam, an welcher mit Kreide in großen deutſchen Buchſtaben der Name des Kanzliſten als Wegweiſer aufgeſchrieben war. Oeffnete man dieſe Thüre, ſo betrat man die Küche, deren ſchwarze beſtaubte Wände es deutlich verkündeten, daß hier ſeit Jahren der Beſen wenig in Anwendung gebracht worden war.

Der große offene Herd zeigte ſelbſt am hellen Mittag kein Fünkchen Glut, viel weniger ein luſtiges helllooderndes Feuer. Der Kanzliſt lebte einſam und als ehrbarer Junggeſelle, und nur eine Frau, deren hageres ausgetrocknetes Geſicht mit den hervorſtehenden Schneidezähnen, den einzigen, die ihr im Mund übrig geblieben waren, der Phyſiognomie einer alten Ratte nicht unähnlich war, beſorgte ihm ſeine häuslichen Geſchäfte.

Zwiſchen Frau Lorl und dem Kanzliſten waltete ein eigenthümliches Verhältniß ob, ganz verſchieden von dem zwiſchen Herr und Dienerin, noch weniger aber einer Verbindung ähnlich, welche durch Herzensneigung geknüpft iſt. Wie mürriſch, auffahrend, hart und rauh er gegen die alte Frau war, wie ſehr er ſie als einen Haushund behandelte, den man zur Bewachung des Eigenthums an die Kette gelegt hält, ſo wußte er doch auch recht gut ihren Verſtand, ihre Gewandtheit in Kniffen und Schlichen zu ſchätzen, ſo wie ihre Gewiſſenloſigkeit, wo es ſich darum handelte, ein Mittel ohne Rückſicht auf Recht oder Sitte anzuwenden. Deswegen that er auch ſelten etwas, ohne ſich mit ihr zu berathen. Sie war vollkommen in alle ſeine Geheimniſſe eingeweiht, vollkommen mit allen ſeinen Verbindungen vertraut, und trug nicht wenig dazu bei, ſeine Angelegenheiten nach den verſchiedenſten Seiten hin zu vermitteln. Die näheren Bekannten von ihm wußten recht gut, daß ſie eine Sache nur mit Frau Lorl abzumachen brauchten, um ſo viel als mit dem Kanzliſten ſelbſt verhandelt zu haben, und er ſelbſt hegte ein ſo blindes Vertrauen in ihre Anhänglichkeit, daß kein Zweifel gegen ihre Treue bisher noch in ihm aufgeſtiegen war. Er hielt ſich feſt davon überzeugt, ſie vollkommen in ſein Intereſſe gezogen zu haben.

Das aber wußte er nicht, daß ſeit einiger Zeit, wenn er ſich im Bureau befand, fremde Leute zur Frau Lorl kamen, welche ſich ſonſt in ſeiner Gegenwart nicht ſehen ließen, und in angelegentliche und eifrige Geſpräche mit ihr ſich vertieften. Dieſen Beſuchen gegenüber ſchien die Frau nicht jene Sicherheit und Feſtigkeit zu beſitzen, welche ſie gegen den Kanzliſten immer zeigte; ſie war ſchüchtern, demüthig und zerknirſcht, und eine Centnerlaſt ſchien immer von ihrer Bruſt ſich zu wälzen, wenn ſie wieder allein war. Sie, die ſonſt vor nichts zurückzuſchrecken gewohnt war, hatte ſich in eine Verbindung eingelaſſen, welche, wie ſie jetzt bereits vorausſah, ſie in ein Labyrinth von Verlegenheiten verſtricken mußte.

Die einzige ſchwache Seite, welche dieſes Weib hatte, war auf ſehr geſchickte Weiſe benützt worden, um ſie aus dem gewohnten Kreiſe ihres täglichen Lebens herauszubringen, ihren Gedanken, welche bisher nur immer an den Plänen und Machinationen des Kanzliſten den vorzüglichſten Antheil genommen hatten, eine andere Richtung zu geben, und ſie Demjenigen untreu zu machen, an den ſie bisher durch die Bande des Eigennutzes feſtgekettet geweſen.

Jahrelang hatte ſie bei dem Kanzliſten Entbehrungen aller Art ertragen, in der Hoffnung, wenn er einſt ſeine Zwecke, deren ganze Ausdehnung ſie kannte, erreicht haben würde, einen Antheil an dem Gewinne zu erhalten, welcher ihren Geiz befriedigen und ſie für den Reſt ihres Lebens ſicherſtellen ſollte. Einige Zeit lang hatte ſie ſich mit mehr Hoffnung noch getragen, — und Alles, Alles ſollte mit einem Male zu Boden fallen und ſie aus ihrem Traume erwachen.

Es war ihr ſchon längere Zeit aufgefallen, daß der

Kanzlist begonnen, mehr Sorgfalt als jemals auf sein Aeußeres zu wenden, sie hatte im Anfange darüber gespottet, dann gemurrt, endlich ihm Vorwürfe gemacht ob seiner nutzlosen und kindischen Verschwendung für Schmuck und Kleider in seinen alten Tagen — und mußte es erleben, daß er sie mit einer Roheit zurechtwies, die ihr deutlich zeigte, wie wenig Werth er mehr auf sie lege, und daß er sie nur als niedere Magd, als eingedrungene Bettlerin behandeln wolle.

Das war ein zu greller Unterschied gegen sonst, als sie das Regiment im Hause führte, und nichts von ihm unternommen worden war ohne ihren Rath, oft nicht ohne ihre Hilfe. Sie wußte, daß der Kanzlist Manches erworben, was nur durch ihre Klugheit und Entschlossenheit möglich geworden war, sie erinnerte sich, wie es ihre Rathschläge gewesen, welche ihm früher den Weg seiner Pläne vorgezeichnet, und jetzt sah sie sich verlassen, und mußte mehr noch für die Zukunft befürchten. Der Instinct der Selbsterhaltung gebot ihr kein Mittel unversucht zu lassen, um sich, wenn auch nicht die alte Herrschaft, so doch wenigstens so viel Einfluß zu sichern, um ihm im entscheidenden Augenblicke dann kräftig entgegentreten zu können, und sie sparte keine Anstrengung.

Bald hatte sie die Ursache der Umwandlung des Kanzlisten erfahren, bald wußte sie, daß in seinem alten Herzen ein heller Brand aufgelodert sei, und mit so bitterem Spotte sie ihm manchmal Worte hinwarf, welche ihn verwunden mußten, so hatte sie sich doch nie so weit vergessen, ihm zu verrathen, wie viel sie von Allem wisse, und wie genau sie *die Personen* kenne, auf welche er jetzt die Erwartung seines *künftigen* Glückes angebaut habe. Aber sie verschwieg ihm

auch eben ſo ſehr, wenn ſie während ſeiner Abweſenheit ſprach, in weſſen Bruſt ſie Alles, was ſie von des Kanzliſten Treiben wußte, niedergelegt hatte. Schreiber hatte keine Ahnung davon, daß ihre jetzt ſo häufigen Gänge in die Stephanskirche nur Schritte waren, die ihn dem Verderben zuführen ſollten. Er ſpottete ihrer und ihrer plötzlichen Frömmigkeit; ſie ſchwieg, und jeder neue Gang in die Kirche zog immer feſter das Netz über ſeinem Haupt zuſammen.

Sie ſprach dort nämlich mit dem Pater Mansperger, dem einzigen Menſchen, dem ſie, nachdem ihr die Augen über den Kanzliſten geöffnet waren, noch ein Vertrauen ſchenkte. So wie ſie früher mit unbedingtem Vertrauen und mit aller Dienſtfertigkeit einer ſclaviſchen Seele ſich bereit gefunden hatte, die Pläne und Anſchläge Schreibers zu unterſtützen und zu befördern, ſo war ſie jetzt von dem Momente an, als ſie die Ueberzeugung hatte, daß dieſer Menſch trotz aller ihrer Aufopferung nur falſch und hinterliſtig gegen ſie handle, mit um ſo angeſtrengterer Haſt beſchäftigt, zu ſeinem Untergange beizutragen. Manspergers mildes Weſen, die Ehrerbietung, die man ihm erwies, und die Freundlichkeit, welche er Jedem, auch dem Geringſten, der ſich ihm nahte, bewies, hatten ihre Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt; ſie verrieth ihren Herrn ohne es zu ahnen, daß ihr Haß mit richtigem Inſtincte ſie zu einem ſeiner einflußreichſten Gegner geführt. Mansperger hatte mit keinem Worte erwähnt, daß er den Kanzliſten aus früherer Zeit ſchon kenne, und noch weniger verrathen, daß er in die Verhältniſſe der Baronin Roſa eingeweiht ſei. Er ſah in Lorl das Werkzeug, um im geeigneten Augenblicke den vernichtenden Schlag gegen Schreiber *zu führen*, ein Moment, der ihm jetzt um ſo nä-

her dünkte, als er durch die Alte von der Ankunft eines fremden Herrn unterrichtet worden, welcher ein Ausländer zu sein schien

Mansperger ahnte ein neues Complot, und beschloß den Kanzlisten um so sorgsamer zu überwachen; aber er dachte nicht, daß dieser Fremde einer der Träger jenes Sarges sein könne, aus welchem Robert Haimon, vor seinen Augen so wunderbar dem Leben wiedergegeben, gestiegen war.

Am Abend desselben Tages, an welchem die plötzliche Erscheinung des Marquis von St. Germain vielleicht ein neues Verbrechen Marcells gegen Robert verhindert hatte, war der Kanzlist früher als sonst nach Hause gekommen, und befahl mit ziemlich barscher Stimme seiner Haushälterin, für ein Abendbrot zu sorgen.

Frau Lorl war bei einem kärglichen Oel-Lämpchen in der Küche gesessen und hatte brütend den Kopf in die Hand gestützt gehabt, als ihr Herr den Befehl ihr zurief.

»Gleich, gleich,« murmelte sie und stand auf; »und was soll ich denn Alles anrichten? wird es vielleicht ein großes Tractament, und kommt der Kikelberger auch, der Saufaus, oder nur der Adjunct Zwirner, dem nichts fein genug ist, und der bei fremden Leuten für acht Tage im voraus ißt — denn zu Haus bei ihm geht es ohnehin karg genug her.«

»Was redet Sie da untereinander?« brummte der Kanzlist, »es wird nur ein einzelner Herr kommen, aber es soll Alles derart sein, daß man mich nicht spotten soll. Da hat Sie einen Ducaten. Ich will, daß Alles bald da sei, denn wenn mein Gast kommt, dann kann Sie nach Hause gehen.

Ich brauche keine Horcherin hier, ich habe es satt; es soll auch anders werden.«

Die Alte sprach kein Wort. Sie nahm den Ducaten und ging, um das Verlangte zu holen.

»Das muß ein gar feiner Besuch sein,« sagte sie auf dem Wege zu sich selbst; »wenn der alte Geizkragen einen Ducaten für ein Nachtmahl hergibt, so muß er wissen, daß er ihm ordentlich eintragen wird. Ich soll nicht horchen? Ist es so weit gekommen? Also hinter meinem Rücken? Ich darf nichts mehr von den Geschäften wissen, man fürchtet, ich könnte doch einmal meinen Theil davon verlangen. Gut, gut, ich werde nicht horchen, aber ich werde aufpassen, und mir den Mann genau anschauen, man kann nicht wissen, wo man das Gesicht wieder einmal sieht.«

Der Kanzlist hatte indeß aus der kleinen Kammer, worin sich sein Bett, ein Kasten und ein paar Stühle befanden, einen ziemlichen Pack Schriften, die er in einem geheimen Fache des Kastens verborgen hatte, in sein sogenanntes Arbeitszimmer hereingeholt und in die Lade seines Schreibtisches eingeschlossen. — »Er braucht nicht zu erfahren, wo ich die Sachen eigentlich verborgen hatte,« sagte er für sich; »man kann nicht wissen, und dann ist es gut, wenn kein Zeuge auftreten kann. — Ich bin begierig, wie heute die Unterredung ausgefallen ist. Ich zweifle daran, daß gut; ich habe abgerathen von einem solchen Romanschritt, der keinen Erfolg verheißt.«

An der äußern Thüre folgten sich drei Schläge in gewissen abgemessenen Zwischenräumen. Schreiber wendete sich zum Ausgange. Als er dort ankam, wurde neuerdings geklopft. »Er ist es!« sagte er und öffnete rasch, worauf

eine hohe in einen Mantel gehüllte Gestalt in die halbdunkle, nur von dem Lämpchen beleuchtete Küche eintrat.

»Ich halte pünctlich Wort, Schreiber,« sagte der Eintretende; »sind wir allein?«

»Meine Haushälterin wird nur noch einmal kommen,« entgegnete der Kanzlist nicht ohne Verlegenheit, »aber gehen Sie nur einen Augenblick in das zweite Zimmer, sie wird gleich da sein, und dann habe ich ihr schon gesagt, daß sie sich zu entfernen hat.«

Der Fremde, welcher Niemand anderer als Marcell war, schien von dieser Auskunft wenig erbaut, er zuckte wie unzufrieden mit den Schultern, aber er sagte kein Wort, und ließ sich von dem Kanzlisten das angewiesene Zimmer zeigen. In der That hatte er auch kaum das Schloß hinter sich eingeklinkt, als er schon die Küchenthüre wieder öffnen hörte, und an dem hektischen Husten den Eintritt eines alten Weibes erkannte.

»Da ist Alles, ganz fein und nobel,« sagte Frau Lorl, und holte aus dem großen Handkorb Schalen mit Speisen und einige Flaschen Wein hervor, welche sie auf den Tisch stellte. — »Ei, schau, schau,« fügte sie hinzu, »der gnädige Herr Kanzlist haben sich selbst den Tisch gedeckt, das muß ja gar Eile haben, daß nicht gewartet werden konnte, bis ich da war. Na, ich wünsch guten Appetit; schau nur der gnädige Herr, daß ihm heut' kein Knöchelchen in die unrechte Kehle kommt, und der Grinzinger nicht zu stark in den Kopf geht, man kann nicht wissen —«

»Genug, genug, schau Sie, daß Sie fertig wird,« *rief* Schreiber ungeduldig. Einige Minuten später ging die *Alte ihres* Weges.

Schreiber hörte kaum die Thüre der Küche ins Schloß fallen, als er zur Kammer eilte und die Thüre öffnete.

»Die Luft iſt rein!« ſagte er, »Sie können ganz unbeſorgt heraustreten. Niemand wird uns mehr ſtören, Niemand uns ſehen!«

Er irrte ſich. Die alte Lorl war auf dem Gange ſtehen geblieben und richtete wie ein Luchs ihre Augen auf die Fenſter des erſten Zimmers. In der That waren ihre alten Augen noch ſcharf genug, um wenigſtens ſo viel von Marcell ſehen zu können, daß ſie dieſe Züge ſich tief in ihr Gedächtniß einprägte.

Marcell war der Aufforderung des Kanzliſten gefolgt, hatte ſich aber gleich bei dem Eintritte in das Zimmer wie ermüdet in einen Seſſel geworfen, ſein Geſicht trug die Spuren tiefer Aufgeregtheit, und ſeine Augen irrten unſtät umher.

»Sie ſcheinen heute nicht ſehr heiteren Humors zu ſein,« begann der Kanzliſt, welcher jetzt erſt die Verſtimmung ſeines Gaſtes zu bemerken ſchien, »ich will doch nicht hoffen, daß etwas vorgefallen iſt, was Ihnen gegründete Urſache dazu geben konnte?«

Marcell fuhr ſich mit der Hand ein paarmal über die Stirne. — »Den Teufel auch!« ſagte er endlich, »nicht gegründete Urſache haben — wenn man auf einmal mitten auf ſeinem Wege eine ſolche Geſtalt aufſteigen ſieht, die einem ſo plötzlich ein Halt! zuruft.«

»Ich verſtehe Sie nicht,« antwortete der Kanzliſt, »aber ich fühle mich beunruhigt —«

»Da habt Ihr auch ganz recht. Denkt Euch, was mir hier ſchon *geſchehen iſt.*« — Er erzählte ſeine unerwartete *Begegnung mit St. Germain* im Schwan, als er gerade im

beſten Zuge war, mit Robert ſeine Rechnung abzuſchließen, wie er ſich ausdrückte.

»Und was wollte denn dieſer Teufelsmann? Wozu miſchte er ſich denn drein?« fragte Schreiber, deſſen Stimme hörbar zitterte.

»Das fragte ich ihn auch!« ſagte Marcell, »und wißt Ihr, was er mir darauf antwortete: er werde wie mein Schatten mich verfolgen, und wie die kalte Hand des Todes vernichtend zwiſchen alle meine Pläne fahren.«

»Da ſoll ja das Donnerwetter dreinſchlagen, bitte um Verzeihung, daß ich einen ſolchen Ausdruck brauchte, ich wollte nur ſagen, da muß man ja ganz anders vorgehen von jetzt an, denn mit dem Manne iſt nicht zu ſpaßen. Dem gegenüber helfen unſere kleinen Hausmittelchen nichts. Er iſt nun einmal einer der geheimen Obern, und keine menſchliche Gewalt hat Macht über ihn.«

»Ich doch!« rief Marcell aus und richtete ſich hoch auf; »glaubt er vielleicht mich zu ſchrecken? Hört nur, Kanzliſt, er verlangte Gehorſam von mir im Namen des unſichtbaren Tempels, er drohte mir mit dem Fluche des Ordens —«

»Und Sie?« fragte Schreiber in athemloſer Spannung —

»Ich, ich werde mich ihm entgegenſtellen. Er irrt, wenn er mich zu demüthigen oder von meinem Ziele abzuziehen meint. Unverwandt verfolge ich es mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſeit zwei Jahren, ich habe keine Gefahr, keine Mühe geſcheut, ich bebte nicht zurück vor einer That, welche die Menſchen einen Mord nennen, und ſollte mich jetzt beugen? Niemals! Hört mich an, Kanzliſt, Ihr wißt, um was es ſich handelt Wollt Ihr feſt ausharren bei uns? Denkt Euch,

welcher Preis uns winkt, überlegt Euch, daß die Mühe am Ende doch in keinem Verhältniſſe zum Lohne ſteht, daß uns eine Zukunft unermeßlicher Freude winkt, ein Reichthum, hinlänglich um in fernem Lande ein fürſtliches Leben voll Glanz zu führen, ich frage Euch nochmals und zum letzten Male: wollt Ihr?«

»Haben Sie jemals Urſache gehabt, an meiner Entſchloſſenheit zu zweifeln?«

»Gut; Eurer wollte ich mich nur noch verſichern, deswegen bat ich Euch heute um die Unterredung. Jetzt laßt uns die Acten durchſehen, daß wir unſer Werk auch von allen Seiten zugleich beginnen können. Für einen Advocaten, wie wir ihn brauchen, habt ihr geſorgt?«

»O einen Goldmann hab ich, einen der Unſeren!«

»Gut,« ſagte Marcell, »laßt uns die Sachen jetzt durchmachen.«

VII.

»Gehen Sie mit Gott, ich habe mit dieſem Manne hier ein Geſchäft unter vier Augen abzumachen,« hatte Saint Germain zu Robert geſagt und dabei ſein Auge feſt auf Marcell gerichtet, welcher noch immer mit abgewendetem Antlitz daſtand. »Gehen Sie — und möge Ihr Fuß nie, durch keine Lockung, durch keine Täuſchung mehr verführt, die Schwelle betreten, wo dieſer Menſch Sie erwartet.«

Mit einer ſtolzen Bewegung des Kopfes ſchien Marcell antworten zu wollen, ein neuer Wink des Marquis forderte Robert auf, das Zimmer zu verlaſſen, welchem Befehle dieſer endlich gehorchte. Im Vorzimmer fand er die Kammer-

frau ſchlafend auf einem Stuhle ſitzen, ſie ſchien mitten in ihrer Arbeit vom Schlummer überraſcht worden zu ſein, und ſie ſchlief ſo tief und ſchwer, daß ſie auch jetzt, als Robert durch das Zimmer ſchritt, nicht erwachte. Vor der Thüre ſtand ein reichgekleideter Bedienter, welcher auf Jemand zu warten ſchien; der Mann gehörte ohne Zweifel zur Begleitung des Marquis, denn unten vor dem Thore wartete eine prachtvolle Equipage mit Kutſcher und Lakaien in derſelben Livrée.

Ohne dieſen Perſonen eine weitere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, eilte Robert, den Sinn erfüllt von Erlebniſſen der verfloſſenen Stunde, in ſeine Kanzlei, wo er ſogleich ein Billet an den Provincial ſchrieb, um ihn einer wichtigen Mittheilung wegen zu einem baldigen Beſuche einzuladen. Nun erſt nahm er ſich Zeit, die auf ſeinem Tiſche liegenden Schriften und Briefe zu leſen. Unter letzteren befand ſich auch einer, welcher an ihn perſönlich gerichtet war, und deſſen Aufſchrift die Züge einer Frauenhand trugen. Zu ſehr mit ernſten Gedanken beſchäftigt, legte er ihn vorläufig zur Seite, um die andern für die Gräfin eingegangenen Schriften zu leſen; aber immer und immer kehrten ſeine Gedanken zu dieſem Briefe zurück, ſo daß er ihn endlich, um nur die quälende Ungeduld los zu werden, nahm und haſtig das Siegel erbrach. Der Brief enthielt nur wenige Zeilen und dieſe waren offenbar von einer verſtellten Hand geſchrieben. Sein Inhalt war folgender: »Bewachen Sie genau alle Schritte Ihrer Schweſter. Erfüllen Sie endlich die Pflicht, die Ihnen als ihrem natürlichen Beſchützer zukommt. Eine Gefahr, welche auch an Sie herankommen wird, bedroht jetzt ſchon die Unerfahrene. Sie glauben ſie unter der Obhut eines Freundes. Haben Sie denn einen Freund?«

Robert betrachtete aufmerkſam jeden Zug dieſer Schrift. Wer konnte den Brief geſchrieben haben, wer war in die Verhältniſſe ſeiner Familie ſo eingeweiht, um dieſe Warnung an ihn richten zu können, und endlich — dieſer Gedanke war es vor allem, der ihn beunruhigte — wer konnte unter jenem Freunde gemeint ſein? Gegen wen richtete ſich die Anklage? Wer konnte ihm ſelbſt zurufen: Haben Sie denn einen Freund? Er ſann über die Vorkommniſſe der letzten Zeit nach, welche in dem kleinen Familienkreiſe eingetreten waren, und fand nirgend einen Anknüpfungspunct für die Fäden eines Verdachtes. Carl hatte nach jener Scene im Belvederegarten entſchieden und vollkommen mit der Baronin Roſa gebrochen, und ſelbſt der alte Baron Linden hatte, als man ihn von dem Vorgange unterrichtet hatte, es nun für nöthig gefunden, ſich ſelbſt zum Baron zu begeben, um dieſem in dürren Worten die Löſung einer Verbindung anzuzeigen, zu welcher er nach einer ſolchen Scene ſeinem Neffen ſelbſt nicht mehr rathen könne. Die Einwendungen des Barons hatte der alte Herr ſiegreich widerlegt, ſeine Entſchuldigungen ſehr höflich aufgenommen, ſeine Drohungen, womit Roſa's Vater auf eine gewiſſe geheime Verbindung anſpielte, mit Verachtung zurückgewieſen. Seit dieſem Tage ſchien das alte Verhältniß zwiſchen Carl und Sophie, welches Baron Linden durch einen Beſuch bei Frau Haimon ſelbſt bekräftigte, wieder feſter als jemals hergeſtellt, — und nun kam eine Warnung, welche ſich nur auf Carl beziehen konnte.

Oder — Robert wagte den Gedanken nicht zu faſſen; der Name, welcher vor ſeiner Seele aufſtieg, trieb ihm alles Blut gegen das Gehirn. »Sollte die Bosheit der Welt,« ſagte er *zu ſich ſelbſt*, »*auch* daran ihren Geifer werfen wollen? *Nein, nein, es iſt* nicht möglich!« In dieſem Augen-

blicke klopfte es an seine Thür, und — der Provincial trat herein.

Mit einem Ausrufe freudiger Ueberraschung über sein schnelles Kommen eilte ihm Robert entgegen; doch erschrak er, als er den tiefen Ernst bemerkte, welcher auf den sonst milden Zügen des Priesters lag.

»Sie haben mir dringend geschrieben, mein junger Freund,« begann dieser, »und ich beeile mich, Ihrem Wunsche entgegenzukommen. Sie wissen, meine Zeit ist frei, und wo könnte ich sie besser benützen, als bei Ihnen, oder wenigstens für Sie.«

»Ich danke Ihnen aus tiefster, tiefster Seele,« entgegnete Robert, seine Hand ergreifend; »Sie können nicht wissen, wie sehr Sie meinen sorgenschweren Geist durch Ihr Kommen erleichtern. Ich habe Ihnen so Vieles mitzutheilen, so viel zu erzählen, so vielfach Sie um Rath zu fragen, wo meine Unerfahrenheit nur in Ihren weisen Ansichten eine Stütze finden kann.« Er begann nun dem Provincial ausführlich das Ereigniß dieses Morgens, sein Zusammentreffen mit Marcell, die Dazwischenkunft jenes geheimnißvollen Mannes zu erzählen, welcher einen so gewaltigen Einfluß auf Marcell zu haben schien, und konnte nicht umhin, zu gestehen, daß ihn selbst bei dem ersten Anblicke jener fast überirdischen Erscheinung ein geheimer Schauer durchweht habe, der sich steigerte, als er den unnatürlichen, todesähnlichen Schlaf der Kammerfrau im Vorzimmer gesehen. »Der Fremde schien eine Zauberkraft auszuströmen und um sein Haupt glänzte es wie ein heller Schein.«

Der Provincial lächelte und ließ sich den Fremden genau Zug für Zug beschreiben.

Als Robert dies mit der Ausführlichkeit eines Porträtmalers gethan, lächelte der Provincial erſt ſtill vor ſich hin, dann ſagte er langſam und feierlich: »Nach der Schilderung, welche Sie mir von dem Manne machen, der ſo plötzlich zwiſchen Sie und Marcell getreten, bleibt kein Zweifel, daß Sie jenes geheimnißvolle Weſen geſehen, welches unter dem Namen eines Marquis von Saint Germain in ganz Europa bekannt iſt, ohne daß es bisher noch Jemand gelungen wäre, über das frühere Leben dieſes Mannes etwas Sicheres zu erfahren. Er ſpricht von Begebenheiten des fernſten Alterthums, als wenn er ſelbſt dabei geweſen, er will in Zeiten gelebt haben, welche ſeit langen Jahrhunderten verſchwunden ſind, und ſieht mit dem geiſtigen Blicke eines Propheten in eine ferne, nebelgraue Zukunft. Er ſoll die wunderbare Gabe beſitzen, ſich mit der Schnelligkeit des Gedankens von einem Orte zum andern zu verfügen; für ihn ſoll es keine Entfernung im Raume, kein Geheimniß in der Natur geben.«

»Und glauben Sie ſelbſt an alle dieſe Wundergaben?« fragte Robert zweifelnd.

»Ich glaube nicht daran, aber ich will Ihnen ein offenes Geſtändniß ablegen, ich werde auch nie Etwas dazu thun, um ſelbſt den Schleier von dem Geheimniß zu reißen, mit welchem der Marquis ſich umgibt. Ich weiß nur ſo viel, daß er als einer der geheimen Obern der Eingeweihten des letzten Grades im Maurerorden allgemein anerkannt wird, noch mehr aber, daß er auch eine der edelſten, der frömmſten, der begeiſtertſten Naturen iſt. Das iſt es, was meine Seele an die ſeinige kettet, was mich ſein ganzes Wirken mit ſo brüderlicher Theilnahme verfolgen läßt. Das Ziel, dem er und der *Bund zuſtreben*, welcher unter ſeiner unmittelbarſten *Leitung ſteht, iſt das* erhabenſte, welches ein Menſch im

Auge haben kann, es ist das Vorarbeiten der Entwicklung des Menschengeschlechtes für die Zukunft.«

Robert hatte aufmerksam zugehört. Es war ihm nicht entgangen, daß der Provincial mit ungewohnter Wärme, sogar mit einem Anfluge von Begeisterung gesprochen, und vor seine Erinnerung traten jetzt alle jene Augenblicke, worin dieser selbst ihm als einer jener Menschen erschienen war, die aus dem Kreise der Gewöhnlichkeit herausgetreten. Sollte zwischen ihm und Saint Germain vielleicht irgend eine Verbindung bestehen? Diese Vorstellung drängte sich ihm mit Gewalt auf und faßte rasch feste Wurzel; doch wagte Robert nicht, auch nur durch die leiseste Andeutung seine Gedanken zu verrathen, während sein Vertrauen zu dem Provincial so stark wirkte, daß er nach den eben gehörten Aeußerungen nicht umhin konnte mit ehrerbietigem Staunen an die Erscheinung Saint Germains zurückzudenken.

Wenn der Provincial auch diesen Gedankengang vielleicht errieth, so ging er wenigstens nicht darauf ein, sondern stellte noch einige Fragen über den Hergang im Schwan, und sagte dann:

»Kein Zweifel, daß es sich hier um den letzten Angriff auf die Erbschaft des Baron Linden handelt. Offen gegen diese Bande aufzutreten, welche mit dem Franzosen hier zusammen arbeitet, wäre zu gewagt, so lange wir nicht genau wissen, wer die Hände mit im Spiele hat. Daß es sich allein um Geld handeln sollte, dünkt mir nicht wahrscheinlich, denn jene Männer in Frankreich, als deren Werkzeug Marcell hier schon einmal erschienen ist, führen, wie Sie selbst wissen, andere Dinge im Schilde. Meine Vermuthung ist, daß man hier unter dem Vorwande, sich dieser Schätze zu bemächtigen, nur Handlanger sammeln will, welche man

mit der Schale ködert, ohne ſie mit dem innern Kern der Sache bekannt zu machen.«

»Und Saint Germain? Was ſoll der Wunderthäter hier wollen?«

»Seine Anweſenheit ſcheint mir eben zu beweiſen, daß es ſich um etwas mehr als einen bloßen Raubzug handelt. Er tritt nur dann ſelbſt und eingreifend auf, wenn größere Intereſſen auf dem Spiele ſtehen. Doch darüber hoffe ich Ihnen bald Auskunft geben zu können. Vor allem muß es ſich jetzt darum handeln, Linden vor dem drohenden Schlage zu warnen, aber auch ihn ſelbſt zu überwachen, damit ſein ungeſchickter Eifer nichts verderbe. Dann müſſen wir in die Verbindnugen, welche Marcell hier unterhält, wenigſtens einen treuen und verläßlichen Menſchen einzuweihen ſuchen. Wir müſſen mit einem Worte dieſelben Mittel gegen unſere Feinde gebrauchen, welche ſie gegen uns anzuwenden ſich nicht ſcheuen. Glauben Sie mir, Robert, man hat meinem Orden den Vorwurf gemacht, daß er den Grundſatz aufſtellte: »Der Zweck heiligt das Mittel!« Sehen Sie in allen Verhältniſſen der Welt ſich um, und Sie werden finden, daß nicht allein Lebensklugheit dieſe Maxime gebietet, ſondern daß ſie meiſt ohne Wiſſen ſelbſt von den edelſten und reinſten Geiſtern angewendet wird. So lange in der menſchlichen Geſellſchaft nur der Erfolg und nicht das Wollen entſcheidet, ſo lange wird man daran denken müſſen, Erfolge zu erringen, und ſei es um welchen Preis immer!«

»Und was ſoll ich thun? Wie ſollen meine Mutter und meine Schweſter dieſem Sturme entgegentreten, welcher jetzt wahrſcheinlich ſich auch gegen ſie heranwälzen wird? Ich kenne *Marcell, und* habe es heute erſt wieder geſehen, *daß er zu Allem entſchloſſen* ſcheint.«

»Beruhigen Sie ſich darüber. So wie Sie heute im entſcheidendſten Augenblicke einen Verbündeten erſcheinen ſahen, an welchen Sie am allerwenigſten denken konnten, ſo wird jeder Schritt von Ihnen von Freunden bewacht ſein, auf deren Sorgſamkeit Sie ſich verlaſſen können. Sie ſind ein koſtbares Pfand gegen jenen Marcell, denn Sie ſind der Einzige, dem er bei ſeiner letzten Anweſenheit in Wien mehr als er hätte ſagen ſollen entdeckt hat, weil er vorausſetzte, in Ihnen einen Genoſſen ſeiner Pläne zu finden. Nun möchte er um jeden Preis Sie entweder gewinnen oder verderben. Daher alle ſeine Schritte, daher die Einladung zu Ihrer Halbſchweſter, dieſer — —«

»Die arme Helene,« unterbrach ihn Robert, »ſie ſchien bei meinem Anblicke die ganze Schwere der alten Erinnerungen zu fühlen, es war ſichtlich, daß in ihr zwei verſchiedene Gefühle kämpften, jenes gute, das ſie zu mir hinzog, und jenes, das ſie nur für die Pläne Marcells leben läßt.«

»Sie wird gerettet werden!« ſagte der Provincial in einem Tone von Beſtimmtheit, welcher Robert auffiel. »Sie wird zurückkehren in den Schooß Ihrer Familie, aus welcher ſie von verruchter Hand geriſſen wurde.«

»Sie wiſſen es?« fragte Robert erſtaunt. —»Warum nicht?« antwortete der Provincial ruhig, »hat mir doch Ihre Mutter die Geſchichte jener Unglücklichen erzählt, welche ſo viele zärtliche Sorgfalt mit ſo viel Undank gelohnt hat. Doch ſprechen wir nicht weiter darüber. Unſere Sorge muß von heute an daranf gerichtet ſein, zu jeder Minute einen heimtückiſchen Angriff zu erwarten, um ihm nie unvorbereitet zu begegnen. Ich werde meine Maßregeln treffen, wie ein Feldherr, welcher eine entſcheidende Schlacht zu ſchlagen hat. Ihnen rathe ich, nichts ſelbſtſtändig zu thun, mit Niemand

über die Sache zu ſprechen, auf den Sie ſich nicht unbedingt verlaſſen können, und keinen Verſuch zu machen, voreilig eine Entſcheidung herbeizuführen. Wir wollen den Feind alle ſeine Vorbereitungen treffen laſſen, wir wollen erſt ſehen, welche Mittel man gegen Sie und Linden anwenden will. Was Ihre Mutter und Ihre Schweſter betrifft, ſo werde ich ihnen gerade ſo viel mittheilen, als ſie wiſſen müſſen, um nicht eines heimtückiſchen Zufalls Beute zu werden.«

»Und Linden? Soll ich Carl benachrichtigen, damit er ſeinen Oheim warne?«

»In jedem Falle und ſobald als möglich. Aber es wäre gut, wenn Sie nicht ſelbſt mit ihm ſprächen, denn ich müßte meine Leute ſehr verkennen, wenn Sie nicht bereits in dieſem Augenblicke von Spionen umgeben wären, um jeden ihrer Schritte zu belauern. Haben Sie keinen verläßlichen Mittelsmann, klug und verſchlagen, aber zugleich treu und ergeben?«

Robert ſann einen Augenblick nach. »Ich hätte wohl einen ſolchen,« ſagte er endlich, »aber ich beſorge, daß er zu leichtſinnig für einen ſo wichtigen Auftrag iſt. Ich fürchte jetzt faſt ſelbſt, mich einem Fremden anzuvertrauen. Und doch wird es ſein müſſen! Es iſt jener alte Student, der ſeit Kurzem bei mir als Schreiber iſt; eine gute Haut, aber —«

»Ich kenne ihn, ich ſah ihn bei Ihrer Mutter. Sein Leichtſinn wird hier nicht ſchaden, weil Menſchen dieſer Art um ſo freudiger und feſter etwas angreifen, wenn ſie Gelegenheit finden, ungeſtraft eine kleine Bosheit auszuführen. Und Dank iſt er Ihnen auch ſchuldig. Er wird es als eine Ehrenſache *anſehen*, Ihre Befehle in dieſer Angelegenheit *pünctlich zu erfüllen*. Leben Sie wohl, veranſtalten Sie, was

wir beſprochen haben, ich werde dasſelbe in meinem Kreiſe thun. Von heute an ſchreiben Sie mir auch nicht. Vermeiden Sie es einige Zeit, Ihre Mutter zu ſehen; die Entſchuldigung werde ich übernehmen — bald hören Sie eine neue Nachricht von mir.«

Robert begleitete ihn zur Thüre, und bemerkte, als der Provincial dieſe öffnete, daß Rubin bereits im Vorzimmer wartete, und zwar mit ſichtlicher Ungeduld.

VIII.

»Das gnädige Fräulein Baronin muß eine gar gute Geſundheit haben,« meinte die Hausmeiſterin aus dem Freihauſe in einer traulichen Stunde zur Frau Nani, welche eigentlich eines Geſchäftes wegen zu ihr gekommen war, dieſes aber vergeſſen zu haben ſchien, um ſich der ſüßen Gewohnheit des »Plauſchens« hinzugeben. Die Frau Godl der heitern Margarethe hätte gar zu gern die Wirkung erfahren, welche jene Ueberraſchung im Belvederegarten auf die Baronin gemacht, und verſuchte nun durch weitausgeholte Fragen ſich zu erkundigen, ob Frau Rosl irgendwie von einem Abenteuer unterrichtet ſei.

»Das gnädige Fräulein Baronin muß eine gar gute Geſundheit haben, daß ſie ſo viel Gall ausſtehen kann,« hatte die Hausmeiſterin geſagt, und begann nun durch eine ausführliche Erzählung ihre Freundin von dem Herzenszuſtande der Baronin zu unterrichten. — »Nix iſt's mit dem jungen Baron Linden,« ſagte Frau Rosl eifrig, »der ſchaut die Baronin gar nicht mehr an, und kommt doch jeden Tag faſt ins Haus hieher, aber freilich nicht mehr in den erſten Stock, nur in den dritten zur Haimon Sophie, es iſt, als wenn er es dem gnädigen Fräulein mit Fleiß thun möchte, gerade ſo

wie der Christoph, sein Bedienter; der schlechte Kerl pfeift sich noch recht ein Stückl, wenn er ins Haus auf die hintere Stiege hinaufgeht, wie ein Postillon, daß man wissen soll, er ist da.«

»Und wegen was ist denn schon wieder der ganze Verdruß gewesen?« fragte Frau Nani.

»Wegen was denn? Ja, das erfährt unsereins nicht so leicht. Ich könnt' es zwar wissen, aber was geht es mich an? Der junge Baron wird ihr wohl auf etwas gekommen sein. Na, die Frau Nachbarin versteht mich schon —«

»Aber hör' die Frau Rosl auf!« rief die Andere, und schlug die Hände zusammen, »eine Baronin!«

»Nutzt nichts! Baronin hin, Baronin her, 's trifft sich halt auch und der Teufel hat manchmal eben so leicht sein Spiel, wie bei unsereinem. — Ich glaub' immer, es wird so was sein, und der junge Herr Baron sieht mir nicht darnach aus, daß er so was hinunterschlucken möchte.«

»Und weiß die Frau Nachbarin denn gar nicht wie? wann? was? Die Frau Rosl thut nur so heimlich, ihr ist doch nichts verborgen.«

»Könnt' schon sein,« meinte die Angeredete etwas geschmeichelt, »daß ich eine Spur habe, aber die Frau Nani wird wissen, man red't nicht gern einen Nachbar was nach, wo man doch nicht weiß, wie und wann, und überhaupt, ich — ich kann nicht so sein, wie Andere sind.«

»Mir aber, Frau Nachbarin, ich hab' ja auch kein Geheimniß vor Ihr, und kein Wort kommt über meine Lippen, das ist gewiß —«

»'S ist eigentlich mechant von der jungen Gnädigen, hat den hübschen Bräutigam, den sie aus Leibeskräften einer

Andern abspänstig gemacht hat, und kann sich nicht mit ihm vertragen, es hat immer Zank und Streit gegeben, und wegen was? weil sie noch mit Anderen geredet hat!«

»Weiß das die Frau Rosl gewiß? Ich kann es mir doch nicht so recht denken, das wäre ja gar zu schlecht und niederträchtig.«

Die Hausmeisterin zuckte mit den Achseln. — »Ich hab' ihr oft gesagt: Euer Gnaden, Fräulein Baronin, der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, alles auf der Welt muß ein Ende haben, und es ist nichts so klar gesponnen, es kommt doch an die Sonnen. Hat alles nichts genutzt, es war gerade, als wenn sie es erst recht zu Fleiß gethan hätte. Freilich sagte sie immer: Ich will den jungen Baron nur eifersüchtig machen, aber mein Gott und Herr, das heißt mit Feuer spielen, und ich habe noch immer gesehen, daß man sich verbrannt hat.«

»Ja, waren denn so viele?« fragte Frau Nani wieder unter der Maske der tiefsten Verwunderung.

»Ein Regiment war's freilich nicht, aber mehr als einem Bräutigam lieb sein kann, waren's gewiß. Ich kenne allein drei, und ob nicht noch ein Paar irgendwo stecken, von denen ich nichts weiß, das kann auch schon sein. Ich sag' der Frau Nachbarin, das nimmt ein Ende mit Schrecken.«

Das Gespräch der beiden Frauen wurde durch das Dienstmädchen Rosa's unterbrochen, welche die Hausmeisterin bat, zur gnädigen Baronin hinaufzukommen, welche sie dringend zu sprechen wünschte, sie selbst habe Auftrag, sie sogleich mitzubringen.

»Was muß es denn da wieder gegeben haben?« sagte Frau Rosl halblaut und bat die Nachbarin, nur einen Augenblick zu warten, sie werde gleich wieder kommen.

Es dauerte in der That nicht lange, so kam sie wieder die Stiege herab, und kaum ins Zimmer getreten, stellte sie sich vor Frau Nani hin.

»Was glaubt die Frau Nachbarin, daß es so pressantes gegeben hat? Hätt' man nicht glauben sollen, das Haus hat zu brennen angefangen, oder es ist Gott weiß was für ein Malheur geschehen?«

»Nun was ist denn, was ist denn, Frau Nachbarin?« beschwichtigte Frau Nani, »Sie ist ja ganz alterirt, beruhige Sie sich.«

»Soll man sich nicht alteriren? Sprengt Einen die Gnädige hinauf, und was gibt's? Ich soll mich bereit halten; wenn sie angezogen ist, — soll ich ihr die Karten aufschlagen. Hat die Frau Nani so was schon erlebt?«

»Die Frau Nachbarin kriegt aber ja dafür gezahlt! Und Kopfzerbrechens ist es auch nicht, man weiß ja, was man zu sagen hat!«

»Nein, ich bin noch nicht ganz in der Ordnung damit, ich habe noch nicht herausbekommen können, wer der junge blonde Herr ist, der seit ungefähr vierzehn Tagen ins Haus kommt, und die Gnädige will Alles gar genau wissen. Denk' die Frau Nachbarin nur, die glaubt wirklich an die Karten.«

»Desto besser. O je! ich ließ' sie aufsitzen, daß sie an mich gedenken möchte.«

»Das thue ich heut' auch, sie soll Sachen von mir erfahren, daß ihr die Haare zu Berge steigen, gar nicht mehr so wie früher, wo lauter Glück und Herzensfreuden und viel Geld gefallen sind. Ich will heut' mischen, daß sie nichts als Kreuz und Pick schauen soll, vor lauter schwarz soll ihr ganz grün und gelb vor Augen werden. Zahlen thut sie ohnedem *ganz schmutzig.*«

»Schon recht, Frau Nachbarin, das muß bestraft werden. Nur die Hölle heiß gemacht, dann kriecht sie eher zu Kreuz.« —

»Ja, was nützt denn das, ob sie zu Kreuz kriecht oder nicht? Die vornehmen Leut', bei denen muß es dick kommen, wenn die Jesum Christum unsern Herrn erkennen sollen!«

»Frau Nachbarin,« sagte Frau Nani leise und stieß die Hausmeisterin an: »Wer ist denn das Malefizgesicht, was da gradenweges auf das Hausthor zugestiefelt kommt? Gib die Frau Hausmeisterin Obacht, wohin die geht. Mir scheint's, wenn die von wo weggeht, heißt sie auch noch immer was Anderes mitgehen.«

»Das sollt' mir noch aufkommen in meinem Haus,« antwortete die in ihrer Amtsehre und Wachsamkeit beleidigte Frau Rosl; »aber Herr je, das ist ja eine alte Bekannte. — Wo geht denn die Frau Lorl hin?« wandte sie sich zu der eintretenden Wirthschafterin des Herrn Kanzlisten Schreiber.

Frau Lorl schien einigermaßen verlegen, als sie sich angesprochen sah. Schnell gefaßt machte sie aber gute Miene zum bösen Spiel und sagte mit grinsender Freundlichkeit: »Schön guten Morgen, Frau Rosl! Wohl auf? Die Frau wird immer jünger, mollet wie ein junges Weiberl, — unsereins dagegen, o je! dürr wie ein abgekehrter Besen. Ja ja, 's ist ein Unterschied.«

»Die Frau Lorl ist heut' in einem besonders guten Humor,« antwortete die Hausmeisterin; »mein Gott! man lebt halt fort das elendigliche Leben mit Müh und Plag'! Aber wo will denn die Frau bei uns im Haus hin? Ist vielleicht eine Post an die gnädige Jungfer Baronin auszurichten? Ich geh' jetzt auch gleich hinauf, da können wir zusammen gehen, wenn es der Frau recht ist. Die Gnädige ist ge-

rad aufgeſtanden, noch keine zwei Minuten, daß das Kuchelmenſch da war, die es geſagt hat. Oder geht die Frau Lorl anderswohin?«

»Ich hab' nur meinen Herrn geſucht. Aber wenn das gnädige Fräulein erſt aufgeſtanden iſt, ſo zeitlich macht mein Herr keine Viſiten; oder hat die Frau Rosl ihn vielleicht zum Thore herein gehen ſehen?«

»Nicht den Knopf von ſeinem Stock hab' ich geſehen, vielweniger ihn. Aber jetzt muß er ja in ſeiner Kanzlei ſein?«

»War ſchon dort, hab' ihn nicht gefunden, und ein fremder Herr will ganz nothwendig mit ihm ſprechen. — Schön guten Morgen, Frau Hausmeiſterin! Wenn er nicht da iſt, ſo muß ich ihn in der Kirche aufſuchen, dort find' ich ihn gewiß.«

»In was für einer Kirche? das iſt die Frage; der alte Hallunk ſcheint mir auch der wahre zu ſein!« Mit dieſen chriſtlichen Bemerkungen begleitete Frau Rosl die Entfernung der alten Haushälterin, während dieſe vor ſich hinmurmelte: »Das könnte ich noch brauchen, daß ich dieſer an die Naſe bände, wo ich hier im Hauſe etwas zu thun habe.«

Endlich nahmen auch Frau Rosl und Frau Nani von einander zärtlichen Abſchied, und die würdige Hausmeiſterin langte vom Kaſten zwiſchen den Porcellanſchalen ein Spiel vom Schmutz faſt ſchwarz gewordener Karten, und die Hand, worin ſie dieſelben hielt, unter dem Fürtuche verſteckt, ſtieg ſie den erſten Stock hinauf.

Roſa war ſeit einiger Zeit, vorzüglich ſeit ſie ihren letzten Angriff auf Carl und Sophie zugleich ſcheitern geſehen, und der junge Mann in Folge deſſen alle Verbindung mit ihr abgebrochen *hatte, in* der That etwas abgezehrt. Die Leidenſchaft, *welche ſie fühlte,* war nicht jenes ſanfte, erwärmende

Feuer; welches ſinkende Herzen noch aufrecht zu erhalten im Stande iſt, es war eine verzehrende Glut, die nach Nahrung lechzte, und vernichtend in ihr ſelbſt um ſich griff. Die Huldigungen, mit welchen der Kanzliſt ſich an ſie drängte, widerten ſie an, aber ſie erkannte in ihm ein gefügiges Werkzeug für ihre Pläne, eine Maſchine, welche ſie nach Belieben lenken konnte, und deswegen hatte ſie es bisher nicht gewagt, ihm alle Hoffnung abzuſchneiden. Sie erhielt ihn vielmehr immer in der Schwebe, er mußte an Hoffnungen glauben, um ihr unbedingt ergeben zu bleiben. Um dieſe Zeit war plötzlich Marcell wieder bei ihrem Vater erſchienen, um eine alte Wunde in ihrem Herzen aufzureißen. Mit ihm trat wieder jene Zeit vor ihre Seele, wo ihr Herz noch zwiſchen Robert und Carl getheilt geweſen, wo ſie ſo gerne die Huldigungen Mesmers empfing, ihres treuen Verbündeten, als ſie von Robert ſowohl als Carl ſich verſchmäht ſah; und hatte damals Marcell nicht Worte und Blicke fallen laſſen, welche ſie anders zu deuten ſich berufen glaubte, als er ſelbſt je gedacht?

In einem Anfalle von Mißmuth und Zweifel, und gepeinigt von jener nagenden Ueberfülle des Herzens, welche immer die Folge eigener Rathloſigkeit iſt, war ſie darauf verfallen, aus dem Orakel der Karten die eigene Zukunft herausleſen zu wollen. Die Hausmeiſterin, eine auf dem ganzen Grunde anerkannte Autorität im Fache der Kartenſchlägerei, war gern bereit, den Wunſch des Fräuleins zu erfüllen, und heute war der Tag, wo der Vorhang der Zukunft gelüftet werden ſollte.

Als Frau Rosl ins Zimmer zur Baronin trat, fand ſie ſchon einen kleinen Tiſch bereit gerückt, und davor einen Stuhl für ſich. Roſa ſchien beſonders ernſt zu ſein, und aus dem faſt finſteren Blicke, mit welchem das Fräulein ihren

Gruß erwiederte, ſah die Hausmeiſterin nur zu klar, daß heute nicht die Zeit zu Scherzen, zu weitläufigen Reden ſei. Aber in ihrem Innern gelobte ſie ſich in dieſem Augenblicke, alles Unheil, das nur aus einer Karte herauszuleſen möglich, in den grellſten Farben vorzubringen, und indem ſie ihr Geſicht in ganz ernſte Falten legte, begann ſie zu miſchen.

»Der Stuhl iſt für Sie,« ſagte Roſa kurz und deutete auf den Seſſel vor dem Tiſchchen.

»Bitte, Euer Gnaden, gnädiges Fräulein, das thut ſich doch nicht ſchicken, daß ich ſitze, und Euer Gnaden vor mir ſtehen laſſe.«

»Setze Sie ſich, ich will es,« ſagte Roſa und ſtützte ſich mit der Hand auf die andere Seite des Tiſches.

Die Hausmeiſterin hatte hinlänglich unter erklecklichen Seufzern gemiſcht, und legte das Spiel vor ſich auf den Tiſch.

»Bitte, Euer Gnaden, Fräulein Baronin, abzuheben.«

Roſa gehorchte. Die Karte, die ſie abhob, war — Kreuz-Aß.

»Unſer Hertgott beſchütze und bewahre uns, das iſt ein Todesfall,« ſagte Frau Rosl und machte ein ganz jammervolles Geſicht dabei.

Roſa bebte unwillkürlich zuſammen, aber ſie unterdrückte ihre Erſchütterung, und ſah ungeduldig, wie die Hausmeiſterin die ſtark verſchmierten Blätter vor ſich hinlegte.

»O je! Euer Gnaden, gnädiges Fräulein, Ihnen fällt ein ſchlechtes Blatt. Da ſehen Sie her, die Herz-Dame, das ſind Sie, und gleich daneben zwei ſo alte Schippl, die ſchwarzen Kreuze, jetzt kommt gar der Kreuz-Bub, das iſt der ſchlechte Kerl, gleich hinterdrein eine Feindſchaft, ein böſer Menſch, dem Euer Gnaden nicht trauen dürfen, — — nein,

die Karten fallen zu ſchlecht, ich will lieber aufmiſchen und noch einmal legen.«

Als ſie die neue Reihe Karten ausgelegt hatte, ſchien ſich ihr Geſicht zu erheitern. — »Das iſt gleich anders,« ſagte ſie. »Der Herz-Zehner, das iſt Glück und Freude; jetzt kommt noch das Schellen-Aß, das iſt ein Brief. Da iſt der Neuner dabei, der Brief kommt ins Haus zu Ihnen. O, Euer Gnaden, gnädiges Fräulein, jetzt gehen die Karten ſchon beſſer.«

Roſa ſah unverwandten Blickes auf die Blätter, ſie fühlte, wie ihre Wangen glühten. Die Hausmeiſterin legte eine weitere Reihe auf.

»Euer Gnaden,« ſagte Frau Rosl wie ſchelmiſch, »der Herz-König iſt doch ganz knapp bei Ihnen, was wollen Sie mehr?« Jetzt legte ſie eine neue Karte auf. »Jeſus, Maria!« rief ſie, als ſie dieſe erblickte, »das war ja ein Malheur. — Euer Gnaden, da ſehen Sie her, erſt Sie, dann der Herz-König und gleich daneben der Kreuz-Siebner! — O, die grauslichen Karten! will denn heut nichts Ordentliches kommen? Nein, da muß ich noch einmal auflegen — dreimal gilt!«

Und als ſie zum dritten Male die Karten legte, da wagte ſie gar nicht, dem Fräulein die Deutung zu offenbaren, mit einem bedauernden Blicke auf die Baronin ſtand ſie da und ſagte wie klagend: »Heut' haben Euer Gnaden einen ſchlimmen Tag, heut' geht es nicht, ich wenigſtens will keine Karte mehr anrühren.«

Roſa antwortete nicht. Sie nickte ſtumm mit dem Kopfe und winkte der Hausmeiſterin, zu gehen. Ein tiefer Seufzer rang ſich aus ihrer Bruſt, als ſie allein war.

»Beginnt das Unglück ſchon?« flüſterte ſie düſter vor ſich hin.

IX.

Als Rubin nach der Entfernung des Provincials zu Robert eintrat, zeigte er ein ſo verzweifeltes Geſicht, daß dieſer ihn beſorgt fragte, was ihm denn zugeſtoßen ſei — oder ob er vielleicht gar ihm eine ſchlechte Nachricht bringe?

»Ich weiß nicht, was ärger ſein könnte, das eine oder das andere,« antwortete der alte Student, »und doch muß ich Ihnen ſagen, daß die Sache zwar nur mich betrifft, aber auch für Sie von Intereſſe hätte werden können, wenn nicht — da ſteckt ja eben immer mein Unglück — in einem Augenblicke, wo ich glaube, daß ich auf dem Wege bin, meinem böſen Schickſal einen Streich zu ſpielen und mich für alle Zeit aus meinem Jammer herauszureißen — müſſen immer kleine Sachen, unbedeutende Hinderniſſe dazwiſchen kommen, die aber doch groß genug ſind, um wenigſtens für mich unüberſteigbar zu ſein.«

»Alſo was war es denn?« fragte Robert ungeduldig, welcher aus der langen verworrenen Einleitung wenigſtens ſo viel entnahm, daß es ſich um nichts Wichtiges handeln könne.

»Sie wiſſen,« erzählte Rubin, »daß ich auf Ihren Rath den einen Spießgeſellen des Kanzliſten, dieſen Kikelberger, nicht mehr aus den Augen ließ, und ſelbſt das Opfer brachte, die ſchlaff gewordenen Bande meiner Herzensneigung *zu Kathi wieder* ſtramm zu ziehen. Der Erfolg war *freilich ganz ſo wie ich* erwartet hatte. Kikelberger war nicht

zu ſtolz, den Anbeter ſeines Dienſtmädchens mit ſeiner Freundſchaft und zum großen Theile auch mit ſeinem Vertrauen zu beehren, und wir waren ſchon ſo dicke Freunde geworden, daß ich ihn über dies und jenes von ſeinen Verhältniſſen ausfragen konnte. Er hatte mir ſogar anvertraut, daß er Mitglied einer geheimen Loge ſei, welche auf der Wieden arbeite, und daß alle Mitglieder in ganz kurzer Zeit reiche Leute ſein würden.

»Wer hat Ihm denn das geſagt?« fragte ich ihn geſprächsweiſe, und ſchien außerordentliches Intereſſe an der Sache zu nehmen.

»Wer anders als unſer Meiſter? Das iſt ein Mann, der verſteht es noch beſſer, als der geheime Kanzliſt!«

»Ja, was denn? was verſteht er denn?« fragte ich, jetzt wirklich neugierig.

»Kikelberger ſah mich eine Weile ganz verwundert an. — »Er ſcheint ja gar nicht zu wiſſen, um was es ſich bei uns handelt,« ſagte er endlich.

»Wie ſollte ich denn? ich bin ja kein Mitglied, und — ſonſt iſt Alles ſo geheim! — Mein Mann lächelte bei dieſen Worten vor ſich hin, und nahm hintereinander ein paar ſtarke Priſen. Er ſchien über etwas nachzudenken, aber ich ſah, wie er mich von der Seite fortwährend anſchielte, offenbar unſchlüſſig, ob er mir mehr ſagen, oder das Weitere verſchweigen ſolle. Ich wollte ihn nicht auffordern, ihm auch nicht entgegenkommen, denn ich kenne dieſe Art Menſchen, man muß ſie an ſich herankommen laſſen, wenn man etwas erfahren will.

»Ja, ſieht Er,« ſagte er endlich, und rückte mir ganz *nahe auf* den Leib, »unſer Meiſter verſteht das Goldmachen, *und alle unſere* Meiſter verſtehen es; wer alſo in die höhe-

ren Grade aufgenommen wird, der ist für seine Lebtage ein gemachter Mann.«

»Warum laßt Ihr Euch denn also nicht aufnehmen, Freund Kikelberger?« fragte ich ganz harmlos, »oder werdet Ihr vielleicht nächstens aufgenommen, weil Ihr doch eben sagtet, daß Ihr alle in kurzer Zeit gemachte Männer sein werdet?«

»Hm, hm, hm!« sagte er ganz verdrießlich, »hat sich etwas mit dem Aufnehmen! das geht nicht so leicht, vorzüglich wenn man erst ein kaum freigesprochener Lehrbub ist. Ja — wenn ich einer von den reichen Leuten wäre, die mit dem Gelde herumwerfen können, bei denen geht es im Galop durch alle Grade, und über Nacht kann einer Großmeister werden. Da kommt die Weisheit mit den Ducaten. Aber bei uns armen Teufeln!« — —

»Ich schwieg und antwortete nicht, ich wollte sehen, wohin er endlich hinauswollte, denn daß dies alles nur Einleitung, war mir klar. — In der That räusperte er sich erflecklicher, dann trank er einen herzhaften Schluck und seine Hand auf meinen Arm legend, raunte er mir ins Ohr:

»Ihr seid ein gescheidter Mensch, ein Studirter, wir zwei könnten unser Glück machen, wenn wir zusammenhalten wollten.«

»Ich antwortete nicht, aber mein fragender Blick mußte deutlich genug gesprochen haben, denn er fuhr gleich darauf fort:

»Wie wär' es denn, wenn Ihr Euch ein paar hundert Gulden verschaffen könntet? ich schlage Euch dann vor, Ihr werdet *aufgenommen*, und wenn wir dann Beide drin sind, *so wenden wir das* übrige Geld daran, um in die höheren

Grade zu kommen, Ihr seid ein studirter Mann, Ihr müßt dann das Goldmachen noch besser verstehen, und wir . . .«

»Was denn?« fragte ich neugierig.

»Nun, dann machen wir in Compagnie Gold, nichts als Ducatengold, bei Tag ich und bei der Nacht Ihr, und in einem halben Jahr kaufen wir uns die halbe Wienerstadt mitsammen.«

Robert konnte sich des Lachens nicht enthalten. — »Was haben Sie dem Narren geantwortet?« fragte er.

»Natürlich, daß ich kein Geld habe! Im nächsten Augenblicke aber, als ich sah, wie er durch diese Antwort merklich kälter gegen mich wurde, bereute ich es schon und verwünschte meine Armuth, denn ein Plan war mir durch den Kopf gefahren, dem Sie gewiß Ihre Billigung nicht versagen werden. Ein Plan, den nicht durchsetzen zu können mich der Verzweiflung nahe bringen würde. Sie glauben nicht, wie der Aerger, daß ich nicht das Geld habe, mich seit gestern quält. Wenn ich dem Kikelberger nur ein paar Gulden Drangabe hätte geben können!«

»Ihr Plan, was soll es damit? Ist es etwas, das bei unserem Werke von Wichtigkeit ist?«

»Von der größten Wichtigkeit — wenn Sie auf meinen Plan eingehen und wenn sich Jemand findet, der es übernimmt, die weitere Rolle zu spielen. Denn ganz ohne Gefahr ist die Sache am Ende doch nicht.«

»So,« sagte Robert betreten; »lassen Sie hören, ich bin außerordentlich neugierig!«

»Sie werden sich erinnern, daß Ihr vortrefflicher und *würdiger* Freund, der ehemalige Provincial, es für sehr *wünschenswerth* hielt, einen Einblick in das Treiben dieser

Menſchen zu erlangen, von denen wir wiſſen, daß ſie ihre Loge auf der Wieden halten.«

»Und was glauben Sie, daß da geſchehen ſoll?« fragte Robert, welcher den Plan ſeines Famulus zu ahnen ſchien.

»Ich bin der Meinung,« ſagte Rubin, »daß Kikelberger, dem es überhaupt nur darum zu thun ſcheint, ein Stück Geld zu bekommen, von wem und unter welchen Bedingungen, das mag ihm gleich ſein, — daß dieſer alſo mich vorſchlägt, und wenn mein Name keinen Anſtand für die Aufnahme gefunden hat, ſtatt meiner den Provincial dann einführt.«

»Glauben Sie, daß dieſes möglich ſein dürfte?« ſagte Robert überraſcht.

»Warum nicht? Er ſchlägt mich vor, er verſchafft ſich ſogar einige Anhänger, welche ſeinen Vorſchlag für mich unterſtützen, die Geſellſchaft entſcheidet über Aufnahme oder Verwerfung, ich werde aufgenommen. Bis dahin braucht mich noch Niemand, als Derjenige, der mich vorgeſchlagen hat, genau zu kennen, — die Andern urtheilen und entſcheiden nach dem Rufe und nach den ſogenannten Erkundigungen.«

»Wie werden dieſe aber ausfallen, Freund Rubin?« ſagte Robert lachend.

»Ich bin nur ein Opfer der Verhältniſſe, ich könnte eben ſo gut den vortrefflichſten Ruf haben. Doch laſſen wir den Ruf bei Seite. Sind dann dieſe Formalitäten, bei welchen ich nicht anweſend zu ſein brauche, geſchloſſen, und kommt es endlich zum Abend der wirklichen Aufnahme, ſo nimmt der Provincial auf eine Stunde meinen Namen an, *Kikelberger führt ihn ein*, er hat Gelegenheit, in den dunkeln Gemächern alle Myſterien der Aufnahme eines Mitglie-

des kennen zu lernen, er ſieht endlich die ganze Verſammlung vereinigt, und hat wenigſtens, wenn auch nicht die tiefſten Geheimniſſe, ſo doch einige Fäden in der Hand, an welchen man dann weiter fortſpinnen kann. Was ſagen Sie alſo dazu? Halten Sie dieſen Plan, der nur auf einer einfachen Verwechslung der Perſonen beruht, nicht für eben ſo leicht möglich als ausführbar, um ſo mehr, als uns die Hilfe Kikelbergers zur Seite ſteht, der für einige Gulden ganz der Ihrige iſt?«

Robert ging langſam und nachdenkend im Zimmer auf und ab. Er verbarg es ſich nicht, von welcher Wichtigkeit es wäre, die Maurer mitten in ihrer geheimnißvollen Verſammlung überraſchen und auf ſolche Weiſe vielleicht in Kurzem entlarven zu können. Endlich ſetzte er ſich nieder und ſchrieb dem Provincial ein Briefchen, worin er ihm Rubin und ſeinen Plan empfahl, und ſeinem eigenen Ermeſſen die Entſcheidung anheimſtellte. An Carl aber ſendete er ſogleich einen ſeiner Diener aus der Kanzlei, um ihn zu ſich bitten zu laſſen. Er mußte ihm ja das, was er ihm von Marcell und über ſeinen Oheim zu ſagen hatte, mittheilen, und zudem glaubte er von Carl am leichteſten vorläufig jene, freilich nicht ſehr bedeutenden Geldmittel erhalten zu können, welche er für Rubin brauchte.

Beide Briefe gingen an ihre Beſtimmung ab, und es dauerte nicht lange, ſo erſchien Carl ſelbſt, um über jene hingeworfenen Andeutungen ſich Auskunft zu holen.

Zwiſchen den beiden jungen Leuten war ſeit einiger Zeit, vorzüglich ſeit Carl ſich gänzlich von Roſa entfernt hatte, und der Provincial ſelbſt immer ſeine Partei bei Robert *nahm*, wieder die alte Innigkeit des Vertrauens zurückgekehrt. Jetzt umſchloß ſie wieder nicht allein das Band der alten

Freundſchaft, ſondern es war dieſes noch feſter durch die ſüße Kette gezogen, in welche Carl ſich freudig von Sophien hatte feſſeln laſſen. Der goldlautere treue Character des jungen Linden hatte ſich mit unbedingtem Vertrauen an Robert hingegeben, und trotzdem ſie in einem ziemlich gleichen Alter waren, hatte Carl doch gern eine gewiſſe Souveränetät anerkannt, welche der Bruder ſeiner Geliebten, faſt ohne es ſelbſt zu wollen, über ihn ausübte.

Aber nicht die Verbindung durch Sophie allein war es, welche die jungen Leute ſo feſt aneinander geknüpft hatte, es erwartete Carl vielmehr von dem Eifer Roberts und ſeiner Freunde, daß es ihnen endlich doch gelingen werde, den alten Baron Linden aus den Händen jener Geſellen zu reißen, in welche er blindlings und faſt wie verzaubert ſich geſtürzt hatte. Die traurigen Erfahrungen, welche er in früherer Zeit mit Marcell, mit Bacciochi und Zwirner gemacht, deren Falſchheit ſich ihm offenbart, die Enttäuſchung, welche er bei Roſa gefunden hatte, waren ſcheinbar immer noch nicht ſtark genug geweſen, um ihn zur Erkenntniß deſſen zu bringen, was man eigentlich mit ihm vorhabe.

Deswegen hatte Carl ſeinen Freund Robert ſo ſehr gebeten, ſich der Angelegenheit ſeines Oheims anzunehmen, und dieſer um ſo freudiger ſich dazu bereit finden laſſen, weil dieſe Intereſſen mit jenen, welche er und ſeine Freunde an der Entlarvung des betrügeriſchen Vereins der Adepten hatten, ſo ganz nahe zuſammenliefen.

Dem eintretenden Freunde theilte Robert ohne viele Einleitung und Umſchweife ſo viel von dem gegen ſeinen Oheim gerichteten *Plane* Marcells mit, als ihm ſelbſt aus den bisherigen *Unterredungen* mit dem Franzoſen klar geworden.

Flore's Anweſenheit glaubte er ihm vor der Hand noch verſchweigen zu müſſen.

Carl hörte nicht ohne Ueberraſchung, in welche ſich unverkennbar ein Ausdruck des Schreckens gemiſcht hatte, die Mittheilung an. Eine dunkle Ahnung ſagte ihm, daß ſein Freund voll Schonung ihm einen Theil deſſen verſchweige, was er ſelbſt noch wiſſe, wenigſtens was er ſelbſt befürchte. Robert hatte deswegen kaum ausgeſprochen, als Carl raſch nach ſeinem Hute griff.

»Wohin?« fragte Robert verwundert, welchem dieſe plötzliche Unterbrechung auffiel.

»Wie kannſt Du noch fragen, wohin?« rief Carl, »muß ich nicht ſehen, keinen Augenblick zu verlieren, um meinen Oheim von der Gefahr, welche ihm droht, von dem Verderben, das auf ſeinem Wege ſchleicht, zu benachrichtigen? Robert, wenn ich eine Bitte an Dich ſtellen dürfte, ſo wäre es dieſe, ſchenke mir jetzt eine Stunde, und laß mich dieſen Gang nicht allein machen. Mein Onkel hält viel auf Dich, dein Wort iſt von großer Wirkung auf den alten Mann, Du vermagſt mehr über ihn als ich, ſein eigener Neffe, ſein einziger Verwandter, den er auf dieſer Welt hat. Schlage mir die Bitte nicht ab, Robert, begleite mich.«

»Wenn Du davon einen Vortheil erwarteſt, gern!« ſagte der junge Mann, und rief einen ſeiner Schreiber herein, dem er mittheilte, daß er für eine kurze Zeit ſich entferne, daß er aber bald wieder kommen werde. Wenn man ihn ſuchen ſollte, ſo bitte er nur zu warten.

Die beiden jungen Leute eilten nun mit raſchen Schritten der Freiung zu, wo der alte Baron Linden wohnte. Eine beunruhigende Ahnung ſchien ſich beſonders Carls bemächtigt zu haben, und er konnte ſich nicht enthalten, auf dem Wege

mehrmals ſeine Beſorgniſſe gegen Robert auszuſprechen, der ihn aber, obgleich ſelbſt befangen, doch zu beruhigen ſuchte.

Endlich kamen ſie im Hauſe an, und der erſte, dem ſie auf der Treppe begegneten, war der Kammerdiener des alten Barons, der eben im Ausgehen begriffen war. Ohne ſich ſeine Beſtürzung erklären zu können, fühlte Carl doch all ſein Blut erſtarren.

»Wie kommt es, daß Er jetzt ſchon ausgeht, Jean?« fragte er, »ſchickt Ihn etwa mein Oheim fort?«

»Euer Gnaden werden entſchuldigen, aber der gnädige Herr Baron ſind bereits ausgegangen, und da glaubte ich—«

»Mein Oheim ſchon ausgegangen? Wie kommt das? Er geht ja ſonſt niemals um dieſe Zeit aus.«

Der Kammerdiener zuckte mit den Achſeln und ſagte endlich: »Der gnädige Herr Baron mag dringende Geſchäfte gehabt haben, denn er wurde abgeholt, und ich mußte ihn ſehr raſch ankleiden. Er hat ſich nicht einmal ordentlich pudern laſſen.«

»Dringende Geſchäfte? Er wurde abgeholt? Das ſind Räthſel. Wer hat ihn abgeholt? Kennt Er den Mann?«

»Freilich, Euer Gnaden,« antwortete Jean, »warum ſoll ich den Herrn geheimen Kanzliſten Schreiber nicht kennen? Er kommt ja ſo oft zu uns ins Haus. Und heute muß es ſehr dringend geweſen ſein!«

Carl blieb im erſten Augenblicke bei dieſer Nachricht wie erſtarrt ſtehen. Ein Blick des Verſtändniſſes, den er mit Robert wechſelte, zeigte ihm, daß dieſer ganz denſelben Gedankengang haben müſſe. Er winkte dem Kammerdiener mit der Hand, dieſer ſtieg die Treppe weiter hinab, die beiden

jungen Leute eilten aber raſch in jene Abtheilung der Wohnung, welche der alte Linden inne hatte, und ſchloſſen ſich in das Arbeitszimmer des Barons ein.

Kurze Zeit darauf traten ſie wieder heraus. — Carl war auffallend bleich, aber auf ſeinem Antlitze lag derſelbe Zug von Entſchloſſenheit, wie auf jenem ſeines Freundes.

X.

Antonie ſaß in Maria's Zimmer und blickte traurig vor ſich hin, während Maria vor ihr ſtand und ihr eifrig zuſprach. — »Sie quälen ſich mit trüben Gedanken,« ſagte ſie, »und doch ſehe ich es Ihnen an, daß eine Stimme in Ihrem Herzen ganz anders ſpricht, als Ihre Furcht Sie ſehen läßt — und glauben Sie denn dieſem Anwalt in Ihrem Innern nicht mehr als Ihrer Beſorgniß?«

Antonie blickte mit einem tiefen Seufzer auf und ſtrich ſich nachdenkend die Locken aus der Stirn. Man ſah es deutlich, daß ſie einen ſchweren Kampf in ihrem Innern rang, und nach einem Auswege aus dem Labyrinthe Ihrer Gedanken ſuchte. Die Unruhe, welche in ihrer Seele zu toben ſchien, ließ ſie nicht lange ruhig ſitzen; plötzlich ſtand ſie mit einer raſchen Bewegung auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab. Maria ſah ihr mit Blicken der zärtlichſten Beſorgniß nach, in welchen ſich ebenſo viel Theilnahme als Unruhe ſpiegelte.

Endlich blieb die junge Frau vor ihrer alten Dienerin ſtehen.

»Marie,« ſagte ſie, »ich kann eine quälende Sorge nicht aus meiner Seele bannen. So ſehr ich auch vertraue, *und ſo ſtark* mein Glaube an Robert iſt, mir iſt es immer,

als wenn eine innere Stimme mir zuflüſterte, daß dieſer Gang für ihn ein gefahrvoller geweſen. Und er iſt noch nicht zu Hauſe!«

»Ein gefahrvoller? Wie doch ein Herz für ſeinen kleinen Kummer einen ſo ſchwerwiegenden Namen wählen kann! Welche Gefahr ſollte ihm drohen? es iſt ja die Schweſter, welche ihn zu ſich gebeten, und ſeine Ueberraſchung, als er den Brief erhielt, hatte nichts von einer Befürchtung an ſich.«

Antonie ſah lange und aufmerkſam der alten Frau ins Auge. — Kann dieſes gefahrvoll nicht auch mir gelten? Sind wir denn ſo ſicher, daß der Brief von ſeiner Schweſter herrührte? Wiſſen wir denn nicht, daß dieſe Schweſter ſich hier befindet, hier wohnt, bei ſeiner Mutter iſt, und nun auf einmal dieſes geheimnißvolle Schreiben, dieſe Fremde, dieſe Verwandte, die ſo plötzlich und unerwartet auftaucht!«

Die alte Maria ſah der Sprechenden wehmüthig ins Auge. — »Sie zweifeln,« ſagte ſie, »Sie glauben nicht an ſein Wort? O, das iſt ein ſchlimmes Zeichen, denn wo das Vertrauen zu mangeln beginnt, da ſchwindet auch der Glaube, dieſe feſteſte Stütze eines wahren Herzensglückes.«

»Ich kann mich von dem Gedanken nicht losreißen!« rief Antonie leidenſchaftlich aus, »daß dieſes Weſen ſtörend in das ruhige Glück ſeines Lebens eingreifen wird, und deswegen — deswegen. — Sage mir, haſt Du ſelbſt und genau den Brief geleſen, haſt Du kein Wort überſehen, Dir Alles ſo eingeprägt wie es wirklich geſtanden hat? — Du ſchweigſt? — Du lächelſt? — Was ſoll dies?«

»O, wie dieſe erwachende Eiferſucht Sie ſchön kleidet!« ſagte die Alte lächelnd; »wie Ihre Wange glüht, und Ihr Auge ſo *glänzend ſtrahlt!* Aber beruhigen Sie ſich, es kann *nur ein Schreiben ſeiner* unglücklichen Pflegeſchweſter geweſen

ſein, und ich erinnere mich, von der Geſchichte vor einigen Jahren gehört zu haben. Man ſprach ein paar Tage lang davon, als das Mädchen ohne bekannte Urſache plötzlich das Haus der Mutter Haimon verlaſſen hatte.«

Antonie hatte augenſcheinlich ſehr aufmerkſam zugehört, und ſchien jetzt, während ſie Maria feſt anſah, über einem Gedanken zu brüten.

»Ich will Dir meine Gedanken ſagen, Maria,« begann ſie endlich, »ich will wohl nach deiner Verſicherung glauben, daß dieſer Brief wirklich von jener Pflegeſchweſter herrührt; aber was bewog ſie, ſo plötzlich in Wien zu erſcheinen, in welchen Verhältniſſen befindet ſie ſich, in welcher Umgebung iſt ſie, und was kann der Zweck ſein, daß ſie ihrem Bruder einen derartigen Brief geſchrieben hat?«

Maria zuckte zweifelnd mit den Achſeln. »Wer kann das wiſſen?« ſagte ſie. —

»Meinſt Du?« entgegnete Antonie mit Feſtigkeit und Nachdruck. »Nun, ich ſage Dir, daß ich es wiſſen will, daß ich es erfahren muß.«

»Aber wozu?« warf die Alte ein. »Was bewegt Sie zu ſolchem Mißtrauen? Glauben Sie denn in der That eine Urſache zu haben?«

»Nenne es nicht Mißtrauen, was nur Beſorgniß, und mehr als dieſes — wahre innere, unerklärliche Angſt des Herzens iſt. Ich ſage Dir, eine geheimnißvolle, mahnende Stimme raunt mir ins Ohr: Dieſer Brief droht ihm mit einem Unglück, und ich ſehe nur ein Mittel, mich zu beruhigen, indem ich ihn zugleich beſchütze.«

»Ich begreife Sie nicht,« ſagte Maria verwundert, aber den entſchloſſenen Character Antoniens kennend, wagte ſie keine Widerrede.

»Ich werde den einfachſten Weg ergreifen, den es hier in einem ſolchen Falle gibt,« fuhr Antonie fort, »ich werde trachten, mir auf irgend eine Weiſe, auf welche, weiß ich ſelbſt noch nicht, das Vertrauen dieſer Helene zu erwerben, ich werde ihre Bekanntſchaft ſuchen, ich will zu ihr, und ſelbſt die Verbindung, die mir Licht über Alles geben ſoll, anknüpfen.«

»Und wenn dieſer Verſuch mißglückt, wenn ſie Ihnen ſtolz und ſchroff entgegentritt, oder wenn andere Hinderniſſe ſich aufthürmen, was wollen Sie dann thun? Dann, wo Sie einen Theil Ihres Planes vielleicht ſchon enthüllt haben?«

»Fürchte das nicht. Ich werde nicht ſo voreilig handeln. Vor allem muß ich ſie ſehen. Ihr Anblick wird mir ſchon genug ſagen, um danach mein weiteres Verhalten einrichten zu können. Eine Sorge iſt es aber nur, die mich dabei beunruhigt; wenn Robert mich einmal zufällig dort überraſcht, er könnte meinen Schritt dann anders auslegen —«

»Für eine Frucht der Eiferſucht etwa?« ſagte Maria lächelnd, und hob wie drohend den Finger gegen Antonie.

»O, wie Du kindiſch biſt mit deinen grauen Haaren! Könnte ich Dir das Gefühl beſchreiben, das ſich bei dem Gedanken an dieſe Fremde in mir regt, die phantaſtiſchen Bilder, welche wie traumhaft dabei vor meiner Seele vorüberziehen, Du würdeſt mich verſtehen, nur ich bin überzeugt, Du würdeſt mir Recht geben bei meiner Sorge, ja gewiß noch zu größerem Eifer anſpornen.«

»Und für mich bleibt nichts zu thun?« fragte die Alte.

»Du mußt mich zu unterrichten ſuchen, in welchen Stunden Robert *ſeine* Schweſter ſieht, damit ich nie mit ihm *zuſammenkomme.*«

»Und wer wird Sie denn bei jener Helene aufführen, wer werden Sie sein?«

»Die Gräfin von Raunek wird der fremden Dame im Schwan ihr Billet schicken!« sagte Antonie nicht ohne einen Anflug von Stolz.

Seit Flore die Unterredung mit Robert gehabt hatte, schien in ihrem Innern eine Veränderung sich vorzubereiten, welche dem scharf beobachtenden Blicke Marcells nicht entging. Seine finsteren Mienen sagten ihr dies deutlich genug, und ein unheimliches Schweigen herrschte zwischen den zwei Verbündeten. Beide vermieden mit sichtlichem Vorbedacht, sich gegenseitig über ihre Stimmung, ihre Ansichten und Hoffnungen auszusprechen, es war, als wenn ein jedes besorgte, von dem andern nur Unangenehmes zu hören. Marcell war in den letzten Tagen wenig zu Hause gewesen, er hatte mit Eifer sich dem Geschäfte, das ihn nach Wien geführt, hingegeben, und glaubte jetzt um so weniger eine Zeit verlieren zu dürfen, als das Auftreten Saint Germains ihm das Durchkreuzen aller seiner Pläne androhte. Die meiste Zeit brachte er theils bei dem Kanzlisten, theils bei dem Baron zu, und diese Beiden waren so eng mit ihm verbündet, daß er mit ihrer Hilfe seinen Plan noch durchzusetzen hoffte, bevor Saint Germain störend eingreife.

Auf das Drängen des Kanzlisten, welcher mit Marcell alle in seinen Händen befindlichen, auf die Cotaldo'schen Güter sich beziehenden Actenstücke genau durchgesehen hatte, war der Doctor Dreher, ein Busenfreund des Barons und des Kanzlisten, mit in das Geheimniß gezogen worden, und dieser hatte ohne Bedenken erklärt, die Führung eines Processes

zu übernehmen, bei welchem eine so große Belohnung, wie der Kanzlist sie verheißen, in Aussicht stand.

»Ein paar Eide werden wir brauchen, ganz gute, feste, unantastbare Eide,« hatte der Doctor mit kluger Miene gesagt, und der Kanzlist schien daran schon gedacht zu haben, denn er antwortete ruhig:

»Dafür ist gesorgt, Verehrtester! Ich habe ein paar Leute, die schwören uns das Blaue vom Himmel herab.«

»Schön, schön,« bemerkte der Doctor, »denn wenn der Herr Kanzlist nicht selbst mit diesem nothwendigen Ingredienz zur Durchführung eines solchen Processes versehen gewesen wären, so hätte ich schon — ich bin immer mit ein paar ehrlichen Leuten versorgt, die so gefällig sind, im Nothfalle für eine prompte und anständige Bezahlung ein Eidchen zu leisten. Ich sehe auf solche Sachen, sie gehören zum guten Advocaten.«

»Ganz richtig,« sagte der Kanzlist lachend; »aber Freund Dreher, Ihr macht zu starke Rechnungen für solche Extra-Auslagen, und ich weiß mir die Sachen billiger zu schaffen. Ich habe unter andern einen Mann, der ist Vorbeter bei einer Bruderschaft, also quasi selbst ein halber Heiliger, und ich möchte das Gericht sehen, das seine Aussage oder gar seinen Eid anfechten wollte.«

»Vortrefflich,« rief der Doctor und rieb sich die Hände, »das muß ja ein Hauptgauner sein; der Kerl betrügt Gott und die Welt in einem Athem.«

»Es ist, wie man es nimmt, und im Grunde nicht so übel von ihm gemeint. Kikelberger ist ein armer Teufel, und dankt Gott für jeden Verdienst, der ihm zugeschickt wird; auf welche Weise er etwas verdient und zu Geld kommt, ist ihm dann einerlei, und er sagt: Wenn unser Herrgott wollte,

daß ich auf anderem Wege etwas haben ſollte, ſo würde er mir nicht ſolches zuſchicken; da er es aber ſchickt, ſo wäre es undankbar und vermeſſen, die Fügung Gottes von ſich zu weiſen.«

»Recht ſchöon, das iſt ein Mann nach meinem Herzen, ganz ſo wie wir ihn brauchen können.«

Nachdem dieſer eine Punct, den beide Ehrenmänner für etwas Unweſentliches erklärten, das kein Hinderniß geboten hätte, hinlänglich erörtert und demnach feſtgeſtellt war, daß Kikelberger auf des Kanzliſten Empfehlung auch etwas bei dem fetten Biſſen des Proceſſes gewinnen ſollte, begann die Unterhandlung über den perſönlichen Antheil, welchen der Doctor ſelbſt aus dieſer Sache ziehen ſollte. Der geriebene Advocat hatte im Anfang von einem Vorſchuſſe geſprochen, und von einer beſtimmten Summe, welche ihm zu verſchiedenen Terminen ausbezahlt werden ſollte; der Kanzliſt aber ſchien darin eine Beeinträchtigung des eigenen Intereſſes des Doctors zu finden, und war ſo großmüthig, ihm lieber einen Antheil an der Beute ſelbſt anzutragen. Er dachte in dieſem Augenblicke ſchon daran, wie viel ſich wohl heimlich auf die Seite ſchaffen ließe, welches man dann nicht zu theilen brauche.

Nach kurzem Bedenken ging Doctor Dreher auf einen ſolchen Vorſchlag ein, und es wurde abgemacht, daß ein ſchriftlicher Vertrag zwiſchen den verſchiedenen Contrahenten die Rechte jedes Einzelnen ſichern ſollte.

Als der Kanzliſt dem Franzoſen dieſen Erfolg ſeiner Unterredung mit dem Doctor mittheilte, machte er lachend gleich die Bemerkung dazu:

»Verſchreiben wir ihm, ſo viel er will, und einen ſo *großen Antheil*, als er will, wir Beide wiſſen doch am beſten,

daß ein beträchtlicher Theil der Schätze, welche ſich bei Linden befinden, in Edelſteinen, Schmuckſachen und koſtbaren Geſchirren beſteht, davon erfährt der gute Doctor nichts, das wiſſen wir ohnehin ſchon früher in unſere Hände zu bekommen.

Marcell blickte finſter vor ſich hin.

»Sollen wir aber auch ſo unbedingt dieſem Manne trauen? Haben wir nicht ſchon bittere Erfahrungen genug gemacht, wohin ein ſolches blindes Vertrauen uns führen kann? Ich denke immer an dieſen Haimon. Zwei Jahre ſind faſt verloren worden, und damals ſtand noch etwas ganz anderes als heute auf dem Spiele. Aus dem großen Unternehmen iſt ein kleines Flickwerk geworden, aus dem Werke, welches mit einem flammenden Strahle eine Welt entzünden ſollte, iſt eine — Gaunerei hervorgegangen!« ſagte er bitter.

»Gaunerei! eigenthümlicher Ausdruck!« meinte der Kanzliſt, »als ob es nicht ein Verdienſt wie jedes andere wäre; wenn man in der Welt Alles nur nach dem Namen copiren würde, was kämen da für ſonderbare Dinge heraus! Glauben Sie mir, ein ſo kluger Mann wie Sie wird es freilich beſſer als ich wiſſen, in der Welt entſcheidet nur der Erfolg, und der Erfolg richtet ſich immer nach den Mitteln. Haben Sie es ſchon oft erlebt, daß Sie durch die Tugend, oder was man ſo nennt, große Erfolge errungen haben? Haben Sie in unſerer Zeit Jemand geſehen, vor dem ſich die Welt beugte, wenn er auch einen zerriſſenen Rock trug? Gewiß nicht. Das Aeußerliche, der Schein, der Flitter iſt das Maßgebende in allen Verhältniſſen, und Leute wie wir ſollten wegen der inneren Motive ſich Scrupel machen?«

»Scrupel? Wer ſagt Ihm denn, daß ich mich bedenke? *Wer ſagt Ihm*, daß ich einen Augenblick zweifle?« entgeg-

nete Marcell wie wegwerfend, und maß den Kanzlisten mit einem stolzen Blicke; »aber es ist ein anderes, das mich besorgt macht, und in manchen Augenblicken mir fast die Besonnenheit, die kalte Ruhe meines Verstandes zu rauben droht.«

Der Kanzlist schüttelte wie bedauernd den Kopf. »Ich ahne wohl, was Sie meinen,« sagte er langsam, — »aber —«

»Welches aber?« fiel ihm Marcell rasch in die Rede, »was will Er damit sagen, oder vielmehr, welchen Gedanken verschweigt Er?«

»Ich würde es nicht gewagt haben, das was ich vermuthe, auszusprechen, aber wenn Sie selbst mich auffordern, so halte ich es für auferlegte Pflicht. Glauben Sie nicht auch, daß diese sogenannte Gräfin Fréle, die mit Ihnen reist —«

»Nun? Ich bin begierig, wie weit Seine Combination sich versteigt,« meinte Marcell.

»Ich glaube bemerkt zu haben, daß nicht mehr die frühere Harmonie zwischen Ihnen und der Gräfin herrscht. Es ist, als wenn ein Riß durch das Einverständniß ginge, welches einst so innig schien; und ein solches Zerwürfniß bei unserem Unternehmen, und gerade jetzt, wo wir dem Ziele immer näher und näher rücken wollen, Sie werden begreifen, daß es für mich beunruhigend genug ist.«

Marcell war mit großen Schritten im Zimmer auf und ab gegangen, und endlich vor dem Kanzlisten stehen geblieben:

»Für Ihn ist es beunruhigend? Glaubt Er denn, daß ich nicht daran denke? Glaubt Er, daß es mir gleichgiltig ist: ob wir noch mehr Hindernisse finden oder nicht? Das Eine *kann Er* überzeugt seyn, daß alles das, was er denkt, von *mir bereits* längst erwogen ist, und was Er besorgt, fürchte

ich nicht, denn ich habe ganz andere Mittel in Händen, unſeren Plan feſtzuhalten, als Er vielleicht denken mag.«

»Ich möchte aber doch auf einen Nebenumſtand aufmerkſam machen,« ſagte der Kanzliſt, »darauf nämlich, daß es vielleicht ſehr gerathen erſcheinen würde, die Comteſſe unter einer guten Aufſicht zu halten. Sie könnte in einem unbewachten Augenblicke vielleicht Mittel finden, mit Jemand zu ſprechen, der unſer ganzes Werk vernichten würde.«

»Ich kann ſie nicht gefangen halten,« antwortete Marcell kurz; »je mehr ich Mißtrauen zeige, deſto ärger wäre es.«

»Ich meine auch nicht gefangen halten,« explicirte der Kanzliſt, »nur mit vertrauten Leuten umgeben; man geht dann ſo ſicher, man weiß dann wenigſtens Alles, und kann ſich im Nothfalle danach richten.«

»Hat Er vielleicht eine ſolche vertraute Perſon,« fragte Marcell nach einigem Ueberlegen.

»Ich glaube wohl eine finden zu können, ein junges Ding, aber verläßlich, und vor Allem mir ganz anhänglich.«

»Jung und ihm anhänglich! Das muß ein Wunderthier ſein,« ſpottete Marcell; »aber ich möchte ſie vor allem ſehen, bevor ich mich zu etwas entſchließe; denn Flore mit einer neuen Dienerin umgeben? es mahnt eine innere Stimme mich davon ab.«

»Wenn Sie Margareth ſehen werden?«

»Gut, ich will ſie ſehen, ſchickt das Mädchen zu mir.«

XI.

In Flore's Seele war ſeit der Stunde, wo ſie mit Robert geſprochen, und die Bilder entſchwundener Tage wieder heraufbeſchworen hatte, eine mächtige Veränderung vorgegangen. Sie hatte zum erſten Male ſeit ihrer Flucht aus der ſtillen Freiſtatt ihrer Jugend einen prüfenden Blick in ihr Inneres geworfen und erſchrak nun vor der wüſten Oede ihres eigenen Herzens, vor dem Abgrund von Hoffnungsloſigkeit, in welchen ſie in dieſem Augenblicke der Selbſterkenntniß hinabſtarrte. Der Schimmer, der ſie umgab — ſie wußte es am beſten, daß er Lüge; — der Name, den ſie trug, er war eine Täuſchung; — das Beginnen, dem ſie ihre Unterſtützung geborgt, — es war Betrug; und dazu kam noch die entſetzliche Erkenntniß, in welchen Händen ſie ſich befand.

Ihr ganzes Leben ſeit den letzten Jahren zog wie ein Schatten an ihr vorüber, ſie ſah ſich wieder wie damals, als ſie ein blühendes Mädchen, aus der Stephanskirche trat, von einem fremden Manne fixirt, der mit eigenthümlichen Blicken jeden Zug ihres Geſichtes zu ſtudiren ſchien. Lebhafter als jemals entſann ſie ſich, wie ſie dieſen Mann von da an auf allen ihren Wegen gefunden, wie er ſich endlich ihr genähert, um tropfenweiſe das Gift der Eitelkeit und des Hochmuthes in ihre Seele zu träufeln. Sie war damals unerfahren genug zu trauen, bethört genug zu glauben. Ihr lag der Gedanke fern, ein Werkzeug in fremder Hand zu ſein

und der Zweifel, welcher in der erſten Zeit doch manchmal in ihr aufgetaucht, verlor ſeine Wirkſamkeit durch das eigenthümliche Dunkel, welches über ihrem Leben lag. Das Eine wußte ſie, daß Frau Haimon nicht ihre Mutter, daß Robert und Sophie nicht ihre Geſchwiſter waren; wenn alſo jener Mann von ihrer hohen Abſtammung ſprach und ein glänzendes Loos ihr in Ausſicht ſtellte, konnte er nicht Recht haben?

Heimlich hatte ſie auf das Zureden ihres neuen Beſchützers die Stätte ihrer Kindheit verlaſſen. Sie hatte nicht daran gedacht, wie auffallend es ſei, daß, wenn er wirklich den Schlüſſel ihres Schickſals in ſeiner Hand hielt und nur für ihr Wohl handelte, er ſich nicht an ihre bisherige Pflegemutter gewendet, ihr, der natürlichen Beſchützerin, Alles in die Hand gegeben, um des beeinträchtigten Kindes Rechte zu verfechten.

Sie hatte, als ſie auf ihrer Flucht, wenige Meilen von Wien, mit ihm zuſammentraf, an nichts gedacht, als an die glänzende Zukunft, welcher er ſie entgegenzuführen verſprochen, ihre Seele war berauſcht von den neuen Eindrücken der Reiſe. Das Kind, das nie noch das ſtille Haus der Pflegemutter verlaſſen hatte, ſah ſich nun plötzlich allein in eine neue Umgebung verſetzt und alle Gedanken gingen in den Träumen jener goldenen Zukunft unter, von welchen ihr Begleiter ſie fortwährend unterhielt.

Sie kamen nach Paris. Die mächtige Stadt mit ihrem lauten Treiben ließ ſie um ſo weniger zur Beſinnung kommen, als ihr Begleiter Alles aufbot, um ihre Gedanken zu zerſtreuen und ihnen eine andere Richtung zu geben, als ſie bisher unter der häuslichen Zucht gehabt. Die ſchöne Helene, die bisher außer dem beſchränkten Kreiſe ihrer wenigen Freun-

dinnen keine andere Gesellschaft kennen gelernt, deren Leben in der ruhigen Gleichmäßigkeit eines Tages wie des andern verflossen war und die Glanz und Reichthum nur von Hörensagen kennen gelernt hatte, sie sah sich jetzt in einen Taumel von Vergnügungen gezogen, in den Kreis von Gesellschaften gebracht, an einen Reichthum und eine Pracht gewöhnt, welche sie bisher nur als das bevorzugte Glück von hohen Herrschaften angestaunt. Sie dachte nicht daran, zu fragen, wer alle die vornehmen Herren und Damen waren, in deren Gesellschaft sie sich bewegte, sie gewöhnte sich, den Glanz, mit dem ihr Begleiter sie umgab, als etwas ihr jetzt von Rechtswegen Zukommendes zu betrachten und glaubte darin nur eine Abschlagszahlung all' jener Schätze zu sehen, von deren künftigem Besitz er ihr so viel gesprochen hatte.

Kurze Zeit — und die einfache Helene hatte sich vollkommen in das Wesen der vornehmen Pariser Damen hineingefunden, mit welchen sie umging, sie hatte alle ihre Launen, alle ihre Fehler angenommen und nichts von ihrem alten Charakter bewahrt. Es gab nur selten mehr einen Augenblick, wo sie an ihre Vergangenheit zurückdachte, sie erschien ihr wie ein böser Traum, aus welchem das Erwachen so süß gewesen, und mehr und mehr begann sie selbst daran zu glauben, daß sie in der That die natürliche Tochter des Fürsten Cotaldo und daß ihr das volle Recht auf alle jene Schätze und Güter zustehe, welche der ohne andere Erben verstorbene Mann einem Freunde vermacht hatte. So sehr hatte sie sich selbst schon in die Täuschung ihres Lebens hineingewoben, daß sie mit allem Eifer daran zu arbeiten begann, den Erbschleicher zu entlarven und ihr widerrechtlich geraubtes Gut in Besitz zu erhalten.

Ihr Begleiter, welcher mit aller Befriedigung eines

berechnenden Böſewichts dieſen Gang ihrer Ideen beobachtete, verſäumte nichts, um ſolche Gedanken bei ihr immer tiefer und tiefer wurzeln zu laſſen und die böſen Keime der Heuchelei, welche in ihr lagen, immer mehr und mehr zu entwickeln. Er beſorgte, daß der Aufenthalt in Paris ſie vielleicht endlich doch allzuſehr zerſtreuen, oder daß ein anderes nicht berechenbares Ungefähr dazwiſchen kommen könnte, und ſo geſchah es, daß die Comteſſe Fréle die Hauptſtadt verließ und ſich, wie man ſagte, ihrer Geſundheit wegen, in das ſüdliche Frankreich begab. Dort, in der Einſamkeit einer kleinen Stadt, in der, wenigſtens für den Anfang, größeren Abgeſchloſſenheit einer neuen Umgebung hoffte Marcell ſie immer mehr an den Gedanken ihrer Zukunft zu gewöhnen, dort wußte er ſie auch weniger beobachtet und ſich ſicherer.

Wir haben geſehen, wie er ſeinen Zweck erreichte und wie leicht es ihm geworden war, ſie endlich zum entſcheidenden Schritte, zur Reiſe nach Wien, zu beſtimmen.

Daß aber hier ein Wendepunct und zwar ein ſo entſcheidender eintreten ſollte, hatte der ſchlaue Marcell am allerwenigſten erwartet und gefürchtet.

Und doch war dieſes der Fall — und in Flore ſeit der erſten Begegnung mit Robert eine mächtige Veränderung vorgegangen. Ihr ganzes Weſen, bisher ſo ſtolz, ſo feurig, ſo gebietend, war nun gebrochen, ihre Augen ſchwammen fortwährend in Thränen und ihr früherer hochtrabender Ton war Marcell gegenüber einer ſcheuen Furcht gewichen, deren eigentlichen Grund ſie ſich nicht zu erklären vermochte. Es gab jetzt Stunden, wo ſie ſo einſam und verlaſſen ſich fühlte, wie niemals noch in ihrem Leben, wo ſie daran dachte, daß ſie Niemand auf dieſer Welt angehörte, daß ſie den freundlichen, liebevollen Schutz des Hauſes, in welchem ihre Jugend

ſich entwickelte, verloren, ohne eine anderen, dem Weibe ſo nothwendigen, dafür zu gewinnen. Ein ſchwaches Rohr, ſtand ſie den Stürmen der Zukunft ausgeſetzt da und ihre umherirrenden Augen ſahen nur in Robert die einzige Stütze, an welche ſie vertrauungsvoll ſich lehnen könnte.

Unter ſolchen trüben marternden Gedanken waren ihr die letzten Tage vergangen und je mehr ihre Seele dieſes Gewand der Buße anlegte, in deſto abſchreckenderem Lichte erſchien ihr Marcell und ihr graute vor einem Manne, deſſen Vergangenheit ihr eine räthſelhafte, deſſen Gegenwart eine verwerfliche und deſſen Zukunft — — was konnte ſie anders ſein, als Schmach und Verderben?

Mehr als einmal war während dieſer Tage in Flore's Herzen der Gedanke an ein gewaltſames Losreißen von der Kette, mit welcher ſie ſich an dieſen Menſchen geſchmiedet fühlte, aufgetaucht, immer aber hatte ſie ihn traurig und hoffnungslos aufgeben müſſen, denn ſie fühlte ſich zu verlaſſen, ohne Stütze, ohne Haltpunct, und Wien — die Stadt, wo ſie erzogen worden war und ihre glückliche Jugendzeit verlebt hatte, war ihr ſo fremd geworden, daß ſie ſich ſchutzlos dünkte, wenn ſie ihre Ketten brach. Dieſer Gedanke des Verlaſſenſeins hatte ſich ſo ihrer Stimmung bemächtigt, daß ſie bereits alle Hoffnung, ſich aus Marcells Händen zu befreien, aufgegeben hatte und mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Geiſtes ſchon daran dachte, bald wieder nach Frankreich wo wenigſtens nichts an ihre Jugendzeit ſie erinnerte, zurückzukehren — als ſie einmal Nachmittags, wo ſie von einer Spazirfahrt nach Hauſe kam, von ihrer Kammerfrau die Nachricht erhielt, daß eine Dame dageweſen ſei, welche ſich Gräfin Raunek nannte und ihre Bekanntſchaft zu machen wünſchte.

»Gräfin Raunek!« wiederholte Flore überraſcht für ſich; »wer kann das ſein? Wer kann überhaupt wünſchen, meine Bekanntſchaft zu machen, außer jenen Menſchen, welche immer in der Umgebung Marcells ſind und von ſeinem Wink abzuhängen ſcheinen.« — Sie erkundigte ſich nach dem Ausſehen und dem Weſen der Dame und ihre Kammerfrau floß über in Lob bei der Schilderung der Gräfin, welche nochmals zu kommen zugeſagt hatte.

»Sie wird wiederkommen? Was will ſie von mir? Wer iſt dieſes Weib?« ſolche Fragen ſtellte ſich die überraſchte Flore und hatte noch keine Antwort gefunden, als ihre Kammerfrau wieder bei ihr eintrat und ihr den Beſuch eines Herrn Clemens Beker meldete.

»Ein Fremder? Clemens Beker?« ſagte Flore, »ſucht mich heute denn die ganze Welt auf? Wer mag es ſein? Wie iſt ſein Ausſehen? Iſt es vielleicht ein verſchämter Bettler, einer von jenen Menſchen, welche wohlhabende Fremde in den Gaſthäuſern aufſuchen und ſie mit einer Schilderung ihrer Noth unterhalten?«

Das Mädchen ſchüttelte zweifelnd den Kopf. — »So ſieht der Herr nicht aus. Es iſt etwas ſo Würdiges, ſo Anſtändiges, ſo Vertrauengewinnendes in ſeinem Weſen, daß ich ſelbſt faſt verſucht war, ihm ehrerbietig die Hand zu küſſen.«

Flore winkte der Kammerfrau, den Beſuch eintreten zu laſſen.

Einen Augenblick darauf ſtand — der Provincial vor Flore, welche bei ſeinem Eintreten ſich aus dem Lehnſtuhl erhoben hatte, in den ſie ſich einen Moment lang geworfen.

»Verzeihen Sie meine Kühnheit,« begann der Eintre-

tende mit dem warmen vertrauenerweckenden Tone seiner Stimme, der so sehr zum Herzen drang, »daß ich, ein Fremder, es wage, Ihre Ruhe zu stören und mich selbst Ihnen vorzustellen —«

»Mein Herr,« antwortete Flore nicht ohne Befangenheit, »ich fühle mich geehrt durch die Aufmerksamkeit Ihres Besuches, wenn ich auch nicht errathen kann, was mir das Vergnügen verschafft, Sie bei mir willkommen heißen zu können.«

»Ich komme nicht in meinem Namen,« entgegnete der Provincial, »ich glaube keiner weiteren Empfehlung bei Ihnen zu bedürfen, wenn ich den Namen Robert —«

»Ach — mein Bruder Robert,« rief Flore in überströmender Freude der Ueberraschung aus, aber im nächsten Augenblicke zog eine tiefe Röthe über ihr Gesicht und sie sagte leise: »Wenn Sie Herrn Robert Haimon meinen, so ist dieses ein Name, der mir zwar nicht ganz unbekannt, aber doch sonst ziemlich fern steht.«

Eine Pause folgte diesen Worten. Flore wies mit der Hand einladend auf einen Sessel ihr gegenüber.

Beide ließen sich nieder und der Provincial schaute ernst und forschend in ihr Antlitz, aus welchem ihm eine alte Erinnerung entgegenzudämmern schien. — Flore war es, welche zuerst wieder das Schweigen brach.

»Darf ich Sie fragen,« begann sie, »ob Sie mit einem Auftrage von Herrn Haimon an mich gesendet sind? Es würde mich sehr glücklich machen, wenn ich ihm in irgend welcher Art immer meine Hochachtung bezeigen könnte.«

»Es ist in der That ein Auftrag, den ich an Sie, meine *gnädige* Gräfin, habe, ein Wunsch Roberts, der Ihnen *vielleicht* seltsam erscheinen dürfte, aber durch das eigenthüm-

liche Verhältniß zwiſchen ihm und einem Herrn Ihrer Umgebung nothwendig herbeigeführt wird —«

»Und was wünſcht mein Freund Robert?« fragte Flore mit athemloſer Spannung.

»Er bittet Sie, mir das Vertrauen zu ſchenken, welches Sie ſonſt ihm ſelbſt gewährt haben würden, mich an ſeine Stelle treten zu laſſen, mich in allen jenen Fällen, wo Sie ſonſt an einen wahren Freund — meine gnädige Gräfin, ich ſage ausdrücklich, einen wahren Freund ſich gewendet haben würden, als einen ſolchen anzunehmen und vollkommen von meiner Bereitwilligkeit und Dienſtfertigkeit ſich überzeugt zu halten.«

»Mein Herr,« ſagte Flore überraſcht, »ich bin Herrn Haimon ſehr dankbar, aber —«

»Halten Sie mich ja nicht für zudringlich,« bemerkte der Provincial, »es wird vielleicht eine Zeit eintreten, wo Sie ſowohl mich als Robert in einem anderen Lichte erblicken werden, als jenes iſt, welches jetzt vielleicht noch Ihren klaren Blick trübt.«

Flore ſah mit einer Miſchung von Unruhe und Neugierde zu dem Manne auf, welcher gleich vom erſten Augenblicke ſeines Eintretens einen Eindruck auf ſie gemacht hatte, deſſen Einfluß ſie ſich zu entziehen nicht im Stande war. — Auch dem Provincial war die Wirkung, welche er hervorgebracht, nicht entgangen, er fühlte es, daß hier bereits die Verhältniſſe ſelbſt ihm vorgearbeitet haben mochten; denn ihre Augen, die in Thränen ſchwammen, die Bruſt, die ſich unter Seufzern hob, waren ihm Zeugniß eines tiefen Seelenſchmerzes. Der Augenblick ſchien ihm günſtiger, als er ſich vielleicht jemals *wieder finden* konnte und er begann ihr mit aller *Kunſt der Rede*, deren er mächtig war, ein Bild des Jam-

mers, der Verzweiflung, der fruchtloſen Reue auszumalen, in welchem Flore mit Entſetzen ihren eigenen Zuſtand erkannte; er entkleidete ihre Gedanken mit unbarmherziger Schärfe aller ſelbſttäuſchenden Träume, er malte ihr die Gegenwart, wie ſie ſolche nie geſehen, und als er den Eindruck bemerkte, den ſeine Worte auf ſie machten, als er ſah, wie ſie erſt erbebte, erblaßte, ihr Auge ſtarr auf ihn geheftet hielt, dann die Hand vor das Geſicht ſchlug und doch nicht die Thränen zurückhalten konnte, die ſich ihrem gepreßten Herzen entrangen — da begann er dann von den Hoffnungen der Zukunft — einer zwar an Glanz leeren, aber an innerem Frieden reichen zu ſprechen.

»Iſt es denn ſchon ſo tiefe Nacht in meiner Bruſt, oder kann ich noch eines ſolchen Friedens theilhaftig werden?« rief ſie aus und rang wie verzweifelnd die Hände. Der Provincial verſetzte mit warmer Stimme: »Die Hoffnnng iſt ſo unendlich wie Goties Barmherzigkeit — kein Herz geht zu Grunde, das ſein Schickſal in Gottes Hand legt.«

»Darf ich es noch? Bin ich nicht ſchon zu tief geſunken?« rief ſie aus.

Der Provincial war aufgeſtanden und legte ſegnend die Hand auf ihr Haupt. Sie ſank wie betend vor ihm in die Knie.

»Retten Sie mich!« rief ſie.

XII.

Der alten Gräfin Vietinska war es nicht entgangen, daß ihre ſchöne Nichte Antonie von Raunek ſeit einiger Zeit nicht mehr jene gleichmäßige harmoniſche Heiterkeit der Seele zeigte, welche ſonſt faſt immer ihr ſchönes Antlitz verklärte. Sie hatte es ihr ſchon übel genommen, daß ſie die ſchöne Wohnung in der Stadt verlaſſen und ſich in ein ziemlich abgelegenes Gartenpalais in einer entfernten Vorſtadt zurückgezogen hatte. Aber jede Anſpielung darauf war von Antonie nur mit einem, wie es der alten Gräfin ſchien, halb erzwungenen Lächeln beantwortet worden, und ſo vermied ſie endlich lieber, den Gegenſtand weiter zu berühren, als vielleicht ohne Wiſſen irgend eine ſchmerzliche Saite anzuſchlagen. Aber deswegen war ihr dieſe Veränderung doch nicht aus dem Kopfe gegangen, und ſie beſchloß, ſich darüber mit ihrem Seelenrathe, dem Pater Mansperger zu beſprechen, um ſeine Meinung darüber zu hören.

Wir finden ihn deswegen auch im Zimmer der Gräfin, welche ihm ſoeben ganz ausführlich alle ihre Vermuthungen auseinandergeſetzt hatte.

»Und was befürchten Euer Gnaden denn wohl eigentlich? wenn ich fragen darf,« ſagte ruhig der geiſtliche Herr.

»Was ich befürchte, ehrwürdiger Herr? Gibt es denn in unſerer verdorbenen Zeit nicht vielerlei, was man in Betreff einer jungen, ſchönen und alleinſtehenden Frau fürchten

muß? Freilich, ich kann es ſagen, die Gräfin hat Grundſätze, wie ſelten eine Dame in ihrem Alter —«

»Sie iſt das Spiegelbild ihrer hochverehrten mütterlichen Freundin!« warf Mansperger höflich ein.

»Ehrwürden! ich glaube gar, Sie wollen mich eitel machen! Ich muß es offen ſagen, ich habe wenig von meiner Frau Nichte. Die Gräfin Raunek iſt eine Frau ganz eigener Art, ein Weſen, wie man es nicht ſo leicht, vorzüglich in unſeren Kreiſen wiederfinden dürfte.«

»Daß ſie eine ſtrahlende Erſcheinung ihres Geſchlechtes ſein muß, beweiſt ſchon, weil ſie Gräfin Raunek iſt.«

»Sie haben Recht, Ehrwürden, und mein Neffe fühlte ſich auch unwiderſtehlich von ihr angezogen, ſo wie meinerſeits ich ebenfalls nichts mehr gegen dieſe Verbindung hatte, als ich Antonie endlich näher kennen lernte. Sie hatte ſich mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit und mit dem feinſten Tacte in unſere Kreiſe hineingefunden, nnd in überraſchend kurzer Zeit alle böſen Zungen zum Schweigen gebracht. Aber jetzt, jetzt!«

Die alte Dame ſchüttelte ſchmerzlich den Kopf und konnte, wie es ſchien, ſich gar nicht in einen gewiſſen Gedankenkreis hineinfinden. Mansperger ſah ihr unverwandt ins Geſicht, und es war, als wenn ſie ſeinem Blicke ausweiche. Von Zeit zu Zeit ſeufzte ſie tief auf und ſchien mit ſich zu kämpfen, ob ſie ihr ganzes Herz ausſchütten ſollte. Endlich war es, als wenn ſie einen beſtimmten Entſchluß gefaßt hätte, und ſich etwas in ihrem Stuhle vorbeugend, ſagte ſie:

»Ich will nichts zurückbehalten, ehrwürdiger Herr. Einmal muß ich mich ja doch Jemand anvertrauen. Man muß das Uebel kennen, wenn man ein Mittel dafür geben ſoll.

Alſo hören Sie: ich fürchte, bei der Gräfin iſt eine Herzensangelegenheit im Spiele.«

Sie hatte die letzten Worte raſch und leiſe geſprochen, und lehnte ſich dann in den Seſſel zurück, als wenn ſie froh wäre, das Geheimniß endlich von ihrer Bruſt zu haben; dabei ſah ſie aufmerkſam auf Mansperger, welcher ſtill vor ſich hinlächelte und über das, was er ſo eben gehört, nachzudenken ſchien.

»Und haben Euer Gnaden keine Ahnung, wem das Glück zu Theil geworden?« fragte er endlich.

»Wenn ich das wüßte, ehrwürdiger Herr!« antwortete die Gräfin betrübt; »da liegt ja eben die Schwierigkeit, der Stein des Anſtoßes, die Fatalität. Nicht, daß der Gräfin Herz wieder erwacht iſt, macht mich ſo beſorgt, aber wenn ich mir denken ſoll, ihre Seele könnte mit einem Bilde beſchäftigt ſein, weches — o! das wäre ja ganz entſetzlich, ehrwürdiger Herr, nein — das würde ich denn doch für unmöglich halten.«

»Und was befürchten Euer Gnaden?« fragte der Pater nun ſelbſt beſorgt durch den Kummer der Dame.

»Wenn es alſo geſagt ſein muß,« antwortete die alte Dame mit ſichtbarem Kampfe, »mir iſt es, als wenn ihr Herz eine Mesalliance zu ſchließen im Begriffe wäre.«

Auf Manspergers Antlitz ſpielte ein Lächeln der Enttäuſchung, und ſeine hellen Augen ſagten verſtändlich genug: Nichts weiter als das? Er überlegte aber im Augenblicke, daß er durch ein ſolches Wort den Kummer der alten Gräfin noch ſteigern dürfte, und ſchwieg ſtill, als wenn er weitere Mittheilung von ihr erwartete. In der That fuhr ſie auch fort:

»Es war mir gleich aufgefallen, als ſie ſich auf einmal

von der Welt zurüzog, und der Grille folgte, in dem kleinen Gartenhauſe in Mariahilf faſt ganz allein zu wohnen. Ehrwürdiger Herr, es kann Niemand die Gräfin mehr lieben und ſchätzen als ich, denn es kann nur Wenige geben, welche ſo ſehr alle vortrefflichen Eigenſchaften dieſes Herzens kennen, wie es eben bei mir der Fall iſt; aber ſie iſt jung, und da kann bald etwas paſſiren, deſſen man ſich nicht verſehen hat. Warum hat ſie alle ihre Dienerſchaft entlaſſen? Ich begreife auch nicht die alte Maria, die ſonſt eine ſo vernünftige, ehrbare Perſon iſt, daß ſie das Alles zugeben konnte. — Sehen Sie, ehrwürdiger Herr, das macht mir ſo viel Sorge, und es drängte mich, einmal mein Herz vor Ihnen auszuſchütten und Ihren Rath darüber zu hören.«

»Ich muß bemerken,« ſagte Mansperger ernſt und tröſtend, »daß Euer Gnaden ſich vielleicht unnöthige Sorgen machen. Es muß ja vor allem erſt feſtgeſtellt ſein, ob die Vermuthung, welche Euer Gnaden beunruhigt, auch in der That einen Anhaltspunct bietet. So viel ich die Ehre habe, die Frau Gräfin zu kennen, ſo iſt ſie ein ſolches Muſter von Geiſteskraft und Klugheit, daß ich, — das Wort von Euer Gnaden in vollen Ehren — doch der Meinung bin, es könnte vielleicht auch eine andere Urſache als die erwähnte im Spiele ſein; aber ſelbſt wenn dieſes der Fall wäre, ſo iſt kaum zu erwarten, daß die Frau Gräfin irgend einen Schritt machen würde, welcher nicht mit der Zuſtimmung ihrer mütterlichen Freundin —«

»Das iſt ja eben was mich beſorgt macht,« klagte die Dame, »daß ſie ſo zurückhaltend gegen mich iſt, ſo ſchweigſam gerade über dieſen Punct.«

»Haben Euer Gnaden denn vielleicht irgend eine Frage geſtellt, die darauf Bezug hat?«

»Wo denken Sie hin, Ehrwürden! das hätte ja geheißen, das Kind mit dem Bade verschütten. Meiner Nichte gegenüber muß man eben so klug als discret vorgehen, und deswegen hab' ich mir erlaubt, Sie zu mir bitten zu lassen, und möchte jetzt auch das weitere Ansuchen stellen —«

Die alte Gräfin sprach den Satz nicht aus; ihr fragender Blick sagte hinlänglich, daß sie glaube verstanden worden zu sein.

»Euer Gnaden wünschen demnach, daß ich mich in diese Angelegenheit mische? Ich will nur bemerken, daß ich nicht die Ehre habe, der Gewissensrath der Frau Gräfin von Raunek zu sein.«

»O schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab. Ihrem Worte wird mehr als mir gelingen, und es handelt sich ja nur darum, den eigentlichen Grund ihres Trübsinns zu erfahren. Es ist fern von mir, ihrem Herzen Gewalt anzuthun, aber es wäre mein Tod, wenn eine unwürdige Leidenschaft sie ergriffen hätte.«

»Es ist eine schwere Aufgabe, die Euer Gnaden mir stellen, aber ich unterziehe mich derselben aus Verehrung für Sie und die Frau Gräfin.«

»Gott segne Ihre Schritte, und mögen Sie mir volle Beruhigung verschaffen. Sie glauben nicht, wie mich die Sorge quält.«

Margarethe trat ziemlich erhitzt in das Zimmer, wo Frau Nani beschäftigt war, den Tisch für ihr einfaches Mittagsbrot zu decken, wobei ihre hoffnungsvollen Sprößlinge bereits lauernd umherstanden, und als kleine Bewegung vor dem Essen sich auch hie und da ein paar Püffe versetzten.

»Nun?« fragte Frau Nani sich rasch gegen die Eintretende wendend, »was hast Du ausgerichtet? wird es etwas?«

»'S ist richtig, Frau Godl,« antwortete das Mädchen,

»es ist alles schon in der Ordnung, aber ein Hauptthallunk muß der fremde gnädige Herr doch sein.«

»So? warum denn? was hast Du schon wieder einzuwenden? Ist's Dir nicht recht, daß Du in so einen vornehmen Dienst kommst?«

Das Mädchen zuckte mit den Achseln und antwortete nicht. Sie legte die Haube ab und das enganschließende kleidsame Jäckchen, und ging dann in die Küche, um nachzusehen. Es dauerte aber nicht lange, so kam sie wieder zurück und stellte sich mit eingestemmten Armen vor Frau Nani hin.

»Frau Godl!« sagte sie, »war der Alte wieder da? Ich sag's der Frau, wenn der noch einmal mir über die Schwelle kommt, so beutle ich ihm seine Perrücke, daß er jedes Haar spüren soll. Ich hab' der Frau Godl ihren Willen gethan, und hab' wieder einen Dienst genommen, freilich einen Dienst, den er mir recommandirt hat, wenn er aber glaubt, jetzt öfter zu kommen, oder mir wieder so nachzusteigen, ich sag's der Frau Godl, es gibt ein Unglück. Der soll an meine Finger denken, so lang er lebt.«

»Aber Mädl,« rief Frau Nani erstaunt aus, »Du warst ja bisher immer freundlich gegen ihn, Du hast so viel mit ihm gelacht —«

»Mit ihm gelacht? Ueber ihn habe ich gelacht, und gefreut hat es mich, daß der Gimpel mir nachgelaufen ist; er glaubt ich kenne ihn nicht, und meint, daß der falsche Name ihn verbergen wird. Da hat's Zeit, das weiß ich besser, als er sich denken kann.«

»Falscher Name? ich weiß nicht was Du redst. Wird ein solcher Herr sich einen falschen Namen beilegen, um Deinetwegen? 's ist zum Lachen!«

»Aber 's Weinen wird nachkommen, und für ihn!

Warum ist er denn immer nur in der Dunkelheit gekommen, oder wenn die Frau Godl nicht zu Hause war? — Und wie er gemerkt hat, es wird Licht angezündet, da hat er gleich einen nothwendigen Gang gehabt, da hat er noch müssen zu einem Freunde gehen, und lauter so was! Die Frau Godl weiß ja nicht einmal, wie er aussieht, und er war doch schon ein vier- oder fünfmal da.«

»Wahr ist's,« meinte Frau Nani nicht ohne Befangenheit. »Du kannst mir schon den Vorwurf machen, daß ich nicht streng genug auf Dich gesehen habe.«

»Ist auch nicht nothwendig,« unterbrach sie das Mädchen, »ich schau schon selber auf mich, und wenn ich schon jemand Anderen anschauen will, so ist mir der Rubin immer der Liebste; wenn der davon erführe, das gäb' ein Spectakel.«

»Nun gut, mein liebes Kind,« sagte die Kastanienbraterin ganz beleidigt, »wenn es Dir also nicht recht war, warum hast Du denn nicht nein gesagt, wie der Herr versprochen hat Dir einen Dienst zu verschaffen, und wenn der Dienst Dir nicht gefällt, warum hast Du ihn denn angenommen? Ich hab' Dich nicht dazu gezwungen, das weißt Du.«

»Mit Schlägen freilich nicht, aber geredet hat die Frau Godl manchmal so viel, daß mir jeder Bissen im Munde gequollen ist. Jetzt werd' ich Ihr nicht mehr zur Last fallen, das ist gewiß, aber — —« bei diesen Worten kamen ihr die Thränen in die Augen, und so viel Mühe sie sich auch gab, das Weinen zu unterdrücken, so mußte sie zuletzt doch laut aufschluchzen.

Das war mehr, als die im Grunde herzensgute Frau Nani ertragen konnte, und sie, die so eben noch schwer beleidigt schien, *versuchte nun* Zureden und Schmeichelworte, *um das Mädchen zu beruhigen.*

»So wirſt Du halt nicht in den Dienſt gehen,« ſagte ſie, »wirſt da bleiben und mir helfen, zu thun gibt's ja immer, und Du biſt ja doch nicht unter fremden Leuten.«

Margarethe ſchüttelte bei dieſen Worten heftig den Kopf und ſagte endlich, als ſie ihr Schluchzen etwas unterdrückt hatte: »Jetzt geht es nicht mehr, ich hab' ſchon einen Kronthaler Drangeld bekommen.«

Wie das aber gekommen, erzählte ſie nun folgendermaßen:

Als der Alte ſie zur fremden Herrſchaft im Schwan ſchickte, war ſie zuerſt zur gnädigen Frau, einer fremden Gräfin geführt worden, und die ſchien ihr ſo ſanft, ſo gut, und dabei ſo unglücklich, daß es ihr ans Herz griff, und ſie gern einwilligte, zu bleiben, als ſie ſah, daß auch die Gnädige an ihr Gefallen zu finden ſchien. Wie ſie aber wegging, trat der alte Herr, der ſie dahin recommandirt, plötzlich auf dem Gange im Schwan aus einem Zimmer und winkte ihr einzutreten. Sie fand dort noch einen andern, den der Alte ihr als den Herrn der Frau Gräfin bezeichnete, und dieſer — »er hat gar nicht ausgeſehen, als wenn er Jemand etwas Gutes wünſchen könnte,« ſagte ſie, »ſo mürriſch, ſo finſter, und was hat er erſt geſagt!«

»Nun was denn?« fragte Frau Nani ganz ängſtlich, und ihre Phantaſie dachte ſchon an ganz abſcheuliche Dinge.

»Denk' Sie ſich, Frau Godl, er verlangt, ich ſoll aufpaſſen auf Alles, was die Frau Gräfin thut, ich ſoll ihm ſagen, wenn jemand zum Beſuch kommt, ich ſoll, wenn ſie mir einen Brief irgendwohin zu tragen gibt, ihn nur gleich dem gnädigen Herrn übergeben, ich ſoll ſogar horchen, ob ſie in der Nacht nicht aus dem Schlaf red't und was ſie dann ſagt! Wie gefallt Euch das?«

Frau Nani ſchüttelte bedenklich den Kopf. »Das iſt curios,« ſagte ſie, »bloße Eiferſucht kann das nicht ſein, und wenn was anderes dahinter ſteckt, ſo kann es ſchwerlich etwas Gutes ſein. — Aber was haſt Du denn darauf geſagt? He?«

»Ich? ich hab' in dem Augenblick nur an die arme Frau gedacht, und hab' zu Allem ja geſagt, hab' Alles verſprochen, aber denken ſollen die zwei Herren an mich, ſo lang ſie leben, wenn ich nur bei der Gnädigen ein bischen warm geworden bin!«

»Mädl!« rief Frau Nani ängſtlich, »nur keine Dummheiten! Sei vorſichtig, man kann nicht wiſſen, was dahinter ſteckt, und dann kann unſereins in ein Malheur kommen, man weiß ſelbſt nicht wie. Du mußt deine Sachen klug anſtellen, um zuerſt hinter Alles zu kommen, warum denn die arme Frau eigentlich ſo bewacht werden ſoll. Man kann ja nicht wiſſen, ob der gnädige Herr nicht wirklich ſeine guten Urſachen haben mag; Du weißt, Mädel, in den vornehmen Häuſern geſchieht manchmal etwas, was bei unſereinem nicht paſſirt.«

»Frau Godl, ich weiß, was ich zu thun hab'. Von dem Augenblick an, wo ich die gnädige Frau geſehen hab', iſt ſie mir ins Herz gewachſen, und ſeit ich erſt weiß, daß ſie in ſo gar grauslichen Händen iſt, bringt mich nichts von ihr weg. Ich hab' ihr verſprochen, noch heut einzuſtehen, ich halte Wort, ich bin nur gekommen, um der Frau Godl nebenbei meine Meinung zu ſagen.«

»Na, deswegen werden wir doch die Alten bleiben,« meinte die Kaſtanienbraterin verlegen, und wie um einen neuen Ausbruch des Gewitters abzuleiten, ſagte ſie lächelnd: »Was ſoll ich denn aber Rubin ſagen, wenn er wiederkommt?«

»Mit dem muß ich nothwendig ſprechen,« rief Margarethe raſch, »das iſt ein Menſch, der ſich auskennen wird. Sag' die Frau Godl ihm, er ſoll übermorgen Abends herkommen, ich werd' ſehen, daß ich auf einen Sprung da ſein kann — beſſer aber iſt's noch, die Frau Godl kommt zu mir in den Schwan, und ich geb' ihr dann die Poſt auf.«

XIII.

Marcell glaubte allen Grund zu haben, von jetzt an Flore aufmerkſamer und ſorgfältiger zu beobachten. Ihr Benehmen, ſo kalt, ſo zurückhaltend, ſo ſchroff gegen ihn, ſchien nur zu deutlich eine Umwandlung ihres inneren Weſens anzuzeigen, welche nicht allein ſeinen Planen, ſondern vielleicht auch gar ſeiner Sicherheit gefährlich werden konnte. Er wußte zwar noch nichts von dem neuen Beſuche, den Flore erhalten hatte, er hielt die ſichtliche Wirkung, welche die Vorſtellungen des Provincials auf ſie ausgeübt, noch für den Nachhall des Eindruckes, den Roberts Erſcheinen auf ſie gemacht, doch jedenfalls mußte Alles aufgeboten werden, um eine neue Zuſammenkunft unmöglich zu machen. Daher ſein Suchen nach einer verläßlichen Perſon zu Flore's Bedienung, deren Treue ihm ein Bürge ſeiner eigenen Sicherheit ſein ſollte. Er ahnte nicht, daß in der Zwiſchenzeit Flore durch den Provincial Gelegenheit erhalten hatte, ihren Bruder Robert zu beſtimmen, zu einer Stunde, wo Flore Marcell nicht zu Hauſe wußte, bei ihr zu erſcheinen.

Sie hatte dieſer zweiten Zuſammenkunft mit innerem Zagen entgegengeſehen, denn wie ganz anders ſollte ſie jetzt, die Gebeugte, die Bereuende, die Büßende ihrem Bruder gegenüber ſtehen, nachdem ſie durch den halben Verrath der

letzten Unterredung noch eine neue Schuld auf sich geladen hatte. Denn das konnte ihr nicht zweifelhaft sein, daß Robert das plötzliche Hervortreten Marcells aus dem Alcoven für eine abgekartete Sache ansehen mußte. Indessen hatte der Provincial versprochen, ihn zu einem nochmaligen Besuche zu bewegen, und Flore zählte an dem bestimmten Tage die Minuten, bis die verabredete Zeit herbeikommen würde. Als die Stunde nahte, ging sie wohl zehnmal in Marcells Zimmer, um sich zu überzeugen, daß er nicht zurückgekehrt sei. Die Räume waren leer und der inwendig steckende Schlüssel gab ihr noch die beruhigende Gewißheit, daß er nur durch ihr Zimmer den Rückweg nehmen könne. Uebrigens hatte er selbst geäußert, daß er nicht vor Abend zurückkommen würde.

Margarethe war noch nicht eingetreten, und die Kammerfrau war unter einem Vorwande mit so viel Aufträgen aus dem Hause entfernt worden, daß Flore sicher zu sein glaubte, wenigstens eine Stunde lang ungestört mit Robert sprechen zu können. So saß sie nun selbst im Vorzimmer, und erwartete pochenden Herzens den Augenblick, wo ihr Bruder erscheinen sollte.

Endlich öffnete er die Thüre. Sie fühlte bei seinem Anblicke kaum die Kraft in sich, ihm einige Schritte entgegenzugehen. Als er die tiefe Qual ihres Herzens nur zu deutlich auf dem verstörten Antlitze las, als er in diese in Thränen schwimmenden Augen blickte, da sank auch in seinem Herzen der Groll und die Verachtung, welche er seit seinem ersten Besuche bei ihr und ihrem Verrathe so bitter gefühlt hatte, in ihm zu Boden, und das milde Erbarmen drängte sich wie eine schöne Blüte in ihm hervor

Er küßte sie auf die Stirn und fühlte, wie sie unter seiner Berührung zitterte; er ergriff ihre Hand; jetzt erst

wagte sie das Auge zu ihm aufzuschlagen, und verbarg dann unter einem Strome von Thränen ihr Haupt an seiner Brust. Plötzlich riß sie sich aus seinem Arm, eilte zur Thüre, welche sie verschloß und zog dann den Bruder in ihr Gemach. Robert konnte sich einer bittern Empfindung nicht erwehren, als er in dasselbe Zimmer eintrat, wo er die erste Unterredung mit ihr gehabt hatte. Schon lag die Frage: Bist Du heute wieder allein? auf seinen Lippen, aber er sah in ihr bleiches Antlitz, auf ihre Wangen, über welche die Thränen herabrollten, und hatte nicht den Muth, das bittere Spottwort auszusprechen. Flore rang sichtlich nach Fassung, als sie neben ihm saß, und er schweigend ihre Hand in der seinen hielt. Ein jedes von ihnen schien auf das erste Wort von dem andern zu warten.

Endlich faßte sich Flore und hob an:

»Ich muß mein Herz gegen Dich erleichtern, Robert, ich habe eine so große Schuld auf meinem Gewissen, daß ich die Ruhe des Lebens für so lange verloren glaube, bis ich mein — Verbrechen — o! daß ich nur dieses Wort ausgesprochen habe, Dir gestanden.«

Robert war bei diesem Beginn der Geständnisse bleich geworden, und horchte mit gespannter Erwartung auf das, was sie ihm nun noch sagen würde.

»Ich habe Dir vor allem ein großes Unrecht zu gestehen,« fuhr sie fort, »nimm es als den ersten Schritt der Besserung und als den Beweis an, daß ich vollkommen gefaßt bin, Alles offen und getreu zu gestehen. Ich habe Dich das letzte Mal getäuscht, ich wußte davon, daß Marcell hier sei und jedes Wort von uns höre, ich hatte absichtlich Dich *in dieses* Zimmer geführt, wo er hinter den Vorhängen sich *verbergen konnte.*«

Robert ſprang auf und riß ſeine Hand aus den Fingern Flore's. Unwillkürlich ſuchten ſeine Blicke im Zimmer umher, die Vorhänge des Alcovens waren aufgeſchlagen, er ſah, daß Niemand mehr im Zimmer war. Jetzt fiel ſein Blick wieder auf Flore, welche das Geſicht mit den Händen verdeckt hatte und bitterlich weinte. Er ergriff ihren Arm und verſuchte ſie zu tröſten.

»Verdiene ich denn nicht dieſes Mißtrauen?« ſagte ſie klagend, »gab ich Dir nicht die vollſte giltigſte Urſache dazu? Du biſt in deinem Rechte, und ich muß es über mich ergehen laſſen, dies, ſo wie vielleicht noch vieles Bittere in der Zukunft.«

»Es wird Alles beſſer werden, als Du glaubſt, Helene,« tröſtete ſie der Bruder, »iſt es doch ſchon ein Beweis deines Willens für den Beginn eines neuen Lebens, daß Du Dich entſchloſſen haſt, mir offen und ohne Rückhalt dein Herz zu öffnen. Ich weiß es wohl, daß Du nur unter dem Einfluſſe jenes Niederträchtigen Dich zu der falſchen Rolle hergegeben haſt, welche Du gegen mich ſpielteſt, und ich ahne, welche Macht er bisher über Dich ausgeübt haben mag, wenn ich auch nicht den ganzen Zuſammenhang mir genau enträthſeln kann.«

»Ich bat Dich ja deswegen, heute zu kommen, um Dir endlich Licht über Alles zu geben,« flüſterte ſie.

»Dann ſei dieſe Stunde geſegnet!« rief Robert aus, »dann wird es uns möglich ſein, den ganzen ſchändlichen Zuſammenhang der Plane dieſer Menſchen zu durchſchauen, und ein Gewebe von Schlechtigkeiten zu zerreißen, deſſen Fäden ſo weit und klug auseinandergelegt ſind.«

Flore ſchüttelte leiſe und wie ſchmerzlich den Kopf. »Ich

hege nicht solche Hoffnungen,« sagte sie, »die teuflische Kunst dieses Menschen scheint ja eben darin zu bestehen, Niemand ganz in seine Plane einzuweihen, und zu gleicher Zeit so viele verschiedene Zwecke anzustreben, daß er, wenn auch einer oder der andere enthüllt wird, doch immer noch nicht ganz in seiner wahren Gestalt dasteht.«

»Du aber, Du Helene! wirst doch eingeweiht sein,« sagte Robert dringend, »Du scheinst ja die Hauptperson —«

»Ich scheine es! das ist der richtige, der bezeichnende Ausdruck. Mehr aber als Schein ist es auch nicht, und wenn Du die Ereignisse meines Lebens in den letzten Jahren, und die Art und Weise wie unser Verhältniß besteht, erfahren haben wirst, dann urtheile, ob ich nicht selbst ebenso wie vielleicht alle anderen seiner Genossen nur in einem Labyrinthe tappe, dessen Faden er allein in der Hand hält.«

»Aber er sagte mir ja bereits vor zwei Jahren, als er mit jenen Aufträgen von Dir sich an mich wandte, daß Du in Alles eingeweiht, daß Du die Seele Aller, die Fürstin des geheimen Bundes seiest, von dem ich einen Zweig nach Oesterreich verpflanzen sollte.«

Flore lächelte schmerzlich. — »Es gab eine Zeit,« sagte sie endlich, »wo ich selbst daran glaubte, irgend einen Einfluß zu besitzen, wo ich von einer großen Zukunft träumte, meine Seele sich in dem Gedanken den diese Männer mir eingeflößt hatten, die geistige Erretterin der Menschheit zu werden berauschte. Die Göttin der Freiheit sollte an jenem großen Tage, welchen der geheime Bund, in verschiedenen Gesellschaften über ganz Frankreich, Deutschland und die Schweiz verbreitet, vorbereitet, die Oriflamme der neuen Welterlösung aufpflanzen. O mir schwindelt der Kopf, wenn ich an all den Wahnsinn denke, der gesprochen wurde.«

»Und lernteſt Du Mitglieder dieſes Bundes kennen?« fragte Robert aufmerkſam.

»Nur einige, man ſagte mir aber, es ſeien die Häupter und viel tauſend andere gehorchen ihnen blind, ohne dieſe Oberen nur zu kennen.«

»Warſt Du nie bei einer Verſammlung?«

»In Paris fanden mehrere in meinem eigenen Hauſe ſtatt. Einer größeren Verſammlung wohnte ich nur einmal bei, und damals waren noch mehrere Frauen gegenwärtig; es war am Neujahrstage und ein Feſt in der Loge zum großen Orient «

»In der Loge alſo doch?« rief Robert erſtaunt aus; »ſo wäre alſo der Verdacht doch gegründet, daß wichtige geheime Zwecke in demgroßen Orient verfolgt würden, gegen welche die Gewalt des Staates einzuſchreiten verpflichtet iſt.«

»Ich weiß nur, daß ich alle jene in der Loge wieder ſah, welche die kleinen Verſammlungen in meinem Hauſe ebenfalls beſucht hatten, daß auch viele andere da waren, erklärte ich mir daraus —«

»Hat man nicht an der Thüre draußen geklopft?« unterbrach Robert und horchte. Es entſtand eine Todtenſtille, daß man die leiſe Bewegung des Perpendikels hören konnte. Flore war leichenblaß geworden und hatte leiſe die Thüre geöffnet, um durch das andere Zimmer zu horchen. — In dieſem Augenblicke wurde neuerdings und ſtärker als früher geklopft.

»Das iſt Marcell!« flüſterte ſie faſt tonlos, — »er iſt zur unrechten Zeit wieder gekommen.«

»Oeffne,« ſagte Robert düſter, und eine Ahnung neuen Verrathes glitt durch ſeine Seele, »und ich werde ihn *hier erwarten.*«

»*Um aller Heiligen* willen, nein,« ſagte ſie in höch

ſter Angſt, »das würde dein und mein Verderben! — Es gibt nur einen Ausweg,« fuhr ſie nach kurzem Bedenken fort, »Du fliehſt durch Marcells Zimmer. Der Schlüſſel ſteckt, Du gelangſt gleich auf den Gang. Eile Robert, eile, um alles in der Welt tritt ihm jetzt nicht in den Weg, laß ihn nicht ahnen, daß ich nochmals mit Dir geſprochen habe. Fliehe! Hörſt Du ſchon wieder pochen? Und wie ſtark jetzt. Ich ſehe Dich wieder, ich werde ſchon Mittel dazu finden.«

Halb mit Gewalt drängte ſie den Widerſtrebenden in Marcells Zimmer, zeigte raſch auf die Thüre, welche er zu öffnen habe, einen Gruß winkte ſie ihm noch mit der Hand zu, dann eilte ſie durch ihre Zimmer, um früher Marcell einzulaſſen, bevor Robert auf den Gang hinaustrete.

»Wer klopft?« fragte ſie und gab ſich Mühe das Beben ihrer Stimme zu unterdrücken. — »Biſt Du es, Liſette? — — So antworte doch!«

»Oeffnen Sie, Madame, ich bin es!« klang Marcells Stimme, und der kurze, abgebrochene Ton verrieth nur zu ſehr ſeine innere Aufregung. — Endlich drehte ſich der Schlüſſel, der Riegel wich, — raſch trat Marcell ein — und in dieſem Augenblicke war es Flore, als ob ſie eine andere Thür auf den Gang öffnen höre. Jetzt hatte ſie ihre Feſtigkeit wieder gewonnen, und glaubte ſich ſtark genug, dem ſchroffen Auftreten Marcells ebenſo begegnen zu können.

»Sie beginnen gegen mich unartig zu werden, Marcell,« ſagte ſie; »das iſt nicht der Ton, in dem ich Ihnen mit mir zu ſprechen erlaube.«

Er maß ſie mit einem langen Blicke, welcher ſie innerlich erzittern machte: es lag ſo viel Groll, ſo viel Bosheit, ſo viel Tücke darin.

»Madame!« ſagte er, »haben Sie denn das Recht, ſo

mit mir zu sprechen? Ich gestattete es Ihnen, so lange Sie ein kostbares Werkzeug in unsern Händen sich unserem Willen fügten, und die Interessen, denen wir nachstreben, auch die Ihrigen schienen. Jetzt will es mich klar bedünken, als ob hierin sich Manches geändert hätte, nicht allein nicht zu unserem Vortheile, sondern entschieden zu Ihrem Nachtheile. Ueberlegen Sie, Madame, was Sie thun, in welches gefährliche Beginnen Sie sich wagen, wenn Sie mit schwacher Hand in das Rad jenes Geschickes greifen wollen, auf welches wir, ich und meine Freunde, unsere Pläne gebaut haben.«

»Und wenn ich es wage, wenn ich es will?« fragte Flore, deren alter Stolz Marcells Worten gegenüber wieder aufzuflammen begann.

»Wenn Sie wollen?« sagte Marcell langsam und ergriff ihre Hand, welche sie in diesem Augenblicke ihm nicht zu entziehen wagte. — »Wenn Sie wollen?« wiederholte er, und sah ihr dabei scharf und durchdringend in die Augen; »wissen Sie, was dann Ihr Schicksal ist?«

Sie schwieg — ihre Brust hob sich schwer, sie fühlte seinen Blick wie das Auge eines Basilisken auf sich geheftet.

»Ich will es Ihnen sagen,« begann Marcell wieder, »voraus es Ihnen sagen als Warnung, als Mahnung. Derjenige, der es wagt, uns durch Verrath oder Trug in unseren Planen stören zu wollen, fällt der Vernichtung anheim.«

Flore schauderte bei diesem mit kalter Ruhe gesprochenen Todesurtheile zusammen. »Der Vernichtung!« flüsterte sie, und war kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten. Auch die Nachwirkungen der so eben bestandenen Aufregung zitterten noch fortwährend in ihr.

Marcell betrachtete sie nicht ohne Mißtrauen. Ihr Erbleichen bei seinem Kommen, selbst das lange Zögern, bis

geöffnet wurde, kamen ihm wiederum zu Sinn. War während seiner Abwesenheit irgend etwas vorgegangen? Oder war dieser Wechsel der Stimmung bei Flore nur eine jener Gemüthsbewegungen, deren sie seit ihrer Ankunft in Wien bereits mehrere gehabt hatte, und welche ihn für das Gelingen seiner weiteren Plane so sehr besorgt machten?«

»Waren Sie unwohl, Madame?« fragte er nach einer kleinen Pause, und gab sich Mühe, in seine Stimme so viel Weichheit des Tones, so viel Mitgefühl, so viel sorgsame Aufmerksamkeit zu legen, als aus seinem rauhen Wesen nur hervorzulocken möglich war.

Flore schüttelte leise den Kopf. Sie antwortete nicht und mied den Blick seines Auges, das durchbohrend auf ihr ruhte.

»Ich frage nicht umsonst,« begann er wieder, »es will mir scheinen, als ob in Ihnen eine Umwandlung vorgegangen wäre, die nicht zu den von uns besprochenen Planen paßt. Es wird die höchste Zeit, daß ich darüber mit Ihnen offen spreche. So wie jetzt darf es nicht fortdauern, ich muß wissen, ob Sie noch die unsere sind und bleiben werden?«

Flore faßte sich. Sie erkannte die Falle, welche ihr gelegt wurde, und mit allem Aufwande ihrer Kraft die innere Bewegung niederkämpfend, sagte sie: »Sie haben so eben das Schicksal Desjenigen bestimmt, welcher sich Ihren Planen hemmend entgegen stellen wollte. Glauben Sie, daß ich so unklug sein würde, mich unter die Räder eines Wagens zu werfen?«

»Ist das Ihre bestimmte, Ihre wahre Meinung?« fragte Marcell noch immer mißtrauisch.

Sie sah ihn mit einem Blicke an, der ihn an die alte vergangene Zeit erinnerte und ganz wirr machte. Sie schien plötzlich wieder dieselbe zu sein, welche sie vor ihrer Ankunft

in Wien gewesen, und ihr alter Einfluß auf Marcell machte sich noch einmal dergestalt geltend, daß er nicht wagte, einen neuen Verdacht gegen sie zu äußern. Er schwieg, obschon noch nicht ganz beruhigt. Die nächste Sorge beschwichtigte ohnehin die Betrachtung, daß noch an demselben Tage des Kanzlisten Schützling bei Flore eintreten sollte, eine Wächterin und Verrätherin aller ihrer Schritte.

Er begab sich in sein Zimmer. Flore, deren Kraft bis jetzt ausgehalten hatte, brach nach seiner Entfernung in einen Strom von Thränen aus, und faltete die Hände zu einem so inbrünstigen Gebete, wie es seit Jahren schon nicht aus ihrem Herzen aufgestiegen war.

XIV.

Marcell war nicht der Mann, dessen Mißtrauen einmal erregt, sich sobald hätte beschwichtigen lassen. Flore's scheinbare Ruhe wiegte ihn keineswegs in Sicherheit. Er glaubte seine Gefährtin hinlänglich zu kennen, um überzeugt zu sein, daß sie eine Maske vorgenommen, und wenn sie sich verstellte, so geschah es sicherlich nicht zur Verheimlichung günstiger Gedanken. Margarethe hatte zwar ihren neuen Dienst angetreten, doch dieser Umstand reichte nicht mehr aus, das erregte Mißtrauen zu beschwichtigen. Zudem überlegte Marcell, daß sein Plan zu einem Puncte gediehen war, wo er entweder in kurzer Frist gelingen oder hoffnungslos scheitern mußte. Ein Drittes gab es nicht. Es galt jetzt, entschieden durchzugreifen, oder die Partie aufzugeben. Von dieser Ueberzeugung erfüllt, begab er sich Abends in die Wohnung des Kanzlisten, um mit diesem Rücksprache zu nehmen.

Als er an die Thür klopfte, öffnete Frau Lorl. Auf seine Frage, ob der Herr Kanzlist zu Hause sei, lud sie ihn mit grinsender Freundlichkeit ein, nur in das andere Zimmer zu treten, der Herr befinde sich etwas unwohl.

»So?« sagte Marcell betreten; »ich sah ihn ja gestern noch, da schien er vollkommen wohl, und heute krank?«

»Mein Himmel, Euer Gnaden, der Mensch kann ja nicht wissen, wie bald etwas über ihn kommen kann. Aber unser Herrgott wird's schon gnädig fügen, daß der gute Herr bald wieder gesund wird. Er ist so ein gar guter Herr.«

Die Alte schlug bei diesen Worten scheinheilig ein Kreuz und öffnete Marcell die Thüre des Nebenzimmers, wo er den Kanzlisten im Bette fand. Frau Lorl zog die Thüre hinter dem Fremden zu, machte einige Schritte schlürfend durch das Zimmer, öffnete die Stubenthüre, als wenn sie in die Küche hinausginge, zog aber vorher die Schuhe aus, und schlich auf den Strümpfen wieder bis zur Schwelle der Kammer.

»Krank? Kanzlist, das will mir nicht gefallen!« sagte Marcell beim Eintritte; »das kommt ungelegener wie Alles, was mir seit meiner Ankunft hier noch zugestoßen ist. Ich habe offenbar Unglück. Deswegen bin ich auch gekommen, um Euch zu sagen, daß ich der ganzen Sache, wenigstens so weit sie diese sogenannte Erbschaft betrifft, mit einem Schlage ein Ende machen will. Jetzt liegt Ihr da! Was fehlt Euch denn?«

»Ach, das Zipperlein. Das sind verfluchte Schmerzen das zwickt und schneidet mir im Leibe herum, daß ich alle Engel singen höre. Ich sage Ihnen, es ist nicht zum Aushalten, ich möchte aus der Haut fahren, und mein Doctor — o! — da reißt es gerade wieder —«

Marcell rückte ſich einen Stuhl zum Bette, und ſetzte, finſter vor ſich hinblickend, ſich neben den Kranken.

»Ja, wenn ich nur bis morgen geſund wäre. Freilich es verſchwindet oft über Nacht bei mir. Ich will heute ordentlich ſchwitzen. Aber ſagen Sie mir nur, was haben Sie denn eigentlich vor?«

»Dasſelbe, was ich Euch ſchon einmal vorgeſchlagen habe. Damals waret Ihr zu feig dazu, und jetzt wird es doch ſein müſſen.«

Der Kanzliſt ſchüttelte bedenklich den Kopf. »Es iſt ein gewagtes Unternehmen, und wenn man uns darauf kommt, iſt Karrenziehen das Gelindeſte, was wir bekommen. Aufrichtig geſagt, ich möchte nicht gern daran greifen, denn ich fürchte die Sache mißlingt.«

»Thor, wie kann es mißlingen, wenn Alles ſo eingeleitet iſt, wie wir es beſprochen haben? Aber vor Allem habt Ihr ein Quartier ausfindig gemacht, wie wir es brauchen, und wie ich es Euch beſchrieben, abgelegen, Niemand im Hauſe, die Fenſter mit Läden wohl verſchloſſen, und von einer Nachbarſchaft umgeben, von der ſich vorausſetzen läßt, daß es ſie nicht kümmert, wenn ſie etwa aus jenem Hauſe irgend einen verdächtigen Lärm vernehmen?«

»Hab' ſo eine Spelunke ſchon, hab' ſie,« ſagte der Kanzliſt, und ſeine von Schmerz verzerrten Mienen drückten noch eine Art von Triumph aus; »vor der Linie draußen, auf dem Wege nach Schönbrunn, ſeitwärts nicht weit von der Wien, kein Menſch denkt daran, daß in dem verfallenen Häuschen ſich Jemand aufhalten könnte, und wenn auch Lärm entſtehen ſollte, es rührt ſich Niemand, denn das *Volk da draußen* glaubt gleich an Geiſter und Spuk.«

»Das wäre ganz gut, aber jetzt liegt Ihr da, und es ist wieder nichts!« antwortete ihm ganz verdrießlich Marcell.

Der Kanzlist drehte sich ein paarmal im Bette von einer Seite zur andern, es war, als wenn ein Gedanke ihn quälte, den er endlich doch aussprechen mußte. — »Ich will Ihnen etwas sagen,« begann er endlich, »wenn Sie glauben, daß es nicht anders sein kann, und daß wir Ernst machen müssen — so — hol' der Teufel mein Zipperlein. Ich werde versuchen, morgen aufzustehen, und kann ich mich auf den Beinen erhalten, so komme ich noch Vormittags zu Ihnen. Ich sehe schon, man muß der guten Sache ein Opfer selbst mit Gefahr seiner Gesundheit bringen, und am Ende — wenn es gelingt, uud wir den Schatz gehoben, dann habe ich ja Zeit und Bequemlichkeit genug, um mein Zipperlein in aller Ruhe zu observiren. Aber nur heute lassen Sie mich ruhen, dann wird's morgen um so besser gehen.«

Marcell rückte den Stuhl. In dem Augenblicke, wo Frau Lorl dieses Geräusch vernahm, huschte sie leise wie eine Katze von ihrem Posten in die Küche hinaus, und setzte sich mit halb geschlossenen Augen an den Herd zu ihrer kleinen Oellampe. Aber ihr Gesicht zeigte nicht die Ruhe, die es heucheln sollte, und ihre Lippen, die sich fortwährend bewegten, verriethen, daß sie leise mit sich selbst sprach.

»Also so weit soll es kommen?« sagte sie; »das ist mehr als Gaunerei, da fängt ja schon der Räuber an. Was der ehrwürdige Herr für Augen machen wird, wenn ich ihm das erzähle. Nun, es hat Zeit, bis ich in die Messe gehe, heute liegt der Alte ohnehin drin und streckt alle Viere von sich, als wenn es schon sein Letztes wäre.«

Ihr Selbstgespräch wurde unterbrochen, sie hörte Marcell aus der Kammer des Kanzlisten gehen; die Augen wie

ſchlaftrunken reibend, erhob ſie ſich und machte einen tiefen Knix, als Flore's Gefährte raſch an ihr vorüber durch die kleine Küche ſchritt.

»Eine gehorſame gute Nacht, Euer Gnaden!« rief ſie ihm nach, als ſie hinter ihm die Thüre ſchloß.

»He, Freund Schreiber, wie ſieht er denn aus? wie aus dem Grabe geſtiegen, und doch bemüht er ſich zu mir?« rief der alte Baron Linden, als er den Kanzliſten bleich und ſichtbar leidend bei ſich eintreten ſah.

»Geſchäftsſache, Herr Baron, Geſchäftsſache, da darf man keine Zeit haben, krank zu ſein. Unſereiner darf nicht ſagen, wenn es heute nicht iſt, wird es morgen ſein; ſo dürfen nur die reichen Leute ſprechen, für die gibt es keine Zeit. Wir armen Teufel, wenn es etwas zu verdienen gibt, ſo heißt es aufſtehen, nachſehen!«

»Alſo was iſt es denn? was führt Ihn zu mir? Kann ich Ihm mit etwas helfen? Er weiß, ich bin nicht ſo, wenn Jemand etwas braucht.«

»Danke, danke,« entgegnete der Kanzliſt mit grinſender Freundlichkeit, »ich komme nicht in meiner eigenen Angelegenheit. Der Herr Baron wiſſen, daß ich bereits vor einiger Zeit ſchon mein Verſprechen geleiſtet, und es hat ſich bis jetzt noch immer nicht der ſchickliche Augenblick gefunden.«

»Er kommt von wegen des fremden Adepten, der ſo wundervolle Steine machen kann? Alſo wie ſteht denn die Sache?«

»*Wenn der Herr* Baron bereit ſind, ich bin von ihm

auf heute bestellt worden, und komme nun, mein Versprechen zu erfüllen und den Herrn Baron zu fragen —«

»Ob ich mit will? Kann er glauben, daß ich nein sagen werde? Wo denkt er hin? Gedulde er sich nur ein wenig, ich werde mich gleich ankleiden lassen, und dann wollen wir uns in Gottes Namen auf den Weg machen. Setze er sich indessen, ich werde gleich wieder da sein.«

Mit diesen Worten ging Linden in das andere Zimmer. Der Kanzlist, welcher allein blieb, konnte ein höhnisches Lachen nicht unterdrücken bei dem Gedanken, wie leichtsinnig der alte Mann sich ihm anvertraute; seine Blicke flogen mit Gier über die elegante Einrichtung des Zimmers, und er berechnete schon in Gedanken, wie viel von dem Raube, den er mit Marcell auszuführen gedachte, auf seinen Theil kommen würde. Es dauerte nicht lange, so trat Linden, sauber und fein wie immer gekleidet, wieder herein, und während er die Handschuhe anzog, sagte er gutmüthig zum Kanzlisten:

»Was glaubt Er denn? Ich habe da ein hundert Ducaten eingesteckt, ich will sie dem Manne als ein Drangeld geben. Bares Geld lacht, und ich meine, wenn er sehen wird, daß er es mit honneten Leuten zu thun hat, wird er leichter sich bewegen, uns in die Geheimnisse einzuweihen.«

Schreiber verbeugte sich und antwortete mit aller Süßlichkeit, deren der Heuchler fähig war: »Unzweifelhaft würde schon der berühmte Name Baron Linden seine Wirkung nicht verfehlen, aber besser ist besser und bares Geld das Allerbeste.«

»Das glaube ich auch. Aber jetzt kommt, ich möchte gern bald wieder zurück sein, denn ich habe Nachmittags *einen* nothwendigen Gang.«

Beide verließen das Haus. An der Ecke der Breiung

hatte der Kanzliſt einen Wagen warten laſſen, den ſie beſtiegen, um ſofort in raſchem Trabe über Mariahilf der Linie zuzurollen. Auf dem Wege verſtand es der Kanzliſt, den Baron ſo in ein Geſpräch über das, was ſie jetzt ſehen würden, zu verſtricken, daß dieſer ſich kaum um den Weg bekümmerte, und daher auch im erſten Augenblicke gar nicht bemerkte, daß der Wagen vor der Linie von der Straße abgelenkt hatte, und endlich nicht weit vom Ufer der Wien ziemlich entfernt vor irgend einem Hauſe anhielt.

»Sind wir ſchon da?« fragte Linden etwas verwundert. »Aber da iſt ja nirgends ein Haus? Was macht denn dieſer Eſel von Kutſcher?«

»Es dürfte wohl beſſer ſein,« meinte beſchwichtigend der Kanzliſt, »wenn wir hier ausſteigen, und die paar Schritte bis dahin,« er zeigte bei dieſen Worten auf ein kleines alleinſtehendes Haus, — »zu Fuße gehen. Unſer Mann liebt es nicht, Aufſehen zu machen, und es würde auffallen, wenn in dieſer einſamen Gegend plötzlich ein Wagen vor dem Hauſe hielte.«

»Verſtehe, verſtehe,« ſagte der Baron, »er will nicht erkannt ſein, es ſoll Niemand wiſſen, daß er ſo vornehmen Beſuch erhält. Alſo in Gottes Namen. Gehen wir denn zu Fuße. Etwas Mühſeligkeit gehört dazu, wenn man einen hohen Preis erringen will.«

Beide gingen einen ſchmalen Weg längs der Wien bis zu dem bezeichneten Häuschen. Als ſie dort ankamen, ſchien Linden wie von einer geheimnißvollen Ahnung unangenehm berührt.

»Wißt Ihr, Kanzliſt,« ſagte er etwas betreten, »daß es hier ziemlich verdächtig ausſieht? da die Fenſter alle entweder zerſchlagen, oder nur mit Fetzen Papier verklebt, —

einige zu ebener Erde ſind, wie es ſcheint, von innen verſchloſſen. Ich muß Ihm ſagen, es macht einen unheimlichen Eindruck.«

»Aber, Heer Baron, der Mann kann ja nicht auf dem Graben, mitten in der Stadt, ſein Laboratorium aufſchlagen. Wir armen Jünger der hohen Kunſt ſtehen ja noch immer unter Polizei und Rumorknechten, als ob wir Gott weiß was Böſes trieben.«

»Er hat Recht, ja, ja, ſo iſt es,« ſagte Linden ſeufzend; »nun in Gottes Namen, gehen wir; ſeht, daß wir hineinkommen; aufrichtig geſagt, ich wollte, ich wäre ſchon wieder heraus. Mir wird ganz ſonderbar zu Muthe.«

»Aber, Herr Baron! Unbegreiflich! Sieht denn unſer Laboratorium auf der Landſtraße, wenn man es vom Hofe aus betrachtet, beſſer aus? Denken Sie nur, daß dieſes Haus ganz in allen Räumen zum Laboratorium benützt worden iſt —«

»Ja — ja — aber ich weiß nicht, was mich auf einmal ſo angefochten hat.«

Unter dieſem Geſpräche waren ſie bis an die Thüre des Häuschens gekommen, und Linden konnte ſich eines geheimen Grauens nicht erwehren, wie er ſah, daß auf dreimaliges Klopfen des Kanzliſten ſich die Thüre knarrend und kaum zur Hälfte öffnete, gerade weit genug, um einem Menſchen den Durchgang zu geſtatten. Der Kanzliſt lud den Baron ein, voraus zu gehen. Linden trat mit einer unerklärlichen Scheu über die Schwelle; er hörte, wie der Kanzliſt hinter ihm ging, wie die Thüre ſich wieder ſchloß, und befand ſich jetzt von tiefer Finſterniß umgeben.

»Wollen Sie mir Ihre Hand geben?« ſagte der Kanzliſt, »es iſt etwas dunkel und ich muß Sie führen.« Er

tappte nach Linden, ergriff deſſen Hand, und fühlte wie ſie heftig zitterte.

»Sie zittern ja, verehrteſter Herr Baron, was iſt denn das?« fragte er.

»Nichts, nichts,« antwortete Linden ängſtlich, »ſchaut nur, daß wir bald in die Helle kommen, ich kann ein langes Herumtappen im Finſtern nicht gut leiden, man iſt in der Finſterniß nicht ſein eigener Herr.«

»Gleich, Herr Baron, gleich;« tröſtete Schreiber, »jetzt ſind wir am Ende des Ganges, nur ein paar Stufen hinauf — — ſo, jetzt bitte ich einzutreten.« Linden hatte gehört, wie eine Thüre knapp vor ihm aufgemacht worden war, er folgte der Hand des Kanzliſten, welche ihn vorwärts zog.

»Bleiben Sie jetzt nur ruhig ſtehen,« ſagte dieſer, und ließ die Hand los, »ich werde gleich Licht machen.«

Linden fühlte, wie ſeine Hand losgelaſſen wurde und hörte, wie Jemand mit Stein und Stahl Feuer ſchlug. Die ſprühenden Funken waren nicht hell genug, um den Raum zu erleuchten; endlich hatte der Zunder gefangen, er ſah einen hellen Streif wie eine dünne Feuerſchlange ſich bewegen, — jetzt hatte der Kanzliſt den Schwefelfaden entzündet, und im nächſten Augenblicke brannte ein Licht, welches Linden zeigte, daß er ſich in einem kleinen Zimmer befinde, deſſen Wände kahl und ſchmutzig waren, und worin ſich nichts als ein Stuhl und Tiſch befanden, auf welchem er zu ſeinem Erſtaunen Schreibmaterialien, wie eben hingelegt, erblickte.

»Wird der Mann hierher kommen?« fragte er nicht ohne *Beklommenheit*, »oder gehen wir erſt in das Labora-

»Der Mann braucht nicht zu kommen, der Mann iſt ſchon da!« ſagte Schreiber feſt und ſcharf. »Setzt Euch, Baron!« rief er mit ganz veränderter Stimme, »ſetzt Euch und macht keine Poſſen. Schreibt was wir Euch dictiren werden!«

Linden wurde todtenbleich — »Wie? wer iſt denn noch da?« fragte er mit bebender Stimme; »um des Himmels willen, Kanzliſt, was wollt Ihr von mir? Woher dieſe plötzlich veränderte Sprache? Wohin habt Ihr mich gebracht?«

»Wohin wir Euch ſchon lange haben wollten, Verehrteſter,« antwortete höhniſch der Kanzliſt; »Ihr werdet jetzt thun was wir wollen, und ſolltet Ihr vielleicht Luſt haben, Euch zu weigern, — ſeht Euch einmal um!«

Linden ſchaute unwillkürlich hinter ſich — und ſah entſetzt Marcell, der eben den Hahn eines Piſtols ſpannte.

»Jeſus! Maria! Ihr werdet mich doch nicht ermorden wollen?« ſchrie der alte Mann und ſtützte ſich krampfhaft auf den Tiſch, denn die Beine drohten unter ihm zuſammenzubrechen.

Marcell trat auf ihn zu, und den Arm, den Linden abwehrend ihm entgegenſtreckte, mit ſtarker Fauſt niederdrückend, ſagte er kurz: »Schreibt, Baron, oder Ihr habt am längſten gelebt.«

»Was ſoll ich ſchreiben?« jammerte der Alte, »was wollt Ihr von mir? Ihr habt mich wie Räuber hierhergelockt. Laßt mir nur das Leben, ich bin ja ein alter Mann, ich will nicht gegen Euch klagbar auftreten, ich will ja Alles thun.«

»So iſt es recht, alſo ſchreibt.«

Linden nahm die Feder und der Kanzliſt dictirte ihm

eine in aller Form Rechtens aufgeſetzte Erklärung, worin er in ſeinem Gewiſſen ſich verpflichtet fühlte, die ihm zugefallene Erbſchaft Cotaldo's an die natürliche Tochter des Fürſten, Flore Frèle, ganz und unverkürzt abzutreten.

»Nun, jetzt Euren Namen darunter,« ſagte Marcell barſch.

Die Hand des Barons zitterte, er ſelbſt begann zu wanken —

»Was iſt das?« rief der Kanzliſt, »haben Sie nichts, um ihn zu laben? Er wird ohnmächtig — er vergeht mir in meinem Arme.«

Es war zu ſpät — der alte Mann ſank, die Feder, mit der er ſeinen Namen unterſchreiben ſollte, noch zwiſchen den Fingern, ohnmächtig zuſammen.

XV.

Es war dunkel und schon ziemlich spät am Abend, als Rubin bei der Carlskirche wie eine Schildwache auf und ab stieg. Er geberdete sich äußerst ungeduldig; fortwährend wendete er seine Blicke gegen die Stadt hin und sprach sogar ziemlich laut mit sich selbst, immer ein Beweis, daß ein Mensch sehr stark mit seinen Gedanken beschäftigt ist.

»Hat mich der Teufel reiten müssen,« sagte er, »daß ich ihr zugesagt habe, heute zu kommen, als ob ich nichts Anderes zu thun hätte, als, ein verlorener Posten, hier zu stehen, und wie ein schiffbrüchiger Matrose nach dem in der Ferne auftauchenden Segel meiner Amourschaft zu spähen. Geschieht mir aber recht, warum hat dieses dumme Herz, das alte dürre Holz in mir, so spät an diesen zwei prächtigen Augen sich versengt. Na, geschehen ist geschehen, und am Ende ist es werth, daß ich ihretwegen eine Dummheit mache. Muß halt etwas später mir den Herrn Robert aufsuchen; bis übermorgen, wo die Geschichte losgehen soll, ist ohnehin noch Zeit.« — In diesem Augenblicke fühlte er sich von rückwärts leise am Aermel gezupft, und wie er sich wandte, blickte er in Margarethens niedliches Gesicht, welches bittend zu ihm aufschaute.

»Ist Er auf mich böse?« sagte sie bittend; »Er muß *gleich* wieder gut werden, denn sieht Er, ich kann nichts

dafür, daß ich mich verspätet habe, aber ich hab' ja den ganzen Tag daran gedacht, und glaub' Er's, ich hab' mich recht sehr darauf gefreut.«

Rubins Unmuth — wenn in dieser heitern Natur überhaupt ein Unmuth aufkommen konnte — war bei diesen Worten vollständig gedämpft.

»Wer sagt Dir denn, daß ich böse bin?« rief er aus, und schlang einen Arm um sie, »ich bin höchstens böse, wenn ich Dich nicht sehe, aber wenn Du bei mir bist, dann böse sein, das wäre Verschwendung der Zeit, die man weit besser benutzen könnte, — siehst Du, zum Beispiele so.« — Ehe sie es sich versah, hatte er ihren Kopf an sich gezogen und sie auf die frischen vollen Lippen geküßt.

»Pfui!« sagte sie lachend, und wischte sich mit der Hand den Mund, »ist Er ein garstiger Mensch, so unverhofft —«

»Willst Du lieber darauf vorbereitet sein? — Gut — gib Acht — jetzt sag' ich Dir's im voraus — ich küsse Dich eine Stunde lang.«

»Nein, nein, nein!« rief das Mädchen, und wand sich von ihm los, »schämt Er sich denn nicht, auf offener Straße? Es geht freilich Niemand jetzt, aber es soll doch nicht sein, und überhaupt hab' ich Ihm gar sehr wichtige Sachen zu sagen.«

»Die Frau Nani hat mir auch so dergleichen gethan; nun, ich bin begierig, was da Alles heraus kommen wird. Also laß hören, was gibt es denn?«

»Er weiß,« begann das Mädchen, »daß ich seit vorgestern in einen *neuen* Dienst eingestanden bin. Was ich da

ſchon Alles erlebt habe, das läßt ſich gar nicht ſagen; genug an dem, ich bin mit meiner Gnädigen ſchon ein Herz und eine Seele.«

»Das hätteſt Du mir nicht ſagen ſollen,« meinte Rubin lachend, »denn wenn ich weiß, daß dein Herz und deine Seele in zwei Perſonen ſind, da bin ich im Stande und gehe von einer zur andern; alſo vertrage Dich mit mir, ſonſt geſchieht ein Unglück.«

»Wenn Er nur nicht aus Allem einen Spaß machen wollte,« ſagte Margarethe etwas empfindlich; »mir iſt gar nicht zum Lachen, ich möchte lieber weinen über das viele Unglück, das ich bis heute ſchon bei meiner Gnädigen habe anſehen müſſen. — Denke Er ſich,« fuhr ſie eifrig fort, als ſie ſah, daß Rubin ernſter und aufmerkſamer wurde, »die Gnädige wird wie eine Eingeſperrte gehalten, und was die den ganzen langen Tag in einem fort weint, das iſt gar nicht zu beſchreiben. Wenn der gnädige Herr ins Zimmer tritt, ich hab' es genau geſehen, da fährt ſie wie vor Schrecken zuſammen, und ſie hat mich heute, wie er mir befohlen hat, ihn mit der Gnädigen allein zu laſſen, ſo jammervoll angeſehen, daß mir das Herz geweint hat. Es iſt eine franzöſiſche Herrſchaft —«

»Eine franzöſiſche Herrſchaft,« ſagte Rubin, der nur davon gehört hatte, daß das Mädchen in einen Dienſt im Schwan gekommen ſei, dem aber bei ihrer Angabe der Gedanke durch den Kopf fuhr, ob ſie nicht vielleicht bei Helene ſei, von welcher Robert ihm geſprochen hatte. Er fragte haſtig um alle näheren Umſtände des Verhältniſſes der gnädigen Frau, und je mehr und ausführlicher ihm Margarethe erzählte, deſto feſter wurde in ihm die Ueberzeugung, daß

Margarethens gnädige Frau mit Helene eine und dieſelbe Perſon ſei.

»Aber das iſt nicht Alles noch,« fuhr das Mädchen fort, »es iſt noch ein wichtiger Grund, warum ich mit Ihm ſprechen wollte — ich hab' einen geheimen Auftrag von meiner Gnädigen, und da dachte ich, den kann mir Niemand beſſer als Er ausrichten. Höre Er nur. Heute Nacht, wie ich aus dem Schlafzimmer der gnädigen Frau gehen will, ruft ſie mich noch zum Bett; wie ich hinkomme, hat ſie das ganze Geſicht voll Thränen, und ſieht mich ſo jämmerlich an. »Margarethe,« ſagte ſie, »Du ſcheinſt mir ein gutes Mädchen zu ſein, ich hab' zu Dir gleich, wie ich Dich das erſte Mal geſehen habe, ein Herz gefaßt.« — »Ich auch zu Ihnen, gnädige Frau,« ſag' ich. »Nun gut,« fuhr ſie fort, »Du ſiehſt, wie es mir geht, und was ich hier leiden muß, — —« hier ſchwieg ſie ſtill und fing wieder von Neuem an zu weinen. Mir hat das Herz ſo weh gethan, wie ich es Ihm gar nicht ſagen kann. Endlich ſagt ſie wieder: »Du könnteſt mir einen großen Dienſt erweiſen und ich würde Dir es niemals vergeſſen.« Ach, meine liebſte gnädige Frau, ich will ja gern Alles thun, ſagte ich, und nun zog ſie mich näher zu ſich, und ſagte ganz leiſe: »Du weißt, daß ich nicht ausgehen ſoll, aber ich muß nothwendig Jemand durch eine vertraute Perſon etwas ſagen laſſen und eine Antwort zurück bekommen. Willſt Du mir den Gang machen?« Jeſus, ja, wenn ich es nur ausrichten kann. »Du kannſt es, ſagte ſie, Du gehſt zu Herrn Robert Haimon —«

»Robert Haimon!« rief Rubin aus; »was ſagſt Du? Haſt Du auch recht gehört? Haſt Du Dich nicht im Namen

»Nein, nein,« antwortete das Mädchen ungeduldig, »den Namen hab' ich mir recht gut gemerkt, aber eben weil ich weiß, daß Er diesen Herrn auch kennt, hat es mir nicht Ruhe gelassen, bis ich Ihm Alles erzählt habe.«

»Nun, warst Du schon bei Herrn Haimon?« fragte Rubin.

»Ja,« sagte das Mädchen weinerlich, »das ist ja eben das Malheur, daß ich dort war, wohin die Adresse lautete, der Herr aber nicht zu Hause war. Ich hätte freilich jetzt Abends, statt hier mit Ihm zu plaudern, wieder hingehen können, aber man sagte mir in seiner Wohnung, daß er nicht vor spät in der Nacht kommen würde, und meine arme gnädige Frau ängstigt sich so um eine Antwort, sie hat gar keine Ruhe, bis sie diesen Brief nicht in den Händen jenes Herrn weiß. Das wird heute eine schöne Nacht werden. Ich habe nun an Ihn gedacht, Rubin, Er muß mir helfen und muß mit mir den Weg machen. Sieht Er, Er kann vielleicht auch erfahren, wo der Herr Abends ist, kann ihn aufsuchen. Das Alles könnte ich nicht, ich müßte ruhig warten, Gott weiß wie lang.«

»Also sag' mir nur, was ich eigentlich thun soll? So deutlich Du im Anfange gesprochen hast, so wenig verstehe ich doch jetzt —«

»Er muß hier diesen Brief nehmen,« sagte das Mädchen leise und geheimnißvoll und zog ein kleines Schreiben aus ihrem Corsettchen hervor, »und muß es sobald als nur möglich dem Herrn, an den es lautet, übergeben. Dann kommt Er auf den Mehlmarkt und wartet in der kleinen Gasse vor dem Taxis'schen Hause auf mich. Ich werde von Zeit zu Zeit einen Sprung herab kommen und nachsehen, ob Er da ist.«

»Und dann?« fragte Rubin.

»Ja, was denn noch?« ſagte das Mädchen erſtaunt; »iſt das nicht genug? Er muß mir die Antwort bringen, die ich dann meiner Gnädigen ſage. Mein Gott, wie iſt die arme Frau in Sorgen, und wie wird ſie den Augenblick nicht erwarten können, bis Er kommt! Nicht wahr, Er thut mir den Gefallen und macht den Gang für mich?«

»Freilich, aber es kann ſehr ſpät in der Nacht werden, und was dann?«

Darüber mache Er ſich keine Sorge. Die Fenſter von unſeren Zimmern gehen in die kleine Gaſſe, ich werde öfters hinab ſehen, und wenn ich Ihn erblicke, bin ich bei Ihm unten. Aber jetzt iſt es Zeit, daß ich wieder nach Hauſe komme, ich habe ſchon zu lange hier bei Ihm zugebracht! Wenn der gnädige Herr nach Hauſe kommt und mich nicht bei der Frau Gräfin ſieht, dann geht ein Donnerwetter los.«

»Alſo leb' wohl, mein Schatz, ich begleite Dich bis zum Kärntnerthore, und werde dann meinen Weg antreten.«

Die Beiden eilten der Stadt zu, jedes zu ſehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, als daß ſie noch auf dieſer kurzen Strecke viel mit einander geſprochen hätten. In der Nähe des Thores nahmen ſie Abſchied, und während Margarethe in die Stadt ging, ſchlug Rubin einen Seitenweg über das Glacis ein, denn er hoffte Robert um dieſe Zeit bei ſeiner Mutter zu finden. Er wußte nicht, daß Haimon auf den Wunſch des Provincials einige Tage lang ſeine Beſuche im Freihauſe ausgeſetzt habe, und war deshalb nicht wenig erſtaunt, wie Sophie an der Thüre ihm erklärte, der Bruder werde den Abend ſchwerlich kommen, da er bereits ſeit einer Woche angeſtrengt zu Hauſe beſchäftigt ſei.

Rubin widerſprach nicht, obgleich er von dieſen angeſtrengten Arbeiten nichts wußte. Er vermuthete gleich, daß Robert einen Grund gehabt habe, nicht bei ſeiner Mutter zu erſcheinen, und kehrte eilends in die Stadt zurück, wo er ſich ſogleich in Roberts Wohnung begab.

Er war kaum fort, als der Provincial, welcher aus ſeinem Zimmer Sophie mit Jemand ſprechen uud Roberts Namen nennen gehört hatte, heraustrat, und das Mädchen fragte, wer wohl ſo ſpät Abends noch dageweſen ſei?

Der alte Student, den Robert als ſeinen Schreiber benutzt, ſagte Sophie unbefangen; er fragte um den Bruder, ich habe ihn in ſeine Wohnung gewieſen. Er ſchien Eile zu haben, es mag wohl etwas ganz Preſſantes geweſen ſein.

Aus dieſen Angaben glaubte der Provincial entnehmen zu müſſen, daß Rubin vielleicht irgend eine neue Entdeckung gemacht habe, in Folge deren keine Zeit zu verlieren ſei, und zum großen Erſtaunen Sophiens verließ auch er bald darauf das Haus.

»Was mögen die Männer nur ſchon wieder vorhaben?« ſagte das Mädchen beſorgt zu ſich. Als aber die Mutter fragte, wer an die Thür geklopft und mit wem ſie draußen geſprochen habe, antwortete ſie ſcheinbar unbefangen, es ſei die Nachbarin geweſen. Sie hatte Sorge, der Mutter Alles zu verbergen, was die Unruhe der alten Frau in Betreff ihres Sohnes erhöhen könnte.

Rubin war indeß in die Stadt geeilt und hatte Robert, wenn auch nicht in ſeinem Zimmer, doch zu Hauſe gefunden. Das Dienſtmädchen der Hausfrau theilte ihm mit, daß der junge Herr bei Madame ſei. Er ließ Robert herausrufen,

und dieſer war nicht wenig erſtaunt, ſo ſpät noch Rubin bei ſich zu ſehen.

»Was bringt denn Ihn noch ſo ſpät zu mir her? Das muß ja gar wichtig ſein!« ſagte der junge Mann, der ſehr heiter zu ſein ſchien.

Rubin erzählte ihm ſein Geſpräch mit Margarethe und welchen Auftrag er an ihn habe. Mit Haſt griff Robert nach dem Briefe und überflog eilends die wenigen Zeilen. Rubin ſah, wie Haimon erblaßte.

»Um des Himmels willen, was geht denn da wieder vor, Herr Haimon?« rief er; »ſchreibt Ihnen Ihre Schweſter von einer neuen Schurkerei dieſes Unmenſchen, oder iſt vielleicht wieder etwas gegen Sie ſelbſt im Werke?«

»Nein,« ſagte Robert gefaßt, »diesmal betrifft es nicht mich, aber es iſt die höchſte Zeit, daß hier eingeſchritten wird — die Aermſte fürchtet jetzt ſogar für ihr Leben. Leſe Er, was ſie mir ſchreibt: »Ich beſorge, daß ich in jedem Glas Waſſer, das ich trinke, meinen Tod finde, er ſcheint mit fürchterlichen Anſchlägen gegen mich umzugehen!«

»O, das trifft ſich ja vortrefflich!« rief Rubin, — »da müſſen wir ja gleich einſchreiten, und ich bin in der Lage, den Angriff von einer andern Seite her zu unternehmen. Herr Haimon, mein Mann, der Kikelberger, iſt vollkommen gewonnen, und wenn Sie wollen, ſo ſchicke ich ihn morgen zu Ihnen, Sie können dann das Weitere mit ihm beſprechen; ich glaube, wir machen einen Hauptſchlag.«

In dieſem Augenblicke wurde an die Thür geklopft, und der Provincial trat ein.

»Willkommen, willkommen!« rief ihm Robert entgegen; »Sie ſchickt Gott mir in dieſer Stunde zu. Leſen Sie,

was die unglückliche Helene mir ſchreibt, und wie ſie mich um Rettung aus den Klauen dieſes Böſewichtes anfleht. Jetzt darf nicht mehr gezögert werden.«

Ein neuer Ankömmling, der gleich hinter dem Provincial eingetreten war, hatte dieſe Worte gehört und ſagte jetzt mit ſeiner ſanften aber feſten Stimme: »Nicht eine Stunde dürft Ihr zögern, wenn Ihr einen Menſchen vom ſichern Tode erretten wollt.«

»Ehrwürdiger Herr,« rief Robert überraſcht, als er Mansperger erblickte, »was führt Sie zu dieſer Zeit noch zu mir, und wie kann ich mir Ihre Worte deuten?«

»Sind wir allein? unbelauſcht?« fragte der Dechant, und auf Roberts bejahende Verſicherung begann er:

XVI.

»Ich preiſe den Himmel,« ſagte Mansperger, »daß ich das Glück habe, die Herren hier vereinigt zu finden, denn das, was ich mitzutheilen habe, wird uns wohl Alle in Anſpruch nehmen, um ein ſchändliches Verbrechen zu verhindern.«

»Erzählen Sie, ehrwürdiger Herr,« drängten Alle in höchſter Spannung.

Vorzüglich war Robert aufgeregt, welcher den Brief von Flore noch immer in der Hand hielt, und vor deſſen Geiſt immer die unglückliche Schweſter ſchwebte, wie ſie zu ihm, als ihrem einzigen Freunde, flehend die Arme emporſtreckte.

Mansperger fuhr fort: »Durch eine Perſon, deren Verhältniſſe ſie in die Lage bringen, mir genaue Auskunft geben zu können, habe ich heute Abend die Nachricht erhalten, daß von dem uns Allen bekannten geheimen Kanzliſten Schreiber in Verbindung mit einem Spießgeſellen von ihm ein Verbrechen ausgeführt wurde, welches vielleicht mit ewiger Nacht bedeckt bleibt, wenn wir nicht bald rächend und rettend dazwiſchen treten.« Er erzählte nun, wie Frau Lorl zu ihm gekommen, was ſie ihm geſagt, und bezeichnete dann genau das Haus vor der Mariahilfer Linie, wo das Verbrechen verübt werden ſollte.

»Da gilt kein Beſinnen,« rief der Provincial raſch, »wir müſſen ſogleich fort. — Sie ſchließen ſich doch auch an?« wandte er ſich zu Mansperger.

»Jedenfalls, wäre es auch nur, um den Weg genau und ohne Zeitverluſt zu zeigen.«

»Ich ahne es wohl, um was es ſich hier handelt,« ſagte Robert, »aber den Schurken ſoll ihr Plan nicht gelingen. Er, Rubin,« wandte er ſich an dieſen, »Er geht jetzt, weil er heute noch Antwort bringen ſoll, und ſagt: Ich werde gewiß die Bitte erfüllen. Sag' Er nur feſt und beſtimmt das Wort gewiß; dann ſieh' Er zu, daß er uns nachkommen kann; wenn er jetzt von hier geht und ſich eilt, ſo holt er uns noch bei der Linie ein.«

»Ich habe für einen Wagen geſorgt,« ſagte Mansperger, »wir fahren langſam voraus und warten innerhalb der Linie, bis dieſer Herr nachkommt. Wir können nicht genug ſein bei dieſem Gange, denn wir wiſſen ja nicht, mit wie Vielen wir es vielleicht zu thun bekommen.«

»Glauben Sie, ehrwürdiger Herr, daß wir Mehrere in dem Hauſe treffen werden?« fragte Robert, »in dieſem Falle werde ich meinen Degen mitnehmen, und einer von den Herren — Er, Rubin, wird den zweiten mitnehmen. Es iſt beſſer, wir ſehen uns vor.«

Alle verließen nun das Haus, und während der Provincial, Mansperger und Robert in den Wagen ſtiegen, ging Rubin eilends in die bezeichnete kleine Gaſſe neben dem Schwan. Man hatte von einem Fenſter aus ſein Kommen beobachtet, er hörte leiſe einen Flügel ſchließen und es dauerte nicht lange, ſo ſtand Margarethe an ſeiner Seite. Sie zog ihn bis gegen die Kärtnerſtraße, wo ſie ihn um die

verſprochene Antwort drängte. »Die gnädige Frau vergeht ſchon vor Ungeduld,« ſagte ſie.

»Sag' deiner Gnädigen,« antwortete Rubin, »Herr Haimon habe geſagt, er werde gewiß ihre Bitte erfüllen.«

»O Jeſus, Maria! das wird eine Freude ſein!« ſagte das Mädchen haſtig, »und um ſo beſſer iſt es, daß die Gnädige die Antwort bekommt, weil es mit dem gnädigen Herrn heute gar nicht auszuhalten iſt. Was der für Geſichter macht, ſeit er Abends nach Hauſe gekommen.«

»Iſt er allein gekommen, und ſchon lange?« fragte Rubin.

»Er war, bevor ich Abends ihn aufſuchen ging, gerade mit dem ſaubern Herrn, der mich zur Herrſchaft recommandirt hat, ins Zimmer getreten. Es ging den Beiden etwas nicht recht zuſammen, und im Handumwenden waren ſie wieder fort. Jetzt iſt der gnädige Herr allein zurück, aber er ſieht aus, als wenn er mit tauſend Teufeln gerauft hätte.«

Rubin, welcher in dem Franzoſen, vom erſten Augenblicke an, den Genoſſen des Kanzliſten vermuthet hatte, war nun durch die Erzählung Margarethens ſeiner Sache ganz gewiß, und nachdem er ihr nochmals eingeſchärft hatte, die Antwort des Herrn Haimon ganz genau der gnädigen Frau zu ſagen, bat er ſie, ihn am nächſten Abend wieder hier an dieſem Platze zu erwarten. »Die Gnädige könnte vielleicht wieder eine Poſt für mich haben,« ſagte er noch beim Abſchiede und eilte dann gegen Mariahilf zu.

In der Nähe der Linie ſah er bereits Manspergers Wagen halten. Er trat an den Schlag und machte gegen die Darinſitzenden ſeine Meinung geltend, daß man lieber bis zu dem bezeichneten Hauſe zu Fuße gehen und den Wagen

langsam nachkommen lassen sollte. Man könne nicht wissen, ob nicht das Haus von irgend einer Seite beobachtet werde, und dann würde es zu sehr auffallen, wenn ein Wagen angefahren käme.«

Dieser Vorschlag leuchtete Allen ein und wurde ins Werk gesetzt.

Auf dem Wege berichtete Rubin auch über den Erfolg seiner Unterhandlungen mit Kikelberger. »Ich hab' es vorausgewußt,« sagte er, »wie ich dem Ehrenmanne mit Geld an den Leib gerückt bin, war er gleich zu Allem bereit. Es hängt jetzt nur von Ihnen ab, Herr Haimon, er versicherte mich, daß es keinen Anstand haben werde, auf seinen Vorschlag einen neuen Bruder zur Aufnahme durchzubringen. Ich habe Ihrem Wunsche gemäß mich selbst als denjenigen bezeichnet, der aufgenommen werden will, und sehr neugierig gethan, um zu erspähen, ob denn die Sache nicht unzeitig fehlschlagen könnte.«

»Wenn ich über die Ceremonien, welche bei solchen Gelegenheiten vorgenommen werden, recht unterrichtet bin,« sagte der Provincial, »so ist ein zu frühes Entdecken kaum möglich. So viel ich weiß, geschieht Alles in einem geheimnißvollen Halbdunkel.«

»Nach Kikelbergers Reden zu urtheilen,« meinte Rubin, »ist es mehr Finsterniß als Halbdunkel, denn er sprach fortwährend von ausgelöschten Lichtern und dergleichen. — Aber was ist das? der hochwürdige Herr bleibt stehen und horcht.«

Das Gespräch verstummte und die Andern schauten mit gespannter Erwartung auf Mansperger, welcher einige Schritte voraus war, und nun plötzlich wie horchend mitten

auf dem Wege ſtehen blieb. Er winkte ihnen, als ſie näher kamen, ſtille zu ſein.

»Mir war es,« flüſterte er, »als wenn ich ein Wimmern in der Luft gehört hätte. Wir ſind der Beſchreibung nach ſchon nahe an dem Hauſe; jenes dort muß es ſein.«

Alle blickten nun aufmerkſam hin. Kein Licht ſchimmerte aus irgend einem Fenſter, tiefe Nacht herrſchte ringsum, und das Schweigen des Todes ſchien zwiſchen jenen Mauern zu wohnen. Plötzlich meinten auch die Andern einen Jammerton zu hören.

»Horch, war das nicht Hilferuf?« ſagte der Provincial.

— Es war wieder ſtill geworden. Alle, Rubin voraus, beſchleunigten ihre Schritte, während in einer kleinen Entfernung auf einem Feldwege der Wagen ihnen nachfuhr.

»Wenn wir uns nicht getäuſcht,« begann Robert, »wenn die Laute, die wir gehört, wirklich aus jenem halbverfallenen Hauſe gekommen, ſo zeigt ſich wenigſtens die tröſtende Hoffnung, daß wir nicht zu ſpät anlangen und die Böſewichter ihr Werk nur halb vollbrachten.«

»Die Gegend,« bemerkte Mansperger, »iſt in der That zu einem Schurkenſtreiche vortrefflich auserſehen; wohin man blickt, faſt Alles öde, nirgends ein Menſch um dieſe Zeit zu ſehen, die wenigen Häuſer entfernt genug, um —«

In dieſem Augenblicke kam Rubin zurück, welcher vorausgegangen war, und ſich an das Haus hingeſchlichen hatte.

»Ehrwürdiger Herr,« ſagte er athemlos zu Mansperger, »Ihre Beſchreibung war ganz richtig, ebenſo haben wir Alle auch gut gehört, — die Nachtluft hat uns den Ton zugetragen, der aus dem Hauſe dort dringt.«

Alle liefen eilfertig dem Hauſe zu. Während ſie die kurze Strecke zurücklegten, erzählte Rubin faſt athemlos, daß er bis unter die Fenſter des Hauſes ſich geſchlichen und deutlich aus dem Innern Hilferuf vernommen habe.

»Aber,« ſagte er klagend, »das ganze Haus ſcheint wie ausgeſtorben, kein anderer Laut iſt zu hören, Thür und Fenſter ſind feſt verſchloſſen. Wie werden wir hineinkommen, wenn wir nicht die Thüre ſprengen wollen?«

»Das werden wir auch thun, Freund Rubin,« ſagte Haimon, »verlaſſ' Er ſich darauf, wir thun es, wenn man uns nicht gutwillig öffnet.«

Sie waren jetzt an der Mauer des einſam ſtehenden Hauſes angekommen. Auch bei der Nacht bot dasſelbe einen Anblick dar, welcher es zu einer Spelunke des Verbrechens ſtempelte, obſchon die Einzelnheiten des verwahrloſten Zuſtandes ſo ins Auge fielen, wie bei Tage.

Die Ankommenden machten einen Gang um das Haus herum, und entdeckten in der That auf der Rückſeite, wo die niedrige Mauer einen kleinen Hof einfaßte, eine ſchmale Thüre, welche viel weniger feſt, als jene der Vorderſeite zu ſchließen ſchien.

»Das wäre ein Punct, wo wir uns ſelbſt Einlaß ſchaffen können, wenn man uns nicht freiwillig öffnet,« ſagte Rubin; »ſo ein Fuchsloch hat immer zwei Ausgänge.«

Man kehrte nun zur vorderen Seite zurück, wo auch der Wagen jetzt angelangt war, und ging ſpähend von Fenſter zu Fenſter, um irgendwo ein Licht zu entdecken. Nichts war zu erblicken und ſo aufmerkſam man horchte, auch nichts zu hören, ausgenommen jene Klagetöne, welche immer deut-

licher aus dem Innern herausdrangen, aber zugleich immer ſchwächer und ſchwächer wurden.

Mansperger ſagte entſchloſſen: »Entweder ſprengen wir die Thüre, oder wir verſuchen über die niedrige Hofmauer in das Innere des Hauſes zu kommen.«

»Wollen Euer Hochwürden nur mir folgen,« meinte Rubin, »ich glaube, das Hinterpförtchen des Hauſes iſt nur von innen mit einem Riegel zugemacht. Da ſoll bald Rath geſchafft ſein, ich bin in einem Nu über dieſer Mauer, und öffne dann, ſo daß Sie alle bequem durch die Thüre eintreten können.«

»Wohl — aber gebe Er Acht, Freund, bei dergleichen Spelunken ſind die Hofmauern meiſt mit Glasſcherben oder ſpitzen Nägeln geſpickt.«

»Dafür will ich ſchon ſorgen, ich habe einen dicken Mantel hier, den werfe ich zuſammengerollt auf die Mauer, und es müſſen ſchon hübſch lange Nägel ſein oder eiſenharte Glasſcherben, die da durchgehen ſollen, und am Ende muß ja doch Einer den Anfang machen.«

Ohne langes Beſinnen legte er ſeinen Mantel ganz dick zuſammen und warf ihn dann über die Mauer, ſo daß er wie einen Sattel bildete, dann kletterte er behende wie eine Katze, indem er immer den einen Fuß in die Fugen zwiſchen den Ziegeln ſetzte, auf die Höhe des Gemäuers, und unterſuchte erſt vorſichtig, ob Nägel oder Glas da ſeien. Die Unterſuchung fiel hinlänglich beruhigend aus. Mit einem Schwunge ſaß Rubin rittlings auf der Mauer, und im nächſten Augenblicke ſprang er ſchon in den kleinen Hof hinab, der ein Bild der Zerſtörung und Unordnung darbot, wie es

nur bei einem unbewohnten Hauſe der Fall ſein kann. Nach kurzem Suchen fand er in der That ſeine Vermuthung beſtätigt, — das Schloß der Thüre war nicht durch einen Schlüſſel, ſondern durch einen einfachen Riegel abgeſchloſſen, der nicht ohne Mühe wich, weil der Roſt ihn feſthielt. Die Thüre ging auf, die Andern traten ein.

»Der Platz eignet ſich zu einer Räuberhöhle,« ſagte der Provincial, der trotz der Dunkelheit die ganze Unordnung, Zerſtörung und den Verfall dieſes Hauſes bemerkte; »man vermuthet Niemand hier. Die Leute ſcheinen keine Neulinge in ihrem Handwerk.«

»Haben Sie nichts gehört?« flüſterte Robert leiſe; »hier ganz nahe bei uns hat es um Hilfe gerufen, matt und ſchwach, als wenn alle Kraft ſchon entwichen wäre. Horchen Sie,« ſagte er nach einigen Augenblicken wieder, »von dort her kam der Ton!« und bei dieſen Worten wies er auf ein Fenſter.

Außer dem wimmernden Hilferuf war nichts zu hören.

Der Provincial hatte eine Blendlaterne unter dem Mantel hervorgezogen und ließ das Licht auf den Eingang des Hauſes fallen. Die aufgeklinkte Thüre öffnete ſich ohne Widerſtand. Die Ankömmlinge traten in einen Gang, der ſich in zwei Abtheilungen ſchied. Welcher Weg ſollte zuerſt eingeſchlagen werden, und ſollten ſie vereinigt oder einzeln die verſchiedenen Zimmer unterſuchen? Die Frage löſte ſich von ſelbſt; man hatte ja nur eine einzige Laterne. So wurde denn beſchloſſen, daß Rubin die Laterne in der einen, den Degen in der andern Hand, vorausgehen ſollte.

»Wir wollen rufen,« ſchlug Robert vor, »wir wollen

dem Unglücklichen, der hier gefangen ist, ein Zeichen geben, daß Rettung nahe ist —«

Rubin machte in diesem Augenblicke ein Zeichen zum Schweigen. »Es kam mir vor,« sagte er flüsternd, »als ob ich hier nebenan leise Tritte vernehme. Wir wissen ja nicht, ob wir allein hier im Hause sind, und ob nicht Spießgesellen der Schurken hier verborgen.«

Man ging nun auf den Zehen weiter, es blieb still, und die Suchenden durchforschten mehrere Räume, ohne auf Jemand zu stoßen.

»Sollten wir uns geirrt haben?« sagte der Provincial; »doch nein, viel eher fürchte ich, daß wir vielleicht zu spät gekommen.«

Man ging mit erneuter Aufmerksamkeit daran, alle Räume genau zu untersuchen. Plötzlich rief Rubin überrascht aus: »Was ist das?« und leuchtete mit der Laterne auf einen Strich an der Wand, welcher in eigenthümlich gerader, regelmäßiger Linie ungefähr mannshoch vom Boden emporstieg.

Es war in der That eine geheime Thüre, die kaum bemerkbar klaffte. Alle Anstrengungen wurden gemacht, den Zugang zu öffnen, bis er sich endlich geräuschlos und langsam auf seinen in der Mauer verborgenen Angeln drehte.

Der helle Strahl des Lichtes fiel auf den alten Linden, welcher ohnmächtig neben einem Tische lag.

»Gott sei Dank, wir sind noch nicht zu spät gekommen,« rief Mansperger, der sich zu dem Bewußtlosen niedergebeugt und seinen Puls untersucht hatte; »jetzt fort, fort von hier! Gott hat uns gnädig bis hieher beschützt; wir

dürfen durch muthwilliges Zaudern nicht seine Langmuth versuchen.«

Der Provincial ergriff die Laterne und ging voraus. Rubin und Robert trugen den Ohnmächtigen und Mansperger machte den Beschluß.

Einige Minuten später hatten sie den Baron in den Wagen gebracht, Rubin stieg zum Kutscher, und im scharfen Trabe fuhren sie durch die Nacht in die Stadt zurück.

XVII.

Rubin stand bei der Thüre von Kikelbergers Zimmer und nahm von diesem Abschied.

»Abgemacht also,« sagte er, und reichte ihm die Hand zum Einschlagen hin.

»Abgemacht«, bekräftigte Kikelberger; »sicher und gewiß. — Eins wie das andere, ein Mann ein Wort und somit genug.«

»Noch einmal, Kikelberger,« fragte Rubin, schon die Hand auf der Thürschnalle; »nochmals, kann ich ruhig sein? wird Wort gehalten?«

»Ruhig wie in Abrahams Schooß, Wort halten werd' ich, als wenn ich mein Leben lang nicht gewußt hätte, was lügen ist. Aber, à propos, etwas könntet Ihr doch noch zulegen für meine Müh', denn das Geld, Ihr wißt ja, muß ja für die Aufnahme gezahlt werden.«

»Ihr habt ja fünf Ducaten bekommen,« sagte Rubin erstaunt, »wollt Ihr denn noch mehr?«

»Fünf Ducaten? Das ist gerade für jeden Finger einen,

und nur in einer Hand; wißt Ihr was, gebt mir noch etwas auf die andere Hand drauf «

Rubin beſann ſich einen Augenblick. — »Ich will Euch etwas ſagen, Kikelberger, Ihr wißt, daß ſich ſtatt meiner ein anderer Herr aufnehmen laſſen will, ich hab' Euch geſagt, was Ihr zu thun habt —«

»Läugnen wenn was aufkommt! Na, das verſteht ſich. Meinetwegen ſoll ſich der Teufel aufnehmen laſſen.«

»Alſo hört mich an. Wenn Ihr Euch klug benehmt, daß Niemand früher als vor dem Meiſter vom Stuhle etwas davon merkt, daß hier eine Perſonenverwechslung vorgegangen iſt, ſo könnt Ihr ſicher ſein, daß der andere Herr Euch noch fünf Ducaten auf die anderen Finger gibt.«

»An mir ſoll's nicht fehlen,« lautete die Antwort, »wenn er nur geſcheidt iſt und das Maul hält, und in eurem Namen auf Alles antwortet, ſo lange er im Dunkeln iſt, dann geht's ſchon. Was weiter geſchieht, da mag er ſehen, wie er die Suppe ausißt, die er ſich eingebrockt hat. Ich weiß von nichts, das ſteht feſt, und geht man mir zu ſcharf an den Leib, dann müßt Ihr herhalten, ich beichte Alles, und Ihr müßt Euch defendiren, warum Ihr mich betrogen habt. Anders geht es nicht!«

»Es braucht auch gar nicht anders zu gehen. So wird's am beſten! Alſo, Kikelberger, heut' Abend um neun Uhr ſeid Ihr beim Kärntnerthor, ich werde mit einem Wagen gefahren kommen, ich laſſe Euch einſteigen, und der Mann, der im Wagen ſitzen wird, den führt Ihr dann unter meinem Namen in der Loge zur Aufnahme ein.«

— Die Sache war endlich abgemacht, man gab ſich zum letzten Mal die Hände und Rubin verließ die Wohnung.

um ſogleich dem Provincial die Nachricht von dem endlichen Abſchluſſe aller Unterhandlungen zu bringen.

Der Provincial nahm die Nachricht mit Ruhe, aber mit einem Lächeln der Befriedigung auf. — »Um auf etwas Anderes zu kommen,« ſagte er nach einer kleinen Pauſe, während welcher er in Rubins Gegenwart einen Brief geſchrieben hatte, »hat Er noch nicht erfahren, wie es dem alten Baron Linden geht, ſeit wir ihn ohnmächtig nach Hauſe gebracht haben?«

Rubin berichtete, daß Robert und er nach der Entfernung des hochwürdigen Herrn in der Wohnung des Barons zurückgeblieben ſeien, um den jungen Baron von allen Umſtänden in Kenntniß zu ſetzen, und ihn bei den Anordnungen des erſten Moments zu unterſtützen. Aerztliche Hilfe hatte den Baron zwar bald wieder ins Leben gerufen, aber Rubin glaubte die Bemerkung nicht unterdrücken zu können, daß der Verſtand des Barons leider etwas beſchädigt ſcheine.

»Weiß Er nicht, wird Robert heute Nachmittag zu Hauſe ſein?«

»Hochwürdiger Herr,« antwortete Rubin lächelnd, »Herrn Haimon in Ehren, aber ich glaube von fünf Uhr an, wo ſeine Hausfrau die Jauſe nimmt und ein gewiſſer Beſuch gewöhnlich bei ihr iſt, glaube ich, wird er ſicher zu treffen ſein. Der hochwürdige Herr brauchen ihn dann nur von drüben abrufen zu laſſen.«

»Er gefällt mir, Rubin, Er hat zwar manchmal ganz boshafte Einfälle, aber ich glaube, Er iſt im Stande, Jemand treu zu ſein Wenn Er will und Seine Zeit bei Herrn Haimon nicht gar zu ſehr in Anſpruch genommen iſt, ſo kann Er bei mir als Secretarius eintreten. Ich glaube, wir wür-

den gut auskommen. Zu thun dürfte es weniger geben, als Er vielleicht glaubt, aber ich müßte vor Allem auf die unbedingteste Verschwiegenheit, auf die festeste Treue rechnen können.«

»Hochwürdiger Herr, Sie sollen sich überzeugen,« rief Rubin freudig überrascht ob der Nachricht eines neuen Verdienstes. — »Wenn der Herr Regierungsrath von Sonnenfels nicht gar so streng gewesen wäre,« fuhr er fort, »ich wäre ja mein Lebenlang nicht von ihm fort.«

»Ich habe die Sache anders gehört,« sagte der Provincial lächelnd, »aber Er gefällt mir, Er hat sich in den letzten Tagen anstellig und klug benommen, und wir können es also einmal versuchen. Sein erster Auftrag ist folgender: Er geht mit diesem Briefe zu Robert, findet Er ihn nicht zu Hause, so muß Er ihn überall suchen, bis dieses Schreiben in seiner Hand ist. Sage Er ihm, er möge sogleich besorgen, um was ich ihn ersuche, sage Er, ich rechne darauf, daß Alles bis heute Abends in Ordnung sei. Jetzt gehe Er mit Gott.«

Eine leichte Bewegung mit der Hand war das Zeichen des Abschiedes. Rubin verließ das Zimmer.

Kikelberger stellte sich am selben Abend pünctlich vor dem Kärntnerthore ein; eben so pünctlich erschien der angekündigte Wagen aus der Stadt.

Ein Mann stieg neben dem Kutscher ab und näherte sich Kikelberger. Es war Rubin. Ohne ein Wort zu sprechen, öffnete er den Schlag und ließ den Harrenden einsteigen.

Es war zu dunkel, als daß Kikelberger die Gesichtszüge seines Nachbars im Wagen erkennen konnte, doch die Gestalt kam ihm groß und hoch vor, und als der Unbekannte ihn ansprach, lag in dem Tone der Stimme etwas Ehrfurchtgebietendes.

»Glaubt Er nicht, mein Freund,« sagte der Fremde, »daß es noch zu zeitlich sein wird, uns in die Loge zu begeben?«

»In früherer Zeit, Euer Gnaden, sind wir immer erst später in der Nacht zusammengekommen; damals hatte man Furcht vor der Polizei. Aber jetzt — schon seit ein paar Wochen, geht es besser, die Loge hat hohe Protection und braucht sich nicht mehr so zu verbergen. Wir werden gerade recht kommen. Aber ich denke, Euer Gnaden, wir fahren nicht bis zum Haus. Derlei macht doch Aufsehen, wäre es auch nur bei den eigenen Leuten, und könnte zu Verdrießlichkeiten Anlaß geben.«

»Ich überlasse mich heute vollkommen Seiner Leitung. Da Er mich einführt, so mag Er auch bestimmen, wo der Wagen halten soll.«

Kikelberger spähte fleißig durch die Scheiben des Wagens, um sich zu orientiren, und einige Zeit darauf klopfte er ans Fenster, zum Zeichen, daß der Kutscher halten sollte. Die Beiden stiegen aus. Der Provincial erkannte ohne Mühe, daß sie sich schon ziemlich weit draußen in der Vorstadt befinden mußten. Eben schlug von einem Thurme die zehnte Stunde.

»Es wird gerade recht!« sagte Kikelberger, »wir haben noch ein hübsches Stück Weg bis an Ort und Stelle, dann die Vorbereitungen zur Aufnahme, da werden wir accurat fertig, wenn die Versammlung vollzählig ist.«

Sie ſchritten vorwärts, aber es ſchien dem Provincial, als wenn ſein Begleiter ihn abſichtlich durch Seitengaſſen und Umwege führte, und der Verdacht, daß dieſer Mann nach zwei Seiten hin ein falſches Spiel treibe, ſtieg in ihm auf. Er ſagte aber nichts darüber, ſondern gab nur genau auf den Weg Acht, und wendete ſich von Zeit zu Zeit um, warf einen Blick auf den Stephansthurm, der wie eine rieſige Nadel hinter ihm aus dem Häuſermeere in die Luft ragte, und ſchien danach die Richtung ſich einprägen zu wollen, welche ſie nahmen.

Endlich wurde ihm die Gegend wieder bekannt, dieſelbe Gaſſe war es, welche er mit Robert beſucht hatte, und er erkannte von fern ſchon das einſtöckige Haus mit der Laterne.

»Haben wir noch weit?« fragte er Kikelberger, welcher ſchweigend neben ihm hergegangen war. — »Jetzt ſind wir gleich dort, Euer Gnaden,« verſetzte dieſer; »nur ein Katzenſprung noch. Dort das kleine Haus iſt der Tempel Salomonis, wo die erhabene Weisheit —«

Er hielt mitten im Satze inne, denn eine Perſon war hart an ihm vorübergegangen, und hatte ihm aufmerkſam ins Geſicht geſehen. Kikelberger ſchien ſie erkannt zu haben und war ſichtlich verlegen.

»Wer war dieſer Mann?« fragte der Provincial, welcher den Eindruck auf ſeinen Gefährten bemerkte und ſah, daß jener Mann eilends in dem kleinen Hauſe verſchwunden war —

»Er iſt Schatzmeiſter der Loge,« ſagte Kikelberger etwas kleinlaut, »ein gar großer Herr, ein Baron —«

Der Provincial ſchwieg und Beide gingen raſchen Schrittes dem kleinen Hauſe zu. — Kikelberger faßte bei dem Ein-

tritte den Provincial bei der Hand, und flüsterte ihm zu: »Euer Gnaden müssen halt schon sagen, daß Sie der Melchior Rubin sind, denn für den bin ich um die Aufnahme eingeschritten. Euer Gnaden werden doch keinen Bekannten unter den Brüdern haben, denn sonst ist Alles aus. Wir bekommen gar nichts zu sehen und mir steht dann ein großes Unglück bevor.«

»Unglück, wie so?« fragte der Provincial.

»Wie so?« antwortete Kikelberger kläglich, »weil es dann heißen wird, daß ich den Orden habe betrügen wollen, daß ich falsches Spiel treibe Man stößt mich aus und ich erfahre von aller Weisheit nichts mehr. Dann ist's aus mit meinem Goldmachen und ich bleib' mein Lebtag ein armer Teufel.«

»Sei Er unbesorgt, ich werde mich für Rubin ausgeben, und Er soll keinen Schaden haben.«

Unter solchem Geflüster waren sie eine Treppe im Hofe hinaufgestiegen, und Kikelberger führte den Provincial in ein kleines, nur von einer dünnen Kerze erleuchtetes Zimmer.

»Bleiben Euer Gnaden da, ich werde melden, daß wir angekommen sind, und fragen, ob Alles bereit sei zur Aufnahme.«

Er entfernte sich, und kam nach einigen Minuten in Begleitung eines ziemlich stattlich aussehenden Mannes zurück.

»Siehst Du, Bruder Rubin,« sagte er zum Provincial, »das ist der Herr Secretarius der Loge, dem ich Dich hier vorstelle — —«

»Werde ich so glücklich sein, in den Bund der erleuchteten Brüder aufgenommen zu werden?« fragte der Provincial.

Der Secretär ſah ihn ſcharf an, und antwortete nach einer kleinen Pauſe: »Unſer Bruder Kikelberger hat Bürgſchaft für Dich geleiſtet, daß Du reinen Herzens, ohne Nebenabſicht, ohne Hehl und Falſch in den Verein der Erleuchteten aufgenommen zu werden wünſcheſt. In der Vorverſammlung hat Niemand etwas dagegen eingewendet, weil es nicht die Abſicht des Bundes iſt, irgend Jemand, deſſen Geiſt ſich nach Klarheit ſehnt, von den Thüren unſers Tempels abzuweiſen; jetzt wird es alſo nur davon abhängen, ob Du die Prüfungen aushältſt, welche Dir bevorſtehen. Ich werde Dir den leitenden Bruder ſenden, auf daß Du die Wanderſchaft beginnſt.« —

Er klatſchte bei dieſen Worten dreimal in die Hände, eine verborgene Thür an der Wand öffnete ſich und ein Mann mit einem geſchnittenen Hute auf dem Kopfe, das Schurzfell vorgebunden und einen bloßen Degen in der Hand, trat ein.

»Leitender Bruder,« begann der Secretär, »hier dieſer Mann will das Licht und die Wahrheit erkennen, führe ihn durch die dunkeln Thäler des Lebens, durch die Abgründe des Zweifels, läutere ihn in den Flammen der Wahrheit, laß die himmliſche Muſik der Sphären zu ſeinem Ohre dringen; wenn er ſtark, muthig und beharrlich geweſen, ſo mögen ſich die Pforten von Hirams Tempel ihm öffnen.«

Der leitende Bruder hatte ſchweigend ihm zugehört, dann legte er die linke Hand demüthig auf die Bruſt zum Gruße, und ſprach, nachdem der Secretär ſich langſam entfernt hatte, zu Kikelberger:

»Ueberlaß mir den Neugebornen, auf daß ich ihn in die Welt des Lichtes einführe, auf daß er einer der Unſeren werde.«

Kikelberger reichte dem Provincial die Hand, und ſagte in einem Tone, der feierlich klingen ſollte, aber durch das ganze Weſen des Sprechenden alles Wirkſame verlor:

»Ich verlaſſe Euch jetzt, der Ihr in der Welt Melchior Rubin heißt, um Euch bald wieder in der Gemeinſchaft der Brüder, im Innern des ſtrahlenden Tempels, als einen der Unſern zu begrüßen. Seid muthig und ſtark, denn die Kraft iſt das Leben, und Stärke liegt nur in der Weisheit.«

Er wollte den Provincial küſſen, dieſer wich aber mit einem Gefühle des Ekels aus und ſagte kurzweg: »Schon gut!«

Endlich befand er ſich mit dem leitenden Bruder allein. Dieſer ſtand vor ihm und ſah ſo unbefangen, ſo wenig feierlich, ſo gar nicht wie von einem höheren, erhabenen Geiſte erfüllt aus, daß der Provincial ein leiſes Lächeln nicht unterdrücken konnte.

»Gaukelſpiel,« ſprach er für ſich, »ich werde dein Gewebe zerreißen und deine Blößen aufdecken, zum Spott der Welt, zur Schande der Thoren, die daran geglaubt, zum Verderben der Betrüger, welche hier die Hand im Spiele haben.«

»Willſt Du Dich nicht entkleiden, Bruder,« begann der Andere, »Du mußt deine Kleider ablegen, deine Schuhe ſogar und nur das Hemd und das Beinkleid behalten.«

»So? nun, wenn es ſein muß, man muß ſich ja den Regeln fügen —«

»Dann werde ich Dir, mein Bruder, die Augen verbinden —«

»Auch dieſes? Wozu mich blind machen? Iſt dazu *nicht* Zeit, bis ich Euer Licht geſehen habe? Aber wenn es

Regel iſt, ſo verbinde mir die Augen, mache was Du willſt, nur führe mich bald an die Pforten des Tempels, ich brenne vor Begier, in das Heiligthum Hirams zu treten.«

Er ließ ſich nun willig die Augen mit einem weißen Tuche verbinden, dann faßte der leitende Bruder ſeine Hand; in dieſem Augenblicke ertönte eine Glocke, ſanfte Muſik begann und der Provincial folgte ſeinem Führer, um die Prüfungen zu beginnen.

XVIII.

Während der Provincial in ſolcher Weiſe auf die Aufnahme in den Bund vorbereitet wurde, waren in einem Zimmer desſelben Hauſes die Würdenträger des Ordens beiſammen, und der Meiſter vom Stuhle gab an das dienende Perſonal die letzten Befehle, in welcher Weiſe Alles bei der Aufnahme des neuen Bruders eingeleitet werden ſollte.

»Wer iſt dem Reiſenden als Führer beigegeben?« fragte der Meiſter vom Stuhle, der niemand Anderer als der Vater der Baronin Roſa war, und welcher jetzt, ein Schurzfell vorgebunden und den ſilbernen Hammer in der Hand, ſich ein gar gewichtiges Anſehen zu geben verſtand.

»Für heute hat den Bruder Glaſer die Beſtimmung getroffen,« ſagte der Secretär, welcher ſoeben den Neuling dem leitenden Bruder übergeben hatte.

»Man muß den dienenden Brüdern einſchärfen,« ſagte der Meiſter vom Stuhle, »daß ſie von heute an alle Prüfungen mit Ernſt und Würde und mit größerer Genauigkeit, als es ſeit einiger Zeit geſchehen, auszuführen ſuchen. So

wie es in der letzten Zeit der Fall war, hat Alles den schrecklichen Anblick, die Furchtbarkeit und das Beängstigende verloren, und es gehörte gar nichts dazu, um das ganze Gaukelspiel als das zu erkennen, was es ist. Der dienende Bruder, welcher die Blitze zu machen hat, soll genau darauf sehen, daß das Colophonium fein gestoßen wird, und nicht so wie das letzte Mal ein ganzer Klumpen davon zur Erde fällt, daß bald ein Brand im Hause entstanden wäre. Dann muß das rauschende Wasser ordentlich dargestellt werden, und die optischen Spiegel sollen gehörigen Ortes aufgehängt sein. Den Gesang der Engel und das Heulen der Dämonen möge der Bruder Capellmeister leiten. Auch dieser Theil der Ceremonie war bei der letzten Aufnahme ein so mangelhafter, daß, wenn ich der aufzunehmende Bruder gewesen wäre, ich dadurch einen nicht sehr vortheilhaften Begriff von dem Orden erhalten hätte. — Haben Sie, Bruder Secretär, den neuen Ankömmling sich genau angesehen?«

»Freilich. Er scheint mir ein ordentlicher Mann, nicht ohne Mittel, denn ich blieb, bis er zur Reise sich entkleidete. Nach der Feinheit der Wäsche zu urtheilen, dürfte er wohl nach der Aufnahme noch zu einigen Opfergaben zu bestimmen sein.«

»Etwas, was sehr nothwendig wäre, und zugleich für die Cassa des Ordens, welche in der letzten Zeit so sehr an Schwindsucht gelitten, sehr ersprießlich,« antwortete der Baron; »aber deswegen ist es nur zu bedauern, daß Bruder Glaser heute als leitender Bruder an der Reihe ist, wir hätten jemand Andern dazu bestimmen sollen, einen Mann, der es versteht, den Neuling ordentlich zu behandeln und biegsam zu machen. — Meine Brüder, wendete er sich zu den Anwe-

senden, wir, die zu den Eingeweihten gehören, wissen am allerbesten, was es mit unserem Orden, mit unserer Allmacht, unserer hohen Weisheit, unseren erhabenen Wissenschaften für eine Bewandtniß hat. Wir betrachten ja nur diese ganze Spielerei hier als eine Speculation, um von den Mitgliedern der niedern Grade an Aufnahmsgebühren, Schenkungen, Stiftungen und monatlichen Beiträgen so viel zusammen zu bekommen, daß wir unsere chemischen Versuche im Großen fortsetzen können.«

»Leider bisher ohne Erfolg,« warf ein kleiner magerer Mann ein und fuhr seufzend mit dem gestickten Taschentuche über die Stirn.

»Bisher, theurer Bruder,« entgegnete der Baron, »aber wer darf daran zweifeln, daß wir endlich doch zum ersehnten Ziele kommen werden? Haben wir denn nicht schon Beispiele, daß es Wissenden gelungen ist? Und sollten uns, uns allein nur, die Pforten des höchsten Tempels für ewig verschlossen bleiben? Ich kann es mir nicht denken, daß der unsichtbare Meister seine treuesten Jünger von sich stoßen wird —«

»Der erleuchtete Bruder hat jetzt gesprochen, als wenn er vor dem versammelten Tempel eine Tischrede hielte,« sagte lachend der Secretär, »er scheint zu vergessen, daß wir unter uns sind, und noch mehr, daß er sich heute noch mit einer salbungsvollen Rede dem Neuaufgenommenen gegenüber auszeichnen muß; oder war dieses etwa die Vorbereitung und Einleitung?«

Der Baron seufzte. »Der Bruder Secretär mag Recht haben,« sagte er, »ich habe mich von meinem Gefühle übermannen lassen und ganz vergessen, daß wir unter uns sind. Nun, die Brüder haben wenigstens den neuen Beweis

erhalten, daß ich mit einer frommen, eindringlichen Rede immer schlagfertig und bereit dastehe, am Ende ist dies auch nicht zu verachten.«

»A propos, erleuchteter Bruder,« wendete sich jetzt einer der Anwesenden an den Baron, »ich habe vernommen, daß wir heute einen ausgezeichneten Gast unter uns haben werden? ist es ein Einheimischer oder ein Fremder, ein Niederer oder ein Wissender?«

Der Baron machte ein sehr wichtiges Gesicht und hob feierlich den silbernen Hammer. »Ja wohl, ein Wissender,« sagte er, »und zwar ein Wissender der höchsten Grade, ein schottischer Meister vom großen Orient in Paris.«

»Wenn es nur nicht derselbe ist, welcher vor zwei Jahren hier war,« bemerkte ganz kleinlaut einer der Ordenswürdenträger, »der wollte auch ein Wissender sein, und wie ich ihm einmal einen Besuch mache, um etwas von den erhabenen Geheimnissen zu erfahren, da hat er zuerst von mir wissen wollen — aber was? zwanzig Ducaten! Ich hab' sie ihm gegeben, und heut' noch weiß ich weder etwas von der Weisheit, noch von meinen Ducaten. So ein Wissender kann mir gestohlen werden.«

Dem Baron schien es in diesem Augenblicke sehr erwünscht, daß ein dienender Bruder eintrat und berichtete, der neue Bruder habe so eben die Wanderung durch die Gefilde des Schreckens begonnen, und die versammelten Brüder erwarteten bereits die Erleuchteten, um im Vereine mit ihnen an den folgenden Ceremonien Theil nehmen zu können.

»Begeben wir uns auf unsern Posten,« sagte der Baron und die ganze Gesellschaft zog paarweise ab.

Der Provincial hatte inzwiſchen an der Hand ſeines Führers die »Reiſe« begonnen, natürlich ohne die mindeſte Beſorgniß; er ließ ſich das Gaukelſpiel gefallen, um die Täuſchungen kennen zu lernen, durch welche der Orden bei der Aufnahme neuer Mitglieder auf ihre Phantaſie ſowohl als auf ihr Gemüth einzuwirken verſuchte. Es war rein überflüſſig, daß der Führer zu ihm geſagt: Brauchſt Dich nicht zu fürchten, Bruder, es geſchieht Dir nichts. Der Provincial hatte nämlich die Theilnahme des Leitenden dadurch erworben, daß er demſelben einen Ducaten in die Hand ſchob. Langſam, Schritt für Schritt, ſtets von einer aus der Ferne herüberklingenden ſanften Muſik begleitet, waren die beiden, wie es dem Provincial ſchien, ſchon eine beträchtliche Strecke vorwärts gegangen, als dieſer plötzlich ſeine Hand losgelaſſen fühlte. Sein Begleiter mußte ſich entfernt haben, die Muſik hatte ebenfalls aufgehört, und ein Rauſchen, wie wenn ein Waldſtrom ſich über Felſen ſtürzt, ſchlug an das Ohr des Neuaufzunehmenden. Einen Augenblick ſtand der Provincial zögernd; er bedachte, daß er vielleicht doch die Gefahr, ſich allein in dieſe einſame Behauſung begeben zu haben, allzu gering angeſchlagen, im nächſten Augenblicke aber überkam es ihn faſt wie ein Gefühl der Scham über dieſe eingetretene Schwäche. Raſch entſchloſſen riß er die Binde von ſeinen Augen und fühlte ſich im erſten Augenblicke geblendet von dem hellen Lichtſchein, welcher gerade vor ihm aufging. Als aber ſein Auge ſich an die plötzliche Helle gewöhnt hatte, ſah er zu ſeinen Füßen einen Abgrund, aus welchem eine Flamme aufleckte, in der Tiefe rauſchte es wie ein wilder Strom, zu beiden Seiten neben ihm ſchienen ſich Felſenmaſſen zu erheben; er befand ſich wie in der Tiefe eines Berges. Eine Stimme

von unten forderte ihn auf, den Abgrund zu überſpringen — in dieſem Augenblicke ſchlug es hinter ſeinem Rücken wie ein Felſenſturz zuſammen, er blickte um, und ſah den Rückweg durch eine Wand von Geſtein verſperrt.

»Muth, Bruder, Muth,« rief die Stimme von unten immer dringender ihm zu. Das Waſſer ſchien ihm ſtärker zu rauſchen, die Felswände an der Seite ſich immer näher zuſammenzuſchieben, aber die Flammen, die aus dem Abgrunde aufſchlugen, wurden zugleich immer kleiner und matter; der Provincial trat ganz nahe an den äußerſten Rand der Schlucht, er blickte hinab und ſah aus dem ganzen tiefen Grund lange Nägel heraufſtarren, deren ſcharfe Spitzen im Lichtſchein der verlöſchenden Flamme funkelten.

Aber der Eindruck aller dieſer Schrecken, auf einen ſchwächern Geiſt vielleicht von Wirkung, konnte den Provincial nur einen Augenblick überraſchen; aber bald hatte er ſeine alte Ruhe wieder gewonnen und ſagte lächelnd zu ſich ſelbſt:

»Mußte ich denn nicht auf ſolches Gaukelſpiel vorbereitet ſein? Gibt mir dies Alles nicht den Beweis, daß dieſe Menſchen hier es auf das Ködern ſchwacher Geiſter abgeſehen haben? Es kann keine Gefahr ſein, und ſelbſt wenn ſie da wäre, ſo will ich ſie bis zum Aeußerſten erkennen!«

Raſch ſetzte er den Fuß auf einen ſchmalen Balken, welcher in einiger Tiefe die beiden Seiten des Abgrundes verband. Die treuloſe Brücke brach unter ihm zuſammen, er ſtürzte — — aber die Arme ſeines Führers umfingen ihn im Falle, und die wohlbekannte Stimme flüſterte ihm zu:

»Es iſt Dir nichts geſchehen, Bruder! Biſt ja gar nicht gefallen —'s iſt Dir nur ſo vorgekommen!«

Der Provincial blickte nicht ohne Ueberraſchung um ſich. Der Abgrund mit den Nägeln, die Felſen, die Flammen waren verſchwunden — er befand ſich in einem kleinen Zimmer und ſein Begleiter führte ihn zu einem Lehnſtuhl.

»Nicht übel gehext,« ſcherzte der Provincial. Der Andere entgegnete vertraulich: »Klappern gehört zum Handwerk. Viele meinen, daß alles Hexerei ſei, durch die geheimen Künſte des Ordens hervorgebracht; ſolche Leute brauchen wir, denn die glauben dann ſteif und feſt an Alles, was ſie hören, und thun, was man ihnen ſagt.«

»Du ſcheinſt keiner von dieſen zu ſein?« bemerkte der Provincial.

»Ich bin nicht ſo dumm, als wofür mich die Vorſteher halten,« antwortete der Führer ſchlau; »wenn man die Sachen ſo kennt, wie ich — du lieber Gott!«

»Wenn Du alſo weißt, daß Alles nur Täuſchung, warum bleibſt Du noch ein Mitglied des Ordens?«

»Das iſt ſo. Fürs erſte bekomm ich für Jeden, den ich einführe und die Proben mitmachen laſſe, einen Gulden, dann fällt noch immer etwas ab, und zuletzt macht es mir doch noch Spaß, die Leute zu ſehen, wenn ſie manchmal ſo Angſt haben, und glauben, Alles was ſie ſehen und hören, ſei pure Natur und lautere Wahrheit. Es iſt oft ein Hauptjux, was Manche treiben.«

»Und biſt Du gegen Jeden ſo offen, wie gegen mich?« fragte der Provincial nach einem kurzen Schweigen, während er darüber nachgedacht hatte, in wiefern dieſer Menſch, den offenbar ebenfalls nur die Gewinnſucht in den Orden getrieben, für ſeine Zwecke zu benützen wäre.

Der Führer beſann ſich mit der Antwort nicht lange.

»Gott bewahre!« antwortete er. »Ich hab' ja auch keinen so großen Herrn geführt wie jetzt, einen Ducaten hat mir noch Niemand gegeben; einen halben Kronthaler, ja, das ist vorgekommen. Aber jetzt ist's Zeit, daß wir weiter gehen. Noch sind ein paar Prüfungen durchzumachen.«

»Noch ein paar Prüfungen? Sag' mir, muß ich denn alle durchmachen? Kannst Du die Sache nicht beschleunigen? diese Gaukelei?«

»Mir wär' es schon recht,« sagte der Andere, »aber die Brüder werden noch nicht alle versammelt sein, und wir dürfen nicht früher in den großen Saal treten, bevor Alles bereit ist. Zudem wissen ja auch die anderen dienenden Brüder, welche bei den Maschinen sind, davon, ob ich den Blinden — so heißst Du nämlich, so lange Du die Binde vor den Augen hast — alle Grade habe durchmachen lassen oder nicht.«

»Also wenn es nicht anders sein kann, so komm!« sagte der Provincial und erhob sich aus dem Lehnstuhl; »wird es noch viel Schreckensspuk geben?«

»Nicht viel mehr, und auch nicht gefährlicher, als der bisherige war; laß Dich nur durch nichts abschrecken, es geschieht Dir nichts.«

— Die Wanderung begann wieder. Der Führer legte dem Neuling neuerdings die Binde um die Augen, Musik wie früher ertönte, und wieder fühlte der Provincial nach einiger Zeit seine Hand losgelassen, während zugleich eine starke Wärme, wie von nahem Feuer, an ihn schlug. Der Führer hatte ihn schon aufmerksam gemacht, in diesem Momente die Binde abzureißen; er that es und sah, wie sich von beiden Seiten und von rückwärts Flammen gegen ihn

zuwälzten und der Boden hart vor ſeinen Füßen zu glühen begann. Aber lächelnd ſchritt der Provincial diesmal über die glühende Fläche, ohne unter ſeinen Solen irgend eine höhere Wärme zu ſpüren. Die Muſik ging indeſſen in einen rauſchenden Marſch, dann plötzlich in eine klagende Melodie über. Der Gang, durch welchen er ſchritt, verengte ſich immer mehr, endlich ſah er den Weg durch eine Reihe offener Särge verſperrt, welche nebeneinander geſtellt waren, und in denen Leichen mit unbedeckten Geſichtern lagen, deren offene Augen ihn geſpenſtig anſtarrten.

Ein Geſang ertönte, welcher den Aufzunehmenden ermunterte, muthig über den Tod hinwegzuſchreiten, um in das Reich des Lichtes zu gelangen.

»Alſo auch Todtenſchänder!« murmelte der Provincial vor ſich hin, und trat vorſichtig über die Kanten der Särge, wobei er bemerkte, daß die darin Liegenden nur Puppen waren. Er konnte ſich nicht verſagen ein paar von den Wachslarven mit den Füßen einzudrücken.

Endlich wurde der Gang wieder frei, aber dichte Finſterniß herrſchte. Plötzlich fühlte ſich der Provincial wieder an der Hand ergriffen. Sein Führer flüſterte ihm zu:

»Jetzt kommt die Hauptſache, wir werden in den Saal eintreten. Wo iſt das Tuch?«

»Sollen mir vielleicht wieder die Augen verbunden werden, damit ich den Weg nicht ſehe?«

»Warum es geſchieht, weiß ich nicht, aber es iſt ſo vorgeſchrieben, und erſt im Saale darf das Tuch abgenommen werden.«

Der Weg dauerte ziemlich lange. Es ging Treppen auf und Treppen ab. Ein Rauſchen wie von ſtarkem Winde wurde

endlich hörbar — ein Knall — jetzt blieb der Führer mit ihm stehen, und der Provincial fühlte eine schwere dunstige Luft.

»Willkommen im Reiche des Lichtes!« rief eine Stimme, die ihm nicht unbekannt schien; sein Führer befahl ihm, sich die Binde von den Augen zu nehmen, er that es — und sah sich in dem großen Saale der Loge.

Unter einem mit gestickten Sternen, mit Sonne- und Mondbildern gezierten Baldachin stand der Tisch des Meisters vom Stuhle. Der Mann mit dem silbernen Hammer war dem Provincial bekannt, ebenso der an einem Seitentische sitzende Secretär. An den Stufen der Erhöhung, worauf der Meistertisch stand, lag eine Jünglingsgestalt, und ein Mann, der im Leben Soldat zu sein schien, zog eben einen Dolch aus der Brust des Jünglings. An den Wänden waren die Ordensbrüder mit vorgebundenen Schurzfellen und geschnittenen Hüten auf dem Kopfe in zwei Reihen gestellt, und alle hielten blanke Degen in den Händen.

Der Provincial, im ersten Augenblicke erschrocken über den Anblick des Blutenden, merkte schnell genug, daß auch hierin eine Täuschung stattfinde, denn der Jüngling flüsterte lächelnd mit seinem Mörder. Die Entrüstung über das schnöde Gaukelspiel wurde in dem Neuling fast unbezähmbar.

»Du hast gewünscht, in unseren erhabenen Bund einzutreten,« redete ihn der Meister vom Stuhle an; »trittst Du mit reinem Sinne vor mich hin, willst Du nur zum Besten der Welt an unseren erhabenen Geheimnissen Theil nehmen?«

Darauf konnte der Provincial mit gutem Gewissen ein lautes festes »Ja« antworten.

»Siehst Du die drei goldenen Schalen auf dem Teppich,

auf welchem Du stehst?« fuhr der Meister fort; »es sind die heiligen Schalen aus dem Tempel zu Jerusalem, dem ersten Ursprung unseres Baues. Die Brüder nahmen sie aus den Ruinen von Jerusalem und retteten sie nach Schottland, wo unser großer Meister thront. Unsere schottischen Brüder haben die umgeworfenen Säulen des Tempels wieder aufgerichtet, und vier Lichter, die Du auf den Ecken des Teppichs siehst, angezündet, denn die gevierte Zahl ist die Quelle der ewigen Natur und der Mittelpunct zwischen 1 und 7, so wie die Kälte, die Wärme, das Trockene und das Feuer der Ursprung alles Seienden ist. Du wirst heute noch als Meister unter uns wandeln und die Geheimnisse der Natur werden sich Dir erschließen. Zuvor aber schwöre, nichts zu verrathen, was Du bei uns siehst und hörst; schwöre es und blicke hier auf den leidenden Bruder an meiner Seite, an dem der fürchterliche Bruder soeben das Gericht vollzogen. Dasselbe Loos steht Dir bevor, wenn Du meineidig wirst.«

»So schwöre — langsam und vernehmlich, daß alle anwesenden Brüder aus deinem eigenen Munde das Bekenntniß deines Namens und Standes hören; ich werde es Dir vorsagen in welcher Weise: Ich, Melchior Rubin —«

Der Provincial trat vorwärts und sagte: »Ich Clemens Beker, bisher Provincial des Ordens Jesu —«

Er hatte kaum die letzten Worte gesprochen, als der Meister vom Stuhle entsetzt aufsprang, und eine hastige Bewegung unter den Brüdern entstand.

»Verrath, Verrath!« schrie es von allen Seiten.

Der Provincial blickte voll Verachtung um sich und sagte gebieterisch zum Meister vom Stuhle:

»Mir gegenüber gilt das Gaukelspiel für nichts. Ihr

könnt Thoren berücken und Narren in euere Netze ziehen, heute aber scheitert eure Kunst. Ich wollte Euch durchschauen und ich habe es gethan — jetzt kenne ich Euch alle. Eure Zeit ist um! —— Hört Ihr schon das ungewohnte Geräusch im Hause!« wendete er sich zu den Brüdern, von denen mehrere sich wegzuschleichen versucht hatten, aber bleich vor Schrecken in den Saal zurückkamen. — »Ihr seid in eurer eigenen Falle gefangen. Jetzt werdet Ihr nicht läugnen, daß es in Wien eine geheime, eine betrügerische Loge gibt.«

Das Geräusch im Hause kam immer näher; es war, als wenn Gewehre auf den Boden aufgestoßen würden; endlich sprangen die Thüren des Saales auf und die Wache trat über die Schwelle.

Ende des dritten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Die letzten Adepten.

Roman

von

Julius Seidlitz.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Es war ſchon ſehr ſpät in der Nacht, und Roſa hatte immer noch nicht den Schlummer finden können, welcher ihrem von Haß und Eiferſucht gefolterten Herzen wenigſtens die karge Ruhe einiger Stunden gewähren ſollte. Sie hatte in der letzten Zeit ein Luftſchloß nach dem andern zuſammenſtürzen ſehen, ihre Hoffnungen waren getäuſcht, ihre Erwartungen unbefriedigt geblieben, und ſtatt aller Derjenigen, denen ihr Herz freudig entgegenſchlagen konnte, trat jetzt die Geſtalt des Kanzliſten als letzter Bewerber vor ſie hin, ein Mann, den ſie verachtete, deſſen Leidenſchaft ihr aber wenigſtens dafür bürgte, daß er in ihrer Hand ſich zu einem kräftigen Werkzeuge der Rache hergeben würde.

So weit war es mit dieſer reizenden Erſcheinung, dieſem lebhaften Geiſte, dieſem allzu heißen Herzen gekommen! Manche Nacht, die ſie ſonſt in ſeligen Träumereien einer glücklichen Zukunft verbracht, durchwachte ſie jetzt unter Thränen. Der Schlummer floh ihre Augen und oft riß ſie das Fenſter auf, um in der kühlen Nachtluft die heiße, fieberhafte Stirn zu baden.

Eine ſolche Nacht war wieder für Roſa gekommen, als zu ſpäter Stunde ihr Vater noch ganz angekleidet mit bleichen verſtörten Zügen in ihr Zimmer trat.

»Was ist Dir, Vater?« rief sie ihm entgegen, »was ist Dir geschehen? Ist es wieder ein Unglück? Haben wir denn noch nicht genug gelitten? Ist der Himmel noch nicht müde geworden?«

Der Baron warf sich auf einen Sessel und versuchte sich zu erholen. Er war sichtbar von einer starken körperlichen Anstrengung erschöpft, auf seiner Stirn perlte der Schweiß in großen Tropfen, aber die Augen waren matt und eingefallen, und seine Gesichtsfarbe fahl, wie wenn alles Blut aus ihm gewichen wäre. Rosa beugte sich schmerzlich bewegt über ihren Vater. —

»Es ist ein großes Unglück über uns hereingebrochen,« stöhnte er nach einigen Augenblicken, »und doch fürchte ich, daß dieses nur der Anfang einer Reihe von Schicksalsschlägen sein wird —«

»Was ist geschehen, Vater?« fragte das Fräulein, deren starker Geist sich früher als der des alten Mannes aufraffte.

»Die Loge ist gesprengt worden,« sagte er fast tonlos und ließ die Hände wie verzweifelnd in den Schooß sinken. »Ein Feind, mächtiger als wir, hat sich verrätherisch bei uns eingeschlichen, und vor einer Stunde ist das Unglück geschehen.«

Rosa verlangte die Einzelnheiten zu vernehmen.

»Es muß Alles abgekartet, Alles wohl vorbereitet gewesen sein,« sagte der Vater, »denn Schlag auf Schlag folgte es aufeinander. Es ist mir, als wenn ein Zeichen gegeben worden wäre, denn in dem Momente, als der ehemalige Jesuit mit einem Hohne, den ich Dir nicht schildern kann, gegen den Altar des Meisters herantrat, hörte man schon im Hause die Wache, gleich darauf drang sie ein und nur die wenigsten von uns waren im Stande, sich durch die un-

uns bekannten Versenkungen zu retten. Du weißt, daß hinter dem Baldachin sich eine geheime Treppe durch den Fußboden befindet. Ich und Marcell waren rasch genug hingesprungen: da will es das Unglück, daß er, der nach mir hinabstieg, die Fallthüre zu stark einschlagen ließ. Niemand konnte sich mehr auf diesem Wege retten, wir allein gelangten durch den Gang in den Seitentract des Hauses, dann über die Mauer ins Freie.

»Und Schreiber?« fragte Rosa fast instinctmäßig, denn in ihrem Geiste war dieser Mann mit dem Treiben der Loge zu innig verschmolzen, und sie kannte die geheimen Beziehungen desselben.«

»Der Kanzlist?« antwortete der Baron kopfschüttelnd; »ich muß Dir sagen, daß es mir sehr verdächtig war, ihn an diesem Abend gar nicht in der Loge zu sehen. Ich kann den Gedanken nicht unterdrücken, daß er auch uns gegenüber falsches Spiel getrieben, denn ich weiß es, er war, so lange jener Jesuit mächtig und einflußreich, eines der kriechendsten und gefügigsten Werkzeuge für ihn.«

Rosa schwieg. Sie wollte den Kummer ihres Vaters nicht dadurch vermehren, daß sie diese seine Besorgniß verstärkte, aber ihr selbst schien eine innere Stimme den gleichen Verdacht zuzuflüstern, und sie war nicht im Stande, einen andern als einen gewöhnlichen Grund zu einer Entschuldigung für den Kanzlisten hervorzubringen.

»Er wird krank sein,« sagte sie, um nur ihren Vater im Augenblicke zu beruhigen; »bedenke nur, daß er mehr noch als Du mit der Loge verflochten ist, bedenke seine innige und geheimnißvolle Verbindung mit Marcell, der ihm jedenfalls näher steht, als Dir, denn wenn auch Marcell zu uns *gekommen ist, wer kann* sagen, welchen Zweck diese Besuche

hatten, und ob ſie etwas anderes als die Folge eines freundſchaftlichen Verhältniſſes waren, ohne daß Du ein Mitſchuldiger ſeiner Pläne geweſen?«

»Wahr, wahr!« rief der alte Mann aus, »doch bleibt die verfängliche Verbindung immer ſchlimm genug, denn in unſerer Zeit und wenn es ſich um ſolche Dinge handelt, wie ſie jetzt an den Tag kommen werden, wer fragt da viel um Beweiſe? Der Verdacht allein iſt ſchon eine halbe Verurtheilung.«

»Vater,« begann Roſa wieder, »ſammle deine Erinnerungen. Glaubſt Du, daß man in der Loge etwas finden wird, das Dich verdächtigen kann?«

»Etwas, ſagſt Du? Ich fürchte, es wird ſogar viel ſein. Es iſt klar, daß der Ueberfall ein vorbereiteter, die Aufnahme des Jeſuiten ein verabredeter Plan war, um uns mitten in der That zu überraſchen. Keiner von den Beamten der Loge kann in einem ſolchen Augenblicke daran denken, Alles aus dem Wege zu räumen, und müſſen wir nicht nach dem, was heute Nacht geſchehen iſt, noch mehr beſorgen? Ich fürchte, daß wir in der Loge Verräther haben, denn ſonſt hätte man ſich nicht einſchleichen können, und ſind ſolche wirklich da, dann wird man auch alle in der Wand und im Fußboden verborgenen Fächer entdecken, man wird unſere Schriften hervorziehen. — Mein Gott, was ſoll denn daraus werden!«

Die Verzweiflung des alten Mannes ſchien jetzt einem dumpfen Hinbrüten Platz machen zu wollen, aber Roſa, welche, eingeweiht in alle Verhältniſſe, die Größe der Gefahr überſah, fand eben in dieſem Augenblicke ihre Entſchloſſenheit, ihre Ruhe der Ueberlegung, ihren kalten Verſtand wieder.

»Wenn es so ist, wie Du befürchtest,« sagte sie, »dann ist kein Augenblick zu verlieren. Du weißt, welches strenge Verbot gegen die Logen besteht, und bei Euch handelt es sich um noch mehr. Wir müssen sogleich Alles, was nur im entferntesten auf eine Verbindung mit jenen Leuten hinweisen kann, vernichten, und Du, Vater, verlässest morgen Früh bei Tagesanbruch die Stadt, und bleibst fern, bis wenigstens der erste Sturm sich gelegt hat.

Der Baron sah ihr erstaunt und überrascht ins Gesicht; es war, als wenn er im ersten Augenblicke ihrem Gedankengange nicht folgen könnte.

»Und Du?« sagte er endlich, »was soll mit Dir werden?«

»Darüber sei außer Sorgen,« antwortete sie entschlossen. »Ich bleibe hier und werde die Ereignisse abwarten. Ein Mädchen ist in solchen Fällen immer sicherer. Mich wird man nicht verhaften. Man kann argwöhnisch mich betrachten, aber mein Name ist in der Sache nicht compromittirt, und man wird es nicht wagen, mir nahe zu treten, blos weil ich deine Tochter bin. Dadurch erhalte ich aber Gelegenheit, Dir nützen zu können, wenigstens bin ich im Stande, Dich dann von Allem, was hier geschieht, in Kenntniß zu setzen. Bist Du es so zufrieden?«

»Muß ich nicht?« sagte der Baron mit Thränen in den Augen. »Ich weiß es ja, Du bist mein liebes kluges Kind, und wirst der Gefahr besonnener entgegenzutreten wissen, als ich armer Mann. Was Du thust, ist recht.«

»So komm in dein Zimmer, Vater. Laß mich alle Papiere durchmustern; diese gefährlichen Zeugen müssen verschwinden.«

Die ganze Nacht war Rosa beschäftigt, um mit der genauesten Sorgfalt alle Briefe und Schriften durchzugehen. Als der Morgen graute, sah er aus einem Schornstein des Freihauses noch immer leichte Rauchwölkchen sich erheben. Zur selben Zeit öffnete sich leise das Thor und schwankenden Schrittes trat ein Mann in einen Mantel gehüllt heraus, der rasch um die Ecke gegen das Paulanerkloster zu verschwand.

In derselben Nacht saßen Mansperger und Robert zu später Stunde noch auf des Letzteren Zimmer zusammen. Ihr Gespräch stockte öfter und von Zeit zu Zeit ging Robert an das Fenster und horchte gegen die Gasse hinaus.

»Ich gestehe Ihnen,« sagte Mansperger, »daß, je später es wird, mich das Wagniß, das der hochwürdige Herr unternommen, immer mehr und mehr mit Besorgniß erfüllt. Freilich hat Ihre Versicherung —«

»Seien Sie unbesorgt,« fiel Robert ihm in die Rede, »vielleicht in dem Augenblicke, wo wir hier sprechen, ist der Schlag gefallen, und in wenigen Minuten werden wir dann aus seinem eigenen Munde den ganzen Hergang erfahren.«

»Wenn nur die Wache zeitlich genug gekommen ist?« meinte Mansperger besorgt.

»Ich befürchte keine Verzögerung, obgleich ich den Brief, den der Provincial mir durch Rubin schickte, natürlich erst Abends in meine Hände bekommen konnte. Aber ich ging, seinem Auftrage gemäß, damit sogleich zu dem Fürsten, der mich, als er das Schreiben des Provincials kaum erhalten, auch sogleich vorließ und über die näheren Umstände befragte. Natürlich, daß ich ihm Alles vortrug, und

seine Aufmerksamkeit auf Marcell und dessen Genossen richtete. Er hörte mich schweigend an, schrieb dann eigenhändig eine Ordre, und schickte sie vor meinen Augen sogleich an den Hauptmann der Schaarwache, indem er seinem Secretär die größte Eile befahl. — »Die saubern Vögel werden sich wundern, wenn sie sich umstellt sehen!« bemerkte Seine Durchlaucht, und trug mir auf, den hochwürdigen Herrn auf morgen zu ihm einzuladen.«

»Aber es ist jetzt schon so spät,« sagte Mansperger besorgt; »wenn man ihn früher, als es an der Zeit, erkannt hätte —«

In diesem Augenblicke unterbrach die Stille der Nacht das Rollen eines Wagens.

Mansperger und Robert eilten an das offene Fenster. Der Wagen hielt vor dem Hause. Zwei Männer stiegen aus.

»Sie sind es,« riefen Beide fast gleichzeitig, und Robert riß einen Leuchter vom Tisch, um den Ankommenden auf der Treppe entgegenzugehen. Mansperger folgte ihm eilig, und wie sie in den zweiten Stock hinabkamen, traten ihnen bereits der Provincial und Rubin entgegen.

»Gott sei Dank, daß Sie da sind,« rief Robert; »wir waren schon in Sorge, denn die Zeit verstrich viel zu langsam für unsere Spannung, und Sie draußen zu erwarten, hatten Sie ja nicht erlauben wollen!«

»Es war zwar keine Gefahr, diesen Feiglingen gegenüber,« sagte der Provincial, »aber es hätte vielleicht doch dergleichen sein können. Wo Gefahr ist, will ich allein bleiben. — Und waren denn nicht alle Maßregeln getroffen?«

»Das wohl,« bemerkte Mansperger, »aber der Zufall spottet oft aller Vorkehrungen.«

»*Zufall?*« sagte der Provincial lächelnd, »mein Freund.

es gibt keinen Zufall. Ein unglücklicher Zufall entſteht immer nur aus Mangel an Vorſicht, ein glücklicher aus einem geſchickten Benutzen der Umſtände.«

Unter dieſen Worten waren ſie bis vor Roberts Wohnung gekommen, und während Rubin, der mit dem Provincial angelangt war, beſcheiden im Vorgemach zurückblieb, traten die Andern in das Zimmer, wo der Provincial nochmals Roberts Hand ergriff.

»Der Schlag iſt gefallen,« ſagte er, »und daß er ſo vernichtend treffen konnte, man muß es nur Ihnen danken, der nicht allein die erſten Spuren dieſes geheimnißvollen Treibens auffand, ſondern auch mit ſo beſonderer Beharrlichkeit dieſem Unweſen in ſeine Schlupfwinkel folgte.«

»Wurden Sie von Niemand erkannt?« fragte Robert, der vergebens eine innere Unruhe zu bemeiſtern ſtrebte.

»Von Niemand!« antwortete der Provincial, »der Meiſter vom Stuhle und noch einige Andere ſchienen mir wie ſchon einmal in meinem Leben vorgekommen, aber es müſſen nur flüchtige Begegnungen geweſen ſein, ſonſt hätte ich ſie gewiß meinem Gedächtniſſe eingeprägt.«

»Und ſind Sie ſicher, daß Niemand entkommen iſt?« fragte Mansperger.

»Ich ſprach, bevor ich mich entfernte, mit dem Hauptmann der Wache,« antwortete der Provincial, »alle Ausgänge des Hauſes waren beſetzt, und ich ſelbſt wurde nur durchgelaſſen, weil er mein Signalement vom Fürſten erhalten hatte. Er ſagte mir, daß keiner der Anweſenden entkommen ſei; übrigens wurden alle Räume des Hauſes noch durchſucht und intereſſante Entdeckungen an Schriften gemacht, welche hoffentlich ein klares Licht auf die ganze Verbindung werfen werden.«

»Es wundert mich nur,« begann Robert, der nachdenkend zugehört hatte, »daß der geheime Kanzliſt Schreiber Sie nicht ſollte erkannt haben; das iſt mir ſehr auffallend.«

»Schreiber?« ſagte der Provincial, in dem plötzlich ein neuer Gedanke aufzutauchen ſchien; »dieſer Menſch war nicht dort, ich hätte ihn gewiß erkannt, denn ich blickte, wie ich die Binde von den Augen hatte, ſcharf im Saale umher, um Bekannte herauszufinden. Er war gewiß nicht anweſend.«

»Dann war es nur ein halber Erfolg!« rief Robert raſch aus; »ſollte dieſer Menſch eine Spur bekommen, ſollte er etwas geahnt haben, oder — nein — das iſt ja unmöglich — ſollte das Unternehmen verrathen worden ſein?«

»Wer könnte es verrathen haben?« meinte Mansperger; »oder vielleicht —« er zeigte auf das Vorzimmer, wo Rubin ſich befand.

»Nein, für dieſen ſtehe ich gut,« ſagte Robert raſch; »aber es iſt nothwendig, daß wir über dieſen einen ſo wichtigen Punct Gewißheit haben, Rubin muß morgen in der Frühe gleich Erkundigung darüber einziehen.«

»Nicht zu vorſchnell,« ermahnte Mansperger; »laſſen Sie ihn nicht eher dieſen Auftrag erfüllen, als bis Sie von mir Nachricht erhalten haben. Dieſen Schreiber will ich feſt in der Hand behalten, und meinem Auge ſoll er nicht entrinnen.«

»Das wird er ohnehin nicht,« ſagte der Provincial; »denn wenn in den Papieren, die man in der Loge gefunden, er wirklich derart compromittirt iſt, wie wir es glauben, ſo haben ſich bereits unſichtbare Fäden um ihn geſchlungen, denen er nimmermehr ſich entziehen wird.«

II.

Die Gräfin Vietinska ſaß vor dem Schreibtiſche und legte einen Brief, den ſie ſo eben geleſen hatte, kopfſchüttelnd vor ſich hin.

»Es iſt kaum möglich,« ſagte die alte Dame, »daß man mich recht berichtet haben ſollte. Und zudem — ein anonymer Brief — wer wird einem ſolchen Schreiben Glauben beimeſſen? Aber anderſeits, was könnte der unbekannte Warner für ein Intereſſe daran haben, wenn nicht — wie heißt es doch in dem Briefe?« Sie nahm das Schreiben wieder und las darin: »Nur die unbegrenzte Verehrung für den erlauchten Namen des hochgräflichen Hauſes, deſſen ſpiegelreiner Wappenſchild durch ſolch ein Fürgehen vielleicht mit einem Hauche verdunkelt werden könnte — — nein,« ſagte die alte Dame mit einer für ihre Jahre ungewöhnlichen Energie, »darüber muß ich mir Licht verſchaffen, und wäre es auch nur, um dann Antonien ſelbſt Abbitte für meinen Verdacht zu leiſten. Jetzt fällt es mir erſt auf, warum ſie auf einmal dieſe Luſt zum Reiſen bekam, warum es ihr in Wien, warum es ihr bei mir nicht mehr gefiel. Und ſeit ſie fern iſt, nur zwei Briefe. Freilich, wenn die Briefe ſolche Umwege machen müſſen, dann wird es natürlich! — — Soll ich ſelbſt zu ihr hinaus gehen?« begann ſie dann wieder nach einer Pauſe des Ueberlegens; »ſoll ich in dieſes Gartenhaus in der Vorſtadt eintreten, wo vielleicht, — — nein, nein, ſo weit kann meine Antonie ſich nicht vergeſſen, und dieſer ganze Brief iſt nichts als das Gewebe der ſchmutzigſten Verleumdung.«

— Eine Stunde ſpäter war die alte Dame doch wieder

anderen Sinnes geworden. Es ging ihr nicht aus dem Kopfe, daß man ihr geſchrieben, die Gräfin Raunek, ihre Nichte, befinde ſich unter fremdem Namen in einem Gartenhauſe auf der Landſtraße, wo ſie als Witwe eines kleinen Beamten lebe, und von ihren Nachbarn auch nur dafür gehalten werde. Es war zwar in jenem Schreiben keine nähere Andeutung gegeben, aber die alte Gräfin hatte zu viel und zu lange in der Welt gelebt, um nicht ſogleich Manches zu befürchten, deſſen ſie Antonie bis jetzt auch nicht im entfernteſten fähig gehalten hatte. Endlich entſchloß ſich die Gräfin aber doch, einen Schritt zu machen, der ihr Gewißheit verſchaffen ſollte, ohne daß ſie dabei ſelbſt handelnd aufzutreten hätte.

»Ich werde mich Haimon anvertrauen,« ſagte ſie zu ſich ſelbſt; »er iſt ein ſo goldreiner Charakter, daß ich keine Gefahr laufe, wenn ich ihm das Geheimniß mittheile, und andererſeits iſt er wieder klug und vorſichtig genug, um eine ſo delicate Miſſion mit aller möglichen Rückſicht für mich und die andere Betheiligte —« die alte Gräfin konnte hier einen Seufzer nicht unterdrücken — »auszuführen.«

Sie ergriff den Glockenzug, der von ihrem Cabinet in Roberts Kanzlei führte, und einige Augenblicke ſpäter ſtand dieſer ſelbſt vor ihr.

»Lieber Haimon,« begann die Gräfin, »Er hat mir ſchon ſo viele Beweiſe wahrer Anhänglichkeit gegeben, daß ich mich immer mehr und mehr daran gewöhne, Ihn nicht als einen meiner Beamten, ſondern als einen mir näher Stehenden zu betrachten.«

»Gnädige Gräfin,« ſagte Robert und verbeugte ſich, faſt verlegen über dieſen überaus gütigen Empfang.

»Unterbreche Er mich nicht,« fiel ihm die alte Dame raſch ins Wort, »dieſer Ausdruck meiner Zufriedenheit ſoll

Ihn nur zu fortgesetztem Eifer und zu gleicher Hingebung für die Zukunft aufmuntern, obgleich ich hoffe, daß wir Beide uns jetzt schon hinlänglich genug kennen, um zu wissen, daß wir mit einander auskommen werden.«

Robert wollte hier wieder reden, die Gräfin begann aber selbst gleich wieder:

»Heute aber will ich Ihm beweisen, welches Vertrauen ich in Ihn setze, und Ihm eine Mittheilung machen, wo ich dann seine Unterstützung in Anspruch nehme. Ich brauche Ihm wohl nicht zu sagen, daß das, was Er jetzt von mir hören wird, strenges Geheimniß bleiben muß.«

Sie ließ ihm nun den Brief lesen, und fuhr dann fort: »Ich weiß wohl, daß man Leuten, welche nicht den Muth haben, etwas mit ihrem Namen zu vertreten, auch nicht so viel Vertrauen schenken soll, um Alles, was in einem solchen Briefe steht, für vollkommen wahr zu halten, aber es läßt sich doch auch wieder nicht läugnen, daß es fast unmöglich scheint, Jemand könne Derartiges ganz ohne Grund erfinden. Ich habe deshalb beschlossen, daß Er, dessen Klugheit und Verschwiegenheit ich bereits öfter erprobt habe, statt meiner sich dieser Sache annehme, und mir Gewißheit darüber bringe.«

»Gnädige Gräfin, ich muß mir aber die Bemerkung erlauben, daß wenn die Gräfin Raunek, was doch so höchst unwahrscheinlich ist, in der That sich unter fremdem Namen in jenem Hause eingemiethet hat, ich ohne eine persönliche Besprechung mit ihr mich unmöglich von der Identität der Person überzeugen kann, und Euer Gnaden wissen, daß ich noch niemals die Ehre hatte, der Frau Gräfin Raunek vorgestellt zu werden.«

»Da hat Er Recht, das ist eine ganz gute Bemerkung. Aber wie soll ich sie Ihm schildern? Ja, wenn ich ein Bild

von ihr hätte, dann wäre es etwas Anderes; aber Antonie hatte immer eine Abneigung dagegen, sich malen zu lassen.«

Bei dem Namen Antonie fühlte Robert sich eigenthümlich bewegt. In diesem Augenblicke flog eine Ahnung wie ein Blitz durch seine Seele, um im nächsten Momente wieder zu verschwinden. »Wie sollte dies möglich sein?« dachte er bei sich, »und welchen Zweck sollte es denn auch haben? Welch ein Thor bin ich, an die zufällige Aehnlichkeit eines Namens gleich solche Phantasien zu knüpfen!«

Er hörte jetzt aufmerksam zu, wie die Gräfin ihm eine Beschreibung ihrer Nichte zu geben versuchte, und wieder stiegen dieselben Zweifel in ihm auf, denn traf nicht so Vieles bei der Gräfin Raunek und der Antonie, welche er kannte, zusammen? Hörte er nicht von dem hohen schlanken Wuchse, dem schönen dunkeln Auge der Gräfin sprechen, und hatten diese selben Schönheiten ihn nicht auch gleich bei dem ersten Anblicke Antoniens gefesselt?«

»Also ich rechne auf Ihn, Haimon,« sagte die Gräfin, — »auf seine Klugheit, seine Umsicht — vor Allem auf seine Verschwiegenheit. Von Dank spreche ich nichts, ich weiß, Er thut es nicht des Dankes, sondern um meiner Ruhe willen. Jetzt gehe Er mit Gott!«

Frau Lorl konnte es nicht erwarten, etwas über den Erfolg der Nachsuchungen in dem kleinen Hause vor der Mariahilfer Linie zu erfahren. Sie wagte freilich nicht, zu Mansverger zu gehen und ihn zu fragen, aber sie brachte fast den halben Tag in der Stephanskirche zu, um abzuwarten, daß der Dechant sie bemerke und zu sich rufe. Erst zwei Tage *später, nachdem sie* dem Vater ihr Geheimniß entdeckt hatte,

winkte ihr dieſer Nachmittags nach dem Segen bei dem Ausgange aus der Sacriſtei und hieß ſie, ihm folgen.

Auf ſeinem Zimmer ſprach ihr Mansperger ſeinen Dank dafür aus, daß ſie einen Unſchuldigen aus den Händen ſeiner Feinde geriſſen habe, und forderte dann von ihr, daß ſie das begonnene Werk zu Ende bringen helfe. »Wir ſtehen erſt am Anfange,« ſagte er, »und nur das thätige Zuſammenwirken guter Menſchen kann uns zum Ziele bringen. Ich rechne auf Sie, Frau Lorl, und der Herr wird ſeine Treuen niemals vergeſſen. Sollte Sie von jetzt an, vorzüglich aber in den nächſten Tagen, irgend etwas Ungewöhnliches an dem Schreiber bemerken, ſo laſſe Sie ihn nicht aus den Augen, und ſcheint Ihr die Sache beſonders verdächtig, ſo weiß Sie ja, daß ich faſt immer zu Hauſe bin, und bei Tag und Nacht für den Dienſt des Herrn bereit ſein muß.«

»Euer Hochwürden,« ſagte die Alte, »mir kommt es jetzt ſchon nicht ganz richtig vor. Wenn er mürriſch iſt, ſo gibt es immer etwas. Er iſt wie ein Hund, er brummt immer, ehe er beißt, und ſeit geſtern, — o Jeſus, Maria! da iſt's gar nicht mehr zum Aushalten. Geſtern Abend, es war, als wenn — Gott verzeih mir die Sünd' — der Teufel in ihn gefahren wär', — er iſt nicht einmal aus 'm Haus gegangen, und das will bei ihm viel ſagen, da er es ſonſt kaum zwiſchen ſeinen vier Pfählen aushalten kann. Er iſt herumgefahren wie beſeſſen und hat dabei vor Schmerzen geheult, daß ich ſchon hab' den Feldſcheer holen wollen. — »Unterſteh Dich!« hat er geſchrien, »es wird nichts ſein. Gleich den Feldſcheer holen, Geld ausgeben, nichts da, bis morgen Früh wird's mir beſſer, und das Geld iſt erſpart.« — So will ich einen Thee kaufen, hab' ich geſagt. — »So,« meint er, »einen Thee? und was für einen Thee? was wirſt denn

Hineinkochen? He, willſt mir ſchon was eingeben? Kannſt es nicht erwarten? Wart nur, deine Zeit wird auch kommen!« — Hochwürdiger Herr! ſolche Reden hat er geführt.« —

»Und iſt er auch ausgegangen?« fragte Mansperger, der nun verſtand, weshalb der Kanzliſt nicht in der Loge anweſend geweſen.

»Ausgegangen? warum nicht gar? ausgegangen iſt er nicht, aber in der Nacht hat er ſich noch hingeſetzt, und hat angefangen Briefe zu ſchreiben; es muß dies lang gedauert haben, denn heut' Morgen waren ſeine Lichter ganz heruntergebrannt. Aber was heut' Früh geſchehen iſt, Euer Hochwürden, das iſt merkwürdig, und ſeitdem iſt er wie der helle Satan. Hat ſich den ganzen Tag noch nicht aus ſeiner Kammer gerührt, und mir ſtreng aufgetragen, wenn Jemand kommt und nach ihm fragt, zu ſagen, daß er nicht zu Haus ſei.«

»Ihr vergeßt, meine gute Frau, daß Ihr mir habt ſagen wollen, was heute geſchehen iſt.«

»Iſt wahr, Euer Hochwürden, bitt' tauſendmal um Vergebung, aber man wird ſelbſt ganz confus im Kopf. Alſo heut' Früh, es war noch hübſch zeitlich Vormittags, klopft's auf einmal an der Thür. Ich mach' auf. Wer ſteht vor mir? Ein gnädiges Fräulein, ein richtiges gnädiges Fräulein; ich glaub' gar die Leut' ſollen Baroniſche ſein. Wie ſie heißen, weiß ich nicht, im Freihaus wohnen ſie, Euer Hochwürden« —

»Alſo Roſa wahrſcheinlich!« murmelte Mansperger für ſich.

»Das Fräulein hat kreidenweiß wie die Wand ausgeſehen, wie ſie nach meinem Herrn gefragt hat, aber, weil er mir geſagt hat, ich ſoll Niemand hinein laſſen, ſo hab' ich ſie fortgeſchickt. Mir iſt's vorgekommen, als wenn die Gnädige in dieſem Augenblicke noch bleicher werden möcht'

Aber, Euer Hochwürden, ich will's aufrichtig ſagen, eine Sünd' kann es dem gegenüber nicht ſein, ich hab' aus Bosheit ihn verläugnet, denn das weiß ich, er wär' gleich geſund geweſen, wenn er die Gnädige geſehen hätt'. Wie ſie weg war, hab' ich es ihm erſt geſagt. Herr Gott, mein Leben, was war das für ein Lärm! und ſeitdem hat er noch nicht einen Fuß aus der Kammer geſetzt. Er iſt jetzt noch zu Haus. Ich mußte ihn einſperren, wie ich fortging.«

Mansperger glaubte genug zu wiſſen und entließ die Kundſchafterin.

Als Frau Lorl wieder nach Hauſe kam, dämmerte es bereits, und wie ſie über den Gang ging, bemerkte ſie ſchon von weitem an ihrer Thür ein Mädchen, welche zu warten ſchien.

»Das geht ja gut!« brummte ſie vor ſich hin, »Früh eine Gnädige und Abends ein Stubenmädel; was wird denn das wieder ſein wollen?« Sie beeilte ſich jetzt über den Gang zu kommen, und rief: »Was gibt's denn?«

Margarethe war es, welche an der Thür des Kanzliſten ſtand. Sie wendete den Kopf, ſtand aber ruhig, bis die alte Frau ganz in ihrer Nähe war. Endlich, als Frau Lorl bereits bei der Thüre den Schlüſſel hervorſuchte, ſagte das Mädchen:

»Hier wohnt doch der Herr geheime Kanzliſt Schreiber?«

»Wohnen thut er da, aber zu Haus iſt er nicht, wie die Jungfer ſieht, denn ich hab' den Schlüſſel.«

»Könnte ich nicht warten, bis er vielleicht nach Hauſe kommt?« fragte Margarethe; »ich hab' ihm eine dringende Poſt zu bringen.«

»Warten, Jungfer? Das könnt' ein Biſſel lang werden. Der gnädige Herr kommt manchmal erſt um zwei, drei Uhr Früh nach Hauſe.«

Margarethe ſchien nicht unangenehm von dieſer Nachricht überraſcht. »Wenn es ſo iſt,« ſagte ſie, »dann warte ich freilich nicht, und mein gnädiger Herr kann Jemand anderen ſchicken. Ich hab' das Meinige gethan.«

»Ihr gnädiger Herr?« fragte Lorl forſchend, und nach und nach umſpann ſie das Mädchen mit ein paar Fragen derart, daß Margarethe gar keinen Anſtand nahm, ihr zu ſagen, daß ſie von dem fremden Herrn im Schwan geſchickt worden ſei und einen Brief an den Kanzliſten habe.

»Den kann ich ihm ja gleich geben, wenn er nach Hauſe kommt,« ſagte dienſtfertig Frau Lorl, und Margarethe ließ ſich halb willenlos verleiten, das Schreiben der Alten in die Hand zu geben.

— »Da geht was vor!« ſagte die alte Lorl für ſich, als ſie wieder allein war; »ſein Unwohlſein — er war ja ſonſt immer wie ein Rieſe — ſein Verbergen — der Beſuch von der Baronin — jetzt der Brief von dem Fremden, der mir ſo verdächtig war. — Schreiber!« rief ſie für ſich mit einem wilden Blicke aus, »jetzt biſt Du in meiner Hand — und ich will ſehen — ob deine Teufel Dich beſchützen. — Er darf von dem Briefe, von dem Beſuche nichts wiſſen.«

In dieſem Augenblicke klang die Glocke aus der Kammer des Kanzliſten, Frau Lorl ging zu ihm hinein. Er lag im Bette und ſchien in der That leidend.

»Hat mich Niemand geſucht?« fragte er; »war Niemand da?«

»Keine menſchliche Seele, die nach Euer Gnaden gefragt hätte,« ſagte die Alte ganz ruhig.

»Bleib' Sie heute Nacht bei mir, Frau Lorl!« ſtöhnte der Kanzliſt; »ich glaube, mein Ende kommt, mir iſt ſo

ſchlimm, — Sie ſoll den Dienſt nicht umſonſt thun. Ich will es Ihr gedenken! — Wie ſpät iſt es ſchon? Ich weiß gar nicht, in welcher Welt ich bin!«

»Es iſt Abends ſieben Uhr,« antwortete die Alte.

»Erſt?« ſeufzte er; »wenn nur dieſe Nacht ſchon vorüber wäre!«

Er hatte Recht. In dieſer Nacht trat der Wendepunkt ſeines Lebens ein.

Es war gegen Morgen, als Frau Lorl durch ein heftiges Pochen an der äußeren Thüre aus dem Schlafe geſchreckt wurde. Sie fuhr auf, und im erſten Augenblicke war es ihr, als ob ſie auf dem Gange vor der Thüre ein lautes Sprechen von mehreren Perſonen, eine größere Bewegung vernähme.

»Aufmachen!« rief es barſch von außen.

Die alte Frau ſchob mit bebender Hand den inneren Riegel zurück. Sie glaubte vor Schrecken in die Erde ſinken zu müſſen, als ſie die Wache eintreten ſah.

»Wo iſt der Kanzliſt Schreiber?« fragte der Führer der Rumorwache.

Ohne ein Wort zu ſagen, zeigte Frau Lorl auf die Thür der Kammer.

Der Kanzliſt hatte das Geräuſch gehört, aber er konnte nicht genau die Worte, die geſprochen wurden, unterſcheiden. Daß es ihn anging, ahnte er wohl, und wollte ſich eben im Bette erheben, als die Thür aufging und der Führer der Wache raſch vor ihn hintrat.

»Er iſt mein Gefangener!« rief er und zeigte ihm den Befehl, »und wird mir ſogleich folgen.«

Der Kanzliſt ſchaute entſetzt auf das Papier. Er wußte nun, was ihm bevorſtand. Mit einer raſchen Bewegung hatte

er unter dem Kopfpolſter ein kleines Fläſchchen hervorgeholt und wollte es an die Lippen ſetzen.

Der Führer der Wache warf ſich blitzſchnell auf ihn, um ihm mit ſtarker Fauſt das Fläſchchen zu entreißen.

»So geht es nicht,« rief er, »der Galgen darf nicht geprellt werden.«

Während der Kanzliſt in ohnmächtiger Wuth wie ein wildes Thier heulte, wurde er in Feſſeln geſchlagen, und dann zum Erſtaunen der ganzen Einwohnerſchaft des Federlhofes, die in Nachtmützen und Schlafröcken an allen Fenſtern ſtand, inmitten der Wache abgeführt.

III.

Der Gräfin Vietinska fiel es erſt zu ſpät ein, daß ſie mit dem Auftrage, den ſie Robert gegeben, ſich doch ein wenig übereilt habe. Sie dachte jetzt daran, was Pater Mansperger, ihr Gewiſſensrath, ſagen würde, wenn er hörte, daß die Gräfin ihn in einer ſo wichtigen Angelegenheit übergangen, um ſo mehr, da er es doch geweſen, welcher bereits einmal vor längerer Zeit von ihr beauftragt worden war, zu erforſchen, warum die Gräfin Raunek ihre Wohnung in der Stadt aufgegeben. Vergebens ſann die alte Dame darüber nach, wie ſie dieſes Vergehen gegen ihren Gewiſſensrath gut machen ſollte, da ſie ſich weder getraute, es ihm offen zu geſtehen, noch auch Robert, den ſie einmal in das Geheimniß eingeweiht hatte, nachträglich des Auftrages zu entheben. Endlich entſchloß ſie ſich zu dem Auskunftsmittel aller gutmüthigen Seelen; ſie wollte abwarten, wie ſich die Sache von ſelbſt machen würde. Mit Ungeduld harrte ſie der

Auskunft, welche Robert ihr bringen würde, und ahnte nicht, in welcher Weise seine Bemühung zum größten Theile vereitelt worden war.

Der junge Mann konnte nämlich, seit die Gräfin den Namen Antonie genannt und eine flüchtige Schilderung ihrer Nichte ihm geliefert hatte, die quälendsten Zweifel nicht los werden. Unwillkürlich knüpfte er an den Namen Antonie das Bild der Nichte seiner Hausfrau, und eben so oft verband sich mit der Schilderung der schlanken hohen Erscheinung der Gräfin Raunek das Andenken an jene geheimnißvolle flüchtige Erscheinung, welche er in dem Hause gegenüber unter ihren verbergenden Blumen entdeckt zu haben glaubte. So wenig er irgend einen Anhaltspunct dafür hatte, diese verschiedenen Erscheinungen in eine verbinden zu können, so seltsam flossen sie doch immer zu dem einzigen Bilde zusammen, welches jetzt sein ganzes Herz erfüllte.

Den ganzen Tag nach der Unterredung mit der Gräfin Vietinska konnte er diese Gedanken nicht aus seinem Kopfe bringen, und als es nun Abend geworden war, er nach Hause kam und seit mehreren Tagen wieder zum ersten Male seine Hausfrau besuchte, da fiel ihm diese eigenthümliche Verwechslung der Bilder und Personen doppelt schwer in die Seele, und er erschrak fast bei dem Eintritt in das Zimmer, als er die Antonie, welche er kannte, bereits am Tische sitzend fand. Auch ihr mußte sogleich die plötzliche Veränderung seines Wesens aufgefallen sein, denn mit einem seltsam fragenden Ausdrucke ruhte ihr Blick auf seinen Zügen; es war, als wollte sie bis in die Tiefe seiner Seele schauen, als ahnte sie, welche Wogen in seiner Brust gegeneinander kämpften. Robert suchte sich zu fassen und es gelang ihm wenigstens zum Theil. Er überredete sich, je länger er dann neben ihr saß,

und ſich an dem ſanften, milden, herzberauſchenden Ton ihrer Stimme entzückte, daß es Thorheit von ihm ſei, die zufällige Aehnlichkeit der Namen und eine ſchattenhafte Erſcheinung zu einem Ganzen zu verkörpern, welches nicht beſtand, und ehe der Abend völlig verfloſſen war, hatte er wieder den größten Theil ſeiner klaren Ruhe, ſeiner Ueberlegung, ſeiner Verſtandeskälte erlangt; er hielt ſich für überzeugt, daß jenes Weſen, das im traulich gemüthlichen Umgange ſo wunderbar die weichen Töne ſeines Herzens anzuſchlagen verſtand, doch unmöglich jene hohe Frau ſein könne, deren launenhafte Seltſamkeit die Gräfin Vietinska ſo beſorgt machte. Und doch, wenn er ſie genau betrachtete, wenn er den Adel und die harmoniſche Grazie, die in jeder ihrer Bewegungen lagen, mit dem verglich, was er in früherer Zeit bei ſo vielen ihres Geſchlechtes, die aus der Sphäre des mittleren Bürgerſtandes hervorgegangen, beobachtet hatte, ſo erhob wieder eine innere Stimme ſo viel Zweifel gegen ihren beſcheidenen Stand, daß er neuerdigs ganz irre wurde.

So ſaß er gegen ſeine Gewohnheit heute ziemlich ſchweigſam am Tiſche, und weder Maria noch Antonie ſchienen aufgelegt, das peinliche Schweigen zu brechen. Zehnmal im Laufe des Abends faßte er die Ueberzeugung, die Nichte der Gräfin Vietinska vor ſich zu ſehen, und eben ſo oft fand ſein Verſtand Gründe, um die zudringliche Vorſtellung von ſich zu weiſen.

Vor Allem aber war es ein Gedanke, der ſeine Seele mächtig erſchütterte. Wenn dieſe Antonie, welche er hier in dem beſcheidenen Zimmer, in dem einfachen bürgerlichen Gewande vor ſich ſah, wirklich die Gräfin Raunek war, wenn dieſes Weſen, an welches er alles Fühlen ſeines Herzens, alle ſüßen Hoffnungen ſeines Lebens geknüpft hatte, wirklich

die launenhafte Dame war, welcher es vielleicht eine Zeitlang gefiel, mit seinem arglosen Herzen ein grausames Spiel zu treiben, war es dann nicht bei ihm Pflicht gegen sich selbst, den Schleier sobald als möglich zu zerreißen und sie zu der Erklärung zu zwingen, ob sie Antonie, die arme Waise, die Nichte seiner Hauswirthin Maria, oder ob sie jene Gräfin sei.

Er sah am Ende darin auch keinen Verrath gegen die Gräfin Vietinska, denn er hatte nur den Auftrag, den Aufenthalt der Gräfin Raunek zu erkunden, und konnte er diesen Auftrag besser erfüllen, als wenn er sich an jene Person wendete, welche er für diese Gräfin selbst hielt?

Aber nach kurzer Ueberlegung gab er diesen Plan doch wieder auf. »Ich werde mich an Frau Maria wenden,« sagte er zu sich selbst, »ich brauche ihr ja nicht gleich im Anfange das, was ich wissen will, ganz zu sagen, vielleicht gelingt es mir, ohne daß ich Alles sage, doch Alles zu erfahren. Es ist am Ende der offenste Weg, und ich bin mir und meiner Ruhe diese Gewißheit schuldig.«

Es war heute ein trauriger Abend in der sonst so heitern Stube. Wie ganz anders war es sonst, wenn die alte Maria mit irgend einer weiblichen Arbeit beschäftigt, am Tische saß, Antonie ebenfalls ihre Stickerei vorhatte, und Robert an ihrer Seite entweder aus einem Buche vorlas, oder Neuigkeiten erzählte, oder auch am alten Spinet Musik machte, wo dann Antonie gewöhnlich zu ihm hintrat und mit ihrer vollen reinen Stimme eines jener einfachen Lieder der damaligen Zeit sang, welches er begleitete.

Heute war von all' dem nichts. Antonie hatte sich sogar vom Tische weg auf das Sopha gesetzt. Es war, als ob Roberts Verstimmung auch auf sie übergegangen. Die alte

Maria ſchaute über ihre Brille bald auf Robert, bald auf ihre Nichte, auch ſie war heute auffallend wortkarg, und auch ernſter als ſonſt.

Maria ſah endlich auf die große Uhr im braunen langen Kaſten, und bemerkte mit eigenthümlicher Betonung: »Antonie, dein Mädchen bleibt heute lange aus, es iſt ſchon über neun Uhr.«

Schon wollte Robert, ſich und ſein Vorhaben vergeſſend, dem Zuge ſeines Herzens folgen, und um die Erlaubniß fragen, ob er heute Jungfer Antonien vielleicht begleiten dürfe; aber er unterdrückte um ſo raſcher den Einfall, als er bemerkte, daß Anoniens Auge mit einem vielſagenden Blicke auf ihn ſich zu Maria gewendet.

»Ich will nicht länger ſtören,« begann er aufſtehend, »es iſt ſchon ſpät, ich muß um Entſchuldigung bitten, daß ich ſo lange incommodirt habe.«

Antonie antwortete durch ein ſtummes Neigen des Kopfes, Maria aber ſtand auf und begleitete den Weggehenden bis in das Vorzimmer.

»Sagen Sie mir nur, Herr Haimon, was haben Sie denn heute? Sie haben uns ja unſere gute Laune genommen! Sie und Antonie waren ja Beide den ganzen Abend wie verloren! Was iſt denn vorgegangen? Gibt es einen Kummer?« Alle dieſe Fragen ſtellte ſie angelegentlich an den jungen Mann, indem ſie dabei ſeine Hand ergriffen hatte und fühlte, wie dieſe zitterte.

»Nein, nichts von alledem,« antwortete Robert einigermaßen verlegen, »gewiß nicht. Ueberhaupt, was ſollte zwiſchen mir und Antonien vorgegangen ſein? Welches Recht hätte ich, ihr einen Vorwurf zu machen? und ſelbſt wenn ich ein ſolches Recht hätte, welchen Grund?«

»Man kann nicht wiſſen, es gibt oft Einbildungen,« antwortete Maria lächelnd, und indem ſie dem jungen Manne die Hand drückte, ſagte ſie freundlich und wie beruhigend:

»Nun ſchlafen Sie wohl, und wenn Sie morgen Früh ihre Grillen vergeſſen haben, ſo kommen Sie auf einen Sprung zu mir herüber, bevor Sie ausgehen.«

Als ſie in die Stube zurückkam, fand ſie Antonie in einiger Aufregung auf und ab gehend.

»Maria,« rief dieſe der Eintretenden entgegen, »die Maske wird mir läſtig. Ich kann mich nicht mehr verbergen, es muß zu einem entſcheidenden Schritte kommen, und das je eher deſto beſſer.«

Die alte Maria ſah ſie mit gefalteten Händen an und ſchwieg einen Augenblick, dann aber ſagte ſie ſanft und begütigend: »Prüfen Sie ſich, bevor eine Uebereilung lange Reue nach ſich zieht. Und dann, was ſoll enden? Was wollen Sie nicht verbergen? Ihren Stand, Ihren Reichthum, Ihren Namen, oder« — — hier hielt ſie einen Augenblick wie forſchend inne, »Ihr Herz?«

»Alles, — Alles!« rief Antonie leidenſchaftlich aus und warf ſich an ihren Hals. »Ich will aufrichtig ſein, Maria, ich will Dir, vor welcher ich nie ein Geheimniß bewahrte, auch das eine nun nicht mehr länger vorenthalten, Du warſt ja ohnehin vom erſten Tage an ſcharfſinniger als ich.«

»Alſo das iſt?« lächelte Maria; »ſagte ich es nicht, daß das Spiel gefährlich werden würde?«

»Gefährlich? ſagſt Du. Nenne es glücklich. Ich fühlte nie meine Seele ſo voll freudiger Gefühle wie jetzt, wo das Leben mir von einer neuen, ſchönen, nie gekannten Seite

entgegentritt. Ich weiß es jetzt erst, wie einsam ich bisher war, und fühle in jeder Minute mit einer unbeschreiblichen Angst, daß ich durch ein längeres Verbergen meiner selbst mein Glück gefährden könnte.«

»Wissen Sie aber auch, ob Robert Sie eben so liebt, wie Sie ihn?«

Antonie sah ihre alte Freundin mit einem langen Blicke an. »Um es zu wissen,« sagte sie, »muß ich es etwa erst von ihm hören, mit Eiden oder Schwüren, nach gewöhnlicher Menschen Art? Ist es nicht genug, wenn ich die Sehnsucht in seinem Auge lese und die Gewißheit in dem lauten Schlage meines Herzens mit herausfühle?«

»Wenn er aber nur,« sagte Maria ernst, »die arme Waise Antonie liebte, und von der Gräfin Raunek, die sich ihm unter einer Verkleidung genaht, sich abgestoßen fühlte? Was dann?«

»O! das wäre schrecklich, schrecklich!« rief Antonie und sank in eine Ecke des Canapé.

»Und haben Sie bedacht, was die Gräfin Vietinska dazu sagen würde?« begann Maria wieder. »Haben Sie der stolzen adeligen Dame vergessen?«

Antonie hatte den Kopf in die Hand gestützt und schwieg einige Augenblicke. Endlich sagte sie: »Es muß zu Ende gehen, ob so oder so. Ich fühle nur, daß ich aus dieser Pein erlöst werden muß. Naturen wie ich, sind nicht dazu gemacht, sich zu verbergen. Den Widerstand meiner Tante besorge ich nicht, ihre Liebe ist größer als ihr Stolz, aber ich fürchte« — Antoniens Stimme bebte bei diesen Worten — »ich fürchte, daß er selbst sich von mir wenden wird, wenn er in mir eine Andere, als die Antonie, die er bisher kannte, sich entgegentreten sieht. Mein Plan ist gefaßt.

Meine Tante, die mich noch in Italien glaubt, wird plötzlich von meiner Ankunft überrascht werden. Ich finde es auch aus dem Grunde nothwendig, wieder vor aller Welt die Gräfin Raunek zu sein, weil jene unglückliche Helene meinen Schutz bereits in den nächsten Tagen brauchen wird. Du weißt, ich habe sie gesprochen. Sie ist sehr, sehr beklagenswerth. Ich werde dann ihr bei mir einen Zufluchtsort anbieten, ich werde sie zu mir nehmen, und — —«

»Soll jene Unglückliche vielleicht das Mittelglied zwischen Ihnen und ihm sein?« sagte Maria in einem Tone, der halb wie eine Warnung klang.

Antonie sah sie scharf an. »Ich verstehe Dich nicht,« erwiederte sie endlich langsam, »und verstände ich Dich auch, so wollte ich es nicht.«

Die alte Freundin schwieg. Sie hatte Antonien fast niemals in solcher Aufregung gesehen, und kannte sie doch zu gut, um nicht zu wissen, daß jeder Widerspruch oder auch nur eine leise Ermahnung in solchen Augenblicken nicht die gewünschte Wirkung hervorbringen würde.

Es hatte sich in dieser Stunde wie ein trennender Schatten zwischen die zwei sonst so eng verbundenen Seelen gedrängt. Maria fühlte dieses zuerst und wollte die Gräfin nicht derart von sich scheiden lassen.

»Bin ich Ihnen denn nichts mehr?« sagte sie, während ihre Augen sich mit Thränen füllten, und zog die Hand der jungen Dame an ihre Lippen; »haben Sie nicht seit Jahren Beweise meiner Treue genug? Und jetzt solch' ein Mißtrauen? Verdient meine Warnung dieses?«

Antonie wollte antworten, aber in diesem Augenblicke wurde an die Thüre geklopft, das Mädchen Maria's trat herein und meldete, daß man das Fräulein abzuholen gekom-

men ſei. Die Unterbrechung ſchien Antonien ganz gelegen, ſie ſtand raſch vom Canapé auf und nahm Hut und Tuch.

»Und was beſchließen Sie?« fragte Maria ängſtlich beſorgt; »bedenken Sie die Wichtigkeit des Schrittes!«

»Ich will Dir morgen Antwort ſagen,« antwortete Antonie raſch, »ich will es überſchlafen, — wenn ich ſchlafen kann,« ſetzte Sie leiſe hinzu.

»Sind Sie mir noch böſe?« rief Maria bittend, indem ſie ihren Gaſt bis zur Thüre begleitete. —

Antonie ſah ſich um und blickte ſie lächelnd an. »Sei Du nur nicht böſe,« ſagte ſie ſanft und lächelnd, »Du weißt es, ich bin noch immer ein Kind, mit dem man Geduld haben muß.«

Maria engriff ihre Hand, und Antonie fühlte die warmen Thränen darauf rinnen.

— Maria konnte kaum den Augenblick erwarten, denn von der Unterredung mit Robert, das fühlte ſie, hing das ganze weitere Verhältniß des Weſens ab, welches ihr das Theuerſte auf Erden war. Der Morgen kam langſam herauf, zu langſam für ihre Ungeduld, und obgleich ſie hundertmal ſich jedes Wort, das ſie ihm ſagen, jede Frage, die ſie an Robert ſtellen wollte, ſich überlegt und vorgeſagt hatte, ſo erſchrak ſie doch vor Ueberraſchung, als auch er, zeitlicher wie ſonſt gewöhnlich, bei ihr eintrat. Der erſte Blick zeigte ihr, daß auch er die Nacht ſchlaflos zugebracht haben mochte, aber ihre Ueberraſchung wuchs, als er ihr den Grund ſeines geſtrigen Trübſinns entdeckte. Er ſprach zu ihr, wie zu einer mütterlichen Freundin, er verhehlte ihr nichts, weder den Auftrag der Gräfin, noch ſeinen Zweifel, ſeine Vermuthung; er forderte von ihr Offenheit, »denn nur dieſe,«

ſagte er mit tiefer Bewegung, »könne über ſein künftiges Leben entſcheiden.«

Aber Maria war in dieſem Augenblicke ſo ſehr Herrin ihrer inneren Bewegung, daß ſie ihm ruhig ins Geſicht ſehen und ruhig antworten konnte.

»Und wann wollen Sie den Auftrag ihrer Gräfin erfüllen?« fragte ſie, »und ſich nach jener Gräfin Raunek erkundigen?«

Robert war ſichtlich von dem Tone, in dem dieſe Worte geſprochen wurden, überraſcht. Es lag ſo viel Gleichgiltigkeit, ſo viel Ruhe darin, als wenn von einer ganz Fremden geſprochen würde.

»Alſo iſt meine Vermuthung falſch?« rief er mit ſichtlich erleichtertem Herzen.

»Wahr, lieber Haimon,« ſagte Maria ſanft, »iſt nur die Treue auf dieſer Welt. Alles Uebrige, ſelbſt der Glaube, ſelbſt das, was man ſieht, kann falſch ſein. — Erfüllen Sie den Auftrag Ihrer Gräfin, und Abends ſprechen wir uns dann wieder.«

»Und Antonie, Ihre Antonie?« fragte Robert mit faſt athemloſer Spannung.

»Wird heute Abend mich beſuchen, wie gewöhnlich!« ſagte ſie ruhig und reichte ihm die Hand zum Abſchied.

»Gott ſei Dank! ich habe mich getäuſcht!« ſagte Robert freudig zu ſich, als er wegging, »und ich habe Vieles bei dem armen Mädchen gut zu machen.«

IV.

Der alte Baron Linden war noch immer in Folge des ausgestandenen Schreckens bettlägerig und die Besserung schritt nur sehr langsam fort. In der ersten Zeit der Krankheit hatte er oft irre geredet und entsetzensvolle Schreckensrufe ausgestoßen. Carl war, ein treuer Pfleger, fast nicht vom Lager des Kranken gewichen, bis nach und nach wenigstens diese Ausbrüche einer geängstigten und gepeinigten Phantasie immer seltener geworden.

Als Linden das erste Mal wieder in voller Besinnung die Augen aufschlug und wie rückerinnernd den erstaunten Blick im Gemache umherschweifen ließ, zog ein sanftes freudiges Lächeln über seine Züge, da er am Fuße des Bettes, halb von den Vorhängen verborgen, eine schlanke Mädchengestalt stehen sah, welche wie in scheuer Verlegenheit sich seinen Blicken zu entziehen suchte. Ein Blick, den er mit Carl wechselte, der sich liebreich über ihn gebeugt hatte, hatte ihn sogleich errathen lassen, wer dieses weibliche Wesen sei, und mit schwacher Stimme, aber unverkennbar herzlich, rief er Sophie an seine Seite.

Das Mädchen trat erglühend zu ihm heran, ermuthigt durch den liebevollen Zuspruch des jungen Barons, der sie ermahnte, die Schüchternheit zu überwinden, welche sie in dem Augenblicke ergriffen, als der Kranke ihren Namen rief.

Dem alten Manne rannen die Thränen über die Wangen, als er die liebenswürdige Erscheinung so schüchtern vor

ſich ſtehen ſah. Er ergriff ihre Hand, und indem er ſie zwiſchen ſeine abgemagerten Finger legte, ſagte er in einem faſt bittenden Tone: »Können Sie mir verzeihen, liebe Sophie?«

Das Mädchen wollte ſeine Hände an ihre Lippen ziehen; er aber wehrte dem Beginnen durch eine ſanfte Bewegung und fuhr fort:

»Sehen Sie, Sophie, ich hätte nicht gedacht, daß auch bei mir der alte Spruch wahr werden ſollte, man erkenne ſeine wahren Freunde nur im Unglück. Wie viel habe ich an Ihnen und Ihrer Mutter gut zu machen, wie ſehr habe ich Sie gekränkt und ihre Mutter beleidigt, und Sie vergeſſen es, weil ich unglücklich bin.«

»Theurer Oheim,« ſagte Carl, der mit Unruhe die wachſende Aufregung des Barons wahrnahm. »Sie regen ſich auf, Sie vergeſſen Ihres Zuſtandes, und machen uns wieder ſo beſorgt.«

»Laß mich, mein liebes Kind,« antwortete ſanft der Kranke, »es thut mir wohl, mich auszuſprechen, ich erleichtere mir damit das Herz, und kann ich denn weniger thun, als Euch Beiden gegenüber, die Ihr durch mich gelitten habt, mein Unrecht einzugeſtehen?«

Carl beugte ſich ſanft über den alten Mann, der ihn mit einem Blicke unbeſchreiblicher Liebe anſah.

»Ich frage Dich nicht, mein Sohn,« fuhr er dann fort, »wie Sophie an mein Krankenbett gekommen iſt, ich errathe es, und danke Dir dafür, weil ich zugleich darin den Beweis ſehe, daß Du andere Feſſeln, die ich in thörichter Verblendung Dir auferlegte, geſprengt haſt. Nicht wahr?« ſagte er mit einer bei ihm ſeltenen Bitterkeit, »deiner hochgebornen Braut iſt es nicht eingefallen, ſich um mich alten Mann zu kümmern?«

Carl ſchwieg und ſah einen Augenblick zu Boden, er überlegte, ob er dem Kranken die Ereigniſſe der letzten Tage mittheilen ſollte.

Der Baron bemerkte dieſes Zaudern und fragte ihn jetzt dringend um die Urſache desſelben. — »Verheimliche mir nichts. Warum zögerſt Du? Was iſt vorgegangen?«

Carl erzählte, was ſich zugetragen. Der Baron hörte voll Spannung zu; er ſchien die Worte, welche ſein Neffe ſprach, verſchlingen zu wollen, er ſchüttelte zufrieden den Kopf, als er von der Sprengung der Loge erfuhr, aber ſein Antlitz nahm den Ausdruck des Unwillens an, als er vernahm, daß Roſa's Vater ſich geflüchtet habe und man bisher noch keine Spur von ihm wiſſe.

»Alſo Einer entkommen? — Aber,« fuhr er faſt grimmig fort, »die andern Rädelsführer, die Banditen, die Räuber, die mir ans Leben wollten, mir mein ehrlich Gut rauben, um es unter ſich diebiſch zu theilen?«

Carl erzählte weiter. Die Nachricht von der Verhaftung des Kanzliſten, obgleich ſie von Seite der Behörde als Geheimniß behandelt wurde, war natürlich nicht verſchwiegen geblieben. Sie erregte die größte Freude des alten Barons.

»Das iſt gut,« rief er, »das macht mich um vier Wochen früher geſund. O, bei dem Proceſſe werde ich Ausſagen machen. Man ſoll ſich bei Gericht wundern. Niemand hat ja eine Ahnung, in welche Dinge alle dieſer Schurke verflochten iſt. Aber jetzt die Hauptſache, wie ſteht es mit ſeinem Spießgeſellen, dieſem Marcell —«

Carl zuckte die Achſel. — »Er iſt noch immer auf freiem Fuße,« ſagte er, »und zwar aus wichtigen Gründen. Man will ihn ſicher machen und noch einige Zeit beobachten. Er

ſcheint die Verhaftung des Kanzliſten nicht zu wiſſen. Die alte Haushälterin des Schreiber iſt zu ihm geſchickt worden, um ihm im Vertrauen mitzutheilen, daß ihr Herr in geheimen Dienſtesangelegenheiten auf einige Tage verreiſen mußte. Er kennt ſie und hat blind genug ihr vertraut. Doch iſt zu beſorgen, daß die geheime Entfernung des Barons ihn ſtutzig macht; bis jetzt aber mag er wohl noch nichts davon wiſſen, denn ſeit dem Ueberfalle in der Loge hat er für gut befunden, ſeine Wohnung nicht zu verlaſſen.«

Der Kranke vernahm dieſe Nachricht mit innerer Freude.

»O! dann iſt es gut,« ſagte er; »dieſer Menſch, ſo ſchlau, ſo liſtig, ſo vorſichtig er auch iſt, wird dadurch, wenn er einige Tage lang ſich unbeachtet glaubt, ſeine ganze Frechheit wieder erlangen, er wird vergeſſen, wie das Schwert der Gerechtigkeit nur an einem Haare über ſeinem Haupte hängt, er wird ſich neuerdings in ſeine verbrecheriſchen Plane vertiefen und dann — wehe ihm! Doch jetzt ſage mir, wem verdanke ich denn eigentlich meine Rettung, es drängt mich, wenigſtens ſo lange als bis ich ſelbſt erſt perſönlich meinen Dank ausſprechen kann, durch ein inbrünſtiges Gebet, durch ein Flehen zum Allmächtigen allen Segen des Himmels auf jenes Haupt herabzurufen.«

Carl theilte ihm nun auch die bisher verſchwiegenen Namen mit. Der alte Baron hatte mit gefalteten Händen wie betend zugehört und ſeinen Neffen nicht mit einer Sylbe unterbrochen; endlich verſuchte er ſich etwas im Bette aufzurichten und bat Carl, ihm eine Brieftaſche, welche er ihm genau beſchrieb, aus ſeinem Schreibpulte zu holen.

Der junge Mann brachte das Verlangte. Der Baron betrachtete lange die geſtickten Deckel, und eine alte wehmü-

thige Erinnerung ſchien bei dieſem Anblicke durch ſeine Seele zu ziehen.

»Alſo der ehemalige Provincial der Jeſuiten war unter meinen Rettern?« fragte er nochmals.

Carl bejahte.

Der Oheim öffnete die alte Brieftaſche und nahm ein ziemlich ſtarkes kleines Packet heraus. Er hielt es lange mit wehmüthigen Blicken zwiſchen ſeinen Fingern, endlich aber ſchien er ein ſchweres Bedenken überwunden zu haben, und mit einem raſchen Entſchluſſe reichte er es ſeinem Neffen hin.

»Da,« ſagte er, »nimm dieſes, und gib es ſo wie es iſt, in die Hände des Provincials. Ich vertraue auf Dich, daß Du es nicht öffnen wirſt. Es iſt der Schlüſſel zu einem alten Buche, kannſt Du ihm ſagen.«

Carl ſah erſtaunt auf das Päckchen, das wie ein dicker Brief ausſah und deſſen Papier vor Alter ſchon ganz gelb geworden war.

»Gehe, mein Sohn,« drängte der alte Mann, »ſeit ich weiß, wer mit unter meinen Rettern war, läßt es mir nicht Ruhe, bis dieſes nicht in ſeinen Händen iſt. Sie, Sophie, bleiben bei mir. Gewöhnen Sie ſich daran; ich hoffe, Sie werden mich von jetzt an nie mehr verlaſſen.«

»Mein theurer Oheim!« rief Carl und ergriff die Hand des Barons, dieſer aber drängte ihn ſanft von ſich und zeigte mit dem Finger auf die Thür.

»Gehe, mein Sohn, eile, eile!«

Marcell war glücklich entkommen, aber Carl befand sich im Irrthum, wenn er glaubte, der Franzose hielte sich für sicher, und werde ungescheut in Kurzem an die weitere Ausführung seiner Pläne gehen. Der Begleiter Flore's befand sich vielmehr in einer furchtbaren Aufregung, denn seit den letzten Tagen war so Vieles auf ihn eingestürmt, daß er trotz all seiner Kühnheit nur zu gut einsah, daß es mit ihm in Wien zu Ende gehe.

Der Ueberfall in der Loge hätte ihn noch am wenigsten erschreckt, denn er wußte, daß man ihn nicht bemerkt, daß Niemand außer Rosa's Vater von seiner Anwesenheit gewußt. Es war ja verabredet gewesen, daß er erst im Laufe des Abends zur Erhöhung des Effectes hervortreten und den Hammer ergreifen sollte. Aber daß der Kanzlist so plötzlich verreist war, daß er von dem Baron am nächsten Tage, wo er sich zu Hause hielt, keine Nachricht empfing, machte ihn besorgt, und plötzlich fuhr ein neuer Verdacht ihm durch den Sinn.

»Wie?« sagte er zu sich selbst, »wenn sie vor Allem die Gelegenheit selbst benutzen, den eingesperrten alten Mann, dessen Aufsicht dem Kanzlisten übertragen ist, für ihren eigenen Vortheil auszubeuten, wenn sie ohne mein Wissen ihm die Verschreibungen entreißen, und den Antheil, der mir zukommt, für sich unterschlagen?«

Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe, und er konnte den Abend nicht erwarten, wo er sich selbst in das Haus vor der Mariahilferlinie begeben wollte, um nach dem alten Linden zu sehen. Freilich fiel es ihm ein, daß er selbst so viel den Kanzlisten in der Hand hatte, um diesen durch seine Aussagen, wenn es zu einer Untersuchung käme, verderben zu

können, und ſchon deshalb glaubte er nicht, daß Schreiber hinter ſeinem Rücken etwas gegen ihn unternommen haben könne; aber ſein Mißtrauen wuchs von Minute zu Minute mit der unerklärlichen Angſt, die ſich ſeiner bemächtigte, und kaum als es dämmerte, hüllte er ſich in einen leichten Mantel und eilte flüchtigen Schrittes gegen die Mariahilferlinie.

Sein ſcharfes Auge hatte ſelbſt in der beginnenden Dunkelheit ſchnell das Haus, welches er ſuchte, herausgefunden.

»Was Teufel iſt das?« rief er erſchrocken aus und ſah ſchärfer in jene Richtung; »das iſt ja eine Wache, das glänzt ja wie ein Gewehr? Wie kommt ein Soldat dorthin? Sollte das auch verrathen ſein?« Aber je länger er hinſah, deſto genauer erkannte er den gleichmäßigen Schritt, das langſame Auf- und Abgehen eines Poſtens.

»Sollte auch dieſes verrathen ſein?« murmelte er vor ſich hin, und lehnte ſich matt an einen Baum, unverrückt nach dem Hauſe hinſtarrend.

Je länger er hinſah, je mehr er nachdachte, deſto klarer wurde ihm, daß ſein Verdacht nicht ungegründet ſein könne.

»Man hat die Wache hingeſtellt,« ſprach er in ſeinen Gedanken, »um aufzupaſſen, wer kommen würde, man will, daß wir ſelbſt in die Schlinge laufen. Doch ſo haben wir nicht gewettet. Bevor ihr mich in eure Gewalt bekommt, rufe ich die Hölle um Hilfe, und wehe dann denen, welche ich in meinem Fall mitreiße!«

Er verſuchte es, auf einem Umwege näher an das Haus zu ſchleichen, doch bald ſah er die nutzloſe Gefahr eines ſolchen Beginnens ein. Es blieb ihm nichts übrig, als mit der

quälendſten Unruhe im Herzen den Rückweg nach der Stadt anzutreten. Aber während dieſes Ganges zogen noch einmal die Erlebniſſe der letzten Tage vor ſeinem Geiſte vorüber, und ſo furchtlos er ſonſt dem Verbrechen gegenüber war, heute zum erſten Male fühlte er ſich von einer beklemmenden Angſt erfaßt, deren er nicht Herr werden konnte. Jetzt erſchienen ihm auch das Ausbleiben des Barons, die plötzliche Abreiſe des Kanzliſten in einem ganz andern Lichte, er begann das, was er ſeit ſeiner Anweſenheit in Wien erlebt, noch einmal durchzudenken und ſchauderte vor dem Abgrunde, welchem er bisher mit ſolcher Zuverſicht zugeſchritten. Aber es war nicht der Schrecken des erwachenden Gewiſſens, der ihn durchbebte, ſondern die jammervolle Furcht vor Entdeckung, die Angſt vor der Strafe, die Pein der Demüthigung, wenn ſeine tollen Plane, um deretwillen er keine Schandthat geſcheut, auf ſolche Weiſe zum Abſchluſſe kommen ſollten.

»Es muß ein Ende nehmen,« rief er aus, »ich verlaſſe Wien, wo ſich das Unglück an meine Ferſe geheftet hat.« — Doch jetzt fiel ihm Flore ein. Sollte er ſie zurücklaſſen? Aber war ſie denn bereit, ihm neuerdings zu folgen, nachdem, wie es kein Zweifel war, er bereits entlarvt vor ihrem Blicke ſtand? War nicht ihr Weſen in der letzten Zeit derart verändert, daß er befürchten mußte, ein anderer Einfluß als der ſeine habe bei ihr Macht gewonnen, und konnte dies dann ein anderer ſein, als jener ihres Pflegebruders, desſelben Robert, den er ſo tödtlich zu haſſen Urſache hatte?

Sein Kopf glühte, als er nach Hauſe kam. — »Frage die Gräfin,« rief er Margarethen entgegen, als ſie im Vorzimmer ihm entgegentrat, »ob es ihr gefällig iſt, mich zu ſehen?«

»Euer Gnaden,« ſagte das Mädchen ſichtlich erſchroen, — »die gnädige Gräfin —«

»Nun? was iſt?« rief er, während der Zorn in ihm ufloderte, »gib Antwort.« Dabei faßte er das Mädchen ſtark nd preſſend am Arm.

»Euer Gnaden, ich werde Sie melden,« ſagte Margarethe, welche mit großem Muthe den Schmerz vom Drucke einer Hand niederkämpfte, »ich werde Sie ſogleich melden.« Mit einem Blicke voll ſchadenfroher Bosheit eilte ſie in Floe's Zimmer.

V.

Als Margarethe in das Zimmer zu ihrer Herrschaft trat, befand sich diese eben im tiefen Gespräche mit einer Dame, welche verschleiert auf dem Sopha neben Flore saß, und den Kopf etwas abwendete, als Margarethe sich näherte und leise ihren Auftrag ausrichtete.

Flore sah ganz erstaunt ihre Dienerin an. »Was sagst Du?« fragte sie endlich, »er will hieher kommen? Er wagt es noch, sich mir zu nähern? Und jetzt, in dieser Stunde? Und dringend verlangte er es? Er war aufgeregt?«

»Sehr, sehr!« antwortete das Mädchen, welche sich vor der Fremden scheute, mehr zu sagen, deren Winke aber Flore nur zu wohl verstand.

Die Fremde, obschon sie mit halb abgewendetem Gesichte dasaß, verfolgte aufmerksam das leise geführte Gespräch, und als sie Flore unschlüssig über die Antwort für Marcell sah, erhob sie sich und zog dieselbe in die Brüstung des Fensters. Dort flüsterte sie:

»Lassen Sie ihn kommen, sprechen Sie mit ihm, es ist gut, wenn wir in Frieden von ihm scheiden, sein Weg wird ohnehin ein schlimmer und fürchterlicher werden. Bemeistern Sie sich. Was kann er auch jetzt noch, wo er das Gebäude seines Glückes bis in die tiefsten Grundfesten erschüttert sieht, von Ihnen wollen? Er wird Sie schonen müssen, wenn er sich selbst schonen will.«

Flore ſchüttelte zweifelnd den Kopf. — »Sie kennen ihn nicht, Frau Gräfin,« ſagte ſie nicht ohne Bewegung. »Es gab wohl eine Zeit, wo ich Macht über ihn hatte; aber es war damals, als er in meine Hand die Fäden aller ſeiner Plane gelegt hatte; heute, wo dieſe abgeriſſen, die Plane ſelbſt geſcheitert ſind, was bin ich ihm mehr, als eine Laſt. —«

»Nicht mehr?« fragte die Fremde forſchend und ſah Flore feſt in die Augen.

»Nichts mehr!« erwiederte dieſe tief erröthend, aber zugleich zog ein Strahl verletzten Stolzes über ihr ſchönes Antlitz, und ſie entzog langſam der Fremden ihre Hand. — »Ich hätte Niemand Anderem als Ihnen, Frau Gräfin, auf dieſe Frage geantwortet.«

»Verzeihen Sie mir,« ſagte Antonie, denn ſie war die Fremde, »ich wollte Ihnen nicht wehe thun; aber es iſt mir ſo ſchwer glaublich.«

»Was wollen Sie ſagen?«

»Dieſes nur, daß ich mir nicht denken kann, wie bloßes Intereſſe zwei Weſen an einander zu ketten vermag.«

»Nicht?« antwortete Flore mit einem tiefen Seufzer. »O, Frau Gräfin, Sie waren niemals allein und verlaſſen!«

Es entſtand eine kleine Pauſe. Beide Frauen dachten an ihre Vergangenheit; Beide ſo ähnlich in den Anfängen ihrer Jugend, und wie weit auseinander waren in den ſpäteren Jahren ihre Lebenswege gegangen. Die eine in früherer Zeit inneres Glück bei äußerer Dürftigkeit fühlend, die andere nur äußerem Glücke bei innerer qualvoller Herzensleere

nachjagend — und zu welchem Ziele waren die Beiden — Antonie und Flore jetzt gekommen? —

Ein leichtes Geräusch, welches Margarethe absichtlich machte, um ihre Herrschaft an die Erledigung des Auftrages von Marcell zu erinnern, störte die beiden Frauen in dem Nachsinnen, in welches sie unwillkürlich versunken waren. Bei dem leisen Tone von Margarethens Stimme fuhr jetzt Flore in die Höhe und trat hastig zu dem Mädchen hin:

»Geh und sage dem gnädigen Herrn, daß ich ihn erwarte!« — Zu Antonien sich wendend fuhr sie aber fort: »Ich weiß es nicht, womit ich die Güte, welche Sie zu mir Unglücklichen zieht, verdient, oder das Interesse, das Sie für mich zeigen, erregt habe, ich weiß nur eins, daß Ihre Worte, der Ton Ihrer Stimme, und der sanfte Druck Ihrer Hand für mich unvergeßliche Zeichen einer Theilnahme bleiben werden, welche zu verdienen ich mich erst bestreben muß.«

Antonie beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirn.

»Ich verlasse Sie jetzt,« sagte sie, »und werde Ihnen doch nahe bleiben. Sie wissen es, wo Sie Freunde zu suchen haben, wenn Ihnen Gefahr droht.«

»Soll ich Jemand Anderen als meinen Bruder Robert rufen, ihn und den edlen Beker?« fragte Flore innig.

Antonie antwortete nicht mehr, denn sie hörte eben im Nebenzimmer den starken hastigen Gang Marcells, der zu Flore eilte.

»Gott stärke Sie,« war das letzte Wort, welches An-

tonie ihr zuflüſterte, und dann aus der Thür verſchwand, während faſt in demſelben Augenblicke Marcell aus dem Nebenzimmer eintrat.

»Sie waren nicht allein, Madame; wer hat Sie verlaſſen?« ſagte er finſter. »Sie empfangen Beſuche und wiſſen, daß das gegen unſere Verabredung iſt, ganz abgeſehen davon, daß ich von Beſuchen weiß, welche nichts weniger als freundlich gegen mich geſinnt ſind.«

Flore bemühte ſich, ruhig und ſcheinbar unbefangen zu ſein. »Ich wüßte nicht,« antwortete ſie, »und zudem glaube ich doch ſo viel Herrin meines Willens ſein zu können, daß ich mir meine Freundinnen nach Geſchmack und Gefallen wählen dürfte, wenn ich überhaupt das Bedürfniß fühlte, viel fremden Umgang zu haben.«

»So!« rief er höhniſch. »Sie fühlen alſo dieſes nicht? Das iſt mir angenehm, denn ich komme, Ihnen eine Nachricht zu bringen, die Sie vielleicht wenig erfreuen wird!« — Er ſah ihr dabei ſcharf ins Auge, als ob er die Wirkung ſeiner Worte genau beobachten wollte.

Flore aber ſchien ganz ruhig und antwortete mit einer Unbefangenheit, die ihm beinahe wie erkünſtelt vorkam: »So, etwas Unangenehmes? Das wäre ja ganz abſcheulich!«

Marcell ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, als wenn er ſich die Art, wie er ihr das Folgende mittheilen ſollte, überlegte. Ihre Ruhe, der Aufregung in den letzten Tagen gegenüber auffallend genug, erregte ſeinen Argwohn, und er beſchloß, ihr vorläufig nicht Alles zu ſagen, ſondern ſie nur nach und nach vorzubereiten.

»Nun, Sie wollten mir ja etwas ſagen?« fragte ſie unbefangen, als er noch immer nachdenklich umherging.

»Hören Sie mich an,« begann er; »Sie wiſſen, welche große vielverſprechende Unternehmung uns nach Wien geführt hat, Sie wiſſen, welche lange Vorbereitungen und Einleitungen es gekoſtet hat, und mit welchen Opfern, wenigſtens für mich, ich dieſe Reiſe unternommen habe.« —

»Ich weiß es,« ſagte Flore gleichgiltig, »aber Sie ſind ja nicht der Mann, der eine Unternehmung auf Gerathewohl anfängt.«

»Dieſe hier in Wien war noch unſicherer,« antwortete er, »und wenn ich Sie nicht von Allem in Kenntniß ſetzte, ſo geſchah es, weil Manches Sie nur hätte beunruhigen können, ohne zu nützen. Jetzt aber —«

»Nun, was wollen Sie ſagen?« fragte die Dame wieder, indem ſie mit einem Band ihrer Armſchleife ſpielte.

»Was ich jetzt ſagen will?« erwiederte Marcell, indem er betreten über dieſe Ruhe einen ſcharfen ſtechenden Blick auf Flore warf; was ich jetzt ſagen will, iſt ſehr wenig, kaum ein paar arme Worte, und doch wieder ſo unendlich viel —«

»Sie machen mich neugierig, Marcell. Geſchwind alſo, was gibt's?«

»Mein Plan ſcheint geſcheitert,« ſagte er langſam. Es entging ihm nicht, daß Flore bei dieſen Worten die Farbe wechſelte.

»Nun, was ſagen Sie dazu?« fragte er nach einigen Augenblicken.

»Was ſoll ich ſagen?« antwortete Flore; »bleibt mir etwas Anderes übrig als die Frage: Was werden Sie jetzt beginnen?«—

»Darauf war ich gefaßt, und deswegen mußte ich mit Ihnen ſprechen. Hören Sie mich, Flore, mein Schickſal liegt nach all' dem, was Sie von mir wiſſen, in Ihrer Hand. Sie kennen mich und wiſſen, daß ich wohl im Stande bin, ein hier zertrümmertes Glück an einem andern Orte wieder neu aufzubauen. Ich ſtelle Ihnen anheim, was Sie thun wollen. Ich reiſe in den nächſten Tagen von hier ab. Wollen Sie mir folgen, ſo ſoll Ihnen, wie bisher, Alles zu Gebote ſtehen, was Sie wünſchen. Wollen Sie lieber hier bleiben, an dem Orte Ihrer Geburt und Ihrer Jugend, ſo — ich ſage es mit ſchwerem Herzen — ſo werde ich Sie nicht zwingen, mir zu folgen.«

Flore bemerkte nicht, mit welch' lauernd tückiſchem Blicke er ſie bei dieſen Worten beobachtete, und doch hatte ſein Auge den Ausdruck des Tigers, der ſeine Beute belauſcht, um ſich im nächſten Augenblicke darauf zu ſtürzen.

»Wirklich?« ſagte ſie halb freudig überraſcht, aber das nächſte Wort erſtarb auf ihren Lippen, als ſie Marcell jetzt anſah.

Sein Geſicht war bleifarben geworden. Der freudige Ton, den er von ihr vernommen, hatte ihn überzeugt, wie weit ihre Wege bereits auseinander gingen. Aber er bezähmte ſich raſch, und war im Stande, den Groll ſeiner Seele in dieſem Augenblicke niederzukämpfen; er verſtand es ſogar, zu lächeln, ſo daß Flore endlich ſelbſt zweifelhaft wurde, ob er ſie nur geprüft oder ob ſeine Andeutung wirklich Wahrheit geweſen.

»Marcell,« ſagte ſie, »laſſen Sie mir bis morgen Früh Zeit zum Nachdenken.«

»Gern,« antwortete er ruhig, »ich reiſe jedenfalls am Nachmittag. Wollen Sie mir folgen, ſo ſagen Sie es mir Morgens.«

»Gewiß, Marcell, verlaſſen Sie ſich darauf.«

Seit langer Zeit verließ er ſie wieder einmal ohne Vorwürfe, ruhig und beſcheiden. — »Schlange,« murmelte er, als er allein war, »Du mußt mit!«

Flore aber hatte in der Nacht noch ein langes Geſpräch mit Margarethe, und das Mädchen mußte ſehr zeitlich Früh mit zwei Briefen aus dem Hauſe gehen.

Am nächſten Vormittage hatte Flore noch eine Unterredung mit Marcell — es war die entſcheidende. Mit einer Ruhe, welche bei Beiden eine erkünſtelte war, und die Beide nur mit dem höchſten Aufwande aller ihrer inneren Stärke bewahren konnten, ſprachen ſie ſich aus.

Flore erklärte endlich, in Wien zurückbleiben zu wollen. Einen Augenblick lang zuckte es wie ein Wetterſtrahl über das Antlitz des Franzoſen, es war, als wenn er losbrechen ſollte. Im nächſten Momente aber hatte er wieder Ruhe genug gewonnen, um ihr ihre Verlaſſenheit, die Zukunft, welcher ſie hier entgegenginge, vorzumalen.

»Bedenken Sie,« ſagte er, »daß Sie losgeriſſen von Ihren Verwandten ſind, daß ſelbſt jener Robert nach dem, was zwiſchen uns erſt unlängſt vorgegangen iſt, Sie nicht mehr ſchützen wird.«

Er ſchwieg hier, als wollte er ihr zum Beſinnen Zeit laſſen, in der That aber mehr, um ſelbſt den Entſchluß zu

faſſen, der in Folge ihrer Weigerung jetzt für ihn nothwendig war.

Als ſie aber mit ſanftem ruhigen Tone ihn verſicherte, daß ſie in keinem Falle mehr jenes Treiben wie bisher fortſetzen würde, daß es ſie dränge, einen Abſchnitt in ihrem Leben zu machen, und —

»Sprechen Sie nicht aus,« ſagte er; »Sie wollen es — gut, wir ſcheiden. Aber Eins verlange ich noch von Ihnen, es iſt zu meiner eigenen Sicherheit. Es würde zu ſehr auffallen, wenn ich allein hier aus dem Hauſe abreiſte und Sie zurückblieben. Wir dürfen auch nicht in unſerem Wagen durch die Linie fahren geſehen werden, ich werde deshalb dieſen Wagen leer vorausſchicken, dann fahren wir zuſammen in einem Lohnwagen bis vor die Stadt, ich nehme Abſchied von Ihnen, Abſchied auf ewig, — Sie kehren zurück und ich —«

Er ſprach nicht weiter, denn Flore ſchien ſeine Worte zu überlegen. Aber der Gedanke, daß Margarethe bereits ihre beiden Briefe abgegeben, daß von Mittag angefangen ein treues Auge jeden ihrer Schritte bewachen werde, ließen ſie allen Verdacht, den dieſes ſonderbare Verlangen in ihr rege gemacht hatte, niederkämpfen, und ſie ſagte zu.

Marcell war entzückt über ihre Bereitwilligkeit, und kaum als er Flore's Zimmer verlaſſen hatte, ſprach er lange und angelegentlich mit ſeinem vertrauten Diener, den er aus Frankreich mitgebracht hatte.

Um Mittag entließ Flore die weinende Margarethe, welche, indem ſie ihr die Hand küßte, noch ängſtlich zuflü-

sterte: »Wenn es nur gut ausgeht, ich möchte doch nicht trauen!«

»Wird der Mann, von dem Du sprachst, da sein?« fragte Flore, und Margarethe antwortete eifrig: »Darauf können Euer Gnaden sich verlassen.«

Am frühen Nachmittage fuhr dann ein leichter Wagen aus dem Thore vom Schwan heraus. Kaum auf der Mariahilfer Straße angekommen, sprang ein zerlumpter Mensch auf den rückwärtigen Tritt und fuhr ohne daß der Kutscher oder die Darinsitzenden es zu bemerken schienen, bis fast eine Stunde weit vor die Linie, wo er plötzlich von seinem Platze sprang und sich im Graben an der Straße verbarg. Bald darauf hielt der Wagen, Marcell und Flore stiegen aus und Marcell ließ den Kutscher, der sich nur langsam entfernte, zurückfahren.

»Warum dies?« fragte Flore überrascht; »ich werde in diesem Wagen ja zurückkehren; hier steht Ihr Reisewagen, wir nehmen jetzt Abschied.«

»Es ist auch nur der Störung beim Abschiede wegen,« sagte Marcell höhnisch, »begleiten Sie mich bis zu meinem Wagen, dann — leben Sie wohl, Madame!«

»Marcell, dieser Ton? Was haben Sie vor?« rief die junge Dame, welche Marcells Wagen herbeijagen und vor ihnen halten sah.

»Was ich vorhabe, Madame?« rief er jetzt und packte Flore, welche von der anderen Seite von seinem Diener angefaßt wurde; »ich habe vor, keinen Verräther hier zu lassen. — Allons, Jean!«

»Zu Hilfe, zu Hilfe!« schrie Flore und wehrte sich verzweiflungsvoll.

Die beiden Männer hatten ſie aber bereits zum Wagen geſchleppt, im nächſten Momente ſaß Marcell drin an ihrer Seite, die Pferde zogen an und fort ging es in raſendem Laufe.

Aber hinter ihm her jagte jetzt auch der andere Wagen. Jener zerlumpte Menſch war aus dem Graben hervorgekrochen und ſaß neben dem Kutſcher, und im Wagen befand ſich ein ernſter würdiger Mann von mittleren Jahren.

VI.

Robert hatte so dringende unaufschiebbare Geschäfte in seiner Kanzlei zu besorgen, daß er erst gegen Mittag dazu kam, den Auftrag der Gräfin Vietinska wegen ihrer Nichte erfüllen zu können. Er hatte genau Gasse und Haus sich aufgeschrieben, und eilte nun auf die Landstraße. Das kurze Gespräch mit seiner Hausfrau hatte seine Zweifel zwar etwas beschwichtigt, aber nicht gänzlich gehoben, obschon er den Grund seiner Unruhe sich nach jenem Gespräche nicht mehr erklären konnte.

Es kostete ihm einige Mühe, bis er auf der Landstraße die bezeichnete Gasse gefunden, und in dieser Gasse das angegebene Haus. Dort wies man ihm in den Hof, wo sich der Eingang zum Garten befinde, neben welchem der Mann, welcher zugleich Hausbesorger des Gartenhauses sei, wohnen sollte.

Der Empfang von Seite des sogenannten Hausbesorgers war eben kein sehr zuvorkommender. Robert hatte sich vorgenommen, nicht gleich mit der wahren Farbe herauszurücken, und fragte deswegen zuerst, ob nicht bei dem Garten eine Wohnung zu vermiethen sei? Er rechnete auf eine verneinende Antwort, welche ihm der Anknüpfungspunct zu weiteren Fragen sein sollte, doch zu seiner Ueberraschung antwortete der Hausmeister: »Ein Garten ist da und ich bin

der Gärtner, ein Haus iſt auch da, und wenn der Herr es miethen will, ſo kann er's haben. Es ſteht leer.«

»Es iſt wohl ſchon lange nicht bewohnt geweſen?« fragte Robert ſchnell gefaßt weiter; »da werden Reparaturen nothwendig ſein — und ich möchte gern, wenn wir einig werden, ſobald als möglich einziehen.«

»Der Herr kann es ſich herrichten laſſen wie er will, für die Frau, die jetzt da gewohnt hat, war es gut genug, ich mein', es könnt' für den Herrn auch noch zum exiſtiren ſein.«

»Alſo war es bewohnt? und von einer Frau?« fragte Robert überraſcht; »iſt ſie ſchon lange ausgezogen?«

»Heut' Früh, Knall und Fall, ſie hat fortreiſen müſſen, hat ſie mir geſagt; es war eine rare Perſon, die unſereins hat leben laſſen.«

»Heute Früh? Da muß ja was beſonders bei ihr eingetreten ſein! Und mit der ganzen Familie?« ſagte Robert wieder.

»Sie war eine Wittib ohne Familie, nur mit einem Geſchwiſterkind. Aber was fragt denn der Herr ſo viel? Was geht denn das Alles den Herrn an? Ich hab' mich die ganze Zeit nicht ſo viel um meine Partei gekümmert, wie jetzt der Herr. Alſo will der Herr ſich das Haus anſchauen? es iſt nicht groß, Stuben, Kammer und eine Küche, aber es koſtet auch nicht viel.« Bei dieſen Worten nahm der Mann auch ſchon ein paar große Schlüſſel vom Thürſtock und lud Robert ein, ihm zu folgen.

Dieſer ging mechaniſch hinter dem Hausmeiſter her, welcher in einem kleinen Gange nicht weit von ſeiner Stube eine Thür aufſperrte, durch die ſie in den Garten traten.

»Da muß ja noch eine Thüre, oder ein anderer Ausgang aus dem Gartenhause sein,« bemerkte Robert, »man wird ja nicht immer über den Hof und durch den kleinen Gang gehen müssen.«

»Ja,« antwortete der Andere kurz; »die andere Thüre geht gerade aus dem Gartenhaus in die rückwärtige Gasse, dazu bekommt die Partei den Schlüssel, das war bis jetzt immer so, und wird auch bei dem Herrn so gehalten werden.«

Robert mußte sich nach diesen Erklärungen gestehen, daß dieser Aufenthalt vollkommen dazu geeignet schien, ein Geheimniß vor den Augen der Welt zu verbergen, und von Neuem begann der Verdacht, den er kaum niedergekämpft hatte, sich wieder zu regen. Aber alle Fragen, welche er noch so geschickt an den Hausmeister richtete, um von diesem einige Auskunft über das Bild der letzten Bewohnerin des Gartenhauses zu erhalten, scheiterten an der kalten Ruhe dieses Menschen, welcher ihn erst ziemlich lange reden ließ, dann aber die weiteren Fragen ganz kurz damit abschnitt, daß er sagte: »Glaubt denn der Herr, ich hab' nichts Anderes zu thun, als mir anzuschauen, was meine Parteien für Augen oder für Haare haben? Ich schau nur auf's Geld, was ich zu bekommen hab', das Uebrige geht mich nichts an.«

Haimon erkannte, daß mit diesem Menschen nicht viel weiter zu sprechen sei. — »Ich muß es mir doch überlegen, und werde dann wieder herauskommen und Antwort sagen,« erwiederte er, als der Hausmeister fragte: »Nun, was wird's denn? wird der Herr einziehen oder nicht?«

»Ueberlegen will sich's der Herr noch? meinetwegen! Aber lang kann ich nicht im Wort bleiben, bei mir im Haus darf nichts lang leer bleiben, also komm' der Herr morgen

wieder und ſag' der Herr mir die Antwort.« Bei dieſen Worten machte der gute Mann eine ſo unzweideutige Bewegung, den Garten zu verlaſſen, daß Robert nur noch einen flüchtigen Blick auf das kleine Haus warf und dann Abſchied nahm.

»Ich laß mich aufhängen, wenn der da einzieht,« ſagte der Hausmeiſter, als er allein in die Stube zurückgekehrt war zu ſeinem Weibe, »ſpioniren hat er wollen, nichts anderes, aber da kommt er an den Wahren.«

»Die junge Frau muß ihm in die Augen geſtochen haben —«

»Was geht das Dich an, Weib!« ſagte barſch der Hausmeiſter und ſchnitt alles weitere Geſpräch über dieſen Gegenſtand ab.

Als Flore von Marcell in den Wagen geſchleppt worden war, ſank ſie wie vernichtet von dem erſten Sturm der Ueberraſchung in eine Ecke, und in einem faſt krampfhaften Schluchzen gab ſich der ganze Schmerz ihrer Seele kund.

»Sie wollten mich täuſchen, Madame,« ſagte Marcell, der neben ihr ſaß, mit bitterem Hohn, »Sie glaubten wohl, ich werde wie ein Narr mich von Ihnen bereden laſſen, Sie in Wien zurückzulaſſen? Vergeſſen Sie denn, daß Sie mir ein zu koſtbares Unterpfand ſind, daß Sie zu viel wiſſen, um es auf das Gerathewohl Ihrer Großmuth anheimzuſtellen, ob Sie für alle künftigen Zeiten ſchweigen, oder die Häſcher auf meine Spur hetzen wollen? — Ich hätte Sie für klüger und für vorſichtiger gehalten. Wiſſen Sie denn nicht, daß man

unter Verhältniſſen, worin ich mich jetzt befinde, vor allem ſich ſelbſt zu ſchützen ſucht?«

Flore antwortete nicht, aber ihr Schluchzen wurde heftiger und ſie preßte das Tuch feſter vor die Augen.

»Wenn Sie in Wien zurückgeblieben wären,« fuhr Marcell fort, »ſo wäre meine Reiſe unſicher geweſen. Man ſucht mich vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon, aber bis es gelingt, meine Spur aufzufinden, ſind wir jenſeits der Grenze. Sind Sie aber in Wien, ſo erpreßt man von Ihnen die Stunde, wann ich abgereiſt bin, die Schilderung meines Wagens, alle jene kleinen Merkzeichen, die für einen Flüchtling gefährlich ſind. So aber ſind wir in einem fremden Wagen eine Strecke weit gefahren, wir ſind dann zu Fuße gegangen. Man kann etwa die Richtung der Straße erfahren, auf welcher wir uns entfernten; aber ſehen Sie, jetzt biegen wir gerade in einen Feldweg ein, wir erreichen dann eine ganz andere Straße und verfolgt man mich auch, ſo geht man irre.«

Flore hatte auf ihres Begleiters Worte kaum gehört; ihre Gedanken waren in Wien, und ein bitteres Gefühl der Täuſchung zog durch ihre Seele, denn ſie hatte Robert in einem jener Briefe, welche ſie frühmorgens durch Margarethe weggeſchickt, zu ihrem Schutze aufgefordetr. Nur in der Hoffnung, daß keiner ihrer Schritte unbewacht bleiben werde, hatte ſie den Antrag Marcells, ihn bis zu ſeinem Wagen zu begleiten, Gehör gegeben, und nun befand ſie ſich in ſeiner Gewalt, mit ihm allein in einem Wagen, auf einem abſeitigen Feldwege, fern von der großen Straße, ohne Ausſicht auf Hilfe. Sie begann bereits alle Hoffnung auf Befreiung aufzugeben und beſchäftigte ſich ſchon mit dem Gedanken,

ob es nicht am gerathenſten für ſie wäre, mit Marcell Frieden zu ſchließen, als durch fortgeſetzten Widerſtand ihn zu erbittern und ihr Loos zu verſchlimmern.

Der Abend begann bereits zu dämmern und der Wagen fuhr auf dem ſchlechten Feldwege etwas langſamer. Marcells franzöſiſcher Diener, welcher beim Kutſcher geſeſſen, ſtieg ab und ging neben dem Schlage einher, an der Seite, wo Marcell ſaß.

Plötzlich ſtieg er aber auf den Tritt, und gab Marcell ein Zeichen, die Fenſter herabzulaſſen.

»Was gibt es?« fragte der Abenteurer.

Der Diener theilte ihm leiſe mit, daß er ſchon ſeit längerer Zeit einen Wagen bemerke, der in derſelben Richtung wie der ihrige fahre. — »Es ſcheint eine Caleſche,« ſetzte er hinzu.

»Fährt er ſchneller als wir?« fragte Marcell haſtig und ſteckte den Kopf aus dem Fenſter, konnte aber in der Dunkelheit nur die Umriſſe eines Wagens ziemlich weit hinter dem ſeinen bemerken. — »Er fährt langſam,« ſagte er ruhig; »ein Verfolger läßt ſich nicht ſo gemüthlich Zeit. Das kriecht ja einher, wie eine Schnecke.«

Auf Flore hatte dieſes kurze Geſpräch einen tiefen Eindruck gemacht. Ihre Hoffnungen lebten wieder auf. Der Wagen konnte den Retter bringen, der nur den geeigneten Moment zu ihrer Befreiung abwartete. Möglicherweiſe wollte man Marcell nur ſicher machen, um ihn dann um ſo gewiſſer zu verderben.

Von dieſen troſtreichen Gedanken geſtärkt, verſchob es Flore, ein neues Geſpräch mit Marcell anzuknüpfen. Auch dieſer lehnte jetzt gedankenvoll in einer Ecke des Wagens.

nachdem er dem Bedienten aufgetragen, dafür zu ſorgen, daß die Pferde mehr angetrieben würden. So ruhig er ſich ſtellte, konnte er dennoch eine gewiſſe Beſorgniß wegen des nachfahrenden Wagens nicht unterdrücken.

Bereits war es ganz finſter geworden, als der Wagen endlich ein armſelig kleines Dorf erreichte. Das Raſſeln des ankommenden Wagens lockte einzelne Bauern auf die Straße heraus. Der Kutſcher fragte, ob nicht ein Wirthshaus im Orte ſei.

»Ein Wirthshaus ſchon, aber für ſolche Herrſchaften möcht's halt doch zu übel ſein,« war die Antwort eines dienſtfertigen Mannes, welcher dann ſelbſt ein paar Schritte mit dem Wagen ging und bei einem halb verfallenen Hauſe, vor welchem eine kleine Tränke ſtand, ſtehen blieb.

»Heda!« rief der Bauer und pochte an ein kleines Fenſter durch welches matt ein Licht ſchimmerte, »macht's auf, es ſein Herrſchaften da. Potz- Blitz- Donnerwetter, jetzt ſchlaft das Volk gar ſchon.«

Der Verdacht war unbillig, denn gleich darauf trat ein Bauer mit ſeinem Knecht aus dem Hauſe, das große Hofthor wurde geöffnet, der Wagen wand ſich durch die Hügel von Dünger und Koth und blieb endlich unter einem auf allen Seiten offenen Schupfen ſtehen.

Der Bediente öffnete den Schlag und Marcell hob Flore heraus, um ſie ins Haus zu führen.

»Können wir nicht zwei abgeſonderte Zimmer in euerem Hauſe haben?« fragte Marcell den Wirth, der ihn indeß in die untere Stube geführt hatte.

Der Wirth kratzte ſich verlegen hinter den Ohren.

»Zwei Zimmer?« ſagte er; »wir haben wohl vorn her-

aus eine Stube und eine Kammer, aber — es fehlen die Fenſter. Wir ſind auf ſolche Herrſchaften nicht vorgeſehen.«

»Wie weit iſt es denn bis zur nächſten Ortſchaft?« fragte Marcell mißmuthig.

»O je! Euer Gnaden, da können Euer Gnaden bei dem Weg nicht vor morgen Früh ſein, und ein paarmal werfen's in der Nacht um, das iſt auch gewiß. Aber wiſſen Euer Gnaden was, ich werd' meiner Alten ſagen, daß ſie unſere Kammer für die Nacht herricht't.«

»Nein, nein!« fiel Flore raſch in die Rede, »ich ſchlafe ohnehin nicht, ich werde im Wagen bleiben.«

Marcell ſah ſie bei dieſen Worten ſcharf an, ſie bebte vor ſeinem Blicke zuſammen, es lag wieder alle jene Bosheit und Tücke darin, welche ſeit den letzten Tagen ſie ſo ſehr erſchreckt hatten.

Während ſie noch ſprachen, hörte man neuerdings einen Wagen vor dem Hauſe halten.

Marcell fuhr zuſammen, von einer böſen Ahnung beſchlichen.

Der Wirth, welcher ſich dieſen zahlreichen Beſuch gar nicht zu deuten vermochte, war hinausgeeilt und half einem Manne von vornehmem Aeußern aus dem Wagen.

»Iſt nicht vor mir ein anderer Wagen mit einem Herrn und einer Dame hier angekommen?« fragte der Fremde, und als der Wirth es bejahte, erkundigte ſich der Fremde, wo im Dorfe der Richter zu finden ſei.

»Der bin ich ſelber, Euer Gnaden,« antwortete der Wirth ganz ehrerbietig, »ich bin die erſte Perſon im Dorfe.«

»Gut,« antwortete der Fremde und zog ein Papier

aus der Tasche, »so les't das, aber gleich und schnell, denn der Fremde in der Stube darin darf nichts wissen.«

Der Wirth sah seinen neuen Gast mit großen Augen an, die anderen Bauern, welche neugierig etwas in der Ferne gestanden waren, kamen näher. Ein ziemlich zerlumpter Mensch mischte sich unter sie und erzählte ihnen, der früher mit einer Dame angekommene Herr sei ein großer Spitzbube, den man von Wien aus verfolge.

»Es hat seine Richtigkeit,« sagte der Wirth aus dem Stalle kommend, wo er bei dem Schein der schmutzigen Laterne den Steckbrief durchbuchstabirt hatte, »die Personsbeschreibung stimmt. — Männer!« wandte er sich an die Bauern, »jetzt heißt es helfen!«

Der Fremde hielt ihn zurück. »Laßt mich vorerst allein in die Stube gehen,« sagte er, »Ihr könnt mit den Anderen bei der Thür bleiben und kommt dann nach, wenn ich Euch rufe.«

Mit diesen Worten verließ er die Gruppe der Bauern vor dem Hause und schritt, gefolgt von jenem zerlumpten Menschen, auf die Gaststube zu.

Als sie eintraten, saß Flore auf der Bank beim Ofen, Marcell ging im Zimmer auf und ab, und ein Bauernmädchen steckte eben einen neuen brennenden Span in die eiserne Zwinge, welche statt des Leuchters diente.

Bei dem Eintreten des Fremden hielt Marcell seinen Schritt ein und warf einen mißtrauischen Blick auf den Ankommenden. — Dieser faßte ihn aber, ehe Marcell es sich noch versah, an der Brust, während sein Begleiter ihn bei den Armen packte und sie ihm auf dem Rücken zusammenpreßte.

Marcell ſchien bei dem plötzlichen Ueberfalle die Beſinnung verloren zu haben, doch bald raffte er ſich zuſammen und wollte Widerſtand leiſten; da fiel ſein Blick auf das Antlitz des Fremden, der ihn wie mit eiſerner Fauſt an der Bruſt gepackt hatte.

»Muß ich Dir wieder begegnen,« ſchrie er, »wie damals, als Du an der Grenze von Deutſchland mir den Fluch nachſendeteſt!«

»Thue Buße! ſagte ich damals,« rief der Fremde; »Du verharrteſt im Verbrechen; nun ſchlagen ſeine Wogen über Dir zuſammen.«

»Nein, nein, nein!« ſchrie Marcell, »zu Hilfe! Das iſt ein räuberiſcher Anfall.«

Die Bauern ſprangen herbei, doch nicht, um dem Rufenden zu helfen. Der Abenteurer ſah nun ein, daß Widerſtand umſonſt ſei. Er knirſchte mit den Zähnen, ein weißer, mit blutigen Flocken vermiſchter Schaum trat auf ſeine Lippen.

»Daß ich das noch erleben mußte!« murmelte er und ſchloß wie in Ohnmacht die Augen.

Flore, welche bisher zum Erſtaunen der Bauern ganz theilnahmlos dageſeſſen, trat hervor und ſagte faſt tonlos:

»Hier, nehmen Sie auch noch eine Gefangene!«

VII.

Die Gräfin Vietinska war nicht wenig überraſcht, als ihre Kammerfrau ganz unverhofft die Ankunft ihrer Nichte, der Gräfin Raunek, meldete. Die alte Dame eilte mit einer für ihre Jahre ganz erſtaunlichen Haſt gegen die Thüre, durch welche die Angemeldete eben eintrat.

»Du böſes, böſes Kind!« rief die Tante, »läßt mich ſo lange ohne Nachricht von Dir und nun trittſt Du auf einmal wie vom Himmel herabgeſchneit vor mich hin! War das auch recht?«

Antonie zog die Hand der alten Frau an ihre Lippen. »Verzeihen Sie mir,« liſpelte ſie; »hätte die Ueberraſchung denn noch einen Werth, wenn ich Ihnen meine Ankunft früher angekündigt hätte?«

»Aber Du haſt mich ja beinahe erſchreckt.«

»Ich war nicht gefaßt darauf,« erwiederte Antonie, »daß mein Anblick dieſen Eindruck auf Sie hervorbringen würde.«

»Und ſo lange haſt Du nichts von Dir hören laſſen,« fuhr die alte Gräfin fort; »ich mußte mir ſchon Gott weiß was Alles von Dir denken.«

Antonie ſah ſie bei dieſen Worten ſcharf an und eine feine Röthe ſtieg auf ihren Wangen auf.

»Nun bleibſt Du aber hier, hörſt Du?« ſagte die Tante eifrig; »jetzt laſſe ich Dich nicht mehr fort, ich mag

es nicht, daß das einzige Mitglied meiner Familie, das ich um mich haben kann, lieber in der Fremde als bei ſeiner alten Tante lebt. Ueberhaupt, über dieſen Punct und über noch mehreres Andere, das auch ſehr wichtig iſt, habe ich ziemlich viel mit Dir zu reden. Nun mußt Du mir aber erzählen, wo Du überall warſt. Deine Briefe waren nie ausführlich genug, und kamen immer ſo ſpät und dann gar ſo ſelten —«

Antonie kämpfte bei dieſen Worten ſichtbar mit einer Befangenheit, die ihr ſonſt nicht eigen war, und ſuchte dem Geſpräche eine andere Richtung zu geben. Sie erkundigte ſich auf das Angelegentlichſte um alle die Kleinigkeiten im Leben der alten Gräfin, von welchen ſie wußte, daß jene einen großen Werth darauf lege; ſie fragte um eine Menge Dinge, welche immer neuen Stoff zu weiteren Geſprächen gaben, ſo daß ihre Tante endlich gar nicht mehr daran zu denken ſchien, den früheren Gegenſtand nochmals aufzugreifen. Mit eben ſo großem Geſchick wählte Antonie den Moment, dieſes erſte Geſpräch abzubrechen, und gelangte auf dieſe Weiſe glücklich über die Klippe der erſten Zuſammenkunft hinweg, welcher ſie nicht ohne Beſorgniß entgegengeſehen hatte.

Antonie hatte kaum Abſchied genommen, als die alte Gräfin den Glockenzug zu Roberts Kanzlei heftig anriß, und einige Augenblicke ſpäter ſtand der junge Haimon vor ihr, die ihm mit triumphirender Miene entgegentrat.

»Nun, Haimon,« rief ſie ihm gleich beim Eintritte entgegen, »hat Er den Auftrag ausgerichtet, hat

Er etwas entdeckt, oder sind wir Beide zum Besten gehalten worden?«

»Ich war gestern mich erkundigen, gnädige Gräfin, und wollte eben heute Euer Gnaden darüber berichten.«

»Also heraus damit, Haimon, erzähle Er, was Er weiß, was Er gesehen oder nicht gesehen hat, was Er erfahren, oder wie Er sich überhaupt von der ganzen Sache überzeugt hat.«

Robert erzählte nun das ganze Gespräch, welches er mit dem Hausmeister gehabt, und welche Auskunft ihm dieser gegeben.

»Es hat eine junge Frau dort gewohnt,« schloß er seinen Bericht, »aber sie ist leider an demselben Tage ausgezogen, so daß ich nur mit gutem Gewissen sagen kann, daß ich weder die Gräfin noch überhaupt Jemand dort gefunden.«

Die Gräfin schwieg und schien einen trüben Gedanken nur mit Gewalt unterdrücken zu können. — »Höre Er, Haimon,« sagte sie endlich, »Er hat mir keine gute Post gebracht. Er wird einsehen, daß es mir viel lieber sein müßte, wenn Er wirklich eine junge Frau noch dort wohnen gefunden hätte, und man könnte beweisen, daß sie und meine Nichte zwei ganz verschiedene Personen sind. Dazu kommt noch, und das wird Er nicht wissen, daß meine Nichte gerade heute hier eingetroffen ist und soeben bei mir war.«

»Euer Gnaden werden doch nicht glauben,« sagte Robert erschrocken, da er den Ideengang der alten Frau aufgefaßt zu haben glaubte, »das wäre ja — —«

»Vor Allem ist darüber zu schweigen,« erwiederte die

Gräfin in einem befehlenden und etwas ſtrengen Tone. »Ich danke Ihm für die Mühe, welche Er ſich gegeben hat, und werde Seinen Eifer nicht vergeſſen. Was glaubt Er zu meiner Idee? Ich will, daß die Gräfin von jetzt an bei mir wohne. Sie ſoll ihre Wohnung hier in der Gaſſe aufgeben und zu mir ziehen. Wir werden Beide genug Platz haben. Es iſt ja ſchade um die vielen Zimmer, welche ſie jetzt allein für ſich hat und kaum benützt, und ihrer Blumenpaſſion kann ſie bei mir eben ſo wie in ihrem Hauſe nachhängen.«

Die letzten Worte hatten wieder einen unbeſchreiblichen Eindruck auf Robert gemacht. Die alte Gräfin ſprach von der Blumenpaſſion ihrer Nichte, und vor Roberts Gedanken tauchte jener Garten vor den Fenſtern in dem Hauſe ſchräg gegenüber auf. Plötzlich ſah er wieder jene hohe ſchlanke Geſtalt vor ſich, welche ſo oft ſchon in ſeinen Träumen an ihm vorübergezogen, dieſelbe Geſtalt, deren Bild er in ſeinem Geiſte kaum von jenem ſeiner Antonie trennen konnte.

Glücklicherweiſe ſchien die Gräfin ſeine Zerſtreuung nicht zu bemerken, ſie begann von anderen Dingen zu ſprechen, und entließ Robert erſt, nachdem ſie ihm nochmals Verſchwiegenheit eingeſchärft hatte.

Die alte Maria hatte alle Hände voll zu thun, um eine Kammer in ihrer Wohnung für einen Gaſt herzurichten. Margarethe, welche durch Rubins und Roberts Verwendung bei ihr in Dienſt getreten war, half ihr mit dem größten Eifer, und konnte ſich, ſo neu ſie auch noch im Hauſe

war, doch nicht enthalten, ihren Gedanken durch lautes Sprechen Luft zu machen.

»Jesus, Maria!« rief sie einmal über das anderemal aus, »wer hätte denken sollen, daß es so enden sollte? Die Vornehmheit, — es war wie bei einer wirklichen Gräfin, und Er — ein echter Cavalier kann nicht hochmüthiger sein. Jetzt kommt's heraus. Wie hat der schlechte Mensch die Arme oft behandelt, die hat mehr Thränen geweint, als sie Wasser getrunken hat — —«

»Wenn nur Alles glücklich ausgeht,« sagte Maria besorgt, »ich fürchte immer — —«

»Nein, Euer Gnaden,« erwiederte Margarethe bestimmt, »wo der Melchior dabei ist, da geht Alles gut. Er hat ja seit Mittag aufgepaßt, ist dann selbst mit hinausgefahren, und der andere Herr, ich weiß nicht, wer es war, von dem hat Melchior mit so großem Respect gesprochen, daß er immer nur gesagt hat: Margarethe, wenn der Herr sich der Sach' annimmt und sie einfädelt, dann muß es gehen. Was der kann, ist kein Anderer im Stande, da soll der Franzose sich wundern.«

»Mein Kind, hast Du auch aus dem Schwan Alles hiehergenommen? Ist nichts zurückgeblieben?«

»Ach, Euer Gnaden, das hab' ich ja noch gar nicht gesagt; wie ich nach Ihrem Befehl Alles einpacken wollte, ist er gerade, der gnädige Herr, wie er geheißen hat, ins Zimmer getreten. »Was machst Du da?« fragt' er mit einer Stimm', daß ich zusammengefahren bin. — Ich sag' ihm also, daß die Gnädige mir geschafft hat, Alles von ihren Sachen zusammenzupacken, weil sie vom Schwan ausziehen

will. — »Wohin? wohin?« fragt er und sieht mich dabei so drohend an, daß ich beinahe gezittert habe. — Ich weiß nicht, gnädiger Herr, sag' ich, das hat die gnädige Gräfin mir nicht gesagt. — »Du läßt Alles liegen!« befiehlt er mir ganz barsch, und weis't mich aus dem Zimmer der Gnädigen.«

»Nun, und was ist weiter mit den Sachen geschehen?« fragte Maria nicht ohne Besorgniß.

»Ich weiß es nicht, Euer Gnaden, aber gewiß hat er Alles zusammengepackt und mitgenommen, — — ich denk' es mir wenigstens so.«

»Du magst Recht haben. Wenn er schon früher die Absicht hatte, sie mit Gewalt von hier fortzubringen, so wird er auch dafür gesorgt haben, daß nichts im Schwan zurückbleibe. Thut nichts. Sie soll hier an nichts Mangel leiden, und in ein paar Tagen wird's ohnehin noch besser.«

»Ich weiß es, ich weiß es, sie wird dann zu jener vornehmen Dame gebracht werden, welche noch vorgestern bei ihr war.« —

Das Gespräch wurde durch den Eintritt Roberts unterbrochen, welcher ziemlich heftig die Stubenthüre aufriß.

»Kommen Sie, Frau Maria,« rief er, »kommen Sie, sie sind schon unten, die Aermste ist aber so schwach, daß ich jeden Augenblick eine neue Ohnmacht besorge.«

Die alte Frau eilte, gefolgt von Margarethe, hinaus, und traf schon auf dem Flur zum ersten Stocke einen Mann, welcher ein Frauenzimmer mehr trug als führte.

Maria näherte sich mit all' der freundlichen Sorgfalt,

deren die Fremde benöthigt ſchien, und begann ſie auf der anderen Seite zu ſtützen und ihre Schritte zu leiten. Margarethe war weinend hinzugeſprungen und hatte die eine herabhängende Hand der Dame heftig an ihre Lippen gepreßt.

Langſamen Schrittes wurde Flore — ſie war es — in die Wohnung hinaufgebracht, und dort vorläufig auf das Canapé im Zimmer Maria's niedergelegt.

»Lauf' um den Doctor,« rief Maria, welche vor dem Ausſehen Flore's, als dieſe die Haube und den Schleier abgenommen hatte, erſchrak, und — leiſe fügte ſie zu Robert hinzu: »Mir wird faſt Angſt, daß ſie uns unter den Händen bleibt. Sie iſt kreideweiß und wie ohne Leben!«

Die Kranke hob plötzlich den Kopf, ſchlug langſam die Augen auf und blickte umher, wie um ſich klar zu machen, wo ſie ſei.

Ihr Blick fiel auf Robert, welcher mit beſorgter kummervoller Miene neben dem Canapé ſtand und das Auge betrübt auf ſie geheftet hatte.

»Robert, mein Freund, mein Bruder!« rief ſie mit ſchwacher Stimme, aber tief ergreifendem Ausdruck. »Verzeihe mir, Robert!« fügte ſie flehend hinzu und ſtreckte ihm die Hand entgegen, »denke, daß ich ſo unglücklich, ſo elend, ſo verlaſſen bin, und —«

Robert legte ihr ſanft die Hand auf den Mund und beugte ſich tiefer zu ihr herab.

»Du biſt unſere alte Helene,« ſagte er beruhigend; »was geſchehen iſt, denke Du ſelbſt nicht daran, der erſte Schritt in dein neues Leben ſoll das vollſtändige Vergeſſen deiner letzten Zeit ſein.«

Flore winkte jetzt auch dem Fremden, auf dessen Arm gestützt sie in das Haus gekommen, der aber bisher sich etwas zurückgezogen und die Gruppe, welche um die Kranke beschäftigt war, mit tiefer Rührung betrachtet hatte. Jetzt, da Flore ihm winkte, trat er näher, und erst in diesem Momente traf der volle Strahl des Lichtes sein schönes Antlitz.

Die Anwesenden schienen jetzt erst ihn wieder zu bemerken, man war bisher immer nur einzig und allein mit Flore beschäftigt gewesen, und Maria wollte verlegen sich entschuldigen, was der Fremde aber mit einer leichten und graziösen Bewegung der Hand abwehrte. Dann trat er zum Canapé, und seine großen sanften Augen auf Flore heftend, fragte er sanft: »Fühlen Sie sich wohler?«

»Freier, erleichterter,« flüsterte sie und bemühte sich, den Kopf zu ihm zu erheben; »wohler im Geiste, aber mein Herz, ach dieses Nagen, dieser Schmerz, es ist mir, als ob es springen sollte.«

Der Fremde legte seine Hand auf ihre Stirn; sie war glühend heiß, und eine feine Röthe begann unter den Augen auf den Wangen aufzublühen, das Athemholen war ebenfalls immer rascher geworden.

Er heftete einen Blick voll Mitleid und Erbarmen auf die Kranke, bei welcher sichtbar ein Fieber dem Ausbruche nahe war.

»Fühlen Sie Erleichterung?« sagte er und legte ihr sanft die Hand auf das Haupt.

Sie zuckte im ersten Augenblicke vor der Berührung zusammen, dann aber — bereits nach wenigen Augenblicken, begann ein seliges Lächeln auf ihren Zügen zu spielen, die

Augenlider ſenkten ſich — noch einige Minuten und ein leiſer Schlummer hatte mit ſeinen beglückenden Armen ſie umfangen.

Der Arzt kam, den Margarethe geholt hatte, er ſah die Kranke an und lächelte zufrieden über den geſunden Schlaf.

Maria und Margarethe blieben als Wärterinnen bei dem Canapé ſitzen, während Robert und der Fremde ſich nach einem kurzen Geſpräche entfernten.

VIII.

Robert erkannte in dem Fremden, welcher Flore geleitet, und sich nun ihm gegenüber in seinem Zimmer befand, denselben Mann, dessen Erscheinen ihn aus Marcells mörderischem Hinterhalt im Schwan befreit hatte. Zu jeder andern Zeit hätte die Begegnung zweifelsohne in Robert eine gewisse schüchterne Befangenheit bewirkt. Die jetzige Aufregung aber ließ derlei nicht aufkommen. Zudem hatte Rubin, bevor er gegangen, nicht versäumt, dem jungen Haimon den Namen des geheimnißvollen Fremden zuzuraunen, und Robert sich dabei der Worte erinnert, welche der Provincial gesprochen, nachdem er die Vorfälle im Schwan vernommen.

»Wie dankbar muß ich Ihnen sein,« begann Robert, »daß Sie es nicht für zu gering hielten, thätig in dieses Trauerspiel einzugreifen, dessen Heldin jene Unglückliche ist. Mein Dank ist deswegen ein doppelter, denn ich darf nie vergessen, daß ich Ihnen die Rettung meines Lebens schulde.«

Saint Germain ergriff die Hand des jungen Mannes und sah aufmerksam in die Linien ihrer inneren Fläche, dann ließ er mit einem leisen Seufzer sie wieder fallen. Robert war im ersten Augenblicke bestürzt darüber, aber er faßte sich rasch, als Saint Germain beruhigend sagte:

»Wie sonderbar das Schicksal dem Menschen oft seine Wege zieht. Ihr Leben, einst so innig mit dem Schicksal jener Unglücklichen verbunden, geht von jetzt an weit aus-

einander von jenem Flore's. Die Aermſte muß ihre Vergangenheit vergeſſen, wenn wir ſie zu einem neuen Leben heranziehen wollen.«

»Sie ſoll, wenigſtens was mich betrifft, nie an die Vergangenheit erinnert werden,« rief Robert aus; »ich fühle mit ihr vollkommen den ganzen ungeheuren Schmerz der Reue, welcher ſie uns gegenüber ergreifen muß.«

»Und doch hat ſie noch nicht alle Läuterungsſtufen durchgemacht,« ſagte Saint Germain, »ſie ſteht erſt am Anfange jenes bitteren Pfades, wo das Herz bei jedem Schritte einen neuen heißen Tropfen Blutes verliert, wo das Leben einen Vorhang nach dem andern aufrollt, um endlich im letzten Augenblicke dem brechenden Auge das Bild aller jener Seligkeiten nahe zu bringen, die erreichbar geweſen wären, und durch eigene Schuld unwiederbringlich verloren wurden. Gewöhnliche Menſchen nennen ſolche Rückblicke Reue, hier aber muß es mehr als dieſe, muß es das gläubige volle Aufgeben ſeiner ſelbſt ſein, wenn das gebrochene Herz in der Buße ſich wieder erheben ſoll.«

»Ich fürchte nur, daß die Aermſte an ſolcher Prüfung zu Grunde geht,« klagte Robert.

»Nennen Sie es zu Grunde gehen, wenn der Geiſt ſich zur Klarheit aufſchwingt?« war die Antwort. »Iſt es nicht vielmehr ein Erheben, wenn die Feſſeln des irdiſchen Leibes, die Sclavenkette des Lebens, welche jede Seele hier auf Erden mit ſich herumſchleppen muß, von uns abfällt, und die reine Gottesnatur, wie ſie unverdorben aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, geläutert wieder zur Urquelle allen Lebens zurückkehrt? Liegt denn nicht darin eigentlich das Glück und die Befriedigung?«

Robert hatte nicht ohne Verwunderung dieſen Worten zugehört. Seinem ziemlich practiſchen Verſtande klangen dieſe Anſichten etwas überſpannt, wenn er auch von der feineren Bildung ſeiner Zeit hinlänglich genug beſaß, um dieſen philoſophiſchen Myſticismus, der eben ſehr im Schwunge war, bei einer ſo geheimnißvollen Figur, wie Saint Germain, vollkommen zu begreifen. Aber er mußte ſich geſtehen, daß dieſer Mann jetzt bei weitem nicht mehr jenen Eindruck auf ihn machte, wie bei der erſten Begegnung. Eine unſichtbare Scheidewand erhob ſich zwiſchen ihnen, und ſeine Bewunderung hatte ihre frühere Gläubigkeit verloren. Er verglich in Gedanken Saint Germain und den Provincial, dieſe beiden ſo ähnlichen und doch wieder ſo himmelweit verſchiedenen Charactere, und ſein ganzes Herz fühlte ſich um ſo mehr zu Letzterem hingezogen, als er bei ihm nichts von jener verſchwommenen Weichlichkeit, jener Ueberſpannung der Phantaſie gefunden hatte, welche ihm gleich nach den erſten Worten bei Saint Germain aufgefallen war. Das Bild des Provincials ſtand vor ſeiner Seele als das eines energiſchen und geiſtesſtarken Mannes, mit eiſernem Willen ſich und ſeine Umgebung bezwingend, mit Klarheit die Verhältniſſe überſchauend und in ihren Lauf eingreifend.

Es war, als wenn Saint Germain dieſen Gedankenlauf des jungen Mannes errathen hätte.

»Ich hoffe Sie nicht zu ſtören,« ſagte er, »trotzdem ich vermuthe, daß Sie heute noch den Beſuch Ihres würdigen Freundes — den Beſuch Clemens Bekers erwarten.«

»Allerdings hoffe ich —«

»Sehen Sie,« begann Saint Germain und zog Haimon an das Fenſter, wo er mit der Hand auf den bereits

einander von jenem Flore's. Die Aermſte muß ihre Vergangenheit vergeſſen, wenn wir ſie zu einem neuen Leben heranziehen wollen.«

»Sie ſoll, wenigſtens was mich betrifft, nie an die Vergangenheit erinnert werden,« rief Robert aus; »ich fühle mit ihr vollkommen den ganzen ungeheuren Schmerz der Reue, welcher ſie uns gegenüber ergreifen muß.«

»Und doch hat ſie noch nicht alle Läuterungsſtufen durchgemacht,« ſagte Saint Germain, »ſie ſteht erſt am Anfange jenes bitteren Pfades, wo das Herz bei jedem Schritte einen neuen heißen Tropfen Blutes verliert, wo das Leben einen Vorhang nach dem andern aufrollt, um endlich im letzten Augenblicke dem brechenden Auge das Bild aller jener Seligkeiten nahe zu bringen, die erreichbar geweſen wären, und durch eigene Schuld unwiederbringlich verloren wurden. Gewöhnliche Menſchen nennen ſolche Rückblicke Reue, hier aber muß es mehr als dieſe, muß es das gläubige volle Aufgeben ſeiner ſelbſt ſein, wenn das gebrochene Herz in der Buße ſich wieder erheben ſoll.«

»Ich fürchte nur, daß die Aermſte an ſolcher Prüfung zu Grunde geht,« klagte Robert.

»Nennen Sie es zu Grunde gehen, wenn der Geiſt ſich zur Klarheit aufſchwingt?« war die Antwort. »Iſt es nicht vielmehr ein Erheben, wenn die Feſſeln des irdiſchen Leibes, die Sclavenkette des Lebens, welche jede Seele hier auf Erden mit ſich herumſchleppen muß, von uns abfällt, und die reine Gottesnatur, wie ſie unverdorben aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, geläutert wieder zur Urquelle allen Lebens zurückkehrt? Liegt denn nicht darin eigentlich das Glück und die Befriedigung?«

Robert hatte nicht ohne Verwunderung dieſen Worten zugehört. Seinem ziemlich practiſchen Verſtande klangen dieſe Anſichten etwas überſpannt, wenn er auch von der feineren Bildung ſeiner Zeit hinlänglich genug beſaß, um dieſen philoſophiſchen Myſticismus, der eben ſehr im Schwunge war, bei einer ſo geheimnißvollen Figur, wie Saint Germain, vollkommen zu begreifen. Aber er mußte ſich geſtehen, daß dieſer Mann jetzt bei weitem nicht mehr jenen Eindruck auf ihn machte, wie bei der erſten Begegnung. Eine unſichtbare Scheidewand erhob ſich zwiſchen ihnen, und ſeine Bewunderung hatte ihre frühere Gläubigkeit verloren. Er verglich in Gedanken Saint Germain und den Provincial, dieſe beiden ſo ähnlichen und doch wieder ſo himmelweit verſchiedenen Charactere, und ſein ganzes Herz fühlte ſich um ſo mehr zu Letzterem hingezogen, als er bei ihm nichts von jener verſchwommenen Weichlichkeit, jener Ueberſpannung der Phantaſie gefunden hatte, welche ihm gleich nach den erſten Worten bei Saint Germain aufgefallen war. Das Bild des Provincials ſtand vor ſeiner Seele als das eines energiſchen und geiſtesſtarken Mannes, mit eiſernem Willen ſich und ſeine Umgebung bezwingend, mit Klarheit die Verhältniſſe überſchauend und in ihren Lauf eingreifend.

Es war, als wenn Saint Germain dieſen Gedankenlauf des jungen Mannes errathen hätte.

»Ich hoffe Sie nicht zu ſtören,« ſagte er, »trotzdem ich vermuthe, daß Sie heute noch den Beſuch Ihres würdigen Freundes — den Beſuch Clemens Bekers erwarten.«

»Allerdings hoffe ich —«

»Sehen Sie,« begann Saint Germain und zog Haimon an das Fenſter, wo er mit der Hand auf den bereits

mit Sternen beſäeten Nachthimmel hindeutete, »unſere Zeit mit ihrer Aufklärung lächelt über die Weisheit jener Vergangenheit, welche in den Sternen das Schickſal der Menſchen las, und doch liegt es nur an dem blöden Auge der Gegenwart, wenn ihr ſo vieles entgeht, was ſonſt klar und deutlich am großen Himmelsbogen zu leſen geweſen.

Robert wollte überraſcht fragen, aber Saint Germain winkte ihm mit der Hand und fuhr fort: »Es wird eine Zeit kommen, wo Sie reif genug ſein werden, um in dieſe Geheimniſſe eingeweiht zu werden, ich werde vielleicht dann nicht mehr in Ihrer Nähe ſein, aber Beker wird Ihnen zur Seite ſtehen. Fragen Sie ihn, in welchem Zuſammenhange das irdiſche Treiben der Menſchen mit jener großen Weltordnung ſteht, und er wird Ihnen erklären, daß das ganze Leben nur ein vorausbeſtimmtes, nach unwandelbaren Geſetzen geregeltes Bewegen auf jenem Platze und in jenen Verhältniſſen iſt, welche die Natur jedem Daſein anweiſ't.«

»So wäre der menſchliche Geiſt in ſeiner Kraft und Herrlichkeit nichts Anderes als eine Maſchine, ein Weſen ohne Selbſtbeſtimmung, eine Puppe, die willenlos einem höheren Einfluſſe gehorcht?«

»So ziemlich,« ſagte der Andere lächelnd, »und gerade darin liegt die Eitelkeit der Welt, daß die Menſchen ſo viel nach freier Selbſtbeſtimmung ſtreben, daß ſie von Freiheit träumen, ohne zu wiſſen, wie ſehr ſie in der Hand des Weltordners nur Puppen ſind, welche nach beſtimmten ewigen Geſetzen ſich bewegen und leben. Was man Freiheit nennt, dieſes glänzende Phantom, welches in Frankreich jetzt ſeine ſtrahlenden Schwingen zu regen beginnt, iſt ein Meduſenhaupt in einen goldgeſtickten Schleier gehüllt. Aber es

wird eine Zeit kommen, wo dieſer Schleier fällt. Wer dann ſtarken Geiſtes in dieſe glühenden Augen ſehen wird, wer das Ringeln der Schlangen wird bewältigen können, der, mein Freund, wird der wahrhaft Freie. —

»Es wird Zeit,« fuhr er nach einer Pauſe fort, nachdem er lange wie im Anſchauen der glänzenden Geſtirne verſunken dageſtanden, »daß wir Sie in das Heiligthum jenes Tempels einführen, welches bisher von rohen gemeinen Händen hier in Wien entweiht wurde. Erinnern Sie ſich auf das, was jener Marcell Ihnen bei ſeinem letzten Aufenthalte in Wien entdeckte? Steht es noch klar vor Ihrem Geiſte, welche Bilder er heraufbeſchwor, um ebenſo auf Ihre Phantaſie, wie auf Ihren Verſtand zu wirken? Damals waren Sie nahe daran, ein williges Werkzeug ſeiner Pläne zu werden, und nachdem Sie ſich zu ſeinem Schüler ausgebildet, ſeine Lehren weiter in den Kreiſen Ihrer Freunde fortzupflanzen.«

»Es ſcheint ein Irrthum,« ſagte Robert nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, »es handelte ſich damals nur um die Gründung eines Vereins —«

»Zur Aufklärung Oeſterreichs,« unterbrach ihn Saint Germain, »ja, ſo nannte man es damals, dieſe Bezeichnung ſchrieb man auf die Fahne, welche man in Frankreich zu entfalten beginnt, um ſie einſt bei gelegener Zeit weit über alle Länder zu verbreiten. Sie ſind jung, mein Freund, und das heiße Herz knüpft nur allzuleicht Hoffnungen an Pläne, und neue Pläne an geſcheiterte Hoffnungen. Sie haben dieſen Marcell kennen gelernt; glauben Sie jetzt noch, daß derſelbe Menſch, welcher niedriger Zwecke wegen mit Ihrem Leben ſpielte, und in planvoller Schlechtigkeit die Unglückliche, welche wir ſo eben verlaſſen haben, bis an den äußer-

ſten Rand des Verderbens führte, daß in dem Munde eines ſolchen nicht das Wort Freiheit eine Läſterung iſt? Die Befreiung der Menſchheit iſt nur auf einem Wege, auf einem Gebiete möglich, im Geiſte!«

Robert wurde in ſeiner Antwort durch den Eintritt des Provincials unterbrochen, welcher mit ausgebreiteten Armen an der Thüre ſtehen blieb und Saint Germains Namen rief.

»Mein Bruder, mein Freund, mein Meiſter!« rief dieſer und ſtürzte an die Bruſt des Mannes, der ihn feſt wie einen langentbehrten und heißerſehnten Freund umſchloß.

»Zu uns hieher!« ſagte der Provincial zu Robert, welcher einen Schritt zurückgetreten war und die beiden Männer betrachtete; »zu uns hieher, junges Leben, Du Bild unſerer geträumten Zukunft!«

—— Am nächſten Morgen begaben ſich der Provincial und Saint Germain in das Gefängniß zum Kanzliſten.

Bei ihrem Eintritt lag er auf dem harten Bette und fuhr, als wenn eine Natter ihn geſtochen hätte, empor, als er ſah, wer ſich ihm näherte.

»Kommt Ihr,« rief er mit von Bosheit verzerrten Zügen, »um Euch an meiner Qual, an meinem Unglück zu weiden? Laßt mich wenigſtens ruhig, allein verenden, erſpart mir einen Anblick, den ich nicht ertragen mag.«

»Wir kommen nicht als Feinde,« ſagte ernſt der Provincial.

»So? alſo vielleicht gar als meine Freunde, als meine Helfer und Retter? Wäret Ihr das, Ihr ließet mich nicht ſo angekettet wie einen biſſigen Hund hier liegen, Ihr wür-

det an die Vergangenheit denken und mich als einen der Eurigen der kommenden Schmach entziehen.«

»Als einen der Unseren?« entgegnete Saint-Germain verächtlich; »wer gibt Dir das Recht, Dich so zu nennen, Du, der von uns abgefallen, der sich nur eingeschlichen in den Bund, um den beschränkten Verstand von Thoren zu täuschen, und statt Erhabenem nur dem Gemeinen nachlief?«

Der Gefangene sah Beide höhnisch an und schlug dann eine gellende Lache auf.

»Meint Ihr wirklich? Glaubt Ihr denn, ich und meine Freunde wären eitel Blumen, die nur vom himmlischen Thau leben, und nicht auch der reelleren Genüsse der Erde bedürfen? Was konnte mir der Orden anders sein, als die Stufe zum Glücke, und lag diese in etwas Anderem, als in dem Benutzen der Schwäche und der Leichtgläubigkeit der Menschen? Warum sollten wir Adepten uns nicht mit allem Feuer euren neuen Lehren vom höchsten Glücke anschließen, da wir diesem doch ebenfalls nachstrebten? Freilich, das wußten wir damals noch nicht, daß Ihr darunter nur die himmlische Weisheit verstehen wollt, was wir für die Vollkommenheit aller Kenntniß zur Erlangung des Reichthums hielten. Das war unser Begriff von Glückseligkeit, und als wir sahen, daß eure Lehren nur eitel Betrug, — warum sollten wir die Leichtgläubigen von uns weisen, welche uns mit Gold die Aufnahme in den Orden aufwiegen wollten? Wir wußten am besten, was sie finden würden, aber sie brachten uns Gold — Gold, das wir brauchten!«

»Unglücklicher! und dem Wahn hast Du Alles geopfert?« sagte Saint Germain in einem Tone, durch welchen ein Strahl von Mitleid durchschimmerte.

Der Kanzlist zerrte voll Wuth an der Kette, indem er ausrief:

»Oho, ich glaube gar, Ihr wollt euren Scherz mit mir treiben? Was sollen diese Vorwürfe? Warum bedauert Ihr mich? Ich will nicht bemitleidet sein. Haßt mich, so werde ich wissen, daß Ihr mich fürchtet, aber das Bedauern, den lahmen Bruder der Theilnahme, schenke ich Euch. Geht, geht, laßt mich allein. Was seid Ihr gekommen, um den gefesselten Löwen zu schauen? Fort, fort!«

»Mäßige er sich, Schreiber,« begann der Provincial nach einer kleinen Pause, in welcher die beiden Besucher dem Gefangenen Zeit gelassen hatten, sich zu sammeln und zu beruhigen; »höre Er uns aufmerksam an, wir sind nicht in böser Absicht bei Ihm, wir möchten Ihm sogar wo möglich helfen!«

»Helfen, helfen!« schrie der Kanzlist, »und das sagt Ihr mir? Ihr, der an dem ganzen Unglück schuld ist, redet das einem Kinde ein oder einem Weibe, das sich durch Schmeicheleien und Hoffnungen bethören läßt. Was könnt Ihr anders von mir wollen, als mich aushorchen, mir auf den Zahn fühlen, nachsehen, ob ich schon mürbe genug geworden, um Euch zu Diensten zu stehen —«

»Urtheilt nicht vorschnell, laßt erst mit Euch reden,« fiel ihm der Provincial ins Wort. »Wir sind in der That gekommen, Ihm zu helfen, wenn Er bereit ist, einen Wunsch von uns zu erfüllen Es handelt sich um Marcell und dessen Verbindungen in Frankreich. Bereits sind alle Fäden jenes verbrecherischen Treibens, jener Verbindung zwischen dem Unterhändler und Wien in den Händen des Gerichtes —«

»Das iſt nicht möglich!« rief raſch der Kanzliſt, — »kein Uneingeweihter weiß darum.«

»Wenn aber Eingeweihte geſtanden hätten?« fragte Saint Germain.

»Das kann nur der Baron geweſen ſein, der Hungerleider,« ſchrie der Kanzliſt wüthend und ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn.

»Alſo wußte der Baron um Alles?« fragte der Provincial raſch.

Schreiber merkte aus dieſer Frage, daß er zu viel geſagt, er ſah die Beiden einen Augenblick forſchend an und verſetzte endlich:

»Was bekomme ich, wenn Ihr mehr als irgend Jemand ahnt, von mir erfahrt? wenn ich es Euch mit Beweiſen, mit Papieren ſchwarz auf weiß belege?«

»Fordert ſelbſt,« ſagte der Provincial.

»Gut,« erwiederte der Kanzliſt, »ich werde mir den Preis überlegen. Laßt mich jetzt allein, es iſt keine Kleinigkeit, was ich thun will. In der Hand habt Ihr mich ohnedies, ich war dumm genug, zu viel zu reden, aber jetzt will ich nichts mehr davon wiſſen. Kommt übermorgen wieder. Mein Wort, es wird Euch freilich nicht viel gelten, aber es ſoll Euch die Verſicherung geben, daß ich beichten will. — Jetzt geht, geht, ich will heute Niemand mehr ſehen.«

IX.

Der Provinzial und Saint Germain verließen die Zelle des Gefangenen mit einem Gefühle des Abscheus vor diesem Menschen, welcher selbst noch in Ketten und wie er sich doch sagen mußte, am traurigen und abschreckenden Ende seiner Laufbahn, nichts von der Bosheit und Schlechtigkeit seines Gemüthes aufgegeben hatte.

»In diesem schlechten Gefäße,« sagte der Provincial, »birgt sich ein kostbarer Inhalt von all' dem, was Licht über das Treiben jener geheimnißvollen Vereine geben könnte. Was wir auch schon wissen, und welch ein reicher Schatz von Erfahrungen und Angaben uns zu Gebote steht, dieser Mensch weiß mehr.«

»Wenigstens Alles, was auf die Verbindungen mit Wien Bezug hat,« meinte Saint Germain.

»Mehr, mehr noch. Ich bin überzeugt, daß trotz aller Wachsamkeit der Obern des wahren Orients das schleichende Gift auf geheimen Wegen von hier aus in alle Provinzen gegangen ist. Ich ahne, daß sich die verborgenen Fäden nicht allein über ganz Oesterreich, sondern auch über einen großen Theil von Deutschland und Italien verbreiten. Was letzteres betrifft, so weiß ich es sogar ganz gewiß.«

Saint Germain sah ihn forschend an und sagte halbleise: »Ich ahne Ihre Quellen. Sagen Sie mir, welche Nachrichten haben Sie aus Rom?«

»Aus Rom?« antwortete der Andere und wie eine trübe Wolke zog es über ſein Antlitz. »Was kann,« ſagte er endlich mit einem Anfluge von Bitterkeit, »aus dieſer Nacht für ein Lichtſtrahl kommen? Was kann man von Männern erwarten, die ihre eigenen Werkzeuge mit ſo ſchnöder Hand ſelbſt zerbrechen? Ganganelli wird bereuen, was er gethan, aber für ihn wird die Reue zu ſpät kommen.«

Ein Schauder ſchien Saint Germain zu ergreifen, als der Provincial ſcheinbar ruhig dieſe Worte geſprochen; dieſer aber fuhr fort:

»Ich habe Nachrichten, welche mir eine neue Welt eröffnen. Ihnen, als einem Eingeweihten des höchſten Grades, kann ich es, ja muß ich es ſogar entdecken: unſere Bemühungen in Rußland ſind geglückt.«

»Und Polen?« rief Saint Germain, »das Land, das ich ſo ſehr liebe, das Vaterland der Einzigen, für welche einſt mein Herz ſchlug?«

»Es darf kein Polen mehr geben,« ſagte der Provincial kalt, »wir haben es Catharina verſprochen, wenn ſie uns einen neuen Bau in ihrem weiten Reiche gründen läßt. Warum ſollten wir das Land, das uns nicht mehr ſchützen konnte, und doch auch unſere Hilfe von ſich wies, noch halten, wenn wir auf ſeinen Trümmern einen neuen Tempel errichten können? Werdet Ihr in Frankreich es denn anders machen? Wird da nicht in wenigen Jahren der Brand durch das morſche Gebäude gehen, das Ihr niederreißen wollt, um ebenfalls auf den Trümmern ein neues Haus zu bauen?«

Saint Germain ſchwieg. Eine tiefe Trauer lag aber auf ſeinem edlen Geſichte, und dieſer Ausdruck contraſtirte ſeltſam

mit dem Feuer, das während der letzten Worte aus den Augen des Provincials geleuchtet hatte.

»Was wir jetzt hier vollbringen,« ſagte er, »iſt es denn mehr als ein Zertrümmern von Pfuſchwerk eines Höllenſpuks, der unſeren Namen ſich anmaßt, ohne auch nur die Spur von jenem Geiſte zu ahnen, den wir mit gewaltigen Schritten über die Welt hinſchreiten laſſen? Kleinlicher Geiz und niedriger Egoismus haben ſich in Begleitung der Schlechtigkeit und des Verbrechens in das Gewand unſeres Namens gehüllt, ein Spukbild für den Wiſſenden, ein Betrug für den Unerfahrenen, ein Verderben für jene kleinen Geiſter, die nicht im Stande ſind, Wahres vom Falſchen zu unterſcheiden.«

Sie waren während dieſes halb leiſe geführten Geſpräches zum Ende des langen Ganges und zur eiſernen Thüre gelangt, welche dort die Treppe abſchloß. Der Provincial hob den eiſernen Hammer, welcher inwendig an der Thüre hing, und ſchlug ein paarmal heftig auf die Platten, daß der Ton durch die Gänge widerhallte. Es dauerte auch nicht lange, ſo wurden von draußen Schlüſſel in das Schloß geſteckt, der Riegel ſchob ſich zurück und mit ehrerbietiger Verbeugung öffnete ein Schließer die Thüre.

Es war derſelbe, welcher den Provinzial in Martins Gefängniß geführt hatte, und er erkannte ihn auch ſogleich wieder.

»Wollen Euer Gnaden vielleicht auch den Andern beſuchen?« fragte er; »wenn auch kein Auftrag und Erlaubnißſchein da iſt, ich weiß ſchon, daß ich Euer Gnaden doch hinüber führen kann.«

Der Provincial ſchüttelte verneinend den Kopf.

»Ich danke Euch, mein Freund,« ſagte er, »ich werde den alten Mann wohl nächſtens ſehen. Wie geht es ihm jetzt? iſt er wohl? geht der Prozeß vorwärts?«

»Vorwärts, Euer Gnaden? Der alte Martin ſitzt ja erſt anderthalb Jahr, wie oft kann er denn bis jetzt vernommen ſein? Das geht nicht ſo geſchwind und ausſagen will er noch nichts, da wird wohl das Hausmittel herhalten müſſen.«

Der Provincial und Saint Germain ſchauderten.

»Die Folter?« riefen Beide faſt zu gleicher Zeit, »ließe ſich dem nicht ausweichen? Gibt es keinen andern Weg für das Gericht, um die Wahrheit zu ergründen?«

»Es iſt ja ſeine eigene Schuld,« meinte der Schließer, »er will nichts reden, und ſeit ein paar Wochen ſtellt er ſich gar verrückt.«

»Wahnſinnig? Heiliger Gott!« ſagte der Provincial, und Saint Germain flüſterte leiſe vor ſich hin: »Du forderſt ein ſchweres Opfer, großer Orient des Lichtes!«

»Nun, iſt's dem Herrn gefällig, zu dem Alten zu gehen? Er iſt ganz ſpaßig anzuſchauen in ſeiner Verrücktheit, und dabei thut er Niemand was zu Leid. Er iſt wie ein Kind. Immerfort beten, aber lauter heidniſches Zeug.«

»Er fleht zu Adonai und Horus,« flüſterte Saint Germain dem Provincial zu. Dieſer nickte mit dem Kopfe und indem er dem Schließer, der ihn über die Treppe hinab begleitete, ein Stück Geld in die Hand drückte, verließ er mit Saint Germain das Gefängniß.

Beide gingen verſtummend von dannen.

Flore hatte die Kammer bezogen, die Maria für sie hergerichtet. Robert ging, wenn er nach Hause kam, immer wenigstens auf eine kurze Zeit zu ihr hinüber, und in solchen Momenten schien sich das gebeugte Gemüth des Mädchens wieder neu aufzurichten und ihre Seele neue Spannkraft zu gewinnen. Am meisten aber war Maria selbst bei ihr anwesend, und ihr klares Wesen, ihre liebreich gelassene Weise übten eine trostreiche Wirkung. Helene, wie wir sie von jetzt an wieder nennen wollen, wurde im Schutze des Bruders, in der Umgebung Maria's und der treuen Margarethe sichtbar ruhiger.

Margarethe hing mit einer fast abgöttischen Verehrung an der Unglücklichen und ein unerklärliches Band der Sympathie schien die beiden sich so entfernt stehenden Wesen zu verbinden. Zu all' dieser von verschiedener Seite ihr gewährten Pflege und Aufmerksamkeit hatte sich für Helene noch eine andere Person interessirt, deren erstes Erscheinen an ihrem Bette sie eben so sehr mit Freude als aber auch mit einer gewissen Beklemmung erfüllte. Es war nämlich die Gräfin Raunek, welche sonderbarer Weise immer nur zu jener Zeit erschien, in welcher Robert nicht kommen konnte. Die Zurückhaltung, die verschämte Scheu, welche Helene die ersten Stunden dieser Dame gegenüber gefühlt hatte, verloren sich nach und nach, und um so mehr, als Margarethe, welche des Nachts bei ihr wachte, zu plaudern begann und verrieth, daß es eigentlich die Gräfin sei, auf deren Veranlassung sie zu Maria gebracht worden, und daß sie selbst sich jetzt eigentlich im Dienste jener Dame befinde.

Helene hatte diese Eröffnung schweigend und gedankenvoll angehört. Der Blick ihres eingesunkenen schlaflosen

Auges ſtarrte in die kleine Flamme des Nachtlichtes, und ſie fragte endlich mit einigem Zögern:

»Was mag wohl die Gräfin bewegen, ſich derart meiner anzunehmen? Es war mir ſchon auffallend, daß ſie ſelbſt ohne eine beſondere Veranlaſſung meine Freundſchaft ſuchte, zu mir kam, in meine Verhältniſſe ſich einweihte, und endlich — — — Sie hat viel an mir gethan!« fügte ſie nach einem minutenlangen Schweigen hinzu, indem ſie die Hände wie betend über die Bettdecke faltete.

Margarethe lächelte verlegen vor ſich hin. »Ich könnte wohl Euer Gnaden etwas ſagen, aber ich weiß nicht, ob ich darf?«

Helene ſah das Mädchen erſtaunt an, welches mit niedergeſchlagenen Augen da ſaß und an den Bändern ihrer Schürze zupfte.

»Euer Gnaden werden wiſſen,« begann Margarethe, »ich habe es ja offen Euer Gnaden ſchon geſagt, daß der Rubin — —«

»Ich verſtehe Dich,« antwortete Helene mühſam lächelnd, »aber wie kommt dein Freund, von dem ich nur wußte, daß er mit Robert in Verbindung ſteht, jetzt hieher, in einen Zuſammenhang mit der Gräfin Raunek?«

»Mein Rubin meint halt,« ſagte das Mädchen ſtotternd, »daß zwiſchen der Frau Gräfin und dem Herrn Haimon —«

»Was ſagſt Du?« rief Helene verwundert, und in ihrem Herzen ſtieg eine Freude, ſo rein, ſo beſeligend auf, wie ſie ſolche lange nicht empfunden hatte; »Du weißt alſo wirklich, daß ein inniges Verhältniß zwiſchen Beiden walte?«

»Wenn Euer Gnaden mich nicht verrathen wollen, ich

habe von der Frau Maria ein Wort gehört, aber ich bitte Euer Gnaden, Sie dürfen Niemand etwas davon sagen, es war nicht schön von mir, — daß ich gehorcht habe. Also, am ersten Abend, wie ich hier war, hatte ich in der Kammer drüben aufzuräumen, und hörte nebenan im Zimmer Frau Maria mit noch Jemand sprechen.«

»Haben Sie schon Ihrer Frau Tante sich entdeckt?« sagte Frau Maria, und eine kleine Weile darauf, nachdem sie fortwährend so leise gesprochen hatte, daß ich gar nichts davon verstehen konnte, antwortete ihr eine andere Stimme, welche ich gleich für die der Frau Gräfin erkannte: »Du quälst mich, Maria, mit deinen Zweifeln, — glaubst Du denn noch immer nicht an die Wahrheit dessen, was ich fühle, fürchtest Du noch immer eine Selbsttäuschung oder eine späte Reue?«

»Wenn ich fürchtete,« hörte ich Frau Maria antworten, »daß einst die bittere Stunde der Reue bei Ihnen, die ich über Alles liebe, eintreten könnte, glauben Sie denn, daß ich nicht schon lange selbst Schritte gethan hätte, um ein Band zu zerreißen, das die Welt ein unnatürliches nennen kann? Reue fürchte ich nicht, denn Haimon ist ein vortreffliches Herz, ein seltener Mensch, durch und durch die Ehrlichkeit selbst.«

»Also was sollte mich abhalten?« rief die Gräfin, »warum sollte ich mein Glück selbst von mir stoßen? Vielleicht der Welt wegen? Was ist mir die Welt und ihr Urtheil? Gibt es nicht irgend einen stillen Platz auf Erden, wo die Zungen böser Menschen das ruhige Glück nicht stören können? Ich sage Dir, Maria, es wird sein, ich werde mich aus den Fesseln des Standes reißen, dem ich ohnehin nur als ein eingepfropfter Zweig angehöre — —«

»Und was soll denn aus mir werden?« fragte Frau Maria in einem ganz wehmüthigen Tone; »was aus —« hier hielt Margarethe inne, und sah schüchtern auf Helene, welche mit gespannter Aufmerksamkeit zuzuhören schien.

»Du stockst, Margarethe,« sagte diese; »warum sprachst Du nicht weiter? was kann Dich abhalten? Sage unverholen, was Du gehört hast.«

»Nun, wenn es sein muß,« antwortete das Mädchen, »es wurde auch Ihr Name genannt, und Frau Maria fragte also, was die Gräfin weiter zu thun gedächte, da sie sich Ihrer doch bis jetzt angenommen habe?«

»Was Flore betrifft,« sagte die Gräfin, »so soll sie, bis sie sich ganz erholt hat, bei Dir, Maria, bleiben. Dann wird der erste Schmerz vorübergegangen sein, ihr aufgeregtes Gemüth wird sich beruhigt haben, und den endlichen stillen Frieden der Seele wird sie im Umgange mit uns wiederfinden. Ich liebe sie und werde die Unglückliche schon um Roberts willen als meine Schwester behandeln. Ein neues Leben soll ihr bei uns aufgehen —«

Hier wurde das Mädchen von dem tiefen Schluchzen der Kranken unterbrochen, welche die Hände vor das Gesicht gepreßt hatte und laut weinte. Im ersten Augenblicke war Margarethe ganz bestürzt, dann aber kniete sie vor das Bett hin, und bemühte sich, in leisen flüsternden Worten die Weinende zu beruhigen.

»Man meint es ja so gut mit Ihnen, Euer Gnaden,« sagte sie jetzt selbst weinend, »es hat ja Alles hier Sie so sehr lieb!«

Helene ließ die Hände von dem Gesicht sinken und sah das Mädchen mit einem unaussprechlichen Blicke der Trauer an.

*

»Glaubſt Du denn,« ſagte ſie wehmüthig den Kopf ſchüttelnd, »daß ich dieſe Liebe annehmen darf? Wenn Du wüßteſt, armes Kind —«

Margarethe ſah zu Boden und antwortete nicht. Sie war zartfühlend genug, um Derjenigen, welche ſie in den Tagen des Glanzes gekannt hatte, es nicht zu entdecken, daß Rubin ihr alles auf ihre Geſchichte Bezügliche mitgetheilt hatte.

Das Geſpräch gerieth ins Stocken. Der mitleidige Schlummer ſenkte ſich endlich über die leidensgequälte Helene. Aber es entging Margarethe, welche jeden Athemzug von ihr beobachtete, nicht, daß, je tiefer ſie ſchlief, um ſo quälendere Träume ſie zu beunruhigen ſchienen. Sie zuckte im Schlafe, wie in nervöſer Aufregung, oft zuſammen, einzelne abgebrochene Laute, manchmal wie ein halbunterdrückter Schrei, entfuhren ihren Lippen, unruhig warf ſie ſich von einer zur anderen Seite, ſo daß Margarethe öfters vom Stuhle aufſprang, denn ſie glaubte, die Kranke müſſe von der heftigen Bewegung erwachen.

Endlich gegen Morgen ſchien ein ruhigerer Schlummer ſich auf ſie herabzuſenken, ihre Athemzüge wurden leichter, — eben brach ein Strahl der Morgenröthe durch das Fenſter und Margarethe flüſterte betend: »Gelobt ſei Gott!«

X.

Der Provincial und Saint Germain hatten kaum das Gefängniß des Kanzlisten verlassen, als dieser mit einem Blicke, worin sich der ganze Haß, die unermeßliche Bosheit seiner Seele wiederspiegelten, von seinem harten Lager aufsprang und voll Wuth, wie ein Tiger im Käfig, in dem engen Raume der Zelle herumrannte. Er schien während der wenigen Tage seiner Haft bereits ungemein gealtert; sein Haar, jetzt von keiner Perrücke bedeckt, erschien fast vollkommen weiß, und aus den tiefliegenden Augen flammte es wie tödtlicher Haß, welcher rastlos sein Opfer sucht.

Die Ketten rasselten, als er mit den Händen sich in die Haare fuhr, und wie verzweifelnd ausrief: »Also dahin ist es mit mir gekommen? Das soll das Ende von allen meinen hochfliegenden Plänen sein? Wie vor einem Schuft soll man auf der Straße vor mir ausspeien, wenn ich mit dem Besen in der Hand vielleicht vor seinem Hause die Straße kehren muß? O, das ist das Schrecklichste, und doch sehe ich keinen — keinen Ausweg.« — Er schwieg einen Augenblick und starrte vor sich hin. »Wenn sie mir auch hart zu Leibe gehen, ich werde es aushalten, ich werde nicht mucksen, ich werde schweigen können. Aber die Andern? Marcell freilich ist auch ausgepicht, auf diesen könnte man sich am Ende noch verlassen; aber der Baron, dieser Feigling. — Und dann,« der Gedanke schon trieb ihm alles Blut aus den Wangen,

»wenn man es verſuchte, von Roſa Geſtändniſſe zu erpreſſen!«

In tiefem Sinnen ging er wieder auf und ab in dem engen Raume. »Wenn ich nur einmal mit ihr ſprechen könnte,« rief er endlich ſchmerzlich aus, »es wäre für uns Alle gut. Roſa's ſtarker Geiſt würde die Schwäche ihres Vaters aufrichten und erheben, ein Wort von mir könnte genügen, um ihr den Weg, den ſie bei der Unterſuchung einzuſchlagen hat, anzuzeigen. Sie wird vielleicht jetzt noch weniger beobachtet ſein, man wird es noch nicht wiſſen, wie ſehr ſie Mitwiſſerin und zum Theil Beförderin unſerer Plän war, ſie iſt wahrſcheinlich noch frei und wäre darum am beſten im Stande, die Mittelsperſon mit den noch nicht entdeckten Mitgliedern zu machen.«

Der Kanzliſt verſpann ſich immer tiefer in dieſen Gedanken, und malte ſich ſchon ein reizendes Bild der Zukunft aus, in welcher er ſich frei, wieder geachtet, in ſein Amt eingeſetzt ſah, und wo er volle Gelegenheit fand, an ſeinen Feinden Rache zu nehmen.

»Dieſer Beker, wenn ich ihn einmal zwiſchen meine Hände bekomme,« ſagte er zähneknirſchend, »ſo mag er Acht geben, wie er lebend mir entgeht. Dieſer Menſch, der an allem Unglück ſchuld iſt, dieſe Schlange, welche mich benutzen wollte zu ihrem Zwecke, und weil ich meine Wege ging, mir von rückwärts den tödtlichen Stich beibrachte. Doch Geduld, meine Zeit kommt noch, und dann —«

Er ſprach den Gedanken nicht aus, er hielt auch mit dem Auf- und Abgehen ein, denn es war ihm, als wenn ſich der Thür ſeiner Zelle Schritte näherten. In der That ward der Schlüſſel eingeſteckt. Mit einer raſchen Bewegung

hatte der Kanzlist sich wieder auf sein Lager hingestreckt. Er dehnte die Glieder. Wer ihn so daliegen sah, mußte sich vollkommen von der Krankheit und der Entkräftung dieses Mannes überzeugt halten.

Die Kerkerthüre öffnete sich und der Kanzlist hörte, wie der Schließer zu Jemand sprach:

»Da, Herr Doctor, liegt der Schreiber, er lamentirt schon seit gestern, und schaut auch ganz elend aus. Soll ich offen lassen und da bleiben? Aber ich mein', es ist bei ihm keine Gefahr; er beißt nicht und schlägt nicht. Schimpfen? Na, das muß man gewöhnen.«

»Ich fürchte mich nicht,« antwortete eine Stimme, deren bekannter Klang den Kanzlisten mit neuer Hoffnung belebte. »Ihr könnt zuschließen hinter mir, und in zehn Minuten, wenn Ihr mit eurem Nachsehen nebenan fertig seid, mich wieder abholen.«

Der Eintretende näherte sich dem Lager des Kanzlisten, während die Thür von außen zugeschlagen wurde. Der Kanzlist vernahm in seiner Nähe die leisen Athemzüge einer Person, und schlug die Augen auf, welche er bisher scheinbar schlummernd geschlossen hatte. Sein Blick fiel auf Mesmer, welcher ihn ruhig betrachtend vor ihm stand.

Einen Augenblick lang betrachteten sich die Beiden, deren Wege eine Zeit lang neben einander gelaufen waren, und der Kanzlist suchte in Erinnerung jener Zeit in Mesmers Antlitz zu lesen, ob er noch daran denke, ob er jetzt etwa bereit sei, die Versprechungen von damals einzulösen, und ihm zu vergelten, was er in der That manchmal nicht ohne Aufopferung für den jungen Mann gethan hatte.

Mesmer aber stand ruhig, wie steinern vor dem Kanzlisten und sah ihn mit dem forschenden Auge des Arztes an.

»Er klagt über Unwohlsein?« sagte er endlich kalt und gemessen; »ich bin hier Hausarzt. Wo fehlt es? Was kann ich thun?«

Der Kanzlist sah ihm sprachlos ins Gesicht. War dieses Benehmen eine Maske, die Mesmer vorgenommen, weil er besorgte, vom Schließer behorcht zu werden? Aber der Doctor blieb unverändert ruhig und kalt, und schien sogar empfindlich beleidigt, als er einige Minuten lang keine Antwort erhielt.

»Nun? wird es werden? wird Er sich zu einer Antwort bequemen?« sagte Mesmer endlich und spielte mit der Quaste seines großen Stockes.

»Ich bin sehr schwach, Herr Doctor,« antwortete der Kanzlist, und indem er einen ausdrucksvollen Blick auf Mesmer schoß, setzte er hinzu: »fast so schwach, wie sich einst der junge Haimon am Tage vor jener großen Ohnmacht fühlte, nach welcher er in Scheintod verfiel. Sie erinnern sich wohl noch daran, Herr Doctor? Wenn ich nicht irre, haben Sie ihn auch behandelt?«

»Wirst Du schweigen, Unglücklicher?« rief der Doctor, während eine Todtenbläße sein Gesicht überzog; »welcher Teufel hat Dir jetzt diesen Gedanken eingeflüstert, daß Du Dich dieser Zeit erinnerst?«

»Der Teufel der Selbsterhaltung, mein Herr Doctor,« antwortete der Kanzlist boshaft; »ich sehe nicht ein, warum ich mich im letzten Augenblicke, wo Alles mich verläßt, und jede Faust bereit ist, mich in den Abgrund zu stoßen, mich nicht an Jemand anklammern und ihn mitreißen soll? Ich

habe dann wenigſtens die Hoffnung, daß ich auf ihn falle, und deshalb etwas weniger unſanft.«

»Ihr ſeid ein Teufel, Schreiber,« ſagte der Doctor entſetzt; »wäret Ihr denn in der That im Stande, das zu thun?«

»Gewiß, gewiß,« antwortete der Andere ganz ruhig, »ich ſehe nicht ein, warum ich es nicht thun ſollte? Seid Ihr, Doctor, etwa bereit, für mich jetzt etwas zu thun, mir einen Freundſchaftsdienſt zu erweiſen, einen Dienſt, der meine Verſchwiegenheit aufwiegt?«

Mesmer beſann ſich einen Augenblick.

»Schreiber,« ſagte er endlich, »unſere Wege müſſen zwar auseinander gehen, aber ich will der alten Zeiten gedenken, und was ich für Euch thun kann, ohne meine beſchworne Pflicht als Gerichtsarzt zu verletzen —«

»Ei der Tauſend,« rief luſtig der Kanzliſt, der bereits merkte, daß er den Doctor in der Hand habe; »der Tauſend, Ihr ſeid gewiſſenhaft geworden? Ihr denkt an eure Pflicht, an euren Schwur? Was habt Ihr da für ein Beſſerungstränklein eingenommen?«

»Spottet ſo viel Ihr wollt, aber bedenkt, daß die Zeit uns karg zugemeſſen iſt. Der Schließer wird gleich kommen, ſagt alſo, was kann ich für Euch thun? Natürlich darf es nichts ſein, was mich ſelbſt verdächtigt.«

»Ein Bischen wohl, ein Bischen, Doctor,« antwortete höhniſch der Kanzliſt, »Ihr werdet ja an Tugend und Ehrlichkeit nichts vor euren alten Freunden voran haben wollen, das wäre ja gegen alle Cameradſchaft. Alſo hört: Ihr gebt euer Parere ab, ich ſei ſo krank, daß ich ins Spital

übertragen werde müſſe. Was dann geſchieht, geht Euch nichts an.«

»Ihr werdet doch nicht aus dem Spital ausbrechen wollen?« fragte mißtrauiſch der Doctor, »bedenkt die Gefahr.«

»Was geht das Euch an? Bin ich einmal im Spital, ſo gehöre ich wahrſcheinlich unter eine andere Aufſicht, dann weiß ich ſchon, was ich zu thun habe. Nun hört aber weiter. Ihr müßt mir Geld zuſtecken, denn im Spital kann ich hie und da etwas brauchen, man weiß nicht, was geſchieht. Ein vorſichtiger Mann muß auf Alles vorbereitet ſein. Nun, ſeid Ihr's zufrieden?«

Mesmer hatte ſchon während des Geſpräches Alles überlegt. Er durchſchaute den Plan des Kanzliſten, welcher ohne Zweifel die geringere Aufſicht des Krankenhauſes zu einem Fluchtverſuche benützen wollte. Ihm ſein Verlangen abſchlagen, hieß ſeine Rache herausfordern.

»Was braucht es da viel Beſinnen?« antwortete er freundlich; »was Ihr verlangt, Kanzliſt, iſt eine Kleinigkeit, und ich werde dafür ſorgen, daß Ihr ſo ſchnell als möglich in das Spital übertragen werdet.«

»Gut, das wäre geordnet. Aber nun das Geld? Wann bekomme ich Geld?«

»Wann? Nun, Ihr werdet es doch nicht hier haben wollen? Bedenkt doch, daß man Euch viſitirt, bevor Ihr von hier weggeſchafft werdet. Wir wollen es ſo machen, Freund Schreiber, ſobald Ihr im Spital ſeid, werde ich einmal nachſehen kommen, und ſtecke Euch ein Röllchen Ducaten zu. Seid Ihr zufrieden?«

»Das wird von der Größe des Röllchens abhängen,«

meinte der Kanzlist. »Aber es bleibt dabei, nicht wahr? Ein Wort, ein Mann!«

»Ein Wort, ein Mann!« wiederholte der Doctor und schlug in die dargereichte Hand ein.

In diesem Augenblicke hörte man wieder die Schlüssel an der Thür rasseln, ein flüchtiger Blick, den Beide wechselten, mahnte sie gegenseitig an die Aufrechthaltung ihrer Versprechungen.

Der Kanzlist befand sich wieder allein.

»Bin ich heraus,« murmelte er vor sich hin, »dann wehe Dir, Mesmer!«

Der Doctor aber lächelte, während er über den Gang des Gefängnisses schritt, und dachte zufrieden:

»Du kannst warten, bis ich mich Deiner annehme. Du wirst verstummen, bevor Du gegen mich auftreten kannst!«

Robert traute seinen Augen nicht, als er eines Morgens, in derselben Woche, wo sich so Vieles und Ueberraschendes in dem Kreise seines eigenen Lebens begeben, halb zufällig das Auge wieder auf jene seit Wochen verschlossenen Fenster im gegenüberliegenden Hause warf, aus deren blumenerfülltem Rahmen ihm einst ein so theures Bild halb verborgen entgegen gelauscht hatte. Im ersten Augenblicke wußte er nicht, ob er sich nicht täusche; er blickte genauer hin — kein Zweifel, es war ja dasselbe Haus, es sind dieselben Fenster, und jetzt bereits wieder mit dem früheren Blumenschmuck, mit der ganzen reichen Fülle eines Zimmergartens ausgestattet. Wie ein leiser süßer Traum schlich sich

der Gedanke durch seine Seele: wo diese ihre Lieblinge, da muß sie auch selbst sein. — In demselben Augenblicke gedachte er fast unwillkürlich an den Ausspruch der Gräfin Vietinska in Bezug auf ihre Nichte: ihrer Blumenpassen kann sie ja bei mir eben so gut, wie in ihrem Hause nachhängen! Also war die Erscheinung, deren schattenhafte Umrisse so unauslöschlich in seiner Seele lebten, daß er sein ganzes Herz deswegen zum Theil an Antonie hingegeben, weil er in ihr eine Aehnlichkeit mit jenem Bilde entdeckt zu haben glaubte, — sie also war diese Gräfin Rannek! Und die Antonie, welche er kannte, für welche sein Herz so unnennbar heiß schlug, war sie in der That nichts mehr als jenes einfache, arme Wesen, für welches sie sich ihm gab, und die Rolle, welche sie spielte, und die bereits den Verdacht einer Täuschung in ihm erweckt hatte, wirklich kein Mimik?

Seine Gedanken verwirrten sich, je mehr er über Alles dieses nachdachte, und je mehr er so manchen Moment aus seinen Begegnungen mit Antonien nochmals überlegte. Plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke.

»Wenn Jemand im Stande ist, mir Aufschluß zu geben,« sagte er rasch, »so kann es nur meine Hausfrau sein!« und ohne weiter zu überlegen, ging er rasch in ihre Wohnung hinüber und fragte Margarethe, welche im Vorzimmer beschäftigt war, ob er Frau Maria schon sprechen könne.

»Freilich, freilich! sie ist ja heute schon sehr zeitlich aufgestanden; es gibt ja viel zu thun. Aber da kommt sie ja!«

In der That hörte Robert in demſelben Augenblicke die Thür des Zimmers ſich öffnen, und Maria trat heraus.

»Kommen Sie ſich nach unſerer Kranken erkundigen?« fragte die Matrone, »es geht ihr wohl, die Nacht war ſehr ruhig, —«

»Frau Maria,« ſagte Robert mit beklommener Stimme, »ich danke Ihnen gerührt für Alles, was Sie an der Aermſten thun; aber es iſt noch etwas Anderes, was mich jetzt zu Ihnen führt, und nur Sie — Sie allein ſind im Stande, mich darüber zu beruhigen.«

»Sie erſchrecken mich! was kann das ſein? fragen Sie, ich werde nach beſtem Gewiſſen antworten.«

Robert ergriff ihre Hand und führte ſie in das Zimmer zum Fenſter hin.

Sie lächelte, denn ſie ſchien zu errathen, um was es ſich handle. Bei dem Fenſter angekommen, zeigte er ihr das Haus querüber mit dem blumengeſchmückten Fenſter.

»Um aller Heiligen willen!« bat er, »ſagen Sie mir aufrichtig, wiſſen Sie, wer dort wohnt?«

Maria ſah ihn lächelnd an und ſagte ruhig: »So viel ich weiß, eine Gräfin Raunek!«

XI.

Helene hatte nach einigen Tagen ihres Aufenthalts bei Maria an körperlicher Kraft und innerer Ruhe gewonnen, und Robert begann allmälig an ihre Zukunft zu denken.

»Meine Mutter,« ſagte er eines Nachmittags, als er mit Maria in einer Fenſtervertiefung ſtand, »iſt noch nicht von dem Wiedererſcheinen Helene's unterrichtet, und ſo ſehr ich ihre Güte und Milde kenne, ſo zweifle ich doch, daß ſie der Unglücklichen jetzt mit der gleichen Liebe und Herzlichkeit entgegentreten würde, welche ſie für ihr Pflegekind einſt gefühlt. Und es wird die Schwierigkeiten erhöhen, wenn die Mutter erfährt, daß derſelbe Mann, welcher einſt einen ſo verhängnißvollen Einfluß auf mein Leben übte, auch derjenige war, welcher Helene's Schickſal in ſeiner Hand hielt, und durch ihre Andeutungen geleitet, ſich in falſcher Freundſchaft mir genähert hat.«

»Sollte die alte Liebe in Ihrer Mutter nicht ſtärker ſein. als der neue Haß?« fragte Maria, und unterbrach ſich ſelbſt. »Doch ſtill, ſie kommt.«

In der That trat im nächſten Augenblicke Helene durch die offene Thüre des Nebenzimmers hervor. Sie war auffallend blaß und ihre rothgeweinten Augen gaben Zeugniß von dem Schmerze, welcher in ihrer Bruſt arbeitete. Beide traten ihr beſorgt entgegen, Maria ergriff ihre Hand und fragte voll

Theilnahme um die Urſache ihres neuen Kummers, um den Grund der tiefen Trauer, welche auf ihrem Antlitze lagerte.

Helene ſchüttelte erſt wie abwehrend das Haupt, endlich aber, als ob der Gedanke ſie durchzuckte, daß jedes Verſchweigen unnütz ſei, antwortete ſie faſt tonlos: »Ich habe eine inhaltsſchwere Unterredung mit unſerem ehrwürdigen Freunde, dem Provincial gehabt, und ſeit dieſem Augenblicke kennt mein Herz nicht Raſt noch Ruhe, bis ich einer heiligen Pflicht mich entledigt habe. Ach, ich zittre vor dem Augenblicke, aber ich fühle, es muß doch einmal ſein, es iſt unabwendbar.«

»Eine heilige Pflicht, Helene?« rief Robert erſtaunt, »und welche?«

Sie ſah ihm mit einem Blicke voll unnennbaren Schmerzes ins Auge, und die Hände faltend flüſterte ſie leiſe: »Ich werde meinem Vater unter die Augen treten!«

»Dem armen Martin?« rief der junge Mann raſch, um im Augenblicke zu ſtocken, als habe er bereits zu viel geſagt.

Helene ſah ihm forſchend ins Auge.

»Robert!« rief ſie, »Du kennſt meinen Vater? Du weißt von ihm? und das erfahre ich jetzt erſt aus deinem Munde?«

Die Antwort wurde ihm durch den Eintritt Margarethens erſpart, welche meldete, daß der Herr Beker ſoeben angekommen, und um ihn herübergeſchickt habe. »Er hat mit dem Herrn Haimon ſelbſt zu ſprechen,« antwortete das Mädchen als Maria fragte, warum ſie den Herrn nicht herüber eingeladen habe.

»So gehe Robert,« mahnte Helene, »ich ahne, daß dieſe Unterredung vorzüglich und vielleicht nur allein mich betrifft; gehe, mein Bruder, und bringe mir bald Nachricht darüber, vergiß nicht, daß mein Herz in Qual und Sehnſucht vergeht, und jede Minute zur Ewigkeit wird. Es iſt ein Theil der Buße, die ich zu leiſten habe, ich will ſie leiſten und wenn ich darüber zu Grunde gehen ſollte.«

Robert drückte ihr gerührt die Hand und eilte in ſeine Wohnung hinüber.

»Wiſſen Sie ſchon,« redete ihn der Piovincial an, »hat Helene mit Ihnen darüber geſprochen? Sie wird Martin ſehen!«

»Ich weiß es,« antwortete Haimon. »Sie ſprach ſoeben davon und iſt tief ergriffen von dem Gedanken ihrem Vater unter die Augen zu treten; aber halten Sie es nicht gefährlich für ſie in dieſem Augenblicke, bei der Aufregung, worin ſie ſich noch befindet, ihr ein ſolches Bild vor Augen zu führen?«

»Weil ſie noch leidet, weil noch alle Wunden ihrer Seele bluten, muß es eben jetzt geſchehen! Es iſt ein Theil der Läuterung, der ſie ausgeſetzt werden muß, ich kann dieſen Kelch ihr nicht erſparen. Ihre Seele muß von den bitteren Schmerzen erſt niedergedrückt werden, um die Bürgſchaft zu gewinnen, daß ſie in Wahrheit den ganzen Trug ihres früheren Lebens bereut. Sie ſoll das Bild ihres Vaters in dem alten Mann in Ketten, in dem wahnſinnigen Verbrecher ſchauen, und zagend wird dann ihr Geiſt ſelbſt dem Gedanken nachhängen, daß ſie ebenfalls auf gleichem Wege zu einem gleichen Ende war.«

»Die Aermste ist noch so schwach, so niedergebeugt!«

»Um so kräftiger wird sie sich erheben,« rief der Provincial mit tiefem Ernste; »es gibt Naturen, die harter Mittel bedürfen.«

»Und weiß der unglückliche Martin, was ihm bevorsteht?« fragte der junge Mann besorgt.

»Ich habe ihn darauf vorzubereiten gesucht, ich erwarte, daß in dem Augenblicke, wo er die langentwöhnte Gestalt erblicken, und den flehenden Ton seines Kindes hören wird, die umnachtete Seele wenigstens für eine kurze Zeit wieder in voller Klarheit und ihrer selbst bewußt sich regen wird. Es wird dann dieser Strahl unerwarteter Freude sein Herz stärken, der Gedanke an sein Kind ihn erheben, wenn die letzte Prüfung über ihn hereinbricht, welcher er nicht entzogen werden darf.«

»Noch ein Unglück, noch ein neuer Schmerz?« rief Robert aus; »hat er denn noch nicht genug gebüßt?«

»Nach menschlichen Begriffen: ja, aber nicht nach jenen Gesetzen, welche erhaben über alle irdischen Satzungen sind. Andere Mächte entscheiden über sein Schicksal, erhabene Gewalten, denen ich eben so unterstehe, wie er, und deren leiser Wink von allen Wissenden gehorsam ausgeführt wird. Er soll aus dem neuen Leide neuen Trost schöpfen, und jener Strahl der Vernunft, der im entscheidenden Augenblicke seine Seele erhellen wird, ihm auch jenen Himmel offen zeigen, dessen Erwerbung für uns Alle das letzte Ziel irdischen Strebens sein muß.«

Robert schwieg. Durch seine Seele lief ein Schauer, er blickte mit Erstaunen zum Provincial hinan, dessen Gestalt bei seinen letzten Worten erhabener, höher, größer geworden

zu ſein ſchien, und auf deſſen milde Züge ſich ein ſteinener Ernſt gelagert hatte. Faſt unwillkürlich erinnerte ſich Robert jener Nacht ſeines erſten Zuſammenſeins mit dieſem Manne, jenes Buches, worin er die Bilder aller Jener geſehen, welche ſo tief in ſein Leben eingegriffen, und — wie er ſchon damals Martins Antlitz in aller Verzerrung des Wahnſinns dort geſchaut. Seitdem war eine lange Zeit verfloſſen, Monate, in welchen ſich ſein eigenes Schickſal ſo ganz anders geſtaltet hatte, und trotzdem er wußte, wie viel der Provincial darauf eingewirkt, trotzdem er die geheimen Verbindungsfäden ahnte, mit welchen dieſer Mann ſein ganzes Leben umwoben, lag doch für ihn in jener Geſtalt ſo viel Räthſelhaftes, ſo viel Geheimnißvolles, und neben der wärmſten Freundſchaft ſo viel Abſtoßendes, daß er ſelbſt jetzt, wo für ſeine Pflegeſchweſter ein ſo bedeutungsvoller Moment herannahte, kaum die Frage wagte: »ob er bei dieſer Zuſammenkunft Helenens mit ihrem Vater gegenwärtig ſein dürfe?«

»Nein, mein Freund,« ſagte der Provincial, »es würde eine Scheidewand zwiſchen beiden Herzen aufthürmen, während Beide das Bedürfniß fühlen, in lang genährter Sehnſucht innig in einander zu fließen.«

Und dabei blieb es auch.

Welche Veränderung war mit Martin vorgegangen ſeit der Zeit wo wir ihn das letzte Mal geſehen. Der ſtarke kräftige Körper war hinfällig wie der eines Sterbenden geworden. All' die wilde Energie, welche ſich ſonſt auf dieſen ſtarkgezeichneten Zügen des Antlitzes ausgeſprochen, war einem faſt kindiſchen Ausdrucke der Schwäche gewichen; das Auge früher ſo ſcharf, ſo glühend, ſo ſtechend, blickte verſchwommen und halb gebrochen aus den tiefen Höhlen. Die Geſtalt, ſonſt hoch und ſtolz, wie ein ſchlanker kräftiger Halm, ſenkte wie eine überreife Aehre das Haupt dem Schnitter — Tod — entgegen. Die Bilder der Vergangenheit ſchienen in ſeinem Geiſte abgeblaßt, und nur in ſchattenhaften Umriſſen von Zeit zu Zeit vor ſeiner Seele vorüberzuziehen. Seit der Provincial bei ihm geweſen, und den geſunkenen Geiſt durch die Hoffnung, ſein Kind ihm wieder zuzuführen, aufzurichten verſucht hatte, ging es manchmal wieder wie ein heller Schatten durch die Seele des Greiſes und alle abgeſtorbenen Gedanken fanden in lichteren Augenblicken wieder einen Mittelpunct in dem Bilde ſeines Kindes, das er ſich mit den glänzendſten Farben ausmalte. Welch eine Zeit lag zwiſchen heute und jenem Abende, als er ſein Kind in einen Mantel eingewickelt der Obhut ſeiner Schweſter übergeben, welche Zeit zwiſchen jenem Tage, ſeit er verborgen und von ſeiner Schweſter nicht bemerkt, ſie einſtmals in der Stephanskirche wieder geſehen?

Mehr aber noch als ihn, deſſen geſchwächter Geiſt nicht fähig war, einen Gedanken lange feſtzuhalten, beſchäftigte das bevorſtehende Wiederſehen ſein armes Kind. Helene konnte eine unnennbare Angſt nicht bemeiſtern, welche ſie

erfüllte, je näher die Stunde kam, in welcher der Provincial sie abzuholen versprochen hatte.

Endlich saß sie neben ihm im Wagen, jetzt hielt dieser vor dem Gefangenhause, sie stiegen aus, und halb ohnmächtig hing Helene am Arme ihres Begleiters, der ihr Muth und Trost zusprach, und ihre Kraft aufzurichten suchte.

Schwankenden Schrittes flieg sie die dunklen Treppen hinauf, sie fröstelte wie vom Fieber ergriffen. Als in dem langen düsteren Gange die kalte Zugluft an ihre Stirn schlug und als der Schließer schon vor der Thüre zu Martins Gefängniß stand und das Schloß öffnen wollte, hielt sie plötzlich mit einer krampfhaften Bewegung seine Hand zurück und flüsterte halb erstickt:

»Noch nicht, nur einen Augenblick noch.«

Aber während sie, wie um sich zu fassen, den Kopf an die Thüre lehnte und ihre Hände zu einem heißen inbrünstigen Gebete gefaltet waren, schlug ein Klang an ihr Ohr, der sie an ihre früheste Jugend erinnerte; sie horchte — ja, es war dasselbe Lied, das sie einst in ihren ersten Kinderjahren gehört. Der alte Martin, dessen Gedanken mit seinem Kinde beschäftigt sein mochten, sang mit heiserer Stimme ein Wiegenlied, das er einst als Kind im Hause seiner Mutter gehört, und welches Mutter Haimon vor ihren Kindern ebenfalls gesungen hatte.

»Oeffnet, öffnet,« stöhnte Helene und zog den Schließer hastig heran.

Rasch drehte sich der Schlüssel, der Riegel fuhr zurück und im nächsten Angenblicke lag Helene mit dem herzzerreißenden Rufe: »Vater, mein Vater!« zu den Füßen Mar-

tins, und hatte unter krampfhaftem Schluchzen die wankenden Knie des Greises umfaßt, welcher zitternd sich zu ihr herabbeugte, und doch vor eigener innerer Erregung nicht die Kraft besaß, ihre umschlingenden Arme von seinen Knien loszulösen und die Weinende zu sich zu erheben. Seine Hände tasteten auf ihrem Kopfe herum, er begann in ihren Haaren zu wühlen, mit einer Hand wenigstens versuchte er, ihren Kopf aufzuheben, um das Antlitz seines Kindes zu schauen, und brach dann selbst in Schluchzen aus, als er die Vergeblichkeit seiner Mühe sah.

Der Provincial blickte mit tiefer Rührung auf die Beiden, deren sprachlose Gefühle sich in den heftig strömenden Thränen Luft zu machen strebten.

Helene war es zuerst, welche ihre Fassung wieder gewann, und den sie emporhebenden Händen ihres Vaters endlich nachgebend, sich aufrichtete.

Jetzt erst blickte sie in dieses von Leiden und Leidenschaften verwitterte Antlitz und schlug mit einem Schrei die Hände vor das Gesicht.

Martin schien den Eindruck, den sein Antlitz gemacht hatte, zu fühlen, er wischte sich eine Thräne aus dem Auge und mit zitternder Stimme sagte er: »Mein Kind erschrickt vor mir!«

»Nein, nein,« rief Helene aus und umschlang seinen Hals mit beiden Armen, »ich erschrecke nur bei dem Gedanken, wie viele Furchen dieses Antlitzes durch mich so tief gegraben wurden; aber tröste Dich, Vater, jetzt bin ich bei Dir, jetzt hast Du dein Kind wieder. Du wirst nicht mehr allein, nicht mehr verlassen, nicht ohne Trost mehr sein.

Mein Arm ſoll deine Stütze, mein Haupt dein Kiſſen, mein Auge dein Verſorger ſein.«

Der Alte ſchüttelte heftig den Kopf. »Meine Zeit iſt um,« ſagte er, »die Uhr läuft ab. — Du aber,« fuhr er fort und hob mit beiden Händen den Kopf des Mädchens von ſeiner Bruſt zu ſich empor, »Du wirſt leben, Du ſollſt leben.«

Einen Augenblick lang breitete der Provincial ſegnend ſeine Hände über die in ihren Gefühlen Verſunkenen aus, — dann trat er wieder in den Hintergrnnd der Zelle, um das angelegentliche Flüſtern nicht zu ſtören, welches jetzt zwiſchen Vater und Tochter begann.

XII.

Es war eilf Uhr Nachts. Die Wachskerzen im Arbeitscabinet des Fürsten Kaunitz wurden eben von einem Bedienten angezündet, denn der Fürst hatte bereits das Souper aufgehoben, und spazirte nach seiner Gewohnheit noch einige Minuten im Speisesaal mit seinen Gästen, bevor er sich zur Arbeit zurückzog.

Eben hielt auch ein Wagen vor dem Palais; der Portier, der dienstfertig den Schlag öffnete, verneigte sich ehrerbietig, als er den kaiserlich königlichen Regierungsrath Sonnenfels erblickte, welcher im Aussteigen fragte, ob Seine Durchlaucht die Tafel bereits aufgehoben habe und die Besuche sich entfernt hätten.

»Der Herr Regierungsrath dürften noch etwas zu zeitlich gekommen sein,« bemerkte der Portier; »es hat noch Niemand von den Herren das Palais verlassen. Uebrigens ist die Tafel Seiner Durchlaucht heute sehr klein. Der Herr Baron Gebler, der Herr Baron van Swieten und ein fremder Herr, den der Herr Baron Gebler eingeführt hat, ein Herr aus Berlin —«

Während der Portier dem Regierungsrath diese Auskunft ertheilte, sprangen schon ein paar Bediente die breite, hellerleuchtete Treppe herab, und riefen den Wagen, welche im Hofe warteten, den Befehl zum Vorfahren zu. Sonnenfels stieg langsam die breiten mit Teppichen belegten Mar-

morſtufen hinan und wendete ſich gleich links im erſten Stocke zum Eingang nach dem Arbeitscabinet des Fürſten. Die beiden Secretäre im Vorſaale erhoben ſich dienſtfertig, um ihn einzuladen, nur einen Augenblick noch zu verweilen. Seine Durchlaucht habe noch nicht geklingelt, ſie erwarteten jeden Augenblick das Zeichen.

In der That erſchallte einige Augenblicke darauf der helle, haſtig angeſchlagene Ton einer ſilbernen Glocke. Einer der Secretäre verfügte ſich durch eine Thüre, welche unhörbar ſich in den Angeln bewegte, in das Cabinet des Fürſten, welcher auf dem Sopha lag und fragte, ob der Regierungsrath Sonnenfels ſchon angekommen ſei.

»Er erwartet Euer Durchlaucht Befehl,« hieß die Antwort, die von einer tiefen Verbeugung begleitet war.

»Ich laſſe ihn erſuchen, gleich einzutreten,« ſagte raſch der Fürſt und hielt den Kopf mit einem Ausdruck innerer Spannung gegen die Thüre gewendet, durch welche der Secretär ſo eben verſchwunden war, und die ſich nur wieder öffnete, um Sonnenfels einzulaſſen.

»Willkommen, mein Herr Regierungsrath,« rief ihm der Fürſt entgegen, »ich habe Sie, offen geſtanden, ſchon mit Ungeduld erwartet, ich muß mit Ihnen über den Bericht ſprechen, welchen Sie wegen der hier entdeckten geheimen Loge vorgelegt haben. Baron Swieten hat mir eben auch en passant eine Art Vortrag über das Weſen der hieſigen Adepten gehalten, welchen ſein ſeliger Vater bereits vor mehreren Jahren ſcharf zu Leibe gegangen war. Es ſcheint aber, als ob die neue Zunft die bittere Lehre, welche die alte bekommen, ſchon ganz vergeſſen habe. Doch ich will Ihnen nicht vorgreifen.«

»Euer Durchlaucht hatten die Gnade,« begann Sonnenfels, »mich mit dem Auftrage der Durchsicht und Prüfung aller Papiere zu betrauen, welche sich in den Kellern und geheimen Schränken der aufgefundenen Loge vorgefunden. Ich habe sämmtliches Material einer genauen und gewissenhaften Prüfung unterzogen, und muß leider nur selbst gestehen —«

»Nicht wahr, es haben sich die Spuren einer verrätherischen Verbindung vorgefunden?« fiel ihm der Fürst rasch ins Wort.

»Es kann der Weisheit Eurer Durchlaucht nicht entgehen,« erwiederte der Regierungsrath, »daß es sehr schwer sein würde, ein bestimmtes, klares Urtheil nach den vorliegenden Schriftstücken auszusprechen. Niemals ist das Wort jenes großen französischen Cardinals: »Gebt mir drei Worte von einer Hand geschrieben und ich bringe den Schreiber an den Galgen,« anwendbarer gewesen, als in diesem Falle, wo man es zum nicht geringen Theile mit Schriften in mystischer Sprache, ja sogar in Chiffern zu thun hat.«

»Um so leichter wird der Beweis, denn diese Heimlichthuerei ist allein schon verdächtig,« bemerkte der Fürst.

»Vollkommen wahr, Euer Durchlaucht, aber es dürfte zu berücksichtigen sein, daß diese Geheimnißkrämerei ein nothwendiges Mittel für Menschen ist, welche auf die Sinne wirken wollen, und denen es darum zu thun ist, sich bei ihren Novizen mit einem Scheine von höherer Macht zu umgeben, mit einer Glorie, welche blöde Augen blenden soll.«

»Aber wir sind ja eben da, um diesen Betrug zu zerstören. Das soll ja aufhören, und muß auch aufhören.«

»Von dieſem Geſichtspuncte aus habe ich mir auch erlaubt, meinen Bericht zu machen, während ich nicht läugnen kann, daß ich anderſeits eben ſo gewiſſenhaft in der Erwägung aller Milderungsumſtände war, welche man in die Wagſchale eines gnädigeren Urtheils werfen könnte. Ich bin von der Anſicht ausgegangen, daß es ſich nicht blos um die That, ſondern auch um die Motive der That bei der Beurtheilung handeln müſſe, daß unter dieſen Motiven aber nicht allein die Pläne und Vorſätze Derjenigen, welche irgend einen Zweck damit verfolgen, verſtanden ſein dürfen, ſondern daß man auch den Grad der Bildung, der geiſtigen Anſchauung und Urtheilskraft mit in Erwägung ziehen müſſe, welche bei den einzelnen Theilnehmern wahrnehmbar ſind. Man gelangt dadurch zu dem traurigen Reſultate, daß ein großer Theil der Verführten in ihrer geiſtigen Bildung nicht vorgeſchritten genug, um zu erkennen, wie ſie nur ein Werkzeug in der Hand einiger ſchlauen Betrüger waren.«

»Gut, ich will das zugeben,« ſagte Kaunitz raſch, »aber dann muß man um ſo ſtrenger gegen dieſe Wenigen vorgehen, man muß Exempel ſtatuiren, es bleibt nichts Anderes übrig, wenn man nicht in einem Jahre die alte Geſchichte haben will.«

»An wem wollen aber Euer Durchlaucht dieſe Exempel ſtatuiren? Doch nicht an dieſem alten, gebrechlichen, halb wahnſinnigen Manne, an dieſem Martin?«

»Warum nicht?« antwortete der Fürſt empfindlich; »glauben Sie mir, Regierungsrath Sonnenfels, mit dem Herzen allein macht man nicht Juſtiz, eben ſo wenig, als man Staaten damit regiert. Was iſt der Einzelne, wo es ſich um eine Geſammtheit handelt? Was darf er überhaupt

, wenn wir nicht in ein Dilemma kommen wollen, aus chem es nur einen ſehr ſchmalen Ausweg noch gibt?«

»Ich beuge mich vor der Weisheit Eurer Durchlaucht, appellire dennoch an dasſelbe große Herz, deſſen Einfluß e Handlungen niemals in den Hintergrund geſtellt haben.«

»Glauben Sie zu Geſtändniſſen zu gelangen, wenn Sie on dem freien Willen des Inquiſiten abhängig machen, ſelbſt den Strick um den Hals zu legen? So tugendhaft d die Welt niemals werden, daß ſie blos um der Wahr= willen die Wahrheit ehren wird, man wird dem mora= en Gefühle immer mehr oder weniger nachhelfen müſſen.«

»Nur nicht durch ſolche Mittel, Durchlaucht,« rief menfels eifrig aus, »durch welche man bisher die Juſtiz hrte. Durch Bildung, durch Erweckung des religiöſen ſtes wird man dieſes Ziel erreichen, durch Gewalt nals.«

»Ich bedaure, diesmal anderer Meinung ſein zu müſ= « warf der Fürſt ihm ein; »ich habe mich, weil dieſes ge Treiben zum großen Theile einen politiſchen Anſtrich , ſo ziemlich mit der Sache beſchäftigt, und bin zu der erzeugung gelangt, daß hier die Nachſicht nicht mehr am tze wäre. Ich habe deshalb Ihr ſonſt ganz ausgezeichnetes erat an die betreffende Stelle abgehen laſſen. Mag nun Sache ihren Verlauf nehmen.«

»Euer Durchlaucht,« ſagte Sonnenfels ſchmerzlich be= t, »man wird freilich Geſtändniſſe erhalten, aber was den ſie werth ſein?«

Kaunitz ſchwieg einige Augenblicke und ſchien über as nachzudenken. Endlich ſagte er raſch: »Ich werde Sie

morgen rufen laſſen, Sie werden mich in die Gefängniſſe begleiten, ich will ſelbſt meine Leute kennen lernen.«

»Dann bin ich von dem Siege der Humanität überzeugt,« erwiederte Sonnenfels freudig, und verließ das Cabinet mit einer freundlichen Handbewegung des Fürſten entlaſſen. —

Der Frau Rosl wollte es ſeit Kurzem mit ihren Leuten im Hauſe gar nicht mehr recht zuſammengehen.

»Ich ſag's der Nachbarin,« klagte ſie der Frau Nani, »ich weiß nicht mehr, wo das hinaus ſoll? Der Doctor im zweiten Stock, der Mesmer, hat aufgekündigt, die Frau Haimon im dritten Stock hat auch aufgekündigt, und mit dem Baron aus der [redacted] Stock, da weiß ich ſchon gar nicht, wie ich daran [redacted] alten Herrn hab' ich ſchon ein paar Wochen nicht g[redacted] das Fräulein geht nicht mehr aus, die Köchin iſt wie ſtumm geworden. Kreuz Millionen — — da werd' ich einmal anfangen müſſen, das Maul aufzumachen. Meinen Zins muß ich haben.«

Die Kaſtanienbraterin ſchüttelte bedächtig den Kopf und ſah ihre Freundin bedauernd an.

»Was ſchaut m Frau ſo an? Sie ſchaut ja aus, als wenn Sie r und wollt' nur nicht? Her- aus mit der Sprach', t die Heimlichkeiten ſatt, ich leid's nicht mehr, ich olizei!«

»Sei die Frau geſcheidt, die Polizei wird Ihr auch nichts ſagen nichts weiß. Wer aber was weiß, das bin ich. — — Nur »ſtad« ſein,« fügte ſie hinzu, als die Hausmeiſterin ihr ins Wort fallen wollte, »ich werd'

der Frau Rosl ein Licht aufstecken, daß Sie glauben soll, Ihr brennt der eigene Kopf. Aber jetzt ist keine Zeit, und da auf'm Platz ist kein Ort. Wenn die Frau Rosl mir heut' am Abend die Ehr' geben will — —«

»Es ist ein Bissl weit,« entgegnete die Hausmeisterin gedehnt, aber rasch entschlossen setzte sie hinzu: »mein Mann kann auch einmal zu Haus bleiben und aufsperren. Wenn er auch ein paar Groschen einsteckt, besser ist besser, und ich will wissen, woran ich bin. Abgemacht.«

— — An demselben Abende finden wir nun die Hausmeisterin als Gast bei ihrer Freundin. Daß sich Frau Nani nicht spotten lassen wollte, war natürlich, um so mehr, als sie es darauf angelegt zu haben schien, ihre Freundin zu überbieten. Frau Rosl sah mit neidlosem Herzen den gedeckten Tisch, den Gugelhupf und die Kolatschen — die Ueberzeugung, daß all' diese Herrlichkeit ihr bestimmt sei, söhnte sie mit dem Gedanken, überflügelt zu werden, wieder aus. Dazu kam noch, daß sie sich heute alle Mühe gab, so freundlich als möglich zu erscheinen, denn ein unbesonnenes Wort, ein Blick oder eine Bemerkung, konnten sie nicht Frau Nani verstimmen? Und wo blieben dann die Enthüllungen, nach denen ihr Herz so sehr dürstete?

Sie hatte es endlich über sich gebracht, die sechs verschiedenen nicht immer sehr reinlichen Mäuler sämmtlicher Sprößlige ihrer Freundin ganz zärtlich abzuküssen, mit eigener Hand hatte sie Kolatschen und Gugelhupf unter die schreiende Schaar vertheilt, und ihrer diplomatischen Beredtsamkeit war es gelungen, sie nach und nach alle in die Kammer zu befördern, wo sie ihnen angelegentlichst Ruhe und Ordnung anempfahl.

Endlich saßen die beiden Frauen ungestört einander gegenüber. Nani hatte eben zu erzählen begonnen, durch welchen Glücksfall ihre Margarethe einen Dienst bekommen, in welchem sie Alles erfahren, was die Hausmeisterin zu wissen so sehnlich begehrte, und daß das Mädel überhaupt jetzt ganz anders geworden sei, seit der Rubin ihr das Heirathen versprochen. — —

»Das Ding ist ja noch zu jung zum Heirathen,« bemerkte Frau Rosl, »kann sie denn nicht noch warten? wie alt war denn unsereins, wie wir geheirathet haben? Aber die jetzige Welt. Schöne Vögel, kaum daß sie Federn haben, wollen sie schon fliegen.«

»Die Gnädige hat ihr die Ausstattung versprochen, und der Rubin hat jetzt auch einen ordentlichen Verdienst. Der ist ganz accurat geworden, seit er Schreiber bei dem alten Herrn ist. Für den ist's eine wahre Wohlthat.« —

»Den Rubin seh' ich ja jetzt alle Tag bei mir im Haus. Der geht ja immer aus und ein bei der Frau Haimon.«

»Nicht bei ihr,« bemerkte Frau Nani, »sein Herr wohnt ja bei der Frau Haimon. Es muß ein gar rarer Herr sein, man kriegt ordentlich Respect, wenn man ihn nur ansieht. Ja, bei dem Herrn ist der Rubin als Schreiber und hat zwanzig Gulden für's Monat.«

»Das muß ich, die Hausmeisterin, erst von fremden Leuten erfahren,« klagte Frau Rosl ganz zerknirscht; »was ist das für eine Welt geworden? Ob früher so etwas mir hätte nur zwei Tag' verborgen bleiben können? Aber sag' mir die Frau Nachbarin nur endlich, was ist's denn mit dem Baron? Es kommt ja jetzt gar Niemand mehr ins Haus? Das Quartier ist wie ausgestorben, und ich weiß nicht ein-

mal mehr, ob das Fräulein noch da iſt, ſo lang hab' ich ſie ſchon nicht geſehen.«

Das Geſpräch wurde durch den haſtigen Eintritt einer Perſon unterbrochen, welche die Thüre ſo raſch aufriß, daß die beiden am Tiſche ſitzenden Frauen erſchrocken zuſammenfuhren.

»Was gibt's, Margarethe?« rief Frau Nani dem Mädchen entgegen, welches ſie jetzt erſt erkannte; »was kommſt denn Du auf einmal ſo her? biſt vielleicht ſchon wieder aus'n Dienſt? he?«

»Nein, Frau Godl,« antwortete das Mädchen lachend, »diesmal iſt's nicht ſo. Ich hab' nur geglaubt, Rubin wird da ſein. Ich hätt' ihm was zu ſagen gehabt. Es wär' gut geweſen, wenn ich ihn hätt' ſehen können. Der Herr hat mich nach ihm gefragt.«

»Iſt wieder was geſchehen?« fragten beide Weiber faſt zu gleicher Zeit und rückten näher an das Mädchen, und Frau Nani ſagte mit ſeltener Freundlichkeit: »Setz' Dich ein Biſſl, Margareth, trink eine Schale Kaffeh mit —«

»Nimm die Jungfer einen Gugelhupf,« fuhr Frau Rosl fort und reichte Margarethe den Teller hin; »ob die Jungfer jetzt eine Minute ſpäter nach Hauſe kommt, darüber wird die Welt nicht aus ſein. Ihre Herrſchaft iſt ja ohnehin ein gutes Thier —«

»Ja gewiß, ſeelengut!« rief das Mädchen aus. »Aber, Frau Godl, wißt Ihr was Neues?«

»Was Neues?« ſchrien beide Weiber zu gleicher Zeit, und jede ergriff das Mädchen an einem Arm; »was iſt denn geſchehen? So rede doch!«

»Ich bin nicht mehr bei der alten Frau,« ſagte Mar-

garethe, »ſeit geſtern bin ich bei der Frau Gräfin Kaunitz und meine frühere Herrſchaft, die franzöſiſche Gräfin, die eigentlich keine Gräfin iſt, aber die Schweſter von Herrn Hu[illegible]mon, iſt auch nicht mehr bei der alten Frau, ſie iſt ebenfalls zur Gräfin gezogen, und die Gräfin Kaunitz ſelbſt — —«

»Na, was iſt los? warum ſchweigſt Du denn?« fragte dringend Frau Rami, »rück' heraus mit der Gräfin!«

»Nein,« antwortete Margarethe nach kurzem Beſinnen, »es könnt' herauskommen, daß ich geplaudert hab', und das wär' gefehlt. Eins aber will ich der Frau anvertrauen,« ſagte ſie zur Frau Rosl, auf deren Zügen die geſpannteſte Erwartung ausgeſprochen lag, »ich ſag' Ihr, geb' Sie Acht auf Alles, was bei Ihr im Hauſe vorgeht, es geſchieht ein Unglück.«

»Jeſus, Maria und Joſeph! wann denn ſchon?« rief die Hausmeiſterin und wurde ganz bleich.

»Ja, wer das vorauswiſſen könnte!« verſetzte Margarethe achſelzuckend.

XIII.

Nie hatten dem Kanzliſten Schreiber die Stunden ſo ſehr ſich zu Ewigkeiten ausgedehnt, als ſeit dem Beſuche Mesmers im Gefängniſſe. In den erſten Tagen war eine ungewöhnliche Heiterkeit über ihn gekommen, er ſcherzte mit dem Schließer und zeigte ſich hochfahrend, wenn dieſer ihm einen Wunſch zu erfüllen zögerte.

Als eines Nachmittags Schreiber in befehlendem Tone verlangte, man ſolle ihm eine Unterredung mit ſeinem Richter geſtatten, ſpottete der Schließer: »Meiner Treu, Er thut ja, als wenn Er der gnädige Herr wär' und unſereins der Inquiſit: Schneid' Er ſich nur nicht, Schreiber, der Hochmuth kommt gewöhnlich vor dem Falle.«

»Was wollt Ihr damit ſagen?« fragte Schreiber, durch den Ton beunruhigt und noch mehr erſchreckt durch den Sinn der Worte, welche ſich drohend genug auslegen ließen.

»Was ſoll ich denn ſagen wollen? Daß es beſſer wäre, Ihr ginget in Euch, thätet Buße und beſchäftigtet eure Seele mit der Ausſicht auf das Himmelreich, ſtatt den großen Herrn zu ſpielen. Vergeßt Ihr denn, daß Ihr peinlich angeklagt ſeid? Ihr ſolltet auf euren Knien den ganzen Tag liegen und beten und Buße thun.«

Der Kanzliſt lachte ihm ins Geſicht. »Glaubſt Du?« rief er aus; »dein Rath wäre gut, wenn es ein Rath wäre,

den ich brauchen wollte. Ich weiß, was ich zu thun habe, und ich rathe Dir, künftig deine Worte gegen mich abzuwägen, denn ich dürfte nicht immer in der Laune ſein, ſie ſo großmüthig wie heute zu vergeſſen.«

»Potz Tauſend! Er redet ja, als wenn Er gar keine Handſchellen mehr anhätte,« rief der Schließer zornig aus; »was iſt Er denn? Weiß Er denn auch, was Ihm heute noch bevorſteht? Daran ſcheint Er gar nicht zu denken, daß ſo etwas möglich ſein könnte.«

»Heute mir bevorſteht?« fragte Schreiber ſtutzig; »heute? Was denn? Mir iſt ja nichts angemeldet? Was gibt's denn?«

Der Schließer bemerkte jetzt erſt, daß er zu viel geſagt und wollte wieder einlenken. — »Nichts, nichts,« meinte er und machte Miene, ſich zu entfernen.

Der Kanzliſt aber, welchem es plötzlich wie ein Blitzſtrahl durch die Seele fuhr, ſtürzte ihm nach und bei der Thür noch faßte er ihn mit ſeinen gefeſſelten Händen an der Schulter und zog ihn einen Schritt zurück in die Zelle.

»Was gibt es, was ſteht mir bevor, was haſt Du mir verſchwiegen?« fragte der Gefangene faſt athemlos und die Augen quollen vor Aufregung ihm faſt wie aus den Höhlen, ſeine Finger hatten den Schließer krampfhaft gepackt und jeder Zug ſeines Geſichtes ſprach die ungeheure Pein der Erwartung aus, welche den Böſewicht in dieſem Augenblick erfüllte.

Mit aller Kraft ſeines knochigen Körpers drückte er den Wärter an die Wand und ſtarrte ihm mit verzweiflungsvollem Blicke ins Auge. Dieſer ſuchte den aufgeregten Mann

durch eine freundliche Miene zu beſchwichtigen und ſagte wie ſcherzend:

»Aber wie könnt Ihr doch ſo kindiſch ſein und über mich wie ein wildes Thier herfallen? Wenn ich nicht ſo gut wäre und Euch ſchonen wollte, denkt nur, was daraus entſtehen könnte? Ihr habt Euch an mir vergriffen, ein Wort von mir und Ihr werdet unterirdiſch mit der Kette um den Leib an den Stein geſpannt. Doch es fällt mir nicht ein, Euch etwas nachzutragen. Ich weiß wohl, man kann nicht immer Herr ſeiner ſelbſt ſein, um ſo mehr, wenn das Gemüth wegen erlittenen Unrechtes ſo erbittert iſt, wie das eure ſein muß:«

Der Kanzliſt ließ ſeine Finger etwas lockerer werden und ſtarrte dem Sprechenden in das Antlitz.

»Iſt das euer Ernſt, Mann? Glaubt Ihr wirklich das, was Ihr ſo eben geſagt habt? Begreift Ihr, daß man in meiner Lage nicht immer ſich beherrſchen und bezähmen kann? Aber Ihr ſeid ſelbſt ſchuld. Warum habt Ihr mich durch ſolche Reden beunruhigt? Alſo — es war nur euer Scherz? Mann, das war ein böſer Scherz. Es iſt nicht gut, einem Verzweifelnden ſolche Dinge in den Kopf zu ſetzen.«

»Wir werden uns ſchon wieder vertragen,« meinte der Schließer, »man muß ſich nur erſt genau kennen. Freilich, freilich, werdet Ihr wohl nicht mehr lange hier ſein, euer Proceß muß ja bald ein Ende oder wenigſtens einen andern Gang nehmen. Ich glaub' immer, bevor ich die Hand umdrehe, wird es heißen, daß Nummer 16 leer werden ſoll —«

»Glaubt Ihr?« fragte raſch der Kanzliſt; »aber wenn dem ſo iſt, warum ſoll ich denn keine Unterredung mit dem Richter haben?«

»Die Herren haben zwar viel zu thun,« antwortete der Schließer, »aber wenn Ihr gerade wollt, an mir ſoll es nicht fehlen, ich werde heute noch die Meldung machen und da könnt Ihr vielleicht bis Abend mit dem Herrn ſprechen.«

Der Kanzliſt, vertieft in ſeinen Plänen, horchte nur auf dieſes Verſprechen des Schließers und bemerkte nicht das boshafte Lächeln, welches auf dem Geſichte des Mannes zuckte, als er dieſe Worte ſprach. Es lag ſo viel Verſchmitztes und Lauerndes darin, daß es dem Kanzliſten gewiß aufgefallen wäre und neuerdings ſeinen Verdacht erregt hätte.

»Jetzt muß ich gehen,« ſagte der Gefangenwärter, »ich war ſchon zu lange bei Euch. Die in den andern Zellen werden auch etwas von mir wiſſen wollen. Alſo wenn ich Euch etwas erleichtern kann, ſo überlegt es Euch, wir wollen von heute an gute Freunde ſein. Man weiß nicht, wie man einander noch wird brauchen können.«

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Schließer und ließ den Kanzliſten allein zurück, welcher noch immer in Gedanken verſunken über die geheimnißvolle Andeutung des Schließers ſich eines geheimen Schauders nicht erwehren konnte. Denn wenn auch die letzte Rede des Mannes geeignet erſchienen war, ſeine Unruhe zu beſchwichtigen, die Angſt, welche ihn jetzt überfiel, war ihm ein Beweis, daß ein ſchweres Verhängniß über ihm ſchwebe.

»Was ſollte mir denn noch bevorſtehen?« fragte er ſich ſelbſt und dachte grübelnd über die Ereigniſſe der letzten Zeit nach. Plötzlich ſchien es wie ein Blitz die Nacht ſeiner Seele zu erleuchten; mit einem furchtbaren Schrei, der von der Wölbung der Zelle dumpf zurückhallte, ſprang er auf.

Die Ketten raſſelten, als er verzweiflungsvoll ſich mit den Händen in die Haare fuhr, und mit erſtickter Stimme ſprach er den ſchrecklichen Gedanken aus, der ihn ſo eben ergriffen hatte: »Man will mich foltern.« — Einen Augenblick lang blieb er wie bewußtlos und erſtarrt in dieſer verzweiflungsvollen Stellung, dann warf er ſich auf den kalten Ziegelboden nieder, ſtöhnte wie ein Thier und krümmte ſich einem ſterbenden Wurme gleich, während er mit ſchluchzender Stimme halbvergeſſene Gebete zu ſtottern begann.

»Man will mich foltern,« ſchrie er; »und darf ich denn geſtehen? Iſt nicht jedes Wort dann ein zehnfaches Todesurtheil? Jeſus, Gottes Sohn, nur diesmal rette mich noch! Ich will bereuen, ich werde Buße thun, ich will ja Alles, Alles — nur nicht ſterben.«

— Während der Elende ſchon alle Qualen der geiſtigen Tortur fühlte und die Feigheit ſeiner niederträchtigen Seele ihm bereits alle Schmerzen der gebrochenen Glieder mit zehnfachen Schrecken vormalte, ſaß der alte Martin in ſeinem Kerker wieder bei dem ſchmalen Fenſter, blickte das Stückchen Himmel, das mitleidig lächelnd auf den Greis hereinſchaute, mit wehmüthigem Auge an und ſeufzte ſtill vor ſich hin: »Erlöſe uns vom Uebel!« — Der Roſenkranz, deſſen Körner durch ſeine Finger rollten, war bereits abgegriffen von vielem Gebrauche, der gebrechliche Körper des alten Mannes ſchien von Tag zu Tag mehr zuſammenzuſinken, wunderbarerweiſe aber in demſelben Grade das ſeit Kurzem gedämpfte Licht ſeiner Vernunft wieder neu und lebenfriſch aufzuflackern.

Es war Abend, als der Gefangenwärter in ſeine Zelle trat.

»Nun Alter,« ſagte er, »was iſt's denn? Willſt Du

die geſtrengen Herren noch lange mit Läugnen herumziehen? Ich denke, es wäre jetzt ſchon Zeit, daß Du dich anders beſonnen hätteſt. Du dünſteſt ſchon lange genug, biſt ſchon ein guter Braten für da unten.«

Der alte Mann ſah ihn verwundert an und ſchwieg, als ob er die Anrede nicht verſtanden hätte.

»Da unten?« wiederholte er endlich, »wenn Gott mir die Gnade ſchenken wollte, mich bald hinab zu legen, ich wäre glücklich.«

»Meinſt Du? Ich glaube, Du weißt nicht, wovon ich geſprochen habe. Da unten bei uns ſind die ſchwarzen Kammern.«

»So?« ſagte Martin und lächelte, als wenn von einer ganz unbedeutenden Sache die Rede wäre. — »Die ſchwarze Kammer, das iſt wohl« — ein unwillkürlicher Schauder ergriff ihn und er fuhr leiſe fort: »Gott verzeihe es mir, ich glaube gar, meine alten Glieder fühlen noch etwas wie Schreck oder Angſt. Ich hätte gedacht, daß ich darüber längſt hinaus bin.«

»Wenn es aber unverhofft kommt, Alter, was dann?« ſagte der Schließer bedeutſam.

»Unverhofft oder erwartet, wie Gott will und wie mein Gott es befiehlt,« ſprach Martin ſanft und faltete die Hände zum Gebete.

»Da iſt um jede Schraube ſchade,« ſagte der Gefangenwärter für ſich und konnte die Rührung nicht unterdrücken, welche ſich ſeiner bemächtigte, als er ſah, wie Martin, ohne weiter auf ihn zu achten, mit geſenktem Haupte ſeinen Roſenkranz weiter betete.

In derſelben Nacht wurde das Gefängniß der Schauplatz von Jammerſcenen, wie ſie ſelbſt damals nur mehr in höchſt ſeltenen Fällen und bei außerordentlich wichtigen Proceſſen noch vorkamen. Bereits Mittags war an die ſogenannten Folterknechte der Auftrag gegeben worden, die ſchwarze Kammer und alle Apparate in Bereitſchaft zu halten. Ein hoher Befehl war an das peinliche Gericht gekommen, den Proceß der Adepten, deren drei wichtigſte Theilnehmer man in Martin, dem Kanzliſten und Marcell in der Gewalt zu haben glaubte, raſch zu Ende zu bringen. Der Richter glaubte nun, die Tortur anwenden zu müſſen, da Martin bereits anderthalb Jahre ſaß, ohne ein Geſtändniß abgelegt zu haben und ebenſo der Kanzliſt und Marcell jede nähere Auskunft verweigerten.

Bereits Nachmittags waren die Knechte gekommen, um die mit ſpitzigen Nägeln beſchlagenen Leitern, die Daumſchrauben, den ſpaniſchen Stiefel, die Marterſeile und all dieſe Apparate in gehörigen und brauchbaren Stand zu ſetzen, denn zur Ehre der damaligen Gerichte muß man geſtehen, daß Alles bereits in ziemlich ſchlechtem verwahrloſten Zuſtande ſich befand. Einige Stunden reichten zu den nothwendigen Ausbeſſerungen hin. Um zehn Uhr Nachts war Alles in Bereitſchaft.

Um dieſe Zeit verſammelten ſich der Richter, ſein Actuar und zwei Geſchworne als Beiſitzer in einem Gemache neben der Marterkammer. Auf allen Geſichtern lag ein feierlicher Ernſt, die beiden Geſchwornen waren ſogar ſehr blaß und man konnte es leicht erkennen, daß ſie ſich lieber weit weg gewünſcht hätten.

Der Richter wollte eben mit der Auseinanderſetzung des

Falles an die Geſchwornen beginnen, als ſich die Thüre mit großem Geräuſch öffnete und der Vorſteher des Gefangenhauſes unter tiefen Bücklingen und wie in erſterbender Demuth zwei Fremde hereinführte.

Alle Anweſenden ſprangen von ihren Sitzen auf. Der eine der Eintretenden, ein hoher ſchlanker Mann, winkte freundlich mit der Hand und trat auf den Richter zu:

»Sie müſſen mir und dem Herrn Regierungsrathe Sonnenfels hier,« ſagte Kaunitz, »ſchon geſtatten, uns einen Augenblick bei Ihnen aufzuhalten. Sie wiſſen, wie viel mir an der ſchleunigen Beendigung dieſer Sache liegt. Ich will mit Ihrer Erlaubniß ſelbſt einem Verhör beiwohnen.«

Der Richter begann nun in ſo klarer und überſichtlicher Weiſe den ganzen Gang der Anklage und des Proceſſes von dem Entweichen Martins vom Stephansfreidhofe angefangen bis zur Verhaftung Marcells auseinanderzulegen, daß Kaunitz mehrmals ſich nicht enthalten konnte, ſeine Zufriedenheit und ſeinen Beifall auszudrücken.

»Weil nun aber,« ſchloß der Richter ſeine Rede, »keiner der Inquiſiten zu einem offenen reumüthigen Geſtändniſſe zu bringen iſt, weil alle bisher angewendeten Mittel der Güte und der Ueberredung fruchtlos geweſen, ſo ſehe ich mich leider nach vorhergegangener Anfrage veranlaßt, das peinliche Verfahren einzuleiten.«

Eine Todtenſtille herrſchte in der Kammer. Niemand ſagte ein Wort. Die Beiſitzer nickten mit den Köpfen, der junge Actuar vergrub ſein Geſicht in dem Actenwuſte.

»In Anbetracht,« fuhr der Richter fort, »daß wahrſcheinlicher Weiſe, wenn wir den Schwächſten zuerſt der Pein unterziehen, dieſer ſolche Ausſagen macht, welche die andern

vollkommen überweiſen und die Anwendung der Tortur vielleicht unnöthig machen, werde ich, meine Herren Geſchworenen, vorſchlagen, daß man Martin, den Wächter vom Stephansfreidhofe, zuerſt vornehme. Er iſt ein Greis, der im Gefängniß faſt kindiſch geworden, oder es wenigſtens ſimulirt; das iſt jetzt vorüber und er deshalb zur Anwendung der Tortur tauglich —«

»Dulden Euer Durchlaucht dieſes?« ſagte Sonnenfels leiſe und faſt flehend zu dem Fürſten; »ein Greis und auf die Marterbank!«

»Ein Sünder, Regierungsrath, der zufällig zugleich ein alter Menſch iſt. Oder glauben Sie, daß das reiſe Alter und die Erfahrungen eines langen Lebens den Verbrecher nicht zehnmal gefährlicher machen?«

Sonnenfels ſchwieg, aber ein tiefer Seufzer rang ſich aus dieſer edlen menſchenfreundlichen Bruſt hervor.

Der Richter hatte indeß einen Wink gegeben, zwei Gefangenwärter waren hinausgegangen, es dauerte eine nur kurze Zeit, dann hörte man das Geraſſel von Ketten vor der Thüre, der Richter ließ noch den Vorhang vor der Marterkammer zuziehen, die Thüre öffnete ſich auf ein Zeichen, welches er mit einer ſilbernen Glocke gab und Martin trat ein, geführt von vier Gefangenwärtern mit Hellebarden.

XIV.

Ein unbeſchreibliches Gefühl beſchlich alle Anweſenden bei dem erſten Anblicke des Greiſes, der mit unbefangener, faſt lächelnder Miene bis an den grünbehängten Tiſch vortrat, an welchem die Gerichtsperſonen ſaßen, und auf welchem zwiſchen vier brennenden Kerzen ein ebenholzenes Kreuz mit weißem Crucifix und einem Todtenſchädel darunter ſtand.

Martin neigte beſcheiden grüßend das Haupt nach allen Seiten und fragte dann in ruhig harmloſem Tone: »Was kann ich thun, geſtrenge gnädige Herren, um Euch alleſammt zufrieden zu ſtellen? Der alte Martin will's ja gern.«

Mit einer Stimme, aus deren weichem Klang man beinahe die innere Erregung heraushörte, begann der Richter: »Martin, es iſt das letzte Mal, daß Du vor Gericht erſcheinſt. Bedenke wohl Alles, was Du thuſt, und höre, was ich Dir ſagen werde.«

»Geſtrenger Herr,« unterbrach der Alte hier den Redner, »wer ſo weißes Haar hat, wie ich, ſo morſche Gebeine, wie ich, und weſſen Seele ſich ſo nach Ruhe ſehnt, wie die meine, geſtrenger Herr, ein ſolcher Menſch bedenkt jedes Wort, denn er weiß nicht, ob er nicht in der nächſten Minute ſeinem Schöpfer und Herrn darüber wird Rechenſchaft geben müſſen. Ich bin auf Alles, Alles gefaßt.«

»Martin,« begann der Richter wieder, »Du haſt ſeit anderthalb Jahren jede Ermahnung, in Dich zu gehen, ein

offenes und reumüthiges Geſtändniß abzulegen, und dadurch einen kleinen Theil der Schuld, welche Du auf Dich geladen haſt, gutzumachen, in ſtarrem Trotze zurückgewieſen, Du haſt Dich dadurch auch abgewendet von deinem Herrn und Gott, weil Du dem Befehle der Obrigkeit Ungehorſam entgegengeſetzt haſt. Heute und in dieſer feierlichen Stunde frage ich Dich in Gegenwart dieſer Zeugen und Geſchwornen zum letzten Male: Willſt Du ein reumüthiges Geſtändniß ablegen, auf daß es dem Gerichte möglich werde, auch deine Genoſſen und Spießgeſellen zur gerechten Verantwortung zu ziehen?«

Nachdem der Richter geendet, ward es todtenſtille im Saale, man vernahm nur das ſchwere Athemholen der Männer, welche voll Aufregung dem peinlichen Schauſpiele, das ihrer noch wartete, entgegenzitterten.

»Geſtrenger Herr,« ſagte endlich Martin und trat einen Schritt gegen den Gerichtstiſch vor, »was nützt es mir, wenn ich zehnmal ſage, ich habe nichts zu geſtehen, und Ihr wollt immer ein Geſtändniß von mir haben? Ihr ſeid der Mächtigere, Ihr könnt es von mir erzwingen, aber glaubt Ihr denn, daß ich etwas ſagen kann, wenn ich nichts weiß? Ein Geſtändniß machen, wenn ich nichts zu geſtehen habe? Verlangt Ihr, daß ich lügen ſoll?«

»Weder lügen, alter Martin, noch heucheln, hörſt Du?« rief ihm der Richter zu.

Der Greis blickte ihn wehmüthig an. »Geſtrenger Herr,« ſagte er, »was iſt Heuchelei anders als Lüge? Ich aber bin alt genug, um nicht mehr zu lügen.«

»Du verweigerſt alſo heute ebenfalls jedes Geſtändniß? Du verharrſt in einem Läugnen, welches unnatürlich iſt,

weil zu viele Beweiſe gegen Dich vorliegen, daß Du Ausſagen machen könnteſt, wenn Du nicht in halsſtarriger Verſtocktheit vorzögeſt, das hohe Gericht irre zu führen?«

Martin ſchwieg. Der Kopf ſenkte ſich auf die Bruſt hinab, daß der kahle Schädel von dem Kerzenlichte ſpiegelnd beſchienen war, und die zitternden Finger ließen eifrig die Kugeln des Roſenkranzes an der Schnur vorüber gleiten.

»Blicke auf, Martin,« rief der Richter, während auf ein Zeichen von ihm der Vorhang zurückflog, welcher bisher die Marterkammer den Augen des Angeklagten verbergen hatte.

Der Anblick der Folterwerkzeuge machte auf alle Anweſenden einen erſchütternden Eindruck. Man ſah die blinkenden Eiſenſpitzen auf den dunkeln Marterwerkzeugen, wie ſie im Lichte der vier Fackeln glänzten, welche halbentblößte Marterknechte in den Händen hoch empor hielten, man ſah den Keſſel in der Mitte der ſchwarzen Kammer, in welchem ſo eben das Pech flüſſig zu werden begann und ziſchend Blaſen aufwarf, man hörte das Knacken und Knarren des Räderwerkes an den Martermaſchinen, welche im Hintergrunde der Kammer von Knechten noch probirt wurden, und Alle, Alle die im Gerichtsſaale anweſend waren, fühlten den Froſt des Schauders durch ihre Glieder rinnen, — nur der einzige Martin nicht. Dieſer hatte blos einen flüchtigen Blick auf den ſchreckhaften Inhalt jener Kammer geworfen, und war beinahe ganz unmerklich zuſammengezuckt, um im nächſten Augenblicke wieder aufgerichtet, feſt, entſchloſſener als bisher, vor dem grünen Tiſche zu ſtehen.

»Martin, bedenke wohl,« ermahnte ihn noch einmal der Richter mit ernſter ergreifender Stimme.

Der alte Mann faltete betend die Hände und flüſterte leiſe: »Wie Gott will. Ich habe nichts zu bekennen, nichts zu verſchweigen.«

— Ein Wink des Richters genügte, und einige Augenblicke ſpäter befand ſich der Greis in den Händen der Marterknechte.

Alle Anweſenden traten gleichzeitig in die Folterkammer, denn der Richter mußte gegenwärtig ſein, um der Marter Einhalt zu thun, wenn der Inquiſit ſich zu einem Geſtändniſſe bereit zeigte, — oder einen noch höheren Grad der Folter anzuordnen, wenn derſelbe in ſeiner Verſtocktheit verharrte.

»Durchlaucht, ich ſterbe,« flüſterte Sonnenfels dem Fürſten zu, als ſie in die Marterkammer traten und die Knechte begannen, den alten Martin zu entkleiden und das Folterhemd ihm anzulegen.

»Viel zu viel Mühe,« ſagte der alte Mann, »ich habe nichts zu ſagen, und meine gebrochenen Knochen werden Euch auch nicht mehr Auskunft geben, als ich Euch ſelbſt hätte geben können. Darf ich meinen Roſenkranz behalten?« fragte er bittend, als ihm einer der Knechte denſelben aus der Hand riß.

»Was fällt Dir ein, Alter,« entgegnete der Mann, »womit willſt Du ihn halten? Deine Finger müſſen ja die Daumſchrauben bekommen, und ſpäter — da wirſt Du kaum Luſt haben, etwas in die Hand zu nehmen.«

»Wie Ihr wollt,« ſagte Martin gutmüthig und ließ ſich vollends entkleiden.

Sonnenfels verlor während dieſen ſchrecklichen Vorbe-

reitungen alle Faſſung. Mit Mühe nur war er im Stande ſich aufrecht zu erhalten, und in dem Momente, wo Martin auf den Stuhl gebunden wurde, und einer der Marterknechte indeſſen noch einmal die Daumſchrauben probirte, ob es leicht gehe, mußte der Regierungsrath einige Schritte zurücktreten, und ſich an die kalte Wand lehnen.

»O Wahn, Wahn!« flüſterte er leiſe und ſchmerzhaft für ſich, »wann wird der ſtarke Arm der Humanität vernichtend dich zerſchmettern und eine neue ſchönere Zeit auf die Erde heraufbeſchwören?«

Das Knattern wie von einem Gewehrſchloſſe und ein halb unterdrücktes Stöhnen, welches die Todtenſtille im Gemache unterbrach, riefen ſeine Gedanken wieder an den ſchrecklichen Ort zurück, wo er ſich befand. Er blickte auf Martin hin. Dieſer ſaß im eiſernen Stuhle, beide Arme in flache Hölzer eingezwängt, ſo daß er ſie nicht rühren konnte, an den Fingern ſaß ſchon die Schraube, und die Marterknechte ſchauten auf den Richter, ſeines Winkes gewärtig, um die Hände des armen Sünders noch feſter einzuzwängen.

Martins Antlitz war ſchmerzhaft verzogen, das kahle Haupt, an welchem kleine Perlen des kalten Schweißes hervorzutreten begannen, war auf die eine Schulter geneigt, er ſchwieg, obwohl ſich ſeine Lippen fortwährend bewegten. Nach dem erſten Wimmern, dem Schmerzenslaute der beginnenden Pein war bisher noch keine Klage über ſeine blaugewordenen Lippen gekommen.

»Martin,« begann der Richter, »aus Rückſicht für dein Alter und deinen gebrechlichen Körper, ermahne ich

Dich zum letzten Male, bevor ich zu den ſtärkeren Graden des peinlichen Verfahrens vorſchreite, bekenne deine Schuld, deine Genoſſen, deine Verführer.«

Der alte Mann hob den Kopf etwas auf und warf einen unausſprechlich jammervollen Blick auf den Richter. Dann ſenkte er langſam wieder das Angeſicht und ſeine Augen ſchloſſen ſich wie in einer Ohnmacht.

»Laſſen Sie einhalten, Durchlaucht,« flehte Sonnenfels, »es iſt mehr als Sünde, dieſen alten Mann zu peinigen. Die Juſtiz begeht mit dieſem Verfahren an dem Greiſe einen Mord, und ich würde es nie vor meinem Gewiſſen verantworten können, in dieſem Augenblicke nicht mit aller Energie und im Gefühle des Rechtes, welches die Menſchlichkeit mir eingibt, hier eingeſchritten zu ſein.«

Kaunitz warf einen fragenden Blick auf den Richter. Dieſer zuckte die Achſeln. Ein Wink von Kaunitz hieß den Richter nach eigenem Ermeſſen vorgehen, und ſchon ſchleppten die Marterknechte die inwendig mit ſpitzen Nägeln beſchlagenen ſpaniſchen Stiefel herbei, um ſie dem alten Manne an die Beine zu ſchrauben.

Es mußte ein entſetzlicher Schmerz ſein, wie die morſchen Knochen erſt zuſammengepreßt und geſtreckt wurden, dann bei jedem neuen Umdrehen der Schraube die Spitzen der Nägel tiefer in das Fleiſch drangen. Ein krampfhaftes Zucken durchbebte den Körper des Gemarterten. Er verſuchte laut zu beten. Die Lippen waren es nicht mehr im Stande. Aus den Fugen der ſpaniſchen Stiefel quoll das helle Blut in einzelnen, immer ſtärkeren Tropfen.

In dieſem Augenblicke ertönte ein gellender Schrei.

Sonnenfels war bei dem Anblicke des Blutes in Ohnmacht gesunken.

»Machen Sie ein Ende,« rief der Fürst dem Richter zu, und während er selbst dabei blieb, wie man den Regierungsrath in das andere Zimmer trug, und mit den starken Geistern, die in der Marterkammer immer vorräthig waren, wieder zu sich brachte, wurde indeß auch Martin aus seinen Marterwerkzeugen losgeschraubt und abgebunden. Man legte ihn, der kein Glied seines Körpers rühren konnte, auf eine Bahre, um ihn hinweg zu tragen. Er schien besinnungslos, aber seine Lippen stammelten leise: »Ad majorem Dei gloriam!«

Seit der Flucht des Barons war Rosa ohne Nachricht von ihrem Vater. Ihre Vorsicht, womit sie Alles verbrannt hatte, was nur irgend Aufschluß über seine Verbindung hätte geben können, fand sich vollkommen gerechtfertigt. Bereits am nächsten Tage war eine Commission in ihrer Wohnung erschienen, hatte genaue Haussuchung gehalten, und mit ihr selbst ein sehr strenges Verhör vorgenommen. Aber es fehlte an Beweisstücken und ihre Klugheit war umsichtig genug, keinen neuen und stärkeren Verdacht gegen sich aufkommen zu lassen. Noch einige Vorladungen, noch einige Verhöre und das Gericht stand, trotzdem man sich noch nicht ganz von des Fräuleins vollkommener Theilnahmslosigkeit überzeugt hielt, doch vor der Hand von jeder weiteren Untersuchung ab.

Welche einsamen Stunden waren jetzt über dieses stolze hochfahrende Herz hereingebrochen, welche bittere Qual der

Reue durchzog wie ein endloſer Faden alle ihre Gedanken, welche Thränen preßte ihr die Pein des Neides aus, jetzt die verachtete Nebenbuhlerin, das arme Kind in der kleinen Wohnung desſelben Hauſes, am Arme jenes Mannes ſehen zu müſſen, den ſie einſt mit Stolz zu ihren Füßen erblickt, mit Hochmuth weggeſchleudert, und mit Lüge endlich ganz von ſich gewendet hatte!

Dazu kam nun noch die bittere Noth der Armuth, welche ſich von Tag zu Tag in immer grellerer Weiſe bei ihr geltend machte. So lange der Baron noch anweſend geweſen, ſo lange ſie noch Geſellſchaften empfingen, und ihr Haus wenigſtens den äußeren Schein der Vornehmheit bewahrt hatte, waren alle jene zahlloſen Gläubiger ſtill geblieben, denen eigentlich Alles, was ſich in der Wohnung vorfand, gehörte. Jetzt aber drängte einer den andern, den ganzen Tag ſtand die Thür nicht ſtill, und jeder der kam, nahm etwas mit, was er als ſein Eigenthum zu reclamiren im Stande war. Daher kam es, daß nach kurzer Zeit die Zimmer leer, die Wände kahl waren.

Dieſer Zuſtand konnte nicht dauern, ohne in der Seele des noch vor Kurzem hochmüthigen Mädchens Pläne aufſteigen zu laſſen, an welche ſie früher nicht im entfernteſten gedacht hatte. Lag doch der ſtolze Bau ihrer geträumten Zukunft jetzt in Trümmern zu ihren Füßen. Die Freunde, die ſich einſt an ſie gedrängt, die Schmeichler, die ihr gehuldigt hatten, ſie waren verſchwunden, und ihr nichts geblieben, als die Hoffnungsloſigkeit, die Verlaſſenheit der Armuth. Der Kummer hatte in den letzten Tagen die Roſen ihrer Wangen eben ſo unbarmherzig entblättert, als die

Thränen, mit welchen sie in schlaflosen Nächten ihr Lager benetzte, den Glanz ihres Auges trübten. Die schöne jugendliche elastische Gestalt war auffallend gealtert.

Darüber war sie aber mit sich einig, daß ein Entschluß in Bezug auf ihr künftiges Leben gefaßt werden mußte. Sie begann sich bereits mit dem Gedanken vertraut zu machen, in stiller Abgeschiedenheit eine neue Laufbahn sich zu eröffnen. Aber, sollte sie in Dienst treten? Sollte sie, die noch vor Kurzem befohlen, allen Launen einer Herrschaft sich aussetzen? und jetzt erst erkannte sie klar, wie launenhaft sie selbst oft gewesen, und wie unnöthige Pein sie ihrem eigenen Mädchen manchmal verursacht hatte. Aber jemehr sie über diesen Plan nachdachte, desto unausführbarer zeigte er sich. Auch stieg ein ganz anderes Bild vor ihrer Seele auf.

Sie wollte fort, weit fort von Wien, an einen Ort, wo Niemand ihren Namen errathen konnte. In der Fremde glaubte sie die Kraft zu finden, alle bisherigen Erinnerungen von sich zu werfen, dort wollte sie ein neues Leben beginnen, sich selbst durch eigenen Fleiß eine stille ruhige Zukunft gründen.

Bereits seit einigen Tagen war sie allein. Das Mädchen, welches bisher bei ihr gewesen, hatte sie auch verlassen. Dieser Umstand reifte den Gedanken zum Entschluß.

An demselben Abend als Frau Rosl zum Besuche bei ihrer Freundin war, verließ um die Zeit, als es schon dunkel geworden und bereits in den Straßen die Laternen brannten, eine weibliche Gestalt, nur ein kleines Päckchen in der Hand, das Freihaus, und warf vor dem Thore noch einen

langen thränenfeuchten Blick zu den Fenſtern des erſten Stockes hinauf. Es ſchien ein Dienſtmädchen zu ſein, ſo einfach, ſo ſchlicht, ſo ärmlich war die Kleidung.

— — Am nächſten Morgen machte die Hausmeiſterin die erſchreckende Entdeckung, daß das Quartier des Barons ganz leer ſei. Mit großem Geſchrei verkündete ſie im Hauſe, Treppe auf, Treppe ab ſchießend, die Neuigkeit; man machte die Anzeige, aber Roſa blieb verſchwunden!

XV.

Robert war in den letzten Tagen von vielfachen Gemüthsaufregungen bestürmt worden. Nicht allein das Schicksal seiner armen Pflegeschwester Helene, auch der Gang des Processes gegen den Kanzlisten und Marcell, die öfteren Zusammenkünfte mit dem Provincial und Saint Germain, welche als Hauptzeugen bei dieser Untersuchung auftraten, hatten ihn außer seinen Amtsstunden vollkommen in Anspruch genommen. Dazu kam noch, daß seine Seele durch einen Schlag, der ihn unversehens getroffen und dessen ganze Wucht er erst nach einigen Tagen auf sich drücken fühlte, um so mehr verdüstert worden war, als zum ersten Male der Argwohn verletzter Eitelkeit und verwundeten Stolzes sich mit scharfen Krallen in seine Seele grub.

Was hatte er Antonie gethan, daß sie seit einiger Zeit nicht mehr zu ihrer Tante kam, daß sie, wie es schien, sorgfältig jede Begegnung mit Robert vermied, und wie Maria ihm gesagt, das von Robert so heiß ersehnte Wiedersehen auf eine bessere Zeit verschob?

»Welchen Grund kann sie haben, womit habe ich sie beleidigt?« fragte er dringend.

Maria zuckte mit den Achseln. Sie schien es nicht zu wissen, oder vielmehr, es ihm verbergen zu wollen.

Nach einigen Tagen endlich drängte er sie wieder. Antonie war noch immer nicht erschienen, sie hatte ihm sogar

uf ſeine Bitte, ihm zu ſchreiben, abſchlägig antworten laſ-
en. Es war, als ob ſie plötzlich jede Verbindung auflöſen,
ls ob ſie die Erinnerung an all' die ſchönen Stunden, welche
ie in dem Zimmer Maria's verlebt, aus ihrem und auch zu-
gleich aus ſeinem Gedächtniſſe verbannen wollte.

»Wenn ich nur eine Urſache wüßte,« ſagte er eines Nachmittags ganz aufgeregt zu Maria; »aber ſo plötzlich, ſo unverhofft, ſo ohne allen Grund ein Bündniß zerreißen, welches ich für die Ewigkeit geſchloſſen wähnte.«

»Ohne alle Urſache?« warf ihm Maria ein.

Er ergriff begierig dieſen Einwand, denn es war das erſte Mal, daß Maria überhaupt auf dieſen Gegenſtand einging, und er hoffte jetzt, wenn er das Geſpräch feſthielt, mehr und Ausführliches von ihr zu erfahren.

»Sie haben ſich verrathen,« fiel er ihr deswegen raſch in die Rede; »der Ton, in welchem Sie dieſen Zweifel ausſprachen, beweiſt mir, daß Sie die Urſache kennen, warum Antonie ſich von mir zurückzieht, und« ſetzte er nicht ohne tiefe innere Aufregung hinzu, »ich glaube von Ihnen ſowohl, als von Antonie gut genug gekannt zu ſein, um wenigſtens etwas mehr Vertrauen, wenn ich ſchon nicht ſage, Offenheit zu verdienen.«

Maria ſah ihn lächelnd an und drohte ihm mit dem Finger.

»Wie das Feuer gleich über dem Dach iſt!« ſagte ſie lachend; »ſollte man nicht meinen, ich hätte Gott weiß welch' Verbrechen begangen? So aber ſind Sie allein, junger Herr, der Verbrecher, und wenn Sie mehr wiſſen wollen —«

»Ich, ich?« fragte Robert, deſſen Erſtaunen jeden Augenblick mehr und mehr wuchs, »wie iſt das möglich?«

»Sagen kann ich es Ihnen ſchwer, ſo etwas ſpricht ſich nicht gut, aber zeigen will ich es Ihnen.«

Sie erhob ſich bei dieſen Worten von ihrem Stuhle, ergriff den Arm des jungen Mannes und führte ihn zum Fenſter. Dort angekommen ſah ſie ihm lächelnd ins Geſicht und fragte dann, mit dem Finger auf jene blumengeſchmückten Fenſter zeigend: »Wer wohnt dort, junger Herr?«

»Was ſoll das heißen?« fragte Robert betroffen, »was weiß ich denn, wer dort wohnt?«

»So?« ſagte die Matrone und ſah ihn mit komiſchem Ernſte an, »ſo, Sie wiſſen nicht? Ja richtig, Sie mögen Recht haben, weil Sie es nicht wiſſen, deswegen ſtehen Sie ſo oft an Ihrem eigenen Fenſter, und ſtarren wie ganz verloren hinüber.«

Robert ſah ſeine Hausfrau überraſcht an und eine helle Röthe überflog ſein Geſicht.

»Glauben Sie mir,« verſicherte er endlich, »daß es nichts anderes iſt, als — —«

»Als Neugierde, wollen Sie ſagen?« fiel ſie ihm in's Wort; »ja, lieber Gott, wenn Ihr Männer einmal anfangt, neugierig zu werden, dann iſt es bald um ein armes vertrauensvolles Mädchenherz geſchehen. Ich kenne das zu genau —«

»Aber Sie werden doch nicht glauben, daß ich einen Schatten, ein Weſen, das ich nicht kenne, nie geſehen habe, von dem ich nichts weiß, als daß es ſchlank gewachſen iſt und

eine feine zierliche Hand beſitzt, daß ich eines ſolchen Luftgebildes wegen das Glück meines Lebens, die Ruhe meines Herzens, die Hoffnungen einer freudigen Zukunft von mir werfen werde? Haben Sie mich jemals als einen dieſer leichtſinnigen Männer gekannt, welche ſolches zu thun im Stande wären? Ich frage Sie, können Sie mich für einen ſolchen halten?«

»Nun, es gibt Augenblicke, ſchwache Stunden —«

»O, ich ſehe es,« rief er erbittert aus, »man ſucht eine Gelegenheit zu brechen, man will ein Spiel enden, das vielleicht nie als Ernſt betrachtet wurde, ich bin vielleicht ſchon läſtig, ich bin zu ſehr das ewige Einerlei. Man kann ja nicht wiſſen, ich habe gehört, es ſoll Menſchen geben, welche ſich nur in einer ewigen Abwechslung ihrer Gefühle wohl befinden können.«

»Herr Haimon!« rief in dieſem Augenblicke die alte Maria in einem Tone, der den jungen Mann augenblicklich zur Beſinnung brachte, ſo viel Ernſt, ſo viel Vorwurf, ſo viel energiſche Zurückweiſung ſeines bitteren Wortes lag darin. Auch war der Eindruck auf Robert ein ſtarker, denn er war plötzlich wieder ruhig und gemäßigt geworden.

Maria trat ihm einen Schritt näher und legte ihre Hand auf ſeine Schulter. »Sie haben,« begann ſie, »jetzt einen ſo ſchweren kränkenden Vorwurf gegen ein Weſen ausgeſprochen, welches, wie Sie ſagen, Ihrem Herzen theuer iſt, daß ich faſt glauben muß, Sie hätten ſich bisher in Ihren Gefühlen für Antonie ſelbſt getäuſcht. — Unterbrechen Sie mich nicht,« fuhr ſie fort, als er ihr ins Wort fallen wollte. »Ich ſage Ihnen, Antonie gehört zu jenen ſeltenen Geſchöpfen,

welche den Grad der Neigung eines geliebten Wesens nicht blos nach den Worten, welche man zu verschwenden für gut findet, sondern nach dem Grade des Vertrauens bemessen, den man ihnen schenkt. Beurtheilen Sie nun selbst, in welchem Lichte Sie vor ihr erscheinen müßten, wenn sie unser Gespräch mit angehört hätte.«

»Aber sagten Sie mir nicht selbst,« entgegnete er etwas verwirrt, »daß Antonie wegen dieser Dame gegenüber —«

»O, junger Herr, das war ein kleiner Scherz; übrigens seien Sie überzeugt, daß Antonie dieser Göttin wegen nicht eifersüchtig wird.«

»Wie verstehen Sie das? Was wollen Sie damit sagen?« fragte er rasch; »ich bitte Sie, erklären Sie sich deutlicher darüber, denn ich gestehe es Ihnen, daß diese halben Worte, diese flüchtigen Andeutungen meine Verwirrung steigern, statt mir Klarheit in einer Sache zu verschaffen, welche doch so sehr in mein ganzes Leben einzugreifen scheint.«

»Sie werden auch klar sehen, nur Geduld, es dauert nicht mehr so lange —«

»Jede Stunde ist mir zu lange, denn Sie ahnen nicht die Qualen, welche mich durchziehen, und deren Marter nicht eher enden wird, als bis ich entweder am Ziele meiner Wünsche stehe, oder die Gewißheit habe, — einige Momente lang einem schönen Traumbild nachgejagt zu haben.«

»Gut!« antwortete Maria nach einigem Nachdenken, »ich werde heute noch mit Antonie sprechen und Ihnen Antwort sagen.« —

An demselben Nachmittage ging Maria in die Woh-

nung der Gräfin Raunek. Im Vorſaale ſtieß ſie auf Margarethe, welche ſich ſchon bis zur Kammerjungfer emporgeſchwungen, und nun mit aller zierlichen Gelenkigkeit einer echten Zofe auf ſie zugeſprungen kam, um die Hand der alten Frau an ihre Lippen zu drücken. Maria klopfte dem Mädchen freundlich an die Wange und ſagte dann lächelnd: »Nicht wahr, hier iſt es Dir doch lieber, als bei mir?«

»Bin ich denn hier nicht auch bei Ihnen?« antwortete das Mädchen, »und war ich denn nicht drüben ebenfalls im Dienſte bei der gnädigen Gräfin? Sie war heute Mittag aus, und hat bei dem Nachhauſekommen gleich gefragt, ob Sie noch nicht gekommen?«

»Sie erwartete mich alſo? Iſt Niemand bei ihr?«

»Keine Seele. Wer ſollte auch drin ſein?« antwortete Margarethe. »Die gnädige Gräfin ſitzt im großen Blumenzimmer.«

Mit dieſen Worten öffnete ſie die hohe Flügelthüre und begleitete Maria bis zur Schwelle jenes Gemaches, worin die Gebieterin eben verweilte.

Als Maria leiſe und geräuſchlos eintrat, fand ſie die Gräfin Raunek den Kopf auf die Hand geſtützt und in Gedanken vertieft in der Fenſterniſche, welche durch Blumen und Gewächſe zur Laube geworden. Die Gräfin ſchien die alte Frau nicht eher zu bemerken, als bis ſie ganz nahe an ſie herangetreten war. Jetzt erſt erhob ſie den Kopf und Maria erſchrak faſt über den Ernſt und die Abſpannung in den ſonſt ſo anmuthigen Zügen.

»Biſt Du da, Maria?« begann die Gräfin und reichte ihrem Beſuche die Hand, während ſie zugleich auf einen klei-

nen Lehnstuhl hinwies, welcher knapp neben ihrem Sessel stand.

»Was ist geschehen?« fragte Maria besorgt und mit fast ängstlicher Stimme, »ich will doch nicht hoffen, daß das Gespräch —«

»Mit der Gräfin Vietinska übel ausgefallen ist, willst Du sagen?« fiel ihr die Gräfin bitter ins Wort; »o nein, es gehört zu den Vorzügen hoher Damen, das Unangenehmste so liebenswürdig zu sagen, daß man fast versucht wird, ihnen noch Recht zu geben.«

»Also doch Unangenehmes,« rief Maria betrübt aus; »o, ich habe immer einen solchen Ausgang gefürchtet.«

»Wer sagt Dir denn, daß dieses schon das Ende sei? Glaubst Du, daß ich eine solche Antwort, wie meine Tante sie mir heute gab, ruhig und ohne eine Erwiederung hinnehmen würde. Beruhige Dich, es sollen keine bitteren Worte zwischen uns fallen; nach dem, was wir heute gesprochen haben, wäre ein neues Aufnehmen der Sache, wenigstens so wie ich es ansehe, umsonst. Aber es gibt Gott sei Dank noch andere Mittel, und ich bin entschlossen, das wirksamste derselben zu ergreifen.«

Maria sah sie fragend und unruhig an. Aus den Augen der Gräfin leuchtete der Ausdruck ernstlicher Entschlossenheit.

»Erzählen Sie mir doch den Hergang,« drängte Maria; »bis jetzt weiß ich nur, daß Ihre Bemühung erfolglos war, aber ich fasse es nicht, die Frau Gräfin, Ihre Tante, war doch sonst in allem, was Sie sagten, in allem, was Sie thun wollten, nur Ihrer Meinung. Es ist das erste Mal —«

»Aber auch das erste Mal, daß ich mit solch' einer Er-

öffnung ihr kam. Du hätteſt ſie nur ſehen ſollen. Ich habe Dir ſchon mitgetheilt, daß ich in der letzten Zeit eine Abnahme ihrer Zärtlichkeit gegen mich zu bemerken glaubte. Es iſt, als ob ſie jetzt ganz beſtimmt wüßte, daß ich doch nicht auf Reiſen war. Ich hatte ihr alſo geſchrieben, daß ich ſie heute beſuchen würde, und mir für eine längere Unterredung ihre Geduld erbäte. Schon der Empfang war förmlicher, gemeſſener als ſonſt, kaum eine leiſe Spur von jener mütterlichen Herzlichkeit, welche ſie ſonſt immer für mich hatte. Sie führte mich zum Sopha und bot mir dort den Platz neben ſich an, und als ich eben, kaum mehr meiner ſelbſt Herr, ſie über die Urſache dieſer plötzlichen Umwandlung fragen wollte, ſagte ſie gemeſſen und langſam: »Ich ſtehe zu Dienſten und bin ganz Ohr!« — Ich werde mich bemühen, Ihre koſtbare Zeit ſo kurz als möglich in Anſpruch zu nehmen, antwortete ich nun eben ſo förmlich und begann. Je länger ich ſprach, und ich glaube, diesmal mehr und länger, als ich mir ſelbſt es vorgenommen hatte, deſto mehr fiel es mir auf, daß die Züge meiner Tante immer ſtarrer und ſtarrer wurden. Es ſchmerzte mich tief, als ich ſah, welche Wirkung die Schilderung meines inneren Lebens, meines Seelenzuſtandes, den ich mit aller Wärme meines Gefühles der mütterlichen Freundin ausmalte, auf dieſe hervorbrachte.«

»Ich glaube zu errathen, welche Antwort die Gräfin Tante Ihnen gab,« ſagte Maria halblaut.

»Die Antwort war ganz kurz,« rief die Gräfin Raunek leidenſchaftlich aus; »meine Tante ſagte mit einer Höflichkeit, deren kalter Ton mir wie ein Meſſer durch die Seele drang: »Sie ſind Ihre eigene Herrin, Frau Gräfin, mir kommt es nicht zu, Ihnen etwas zu verbieten. Abgemahnt.

das hätte ich Sie vielleicht, aber Sie haben es ja nur nothwendig gefunden, mich von Ihrem Entschlusse in Kenntniß zu setzen, — eine Aufmerksamkeit, deren Werth ich vollkommen zu schätzen weiß.«

»Sie thun mir sehr wehe,« sagte ich Ihr, »ich wollte ja eben Ihren Rath, den Ausspruch Ihrer reifen Erfahrung, ein Wort der Leitung von Ihnen, die Sie so wunderbar die jugendliche Wärme des Herzens mit der Weisheit des Verstandes verbinden. Sie haben mich mißverstanden, theure Tante.«

»Ich zweifle nicht daran,« antwortete sie mir, »aber gestatten Sie, daß ich die Meinung ausspreche, wenn in dem Herzen einer Frau vom Stande, wie Sie, Frau Gräfin Raunek — sie betonte diese letzteren Worte sehr stark, — sich auch nur der Gedanke einer solchen Mesalliance,« — hier hielt sie inne und drückte ihr Spitzentuch vor den Mund — »regen kann, ich der Meinung bin, daß eine solche Frau bereits hinlänglich mit ihrem Verstande zu Rathe gegangen ist. Ich kann mir nicht denken, daß sonst auch nur die leiseste Idee auftauchen kann.«

»Darauf nun, das wirst Du einsehen,« fuhr die Gräfin Raunek fort, »blieb mir nichts zu antworten übrig. Ich hätte gewärtigen müssen, daß die in ihrem Adelsstolze verletzte Dame sich vielleicht noch Anspielungen auf meine Geburt erlaubt hätte, und wozu hätte ein solches Gespräch dann geführt, als zu einem völligen Bruche? So aber schieden wir, wenn auch nicht in der alten Herzlichkeit und Liebe, so doch immer noch höflich genug, um alle die feinsten Linien des Anstandes zu beobachten. Daß die Gräfin beim Weg-

gehen mich nicht küßte, mich nicht fragte, wenn ſie mich wiederſehen würde, iſt mir Beweis genug, wie tief ſie ſich gekränkt fühlt.«

Die Hand der Gräfin ergreifend fragte Maria: »Was werden Sie nun thun?«

Die Gräfin ſah ſie einige Augenblicke feſt an und verſetzte dann ruhig:

»Mein Herz ſagt, ich möge handeln!«

XVI.

In Sonnenfels hatte die Folterſcene einen erſchütternden Eindruck zurückgelaſſen. Mit Mühe war er aus der Ohnmacht wieder zu ſich gebracht worden, und zu Hauſe machte ſich der bisher noch gewaltſam unterdrückte Schmerz Luft. Die Hausleute hörten den Regierungsrath mit ſich ſelbſt laut ſprechend bis zum frühen Morgen in ſeinem Arbeitszimmer auf- und abgehen. Wer ihn in dieſem Augenblicke geſehen hätte, wie die Geſtalt des kleinen zarten Mannes ſich im Feuer ſchöner Begeiſterung aufrichtete, wie ſeine Augen glänzten und von ſeiner Stirn der große Gedanke der Humanität leuchtete!

»Es iſt nun beſchloſſen,« ſprach er aufgeregt zu ſich ſelbſt, »dieſe Art der Juſtiz, ein Schandmal für unſere Zeit, ein Flecken für die geiſtigen Beſtrebungen des Jahrhunderts, dieſes Ueberbleibſel früherer Barbarei darf nicht in jene heitere Zukunft hinüberragen, welche wir jetzt mit vereinten Kräften anſtreben. Welch' unerhörtes Vorgehen! Wir verabſcheuen die wilden Völker Amerikas, welche ihre Kriegsgefangenen peinigen, und wir ſelbſt, Kinder der Civiliſation, Chriſten und Bürger des philoſophiſchen Jahrhunderts, wir halten es für recht und geſetzmäßig, mit der raffinirteſten Grauſamkeit unſeren Nebenmenſchen zu peinigen, als ob die Wahrheit, die echte, reine, heilige Tochter des Himmels, durch ſolche Mittel ſich zu uns herabziehen ließe.«

— — »Soll ich mich noch einmal an Kaunitz wenden?«

ſagte er nach einigen Minuten zu ſich ſelbſt und blieb ſtehen; »ich habe geſtern ſeine Züge beobachtet, ſie blieben beinahe kalt, ſteinern, theilnahmlos, und doch, ich weiß es ja, ſein Herz ſchlägt warm für alles Große und Edle, dieſer Geiſt ſieht weiter in die Zukunft, als der gewöhnliche große Haufe. Jetzt, nachdem er ſich ſelbſt von dem ſchreckenerregenden Zuſtand unſerer Juſtiz überzeugt hat, jetzt wird ſeine erhabene Seele mir gewiß freudig in meinen Beſtrebungen entgegenkommen.«

Sobald der Regierungsrath mit dieſem Gedanken im Klaren war, ſäumte er auch nicht, über die nothwendigen ferneren Schritte nachzudenken. Der weitere Verlauf bot keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr, ſobald die Unterſtützung des Fürſten geſichert war. Und jetzt erſt, nachdem er den Weg, den er einzuſchlagen hatte, genau erwogen, und ihn als den beſten und ſicherſten erkannt hatte, — jetzt erſt ſenkte ſich auch auf ſein Haupt die Müdigkeit der durchwachten aufgeregten Nacht, und er wollte einige Stunden ſchlummern, bevor er mit neuer, friſcher Kraft an ſein großes Werk ging.

»Um eilf Uhr Mittag will ich geweckt ſein,« ſagte er ſeinem Kammerdiener, der es gewagt hatte, zu ihm einzutreten, und ihn bat, ſich doch etwas Ruhe zu gönnen, da es bereits heller Tag ſei — — und vor eilf Uhr ertönte bereits die Glocke aus ſeinem Zimmer, welche den Diener wieder zu ſich rief.

Die Toilette des Regierungsraths, ſo ſorgfältig ſie ſonſt immer war, dauerte heute kürzere Zeit als gewöhnlich, denn er war in ſeltſamer Ungeduld und ſein Kammerdiener konnte gar nicht mit der Friſur fertig werden.

»Es wird ſchon gut ſein,« rief der Ungeduldige mehrmals aus, immer aber wurde er durch die freundlichen Bitten des Dieners wieder auf einige Minuten beſchwichtigt.

»Der gnädige Herr können ja nicht in ſolcher Friſur bei Seiner Durchlaucht erſcheinen! Was würde ſich der Kammerdiener Seiner Durchlaucht von mir denken, daß ich Euer Gnaden ſo ausgehen laſſe?«

»Nun gut,« antwortete Sonnenfels lächelnd, »deine Reputation ſoll nicht durch meine Ungeduld leiden.« Und er ſaß ruhig unter dem Brenneiſen und dem Kamm ſeines Dieners, bis dieſer mit ſelbſtzufriedener Miene ſagte: »Jetzt, Euer Gnaden, können Sie ſo wie Sie ſind, ſogar vor Ihrer allergnädigſten Majeſtät erſcheinen.«

Der Wagen wartete bereits vor dem Hauſe und nicht lange darauf war er in raſchem Trabe bei Kaunitz angelangt.

Der Regierungsrath ſprang heute beſonders leicht die breiten Treppen hinauf, und rechts und links die Begrüßungen der ſich tief verbeugenden Bedienten erwiedernd, eilte er in den großen Vorſaal.

Der Kammerdiener des Fürſten, welcher ſich hier befand, eilte ihm entgegen.

»Ich bedauere, Herr Regierungsrath,« ſagte er, »daß Eure Gnaden ſich ſo zeitlich herausbemüht haben, Seine Durchlaucht iſt erſt um acht Uhr Morgens zu Bette gegangen, und —«

»Und dürfte alſo ſpät erſt erwachen?« fiel ihm Sonnenfels ungeduldig in die Rede.

»Das wohl nicht,« bemerkte der Kammerdiener, »Euer Gnaden wiſſen ja, daß Seine Durchlaucht nie länger als

einige Stunden ſchläft, ich erwarte jetzt ſchon jeden Augenblick die Glocke.«—

»Dann iſt's ja gut; aber Sie haben mich erſchreckt, mein Lieber, ich befürchtete ſchon, daß Seine Durchlaucht vor Nachmittag Niemand empfangen würden, und ich habe in einer ſehr wichtigen Angelegenheit zu ſprechen.«

»Ich weiß, daß der Herr Regierungsrath Seiner Durchlaucht immer willkommen ſind,« bemerkte der Kammerdiener mit einer Verbeugung.

In dieſem Augenblicke hörte man eine Glocke heftig anziehen.

»Seine Durchlaucht rufen,« ſagte der Bediente und verſchwand durch eine kleine Thüre, aber kaum einige Minuten darauf erſchien er bereits wieder und aus der geöffneten Thüre zurücktretend und dem Regierungsrathe Platz machend, ſagte er:

»Seine Durchlaucht erwarten den Herrn Regierungsrath!«

Die Unterredung mit Kaunitz fiel zur vollſten Zufriedenheit des Regierungsrathes aus. Des Fürſten ſtaatsmänniſcher Blick hatte in der Marterkammer ſich ſchnell genug überzeugt, daß die Zeit für ein ſo barbariſches Verfahren vorüber ſei. Bei dem Anblicke des gemarteten Greiſes hatte auch das Herz den bisherigen Widerſtand des berechnenden Verſtandes vollends beſiegt. Als Sonnenfels eintrat, rief der Fürſt, der noch im Bette lag, ihm ſchon entgegen:

»Kommen Sie wieder mit der Aufhebung der Tortur? Ganz Ihrer Meinung, Herr Regierungsrath.«

Einen ſolchen Empfang hatte Sonnenfels nicht erwartet, und es koſtete ihn nun keine Mühe, den Fürſten, der im Ganzen mit ihm einverſtanden war, für die Einzelheiten des Planes zu gewinnen.

»Was Ihre Majeſtät unſere gnädigſte Herrin betrifft,« ſagte Kaunitz, »ſo überlaſſen Sie mir, das große Herz der erhabenen Frau vorzubereiten. Maria Thereſia wäre nicht mit Recht von der ganzen Welt Mutter ihrer Völker genannt, wenn ihr mildes chriſtliches Gemüth nicht empfänglich wäre für jedes Wort, das man zum Beſten der leidenden Menſchheit ſpricht.«

Es wurde nun verabredet, daß Sonnenfels ein ausführliches Memorandum über die Nothwendigkeit, die Tortur in den kaiſerlichen Erbländern aufzuheben, ausarbeiten ſolle, während Kaunitz es übernahm, die Kaiſerin auf den Gegenſtand jener Audienz vorzubereiten, um welche Sonnenfels in den nächſten Tagen ſchon bei der Majeſtät anſuchen ſollte.

— Die Nacht vor dieſer Audienz, welche ihm auf ſein Anſuchen ſogleich bewilligt worden, verging für Sonnenfels ſchlaflos. Er konnte nicht müde werden, immer und immer das Memorandum, welches bereits zierlich abgeſchrieben vor ihm lag, durchzuſehen, und während er unruhig und aufgeregt in ſeinem Arbeitszimmer auf- und abging, blieb er wieder manchmal vor ſeinem Schreibpulte ſtehen und warf mit Bleiſtift einige Worte auf einen Bogen Papier, die flüchtigen Andeutungen zu jener Rede, womit er bei Ihrer Majeſtät ſein Memorandum einbegleiten wollte.

Endlich, als ſchon der Tag zu grauen begann, gönnte

er sich einige Ruhe. »Es ist ein schwerer Gang,« sagte er zu sich selbst, »und ich werde Kraft und Stärke brauchen.«

Als er nach einem kurzen und unruhigen Schlummer erwachte, stand sein Kammerdiener schon bereit, heute ängstlicher als jemals besorgt, den Herrn Regierungsrath auf das Netteste herauszuputzen. Der ungeduldige Sonnenfels wand sich diesmal ungeduldiger als jemals unter den Kämmen und Bürsten, — aber der Kammerdiener ließ sich noch weniger, als je zuvor, irre machen.

Auch das war überstanden. Die Sänfte stand vor dem Hause. Unter dem einen Arm den Hut, unter dem andern sorgfältig in ein seidenes Tuch gewickelt, das kostbare Memorandum, stieg Sonnenfels ein und ließ sich in die Burg tragen, wo er noch eine geraume Weile vor der zur Audienzstunde festgesetzten Zeit ankam.

Es war kein gewöhnlicher Audienztag, und deswegen der Vorsaal nur mit wenigen Personen besetzt. Die meisten Anwesenden kannten Sonnenfels und man begrüßte ihn von allen Seiten. Auch der diensthuende Kammerherr vom Tage bewies sich sehr zuvorkommend gegen den Regierungsrath und theilte ihm mit, daß Ihre kaiserlich königliche Majestät geruht hätten, ihn bei Beginn der Audienz zuerst zu sich zu befehlen.

Sonnenfels' ganze Figur hob sich bei diesen Worten. Das Bild der großen Kaiserin, deren Herz so warm für Menschenwohl und Menschenglück schlug, schwebte bei dem Gedanken an die nächsten Augenblicke im strahlenden Glanz vor seiner Seele, — er sah sich im Geiste schon vor der erhabenen Frau stehen, und noch einmal ordnete er alle Gründe

und Beweiſe, womit er ſeinen Vortrag unterſtützen wollte, zu einem zuſammenhängenden Ganzen.

Jetzt ward der helle Klang einer ſilbernen Glocke aus dem Cabinet der Kaiſerin gehört, der Kammerherr gab Sonnenfels das Zeichen, die Flügelthüren öffneten ſich und einige Augenblicke darauf ſtand Oeſterreichs Montesquieu vor der großen Maria Thereſia.

Die Kaiſerin ſtand vor dem Schreibtiſche, den Arm auf den Stuhl gelehnt, und nickte dem Eintretenden gnädig zu.

»Was bringt Er mir, Regierungsrath Sonnenfels?« ſagte ſie, »kommt Er wieder mit ſeinem Project über die Verbeſſerung der Juſtiz in unſeren Ländern? Ich werde Ihm dankbar ſein, wenn Er was Rechtes und Gerechtes, wie von Ihm nicht anders zu erwarten, zu Wege bringt. Mir hat Kaunitz ſchon von einem neuen Plane geſagt; iſt's der?«

Sie deutete bei dieſen Worten auf das Memorandum, welches Sonnenfels in der Hand hielt.

»Mit Euer Majeſtät allergnädigſter Erlaubniß, ja,« antwortete Sonnenfels, »aber es iſt nur ein Theil, wenn auch nach meiner unmaßgeblichen Einſicht ein ſo wichtiger und einflußreicher Theil der Juſtiz, daß ich um die erhabene Huld flehen muß, Euer Majeſtät mögen mir geſtatten, mich eines weiteren über dieſe Materie auszubreiten.«

»Iſt das derſelbe Gegenſtand, von dem Kaunitz mit Ihm ſprach?« fragte die Kaiſerin.

»Euer Majeſtät,« ſagte Sonnenfels flehend, aber ernſt zugleich, »es iſt mein Memorandum, um zu beweiſen, daß die bisher in den Erbländern Eurer kaiſerlich königlichen Majeſtät noch übliche Tortur eben ſo unchriſtlich und unmenſchlich, als unwirkſam iſt.«

Es entging dem Regierungsrathe nicht, daß die Kaiserin bei diesen Worten fast unmerklich mit den Lippen zuckte; stets ein Beweis, daß ein Gedanke sie mehr als gewöhnlich angeregt habe.

»Wenn Eurer Majestät Gnade mir gestatten will,« fuhr Sonnenfels fort, »die von mir in diesem allerunterthänigsten Memorandum niedergelegten juridischen und philosophischen Bedenken gegen die den Menschen, Gottes erhabenes Ebenbild, entwürdigende Anwendung der Tortur, diese unchristliche Erfindung einer finsteren Zeit, diese barbarische, aus dem Heidenthume zu uns übertragene Schändung des heiligen Rechtsbegriffes, vor Euerer Majestät entwickeln zu dürfen, so wage ich es, nicht zu zweifeln, daß das erhabene Herz der großen Maria Theresia, wie in so vielen, auch darin der Welt mit dem leuchtenden Beispiele vorangehen wird, indem sie ein Ueberbleibsel der Barbarei zertrümmert.«

Die Kaiserin hatte ernst und schweigend diese mit steigender Begeisterung gesprochenen Worte angehört.

»Ich will hören, was Er darüber aufgesetzt hat,« sagte sie endlich, als der Regierungsrath schwieg; »lese Er.«

Mit zitternder Hand schlug Sonnenfels sein Memorandum auseinander und begann, erst langsam und gemessen, dann aber, hingerissen von der Begeisterung für seinen Gegenstand, lauter und lauter zu lesen.

Die Kaiserin sah ihm unverwandt ins Gesicht. Ein schmerzlicher Zug spielte auf ihrem Antlitze, als er mit beredten Worten die Verkennung alles göttlichen Rechtes schilderte, deren sich ein Richter schuldig mache, welcher durch *körperliche Pein die* Ehre der Wahrheit zu Tage fördern *vollte. Er malte grell* und wirksam das Seelenleiden eines

Unſchuldigen, dem der Schmerz der Folter das Bekenntniß einer Schuld ausgepreßt, die er nie begangen; er ſprach von dem ſiechen Leibe manches Menſchen, den man unnöthigerweiſe der Tortur unterzogen, und ſtrömte endlich in ſolche Glut der Begeiſterung über, daß er zu den Füßen der Kaiſerin ſtürzte und ausrief:

»Die große Maria-Thereſia, die chriſtliche Kaiſerin, das Muſterbild aller Herrſcher, kann ſolche Ungerechtigkeit nicht wollen!«

Die Kaiſerin trat einen Schritt zurück und winkte ihm, aufzuſtehen.

»Er hat mir Vieles geſagt, was mir an's Herz gegriffen hat,« ſprach ſie; »Gott verhüte, daß ich ein Unrecht ferner dulde, wenn dem ſo iſt, wie Er ſagt. Laſſ' Er mir ſein Concept da. Ich werde es überlegen. Sei Er getröſtet, Regierungsrath Sonnenfels, Recht ſoll Recht ſein, ſo lang ich die Kaiſerin bin. Gehe Er mit Gott, ich werde Ihm ſchon das Weitere hören laſſen.«

Mit den üblichen drei tiefen Verbeugungen trat Sonnenfels ab. Ein Strahl höheren Geiſtes ſchien auf ſeinem Geſichte zu ruhen, als er durch das Vorzimmer ſchritt.

XVII.

Am ſpäten Abende desſelben Tages, wo Sonnenfels ſeine berühmte Audienz bei der Kaiſerin Maria Thereſia gehabt, ſaßen der Provincial und Saint-Germain in ernſtem Geſpräche in dem Zimmer des Letzteren. In den Zügen des Provincials zeigte ſich tiefe Trauer und mit unverhohlener Rührung ergriff er die Hand des Marquis.

»Es iſt alſo dein unwiderruflicher Entſchluß, mein Bruder,« ſagte er, »Du ſcheideſt ſo bald ſchon von uns, von mir, deſſen Werk hier erſt halb gethan iſt, und der mehr als jemals deiner kräftigen Unterſtützung bedarf, um das Begonnene zur Ehre Gottes und zum Wohle der Menſchheit zu Ende zu führen? Was iſt bisher geſchehen? Es ſind Heuchler entlarvt, Böſewichte unſchädlich gemacht worden; iſt damit aber ſchon der Samen des Guten gepflanzt? Sollte nicht jetzt erſt unſere Thätigkeit mit verſtärkter Kraft beginnen?«

»Du irrſt, mein Freund, wenn Du unſer bisheriges Wirken ſo gering anſchlägſt. Wir haben das Werk des ſorgſamen Gärtners gethan, der das Unkraut vertilgt und die Schmarotzerpflanzen ablöſt; die Sonne Gottes und die Urkraft des Bodens werden nun, befreit von den bisherigen hemmenden Einflüſſen, in ungeſtörter Einwirkung um ſo herrlichere Früchte treiben. Bedenke wohl, es wäre Vermeſſenheit, mit der kleinen unbedeutenden Menſchenkraft da

eingreifen zu wollen, wo die Vorſehung ſelbſt ihren unerforſchlichen Zielen entgegenſchreitet. Was wir thun können, darf nie darin beſtehen, in die Speichen der Weltordnung greifen zu wollen, ſondern nur die Pfade zu ebnen, auf welchen der Heros der neuen Zeit ſeinen Triumphzug durch die Welt halten wird. Unſere große Aufgabe iſt es, die Menſchen würdig auf ſeinen Empfang vorzubereiten, ſeinem Reiche jetzt ſchon Anhänger zu ſchaffen, und jenen falſchen Lehren entgegenzutreten, die vor ſeinem Erſcheinen mit unerhörter Kraft alle Geiſter berücken werden.«

»Und wenn dieſe Zeit erſt nach unſerem Tode eintritt, und wir noch nicht Jünger genug für die neue Morgenröthe gebildet haben?«

»Wir werden ſie nicht erleben, auch dieſes Jahrhundert nicht, eben ſo wenig wie das folgende ſchon. Aber von Jahrzehend zu Jahrzehend werden die Vorurtheile wie Schnee vor warmer Frühlingsluft zerſchmelzen, der friſche Boden geſunder Menſchennatur, welcher bisher ſo tief vergraben war, wird zu Tage kommen und eine Saat von Blüthen darauf erſtehen, von welchen man jetzt noch keine Ahnung hat. Ich kehre, zufrieden mit dem Reſultate dieſer Reiſe, nach meiner Heimat zurück, und glaube des Beifalles unſeres oberſten Rathes, der Zuſtimmung unſerer erhabenen Weiſen ſicher zu ſein.«

»Sie werden mit Dir zufrieden ſein, denn große Folgen werden aus den Ereigniſſen, an denen wir hier Theil genommen, die wir ſogar mit herbeigeführt haben, hervorgehen. Das geheime Treiben der Adepten, der Aberglaube des falſchen Tempels, die blinde Maurerei iſt vernichtet, und Robert

wird in Zukunft, von mir eingeweiht, die neue Lehre verbreiten.«

»Und noch ein Resultat, mein Bruder,« sagte Saint-Germain, indem er sich erhob und feierlich die Hand zum Himmel streckte, »noch eins, ein erhabeneres, ein göttlicheres ist erreicht, das Herz der großen Theresia ist von Sonnenfels erschüttert worden, ihr christlicher Sinn wird nicht mehr dulden, daß die Tortur fernerhin in Oesterreich ausgeübt werde. Um Martins Stirn wird, wie ich ihm einst versprach, nach langen Leiden der lichte Kranz der Vergeltung sich winden. Alle seine Sünden schwinden im Hinblicke darauf, daß er den Anstoß zu dieser Anerkennung der Menschenrechte gab.«

Der Provincial wollte sprechen, Saint-Germain fuhr aber fort:

»Heute hat Maria Theresia den Entschluß gefaßt, und wenn Vorurtheil und Barbarei noch eine Zeit lang die Ausführung verzögern können, rückgängig wird nichts, was ihr kaiserlicher Sinn einmal für Recht erkannt.«

»Weiß Martin schon davon?« fragte rasch der Provincial; »o, laß uns zu ihm eilen, um durch diese frohe Kunde neues Leben in seine Adern zu gießen.«

»Umsonst,« versetzte Saint-Germain ernst, »seine Uhr läuft ab, der Schlag seines Herzens wird bald stille stehen. Aber Du hast recht, es ist unsere Pflicht, die letzten Augenblicke unseres sterbenden Mitbruders mit dieser Nachricht zu verklären, auf den goldenen Fittigen des stolzen Gedankens wird seine scheidende Seele sich in das Jenseits schwingen.«

Er hatte die letzten Worte noch nicht ausgesprochen, da klopfte es leise einmal an die Thür. Der Kammerdiener

des Marquis trat herein und meldete, daß ſich der Secretär des Herrn Beker draußen befinde und dringend ſeinen Herrn zu ſprechen wünſche.

»Mit deiner Erlaubniß, mein Bruder,« ſagte der Provincial zu Saint-Germain, »will ich ihn hier empfangen.«

Auf ein Zeichen des Marquis entfernte ſich der Kammerdiener und gleich darauf trat Rubin ein.

»Was iſt vorgegangen? Was gibt es ſo Dringendes?« frägte der Provincial, ihm einen Schritt entgegengehend.

»Ein Sterbender bittet um die Gnade Ihrer Gegenwart in ſeiner letzten Stunde, ich mußte den Mann, der als Bote kam, auch zu Frau Haimon führen, ihm die Wohnung von Herrn Robert ſagen, und endlich fragte er nach der Jungfer Helene; — ich ſagte ihm, er möge dieſe Poſt nur Herrn Robert ſagen, der wiſſe ſchon, was zu thun ſei.«

»O, das iſt Martin,« rief der Provincial; »eilen wir, eilen wir. Der Wunſch eines Sterbenden iſt ein heiliges Gebot, und wir können ihn in ſeinen letzten Augenblicken ſo unermeßlich beglücken.«

Wenige Minuten ſpäter befanden ſich der Provincial und Saint-Germain bereits auf dem Wege nach Martins Behauſung.

Als ſie dort anlangten, hatten der Arzt und der Geiſtliche ſie bereits zu erwarten: freundlich kam er ihnen ſchon am Thore entgegen und bat ſie, ſich nur gleich in die Zelle des alten Invaliden verfügen zu wollen. Er erzählte noch der Geiſtliche des Gefängniſſes, Martin habe bereits mit den letzten Tröſtungen der Religion verſehen werden können, der Sterbende aber immer ſeine

Blicke ſehnſuchtsvoll nach der Thüre geheftet habe und fortwährend ausrufe: »Sie werden kommen, ich weiß es, ſie kommen!«

Haſtig folgten Saint-Germain und der Provincial dem Aufſeher. Vor Martins Thür ſagte dieſer:

»Ich mag nicht mit eintreten, es thut ordentlich weh, wenn man ihn daliegen ſieht, wie gelähmt und gerädert, nicht im Stande, ein Glied zu rühren. Dem hätte man die Tortur ſchenken können.«

Bei dem Geräuſche, welches das Aufſperren der Thür hervorbrachte, ſchien Martins halb erloſchenes Auge wieder aufzuleben, — er verſuchte es, den Kopf etwas zu erheben und ſeine Augen ſtarrten nach der Thür hin, wie dieſe ſich langſam in ihren Angeln drehte und endlich die beiden Ankommenden auf der Schwelle ſichtbar wurden.

Ein Schrei der Freude drängte ſich zwiſchen den Lippen Martins hervor.

Bei dem Eintritte der Beiden wendete ſich Robert, der neben dem Greiſe ſtand, um; eine Frauengeſtalt aber, welche krampfhaft ſchluchzend neben dem Bette kniete, ſchien die Kommenden gar nicht zu hören.

»Ich wußte es ja, daß meine Sehnſucht nicht vergeblich ſein würde,« ſagte Martin mit faſt unhörbarer Stimme, und verſuchte es, den einen Arm dem Provincial und Saint-Germain entgegenzuſtrecken, war aber nicht im Stande, ihn zu erheben.

»Ich kann nicht, — ich kann nicht,« ſtöhnte er; »die Tortur hat mir alle Glieder aus den Fugen geriſſen, ich bin wie gebrochen. O, es war ſo grauſam, und ich konnte doch nichts ſagen. Ich wußte von nichts, ich hätte lügen müſſen,

denn das, was man von mir hören wollte, von einem Verbrechen, — ach — Ihr Beiden wißt ja am allerbeſten, daß meine Seele nicht ſchuldig iſt, wenn auch der böſe Geiſt eine Zeit lang Gewalt über mich hatte.«

Robert, den er bei dieſen Worten ſo flehend, ſo Erbarmen heiſchend angeſehen hatte, legte ihm leiſe ſeine warme Hand auf die vom kalten Schweiße bedeckte Stirn, und flüſterte mild: »Du warſt ja nur ein Werkzeug in fremder Hand.«

Der Sterbende winkte Saint-Germain und den Provincial ganz nahe zu ſich heran und man ſah, wie er ſich Mühe gab, den Kopf zu erheben, um ihnen ganz nahe etwas zuzuflüſtern. Sie beugten ſich zu beiden Seiten des Bettes über ihn. Robert trat einen Schritt zurück, und als nun Martin die Züge jener beiden Männer, zu denen er ſich im Leben ſo ſehr hingezogen gefühlt hatte, ſo ganz nahe über ſich ſah, als er mit der letzten Kraft ſeines brechenden Auges noch den warmen Blick auffing, der aus dem milden Antlitze Saint-Germains auf ihn fiel, da ſchien noch einmal die alte Lebenskraft in ihn zurückzukehren, ein Zug von ruhiger Klarheit legte ſich über ſein bleiches eingefallenes Antlitz, und er flüſterte: »Habe ich meine Aufgabe vollendet?«

»Du haſt ſie vollendet, mein Bruder,« ſagte feierlich Saint-Germain; »und gedenkſt Du noch der Stunde, wo wir uns vor mehr als einem Jahre zum letzten Male ſahen?«

»Ob ich ihrer gedenke!« flüſterte Martin; »mir iſt die Erinnerung nie lebendiger vor den Geiſt getreten, als eben ſeit den letzten Stunden. Es war, als ob eine geheimnißvolle Macht den Flug meiner Seele, die ſich nach Erlöſung ſehnt,

zurückgehalten, und mich noch für einige Zeit an dies irdiſche Sein gefeſſelt hätte. Ich denke jetzt ſo klar, als wenn es vor einer Minute geweſen wäre, an die Worte, die Du, mein hoher Meiſter, damals ſprachſt. Du ſagteſt: Bedenke, daß Muth und Beharrlichkeit der Wahlſpruch unſerer Obern iſt. War ich nicht muthig bis zum letzten Augenblicke, und beharrlich mehr noch vielleicht als muthig?«

»Du warſt es,« ſagte tröſtend der Provincial, welcher ebenfalls eine Hand des Sterbenden ergriffen hatte, »Du warſt es, und deswegen iſt Dir die Gnade beſchieden, noch vor deinem Ende zu vernehmen, daß dein Leiden kein fruchtloſes geweſen —«

»Wie, was ſagt Ihr?« rief Martin mit ſchwacher Stimme, nnd ſah bald den einen, bald den andern an, »mein Leiden war kein fruchtloſes, mein Leben alſo kein verlornes? Was ich in blindem Wahn verbrochen, es wäre demnach gebüßt, vnd die Glorie des Himmels ſtände mir, dem Sünder, noch offen?«

Seine Wangen hatten ſich bei dieſen Worten mit einer feinen Röthe überzogen, und lauſchend hielt er den Athem zurück, als Saint-Germain ihm mittheilte, welche Folgen ſeine Tortur gehabt.

»Deswegen alſo,« ſagte er nach einer Pauſe, während welcher er die Hände gefaltet und ſtill vor ſich hingebetet hatte, »deswegen alſo konnte ſich meine Seele nicht von dem gebrechlichen Körper trennen, deswegen tönte es mir immer wie ferner Flötenton ins Ohr: »Lebe noch!« — O, ich danke Dir, mein Herr und Gott, daß Du mich noch leben ließeſt!«

Noch einmal reichte er Allen die kalte Hand, mit tiefer Inbrunſt küßte er die Rechte Saint-Germains und erbat ſich

ſeinen und des Provincials Segen, dann legte er ſeine Hand auf das Haupt der in Schmerz aufgelöſten, noch immer an der Seite des Bettes knienden Helene, ſein flehender Blick ſuchte Robert und fiel dann wieder auf das Mädchen, das Haupt ſank ihm zurück.

Der Provincial begann laut zu beten. Saint-Germain und Robert unterſtützten mit ihren Armen das ſinkende Haupt des Greiſes, eine Minute ſpäter, und der alte Martin, der halbwahnſinnige Wächter vom Stephansfreidhofe, hatte ſeine irdiſche Laufbahn vollendet.

Noch herrſchte die feierliche Stille des Todes, das tiefe Schweigen der Rührung am Sterbelager Martins, noch knieten alle Anweſenden neben der Leiche, und kein Laut war zu vernehmen, als das krampfhafte Schluchzen Helenens, als plötzlich auf dem Gang vor der Zelle ein haſtiges Hin- und Herrennen, ein Rufen und Durcheinanderſchreien der Wächter und der ſchwere Tritt Bewaffneter hörbar wurde.

Robert öffnete die Thür. »Was iſt geſchehen?« fragte er den Gefangenwärter, der eben vorüber eilen wollte.

»Der Spießgeſelle des Kanzliſten Schreiber, der franzöſiſche Graf oder was er iſt, iſt uns durchgegangen,« lautete die Antwort.

»Marcell,« rief Robert erſchrocken aus, und bei ſeinem Rufe kam Helene mit aufgeriſſenen Augen, in welchen der Wahnſinn blitzte, aus Martins Zelle herausgeſtürzt.

»Wer ruft den Verfluchten?« ſchrie ſie, »wo iſt das Ungeheuer, dieſes Scheuſal in Menſchengeſtalt?«

»Ja, wer das wüßte, wo er iſt?« meinte der Gefan-

genwärter; »das Gericht würde dem Entdecker eine ſchöne Belohnung geben. Da iſt auch den Herren ein fetter Braten entwiſcht.«

»Entflohen?« rief Helene zuſammenſinkend; »er konnte entfliehen,« flüſterte ſie noch, »und mein armer Vater mußte ſterben.«

Der Provincial, welcher aus der Zelle eben herausgetreten war, kam noch zu rechter Zeit, um die Ohnmächtige in ſeinen Armen aufzufangen.

Während deſſen hatte ſich am andern Ende des langen Ganges ein neuer Lärm erhoben, und man ſah von weitem viele Perſonen in eine Zelle dringen, aus welcher nach einigen Minuten eine Bahre herausgetragen wurde.

»Ja, was iſt denn heute überall bei uns los?« rief der Gefangenwärter aus, »was gibt es denn bei dem Kanzliſten? Wen tragen die von dort heraus? Will doch einmal ſehen, was es gibt? Ich komme gleich, junger Herr.«

Mit dieſen Worten lief er den Gang hinab und kam gleich darauf wieder lachend zurück: »Der Kanzliſt hat es auch nicht erwarten können und ſich lieber ſelbſt aufgehenkt. Wie man vorhin in ſeiner Zelle viſitirte, hing er an der Thürangel ſchon bockſteif. War ſein Lebtag ein ſchlechter Kerl.«

Robert eilte in die Zelle zurück, wo ſich noch der Provincial und Saint-Germain vergeblich damit beſchäftigten, die wieder zum Leben erwachte Helene von der Leiche ihres Vaters fortzubringen. Er theilte ihnen faſt athemlos die Neuigkeit mit, und der Provincial ſagte ernſt:

»Das iſt Gottes Gericht!«

XVIII.

Ein ſolches Ende nahmen die Häupter der Wiener Acten, jene theils offenen, theils geheimen Leiter einer Anzahl von Bethörten, welche ſich von den angeblichen Beſitzern höherer Fähigkeiten für ſchlechte betrügeriſche Zwecke hatten mißbrauchen laſſen. Die Papiere, welche man in den Verſtecken der geheimen Loge gefunden, bezeugten mancherlei, zum Theil bis in das ferne Ausland verzweigte Verbindungen; aber man wollte, ſeit die Häupter gefallen, nicht mit den unbedeutenden Mitgliedern zu ſtreng ins Gericht gehen, und die große Kaiſerin befahl endlich, die Unterſuchung niederzuſchlagen. Erſt mehrere Jahre ſpäter bildeten ſich neue Logen, aber nach reinerem Ritus, das betrügeriſche Formelweſen ward abgeſtreift, Niemand dachte mehr daran, die Leichtgläubigkeit ſeines Mitbruders unter der Maske geheimer Wiſſenſchaft auszubeuten, es war ein Verein von Männern, die gemeinſam dem Guten, Schönen und Wahren, wie es der Geiſt des Menſchen zu ſeiner höheren Vollendung anſtreben ſoll, nachforſchten. Dieſer neuen Loge gehörten nicht mehr Menſchen, wie der Kanzliſt, oder Marcell, oder der halbblöde Kikelberger an; ſie zählte unter ihren Mitgliedern ebenſowohl Sonnenfels als Robert, ebenſowohl den jungen Linden, als den Secretär des ehemaligen Provincials, — den »Magiſter« Rubin.

Wie haben ſich alle dieſe Herren doch verändert, ſeit

wir in dieſer Erzählung ihnen das letzte Mal begegnet ſind! Was war vorgegangen ſeit dem Tage, wo wir Robert an dem Sterbebette Martins ſahen?

Bis zu dieſem Tage hatte er noch nicht das Haus der Gräfin Raunek, bei welcher Helene Zuflucht und ſchweſterliche Aufnahme gefunden, betreten. Eine geheime Scheu hielt ihn ab, in ein Haus zu gehen, das er von Antonien beobachtet wußte, denn die letzten Bemerkungen Maria's, welche ihm ſpöttiſche Vorwürfe darüber machte, daß er bei dem Anblicke jener blumenbeſetzten Fenſter ſich einer geheimen Schwärmerei hingebe, hatten ihn ſogar bewogen, ſein Wohnzimmer gegen den Hof zu verlegen. Nun aber, als er an der Leiche Martins die unglückliche Helene beſinnungslos vor Schmerz ſah, als es ſich darum handeln mußte, ſie in eine Pflege zu bringen, welche mit milder tröſtender Hand die blutenden Wunden dieſes Herzens heilen ſollte, jetzt konnte er ſich der Aufgabe nicht entziehen, mit dem Provincial ſie in ihre Wohnung zu begleiten, während Saint-Germain bei Martins Leiche zurückblieb.

Als der Wagen vor dem Hauſe der Gräfin hielt, war Robert nicht wenig überraſcht, beim Ausſteigen unter dem großen Hausthore auf der erſten Stufe der Haupttreppe die alte Maria zu ſehen, welche, wie bereits benachrichtigt von dem Eintreffen Helenens, ſie hier erwartete. Robert, welcher die in Schmerz aufgelöſte Schweſter aus dem Wagen hob, bemerkte nicht den Blick des Einverſtändniſſes, welchen Maria in dieſem Augenblicke raſch mit dem Provincial wechſelte. Während ſie Helene in ihren Armen auffing, um ſie im Hinaufſteigen der Treppen zu unterſtützen, ſagte ſie zu Robert:

»Jetzt können Sie füglich nicht ausweichen, auch der

Frau Gräfin Raunek, der Beschützerin Helenens, Ihren Dank im Namen Ihrer Schwester auszusprechen. — Und flüsterte sie an seiner Seite gehend ihm leise zu: »ich will es übernehmen, Sie bei Antonie zu entschuldigen, daß Sie in dieses gefährliche Haus eingetreten sind.«

»Gefährlich?« fragte Robert, dem in diesem Augenblicke eine Menge von Gedanken durch den Kopf schwirrten, der wieder in den klarsten lebendigsten Farben jene reizende schlanke Gestalt zwischen den Blumenblättern sah; — »gefährlich?« wiederholte er beinahe mechanisch und hatte nicht den Muth, Maria anzusehen.

»Gewiß, gewiß,« sagte sie, »bedenken Sie doch, daß hier diese verführerischen Blumen sind — «

»Für mich haben sie alle Gefahr verloren,« antwortete Robert mit schmerzlichem Lächeln, »ich bin jetzt sicher.«

»Wer weiß?« scherzte Maria. Während dieses kurzen Gespräches waren sie in dem hellen Flur des ersten Stockwerkes angelangt, wo Maria auf eine große braune Thüre wies und zu Robert sagte:

»Gehen Sie nur vorläufig da hinein, ich muß vor allem Helene in ihr Zimmer bringen, die Gräfin davon benachrichtigen, und sie aufmerksam machen, daß Herr Haimon da ist, um ihr seinen Dank und seine Verehrung auszudrücken.«

»Und mein würdiger Freund?« fragte Robert, indem er sich nach dem Provincial umsah und diesen nicht mehr erblickte.

»Wären Sie nur etwas weniger zerstreut gewesen, so hätten Sie bemerkt, daß der hochwürdige Herr unten an der Treppe wieder in den Wagen gestiegen ist. Er wollte meiner Einladung, herauf zu kommen, nicht folgen. Er müsse den Todesfall, dem er eben beigewohnt, den übrigen Verwandten

anzeigen. Ich glaube, er wird ſich zu Ihrer Mutter begeben haben. Doch hier iſt die Thüre. Iſt es gefällig, einzutreten?«

Robert öffnete die hohen ſchweren Flügelthüren und befand ſich in einem großen Saal. Die Einrichtung desſelben, vom dunkeln, ſpiegelglatten Boden, von welchem ſich der purpurfarbene Sammet der Stühle und Sophas ſchön hervorhob, bis zu dem aus facettirtem Glaſe zuſammengeſetzten Luſter und den ſchweren lilafarbenen ſeidenen Vorhängen, zeugten von eben ſo viel Geſchmack als Reichthum. Die Wände, mit Tapeten aus granatbrauner Seide überſpannt, waren faſt ganz freigelaſſen, nur an den Pfeilern zwiſchen den Fenſtern liefen lange ſchmale Spiegel herab, und einer Thüre gegenüber, welche zu einer Reihe von Zimmern führen mochte, hing, faſt die ganze Breite der Wand einnehmend, ein Bild, eine Landſchaft vorſtellend.

Robert hatte ſich bald in dieſes Bild vertieft. Es zeigte ein kleines Schloß mitten im Walde, eine einſame Stätte ruhigen Glückes, denn der freie, weite Wieſenplatz ringsum war ſo wohl gepflegt und gut erhalten. Aus einem mächtigen Blumenbeete in der Mitte der Wieſe gerade dem Balcon des Schloſſes gegenüber, ſprang ein ſtarker Waſſerſtrahl hoch in die Luft, ein paar ſchlanke Rehe kamen behaglich zwiſchen den Bäumen herausgeſchritten, und im Hintergrunde ſah man durch die Lichtung in ein Thal hinab, wo ein kleines Dorf vom röthlichen Strahle der untergehenden Sonne beſchienen war.

Der junge Mann fühlte ſich ſonderbar bei dieſem Anblicke bewegt. War es die Ruhe und der Friede allein, welcher aus dem Bilde ſprach, oder war es eine Ahnung, welche den Anblick des Bildes zu einer Prophezeiung nahender Ereigniſſe *geſtalteten?* Das Bild mit ſeiner poetiſchen Waldeinſamkeit

ſchien dem Beſchauer ganz genau zu dem Character jener Frau zu paſſen, welche in ihrem Zimmer ſich ſo viel ſie kann ein kleines Stück friſcher Natur hervorzuzaubern beſtrebt war. — Er war ſo in ſeine Gedanken vertieft, daß er zuſammenſchrak als er eine Hand ſich leicht auf ſeine Schulter legen fühlte. Wie er ſich umwandte, ſtand Maria vor ihm. Sie ſah ernſt und feierlich aus, und es entging Robert nicht, daß eine gewiſſe Befangenheit ihr Weſen beherrſchte. Sie mußte dem Bilde gegenüber aus der Thüre getreten ſein; wenigſtens ſtand dieſelbe jetzt halb offen.

»Ich habe Sie bereits der Gräfin Raunek angekündigt,« begann Maria; »ſie bittet nur einige Augenblicke um Entſchuldigung. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Geſellſchaft leiſte, es drängt mich ohnehin, über eine uns Beiden wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu ſprechen.«

»Glauben Sie meine Beziehung zu Antonie?« fragte Robert und fühlte ſelbſt, wie ſchon der Gedanke an ſie ihm das Blut zur Stirn trieb.

»Sie haben den Namen jenes Weſens genannt,« antwortete Maria, »das mir über Alles theuer iſt. Ich fühle es, daß hier nicht der Ort iſt, um dieſen Gegenſtand zu erörtern, aber es drängt mich ſchon ſeit lange, mit Ihnen darüber zu ſprechen, um Sie für Ihre Zukunft ſich keinen Täuſchungen hingeben zu laſſen.«

»Ich verſtehe Sie nicht,« ſagte Robert verwundert: »was werden Sie mir ſagen? Welchen Täuſchungen ſoll ich mich nicht hingeben? Soll ich vielleicht Hoffnungen entſagen, von denen ich nur mit meinem Leben laſſen möchte? Oder —« fügte er erſchreckt hinzu, als durchführe ein plötzlicher Gedanke ſeine Seele, »ſprechen Sie im Namen Antoniens, kommen Sie, mir zu ſagen, daß ihr Zurückziehen in der letzten

Zeit, ihr Verbergen vor mir, nur der Anfang eines Abſchiedes für das Leben war?«

»Nein,« ſagte Maria feſt, — »aber«, fuhr ſie fort und ergriff ſeine Hand, »es muß endlich ein Geheimniß Ihnen enthüllt werden, das leider zu lange Ihnen verborgen geblieben iſt —«

»Sie erſchrecken mich! Was wollen Sie mir ſagen?«

»Wenn Antonie nun nicht dieſelbe wäre, als welche ſie ſich Ihnen gezeigt, als welche Sie ſie bei mir kennen gelernt haben?«

»Ich verſtehe Sie nicht!«

»Wenn Antonie einen andern Namen trüge, wenn ſie nicht wäre, was ſie ſchien?«

»Heiliger Gott!« rief Robert, in deſſen Seele es jetzt wie ein Blitz aufleuchtete; »o, meine Ahnung! Deswegen ihr Zurückziehen, ſeit ich ihr einſt von der Nichte der Gräfin Vietinska erzählte?« Er ſchlug in tiefem Schmerze beide Hände vor das Geſicht und flüſterte in bitterem Tone: »Die hohe Dame hat ein grauſames Spiel mit meinem Herzen getrieben.«

Maria ſchwieg einen Augenblick, eine Thräne ſtahl ſich aus ihrem Auge, ſie mußte alle Kraft anwenden, um ihrer Bewegung Herr zu bleiben.

Robert fuhr fort: »Ich danke Ihnen, Maria, daß Sie mir dieſes Zuſammentreffen, auf welches ich ſo gar nicht vorbereitet war, erſpart haben. Mein Entſchluß iſt raſch gefaßt. Ein Freund, der Marquis Saint-Germain, reiſt heute noch ab, weit fort von hier; ich werde mit ihm gehen. Die Entfernung wird vielleicht die Wunde vernarben laſſen, die hier, an demſelben Orte, wo ſie lebt, wo ich ſie vielleicht ſehen würde, vielleicht bei meiner Gräfin einſt ſprechen müßte, nur *ein langſames* Verbluten meines Lebens zur Folge hätte.

Leben Sie wohl, Maria, sagen Sie ihr, daß ich aus tiefster Seele ihr verzeihe, daß mein heißestes Gebet nur immer ihrem Glücke gelten würde, daß sie glücklich sein möge, so glücklich, als sie mich elend gemacht.«

Mit abgewendetem Gesichte reichte er Maria die Hand und eilte zur Thüre gegen den Vorsaal.

In diesem Augenblicke tönte der Ruf: »Robert!« durch den Saal, und in dem flehenden Ton dieser Stimme lag die ganze Unermeßlichkeit der hingebendsten Liebe, der demuthvollsten Unterwerfung. Einen Augenblick lang schien er von dem Rufe wie betäubt; er blickte auf, da stand in der Thüre gegenüber dem Bilde die Gräfin Raunek — seine Antonie, schlicht und einfach wie sonst, und wie um Verzeihung bittend hatte sie die Hände ihm entgegengestreckt. Er hielt die Hand vor's Auge, wie geblendet; Antonie trat rasch näher, im nächsten Augenblicke fühlte er, wie sie seinen Hals mit ihren Armen umschloß, ihr Kopf ruhte an seiner Brust, und während die thränenüberströmenden Augen in unendlicher Sehnsucht zu ihm aufblickten, flüsterten ihre bebenden Lippen: »Ich kann ja ohne Dich nicht leben!«

Einige Wochen darauf war es in dem kleinen Schlößchen, das Robert auf dem Bilde gesehen, ganz lebendig geworden. Die alte Maria hatte sehr viel zu schaffen und anzuordnen, und als Margarethe einen langen kostbaren Spitzenschleier träumerisch einen Augenblick zu lang in der Hand wiegte, sagte Maria in guter Laune scheltend zu ihr:

»Aber Mädchen, kannst Du denn nicht die acht Tage mehr warten, bis Du mit deinem Melchior vor den Altar trittst? Heute mußt Du frisch und flink sein, die gnädige

Gräfin und Herrn Haimons Schweſter, das ſind zwei Bräute, wie man ſie nicht alle Tage ſieht; alſo hurtig; friſch von der Stelle!«

Sie hatte auch alle Urſache, die gute Maria, ihre Leute anzutreiben, denn auf zwölf Uhr war in der kleinen Dorfkirche unten die Trauung beſtimmt, und es waren ja noch mehr Gäſte im Schloß, die alle ihre Aufmerkſamkeit erheiſchten.

Die alte Gräfin Vietinska und der alte Baron Linden waren die erſten, welche mit ihren Toiletten fertig geworden, und an dem Arm des alten Herrn, der heute wieder jung und heiter wie ſonſt war, trat die Dame auf den Raſenplatz.

»Ich muß Ihnen geſtehen, Baron,« ſagte die Gräfin, »ich bin jetzt ganz ſtolz darauf, daß meine Nichte Breſche macht in das Vorurtheil wegen der bürgerlichen Heirathen. Wir Leute von Adel müſſen zeigen, daß wir die Zeit verſtehen. Es thut mir leid, daß ich eine Zeit lang dagegen war, aber ich bin noch nicht alt genug, um nicht eine beſſere Einſicht anzunehmen.«

»Sie ſind ein Muſter aller Damen, meine Gnädige, und ich kann Ihnen ſagen, daß Seine Majeſtät der Kaiſer ſich ſehr günſtig über unſere Entſchlüſſe geäußert hat. Ueberdies, ſeien wir aufrichtig, iſt der junge Haimon ein Mann, der ſeinen Weg machen wird, und dann braucht's ja nicht ſo viel — das Wappen kommt ſchon von ſelbſt.«

»Mir iſt leid, daß die Mutter der beiden Geſchwiſter nicht da iſt. Ich habe ſie beſucht und nicht ſo kränklich gefunden, um nicht die Reiſe hieher machen zu können. Freilich der Todesfall ihres Bruders; doch laſſen wir das.«

Während dieſes Geſpräches waren die Wagen, welche den Zug zur Kirche bringen ſollten, vorgefahren.

— Eine Stunde ſpäter verband Pater Mansperger

zwei glückliche Paare auf ewig. Antonie und Robert, Sophie und der junge Linden leisteten sich heute vor Gottes Altar den Schwur ewiger Treue und besiegelten ein Bündniß, das ihre Herzen bereits früher so innig geschlossen hatten.

Als der Zug sich aus der Kirche entfernte, blieb in Thränen aufgelöst eine Gestalt betend vor einem Seitenaltare zurück. Während des allgemeinen Glückes, das sie umgab, hatte sie sich einen heiligen Eid geleistet — die unglückliche Helene hatte sich selbst für das Kloster der Büßerinnen bestimmt.

Als die Wagen, aus der Kirche zurückkehrend, den kurzen Weg auf der Straße bis in den Wald fuhren, begegneten sie einem jungen Mädchen, dessen halb städtische, aber unendlich ärmliche Tracht der alten Gräfin auffiel.

»Sehen Sie einmal,« sagte sie zu Sophie, mit welcher sie in einem Wagen fuhr, »die arme Creatur, sie scheint einmal bessere Zeiten gesehen zu haben. — Da!« rief sie und warf dem Mädchen einen Ducaten aus dem Wagen, »Du sollst Dich heute auch freuen.«

In diesem Augenblicke wandte das Mädchen auf der Straße den Kopf. Sophie stieß einen Schrei aus. Sie hatte die unglückliche Rosa, ihre einstige Nebenbuhlerin, erkannt. Erst nach einer Weile wagte sie den Kopf aus dem Wagen zu stecken und hinter sich zu sehen. —

Rosa saß, den Kopf in die Hand gestützt, am Rande der Straße und schaute den forteilenden Wagen nach.

Ende.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Gräfin und Herrn Haimons Schweſter, das ſind zwei Bräute, wie man ſie nicht alle Tage ſieht; alſo hurtig; friſch von der Stelle!«

Sie hatte auch alle Urſache, die gute Maria, ihre Leute anzutreiben, denn auf zwölf Uhr war in der kleinen Dorfkirche unten die Trauung beſtimmt, und es waren ja noch mehr Gäſte im Schloß, die alle ihre Aufmerkſamkeit erheiſchten.

Die alte Gräfin Vietinska und der alte Baron Linden waren die erſten, welche mit ihren Toiletten fertig geworden, und an dem Arm des alten Herrn, der heute wieder jung und heiter wie ſonſt war, trat die Dame auf den Raſenplatz.

»Ich muß Ihnen geſtehen, Baron,« ſagte die Gräfin, »ich bin jetzt ganz ſtolz darauf, daß meine Nichte Breſche macht in das Vorurtheil wegen der bürgerlichen Heirathen. Wir Leute von Adel müſſen zeigen, daß wir die Zeit verſtehen. Es thut mir leid, daß ich eine Zeit lang dagegen war, aber ich bin noch nicht alt genug, um nicht eine beſſere Einſicht anzunehmen.«

»Sie ſind ein Muſter aller Damen, meine Gnädige, und ich kann Ihnen ſagen, daß Seine Majeſtät der Kaiſer ſich ſehr günſtig über unſere Entſchlüſſe geäußert hat. Ueberdies, ſeien wir aufrichtig, iſt der junge Haimon ein Mann, der ſeinen Weg machen wird, und dann braucht's ja nicht ſo viel — das Wappen kommt ſchon von ſelbſt.«

»Mir iſt leid, daß die Mutter der beiden Geſchwiſter nicht da iſt. Ich habe ſie beſucht und nicht ſo kränklich gefunden, um nicht die Reiſe hieher machen zu können. Freilich der Todesfall ihres Bruders; doch laſſen wir das.«

Während dieſes Geſpräches waren die Wagen, welche den Zug zur Kirche bringen ſollten, vorgefahren.

— *Eine* Stunde ſpäter verband Pater Mansperger

Stanford University Libraries

3 6105 015 270 510

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004